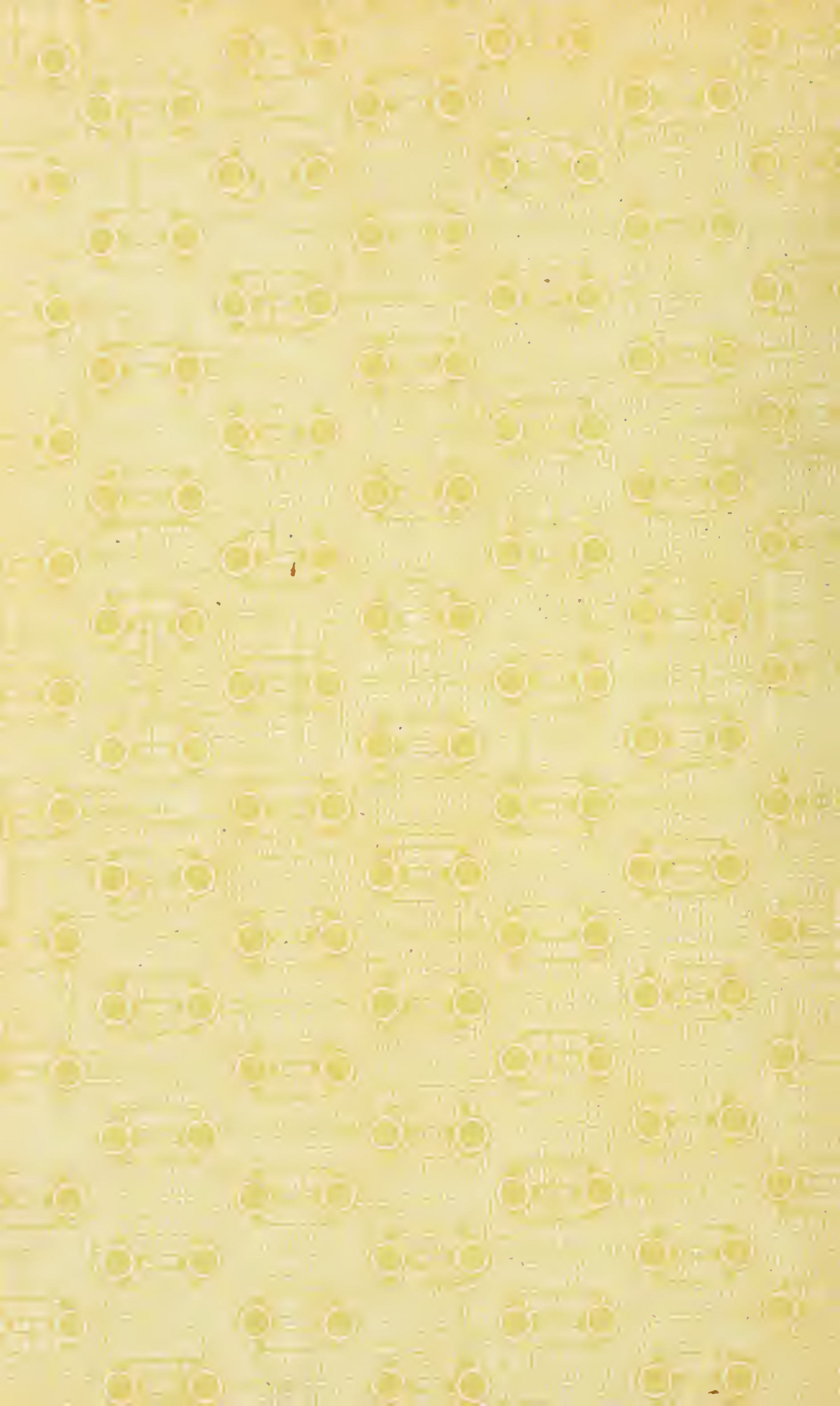

UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY







Pestalozzi's sämtliche Werke.

Herausgegeben

von

Dr. L. W. Seyffarth,

Pastor prim. an der Liebfrauenkirche zu Liegnitz.

Sechster Band.

Liegnitz.
Druck und Verlag von Carl Seyffarth.
1901.

Inhaltsverzeichnis des sechsten Bandes.

Ein Schweizer-Blatt.

Seite

Vorbemerkungen 2
I. Zur Einführung 4
II. Eine Ecke in der St. Georgen-Straße in *** 10
III. Zwei Advokaten 10
IV. Gespräch zweier Mönche 11
V. Szenen aus dem Innern Frankreichs 13
VI. Zum Angedenken Herrn Jakob Frölich 19
VII. Der gute Jakob, wie er seinen Sohn lehrt 24
VIII. Aus alten Mandaten 27
IX. Ueber die Bauern.
1. Die Verschiedenheit der Lagen des Landvolks 30
2. Der Einfluß der Dienstbarkeit auf den Landmann 38
3. Der Einfluß der Fabrikarbeit auf die Dörfer 43
4. Wodurch in der gegenwärtigen Lage der Sache das Hausglück des Volkes allein erzielt werden kann 47
X. Kunigunde.
1. Die Versuchung 54
2. Bei der Mutter Kunigundens 60
3. Wohin die Umstände den Menschen bringen können . . . 69
4. Die Frucht der Versuchung 75
5. Ein trauriges Ende 81
XI. Ueber epidemische Krankheiten 86
XII. Lord North 91
XIII. Aufschluß eines Problems 96
XIV. Leander und Nerino 97
XV. Aus dem Tollhause 98
XVI. Nachschrift 103
XVII. Der Frühling 104
XVIII. Arners Gutachten über Kriminalgesetzgebung 106
1. Auch bei strengen Gesetzen kann Menschlichkeit geübt werden 108
2. Wo die Verbrechen die Gerichtsstellen einträglich machen, da steht es schlecht um die Gerechtigkeit 113
3. Von den innern Triebfedern der Kriminalgesetzgebung und ihrer Handhabung 118
4. Die wahre Staatsweisheit in Behandlung der Gefangenen 125
5. Weitere Einrichtung der Gefangenenanstalten. Behandlung der Kinder der Gefangenen 131

Seite

XIX. An mein Vaterland 1782 136
XX. Der schimmernde Hause und der Bettler 141
XXI. Der Sommer 141
XXII. Boono und Nelli 148
XXIII. Dem Angedenken des edlen Menschenfreundes Herrn Ratschreiber Iselin von Basel. Band I, S. 236—253.
XXIV. Etwas zur Beleuchtung der Erziehungsart meines Knaben 157
XXV. Auf den Tod der Gattin Füßli's 160
XXVI. Etwas über Religion 161
XXVII. Beschluß einer zernichteten Rede über die Verfassung eines schweizerischen Freistaates 166
XXVIII. Von der Erziehung 169
XXIX. Epistel über die Freundschaft an Phryne 187
XXX. An Herrn Sch . . r v. Z . .
Erster Brief 193
Zweiter Brief 196
XXXI. Der Bauernschuhmacher.
1. Kapitel 198
2. Kapitel 201
XXXII. Ueber Rechtsgrundsätze 204
XXXIII. Ein paar Stellen aus dem zernichteten Manuskript über die Gesetzgebung eines schweizerischen Freistaats 207
XXXIV. Kleinere Stücke.
Ungleiche Manieren 210
Anekdote 210
Mischmasch 210
Anekdoten zur Ehre der Menschheit 212
Nachwort 218

Figuren zu meinem ABC-Buch oder zu den Anfangsgründen meines Denkens. (Fabeln.) 221

Einleitung 223
1. Der Menschenmaler 227
2. Der Raupenfänger 228
3. Der Regentropfen 229
4. Der Kiesel und der Fels 229
5. Der Berg und die Ebene 229
6. See und Fluß 230
7. Das Meer und alle Wasser der Erde 230
8. Schwamm und Gras 231
9. Sonne und Mond 231
10. Noch einmal Sonne und Mond 231
11. Der Strahl und der Graswurm 232
12. Der Sturm und die Schneeflocke 232
13. Das Himmelblau und die Wolken 232
14. Die brennbare Erde 233
15. Die wasserreiche Erde 233
16. Die Brücke und der Weg 233
17. Der gebrochene Marmor 234
18. Die Quelle und der Berg 234
19. Die Entstehung der Berge 234
20. Ebenisten- und Naturstärke 235

Seite
21. Der Vogelsang 235
22. Das Feuer und das Eisen 235
23. Handlanger-Wert 236
24. Die Anbetung des Teufels 236
25. Der Cyklopen-Schutz 236
26. Zwei Füllen 237
27. Die zwei Bären 237
28. Die Flamme und die Kerze 239
29. Das ewige Licht 239
30. Reiner und verfälschter Wein 240
31. Das inwendige Toben 240
32. Die Philosophie des Auerhahns 240
33. Der Heerochs 241
34. Der alte Turm 241
35. Die goldene Mittelstraße 242
36. Der Ursprung der Glocken 242
37. Das Hahnen-Geschrei 242
38. Der Thoren Recht 242
39. Das Trinkglas und der silberne Becher 243
40. Der Stern mit der Rute 243
41. Der Kröten-Trost 244
42. Die aufgeopferten Steine 244
43. Aufmerksamkeiten 245
44. Nur noch jetzt nicht 245
45. Die Affenbeichte 246
46. Was der Affe bei der Schlange gelernt hat 246
47. Der Hunde Bescheidenheit 247
48. Der Plünderer und das Klostergut 247
49. Der Thor, der Feuer sucht 247
50. Der Schiffer ohne seinesgleichen 248
51. Der Thor, der Feuer löscht 248
52. Der Kutscher, wie es deren viele gibt 248
53. Stoffels Brunnen 249
54. Löwe und Reh 249
55. Roßfliege und Horniß 249
56. Kauz und Adler 250
57. Gauch und Käfer 250
58. Löwen-Schwäche, Stieren-Art und Fuchsen-List 250
59. Der Richter in der Sache seines eigenen Bratens . . . 251
60. Der Gutsherr und sein Erblehnsträger 251
61. Hirschenhorn 252
62. Die undankbare Henne 253
63. Die reiche Quelle 253
64. Das Veilchen und die Stinkblume 254
65. Der Esel, der vom Fuchs herkommt 254
66. Der Luchs 255
67. Der Nebelmacher 255
68. O du heilige Einfalt 256
69. Die alte Mauer und das Bürgerhaus 256
70. Der Löwe, die Schlange und der Teufel 256
71. Das Gras unter der Eiche 257
72. Wieder die Eiche und das Gras 257
73. Noch einmal die große, harte Eiche 257
74. Der veraltete Kuhfelsen 258
75. Zwei Weiden 258
76. Der unglückliche, verirrte Mensch 259
77. Der Stein aus der Höhe 259
78. Hühner, Adler und Mäuse 560

Seite

79. Bach und Garten 260
80. Die verdorbene Straße 261
81. Der alte Bär auf der Tanne 261
82. Zwei Schäfer 262
83. Der Tolenmacher Toffel 262
84. Von Zäunen mit faulem Holze und von schlechten Dorfvorgesetzten 263
85. Die Wage und der Trottbaum 264
86. Das Inwendige des Hügels 264
87. Der unbekannte Ausweg 265
88. Des Hansen Rock 265
89. Stoffel und seine Uhr 266
90. Graf Albo 266
91. Nero 266
92. Die Linde und der König 267
93. Noch einmal die Linde und der König 267
94. Faule Eichen und junge Tannen 268
95. Das Recht der Heuerlinge 268
96. Die Erfahrung, wie sie ein Narr braucht 269
97. Noch einmal die Erfahrung, wie sie ein Narr braucht . . . 269
98. Das Storchenland 269
99. Die jauchzende Hölle 270
100. Das Rachenrecht und seine Folgen 270
101. Sprüchwörter-Folgen 271
102. Das Erdbeben, ein Traum 272
103. Bajazet und sein König 273
104. Wallo und ein anderer Bajazet 273
105. Das kranke Bäumchen 274
106. Die frierenden Kinder 274
107. Die Schaubhütlerin und das Samenkorn 275
108. Eine Tanne, die der Stolz tötet 275
109. Der Bauer und die Eiche 276
110. Der Ursprung des Blutdursts 276
111. Was ist der Mensch? — Blatt oder Stamm 277
112. Alte Zeit, gute Zeit 277
113. Die Unverschämtheit des unbrauchbaren Mannes 277
114. Die Armbrust und der Degen 278
115. Das ungleiche Obdach 278
116. Das unauslöschliche Gleichheitsgefühl 278
117. Das Schuhmaß der Gleichheit 279
118. Das Katzen-Seelenmachen 279
119. Der gefrorne See 279
120. Der Schöppe Plumb 279
121. Die mürben Stricke 280
122. Die seltene Pfirsiche 281
123. Die Feldmusik 281
124. Die unheilbarste aller Krankheiten, das schleichende Mittelmäßigkeitsfieber 281
125. Das Spatzenschießen 282
126. Ein Amtmann, der blind an dem Bauern ist, den er liebt, und sehend an dem, den er haßt 282
127. Die Welle und das Ufer 283
128. Der Maurer und sein Junge 283
129. Ein Esel und ein Löwenschädel 283
130. Der Löwe und sein Ratgeber 284
131. Wo wird es sich enden? 284
132. Noch einmal — wo wird es sich enden? 284
133. Eis und Eisen 285
134. Zwei Dorfmeister 285

Seite

135. Das ungleiche Gefühl eines Pfarrers und eines Bauern über den Schaden, den ein Waldbach ihrem Dorfe that 286
136. Eine Dame, zwei Kammerfrauen und ein Justizbeamter . . 286
137. Zwei Pferde und die Deichsel 287
138. Die verwandelten Schafe 287
139. Gemeingeist und Gemeinkraft 289
140. Eine Kindsverderberin und ein Narr 289
141. Die ungleichen Herren 290
142. Manschelhosen 290
143. Ein Fuchs und ein Esel 291
144. Der Halb-Fuchs und der Ganz-Fuchs 291
145. Fisi und Hallo 292
146. Ein Sprachfehler in der Beurteilung der Wolle 292
147. Das Menschenvertilgen 293
148. Das hohe Roß und der Zwerg 293
149. Meinungen über die beste Welt 294
150. Ein großes Bedenken 294
151. Das Wallen und Weben der Menschen 295
152. Der Geist der menschlichen Entschuldigungen 296
153. Noch einmal der Geist der menschlichen Entschuldigungen . . 297
154. Untreue Schafhirten im Sumpflande 298
155. Von des Hansen Hause und von schwerem Holze 299
156. Noch einmal der Geist der menschlichen Entschuldigungen . . 299
157. Wie Edwich sein Vaterherz verliert 300
158. Spital-Ordnung 301
159. Das zerrissene Herz 301
160. Junker Fritz und seine Bauern 302
161. Er wieder — und ein Geistlicher, wie es viele, — und ein Pfarrer, wie es wenige gibt 302
162. Das Pflanzenversetzen 304
163. Großdumm und Kleindumm 305
164. Der Unrat im Fischteich 305
165. Der gute Rat 305
166. Die Tugend des Todbettes 306
167. Ulo's Gesang 306
168. Die Biberegger Liebhaberei 307
169. Veraltete Ehre 308
170. Milos Fischer-Ordnung 308
171. Verirrungen eines Schaf- und eines Roßhirten 309
172. Teilungs-Grundsätze 309
173. Bürgereinfalt und Kabinettsweisheit 310
174. Teufels-Sorgen 310
175. Der Schmiedjunge und die Zange 310
176 Warum Zeus den Löwen zum König macht 311
177. Der Löwe und der Tiere Erleuchtung 311
178. Die unglückliche Halb-Aufklärung 312
179. Die Bärenaufklärung 314
180. Der Wind und der Schiffer 314
181. Meine Angst vor dem Hunde. (Ein Traum) 315
182. Der Hirt und das Schaf 316
183. Der Zankapfel 317
184. Ein alter Elephant 317
185. Der Streit über die Elle, das Pfund und den Eimer . . . 318
186. Heidensorgen 319
187. Der Streit einer Bande 321
188. Herr Frommann und ein Zuchthäusler. (Keine Fabel, sondern eine Wahrheit) 323
189. Der Tiere Gerechtigkeitspflege 325

Seite

190. Die Affen-Gerechtigkeit 326
191. Die Gerechtigkeit im Waghause 327
192. Die Spinnen-Gerechtigkeit 327
193. Die Baukunst in Rollingen, und ein Hansmichel, der sie beurteilt 328
194. Die Freßordnung im Hühnerstalle 329
195. Das Zutrauen der Tiere 330
196. Milka und Emma 331
197. Die Lobrede des Maulbrauchens und der Frechheit vom Mephistopheles 333
198. Der Junker Milchius 334
199. Eben dieser Junker Milchius 334
200. Der Steg ohne Lehnen 335
201. Ein Klubb im Tierreiche 338
202. Die Katzengerechtigkeit 346
203 Auszug aus der Anrede der T. T. Maus, welche von alter Mäuse wegen die T. T. Katzengesandtschaft bekomplimentiert hat 349
204. Der große Tierkrieg mit seinen Ursachen und Folgen . . . 354
205. Die Menschengerechtigkeit 360
206. Der allgemeine Tiervorschritt in der Gerechtigkeit 361
207. Die Löwen-Gerechtigkeit 362
208. Der Fuchs arbeitet gegen das goldene Zeialter 362
209. Der Fuchs arbeitet noch mehr gegen die Ehrliebe 363
210. Der Fuchs simplifiziert das System der Natur 365
211. Der Fuchs erklärt das Wort Usurpation 365
212. Fuchs und Esel beurteilen den Löwen 366
213. Das Rechtsgefühl der Tiere 367
214. Die Freiheitsbegriffe der Tiere 367
215. Wie die Tiere überhaupt regieren würden 369
216. Der Elephant motiviert sein Urteil über die Regierungsunfähigkeit der Tiere 371
217. Das höchste Gesetz 371
218. Die Staatswirtschaft 373
219. Der Staats-Horoskop 373
220. Der Staatsdienst 274
221. Das Staatsrecht 374
222. Das blinde Vertrauen 375
223. Leander und seine drei Söhne 376
224. Leonor, Matthias, Selmar und Nilson. Vier Geistliche . . 380
225. Verderbte Rehe und ein Tier Prädikant 383
226. Hans und Benedikt 384
227. Der Biber und der Marder 386
228. Ein Stier und ein Biber 386
229. Eine Koppel Jagdhunde, ein Jäger und ein Junker 387
230. Die Begriffe der Bienen von der Freiheit und der Gerechtigkeit 389
231. Der Ursprung der Kronen 393
232. Der Schneider-Traum 393
233. Der Patrioten-Traum 394
234. Der Seelenverkäufer 396
235. Das liebe Leiden 397
236. Es gibt Leute, die gehen werden 398
237. Die Felsmasse 399
238. Der Tiermaler und ein Affe 399
239. Der Unterschied des Waldlebens und des gesellschaftlichen Zustandes 400

Nachschrift 404

240. Der Zeugnisgeber 409
241. Die Weisheit des Widerspruchs gegen die Elementarbildung 409

Seite

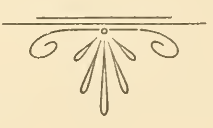
242. Das Unglück des Landes, in welchem die Erziehungsgewalten die einen taktlos begünstigen, und die andern taktlos beschränken . . . 409
243. Auch in der Erziehung ist es wahr: Wo viel darauf angelegt wird, zu scheinen, da ist das Betrogenwerden beinahe unausbleiblich . . . 410
244. Die neusten Poetischen und Kunstschönen in der Erziehung . 411
245. Mensch und Hund . . . 411
246. Der Landedelmann und sein Schulmeister . . . 412
247. Die Luft und das Fenster . . . 413
248. Die beiden Finanzräte . . . 413
249. Die Unschuld und der gefangene Wolf . . . 413
250. Ebendiese Unschuld und die Haus- und Stalltiere . . . 413
251. Die Unschuld und die Fische und die Vögel . . . 414
252. Herr von Derbhans . . . 415
253. Eine Erklärung zu dieser Antwort . . . 415
254. Unterschied des Standes und der Tugend . . . 415
255. Der Schaden des Mitregierens . . . 415
256. Katze und Hund . . . 416
257. Menoni forn und Menoni heuer . . . 416
258. Der Bären Ansprüche an ein unabhängendes Strafgericht in ihrem Reiche . . . 417
259. Das Kleinod . . . 418
260. Künstler und Narren . . . 420
261. Mensch — Mann — Bürger . . . 420
262. Von gleichen und von verschiedenen Eiern . . . 421
263. Baumeister und Narr . . . 421
264. Die kranke Schafherde . . . 421
265. Was das Gedeihen der Pflanzen und der Menschen fördert 422
266. Erziehungsweisheit . . . 422
267. Die Weisheit des Lebens . . . 423
268. Der Ofen und das Feuer . . . 423
269. Trommel, Pfeife und Trompete . . . 423

Erklärung einiger in diesem Buche vorkommender Provinzialwörter . . . 424

Bemerkungen . . . 426

Zwei Aufsätze Pestalozzi's über Fragen des Handels und der Industrie . . . 431

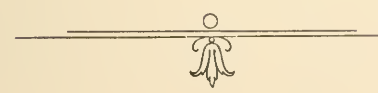
1. Ueber die Folgen des französischen Einfuhrverbotes von 1785 433
2. Ueber die gegenwärtige Lage der Gewerbsthätigkeit mit besonderer Rücksicht auf das Gebiet der Hofmeisterei Königsfelden . . . 443



Ein

Schweizer-Blatt.

1782.



Vorbemerkungen.

Das Schweizer-Blatt erschien 1782 (in Oktav) in 52 Nummern, davon jeden Donnerstag eine ausgegeben wurde, die erste am 3. Januar, die letzte am 26. Dezember 1782. Dieselben sind in zwei Bände abgeteilt, deren erster 420 Seiten, die Nummern 1—25, deren zweiter 432 Seiten, die Nummern 26 bis 52 umfaßt. Druckort und Verleger sind nicht angegeben, Iselin gibt Baden an. — Das Schweizer-Blatt war sehr selten geworden, auch auf der Bibliothek des Instituts zu Yverdon befand sich dasselbe nicht; K. v. Raumer kannte es auch nicht, wie er in seiner Geschichte der Pädagogik (II, 999) angibt, ebensowenig Blochmann (H. Pestalozzi 1846, S 39), der es, „einige Jahre" fortgesetzt werden läßt. Ich erhielt dasselbe nach langem Suchen von dem mir befreundeten Musikdirektor L. Erk, der aber auch nicht wußte, daß es ein Werk Pestalozzi's war. In die C. A. hat es keine Aufnahme gefunden, bis auf eine Stelle aus „Gesetzgebung und Kindermord" und den Aufsatz „An mein Vaterland" (Nr XIX in diesem Bande). Und doch ist das Blatt von großem Werte. Iselin, auf dessen Anraten (W. I. Seite 251) dasselbe erschienen war, zeigt es 1802 im Juniheft der Ephemeriden an, indem er einige Stücke daraus abdruckt und sagt dazu, er habe längst selbst die Absicht gehabt, einige frühere Schriften der Art wieder zu veröffentlichen, sei jedoch immer davon abgehalten worden; dann heißt es: „Indessen wird seit dem Anfange dieses Jahres in Baden ein Wochenblatt gedruckt, welches nicht nur den besten derer, die wir eben genannt haben, an die Seite gesetzt oder gar vorgezogen zu werden verdient, sondern welches auch zeigt, daß der Geist unsrer Landsleute sich dem gründlichen und dem wahren Guten weit mehr genähert habe, als man es noch in der Mitte dieses Jahrhunderts hätte erwarten sollen. Es ist da nicht blos um kritische Kleinigkeiten, um Geschmäcklerei, um Zank mit schlechten Schriftstellern, um moralische Gemeinplätze zu thun. Der Verfasser beschäftigt sich mit den für das Wohl des menschlichen Geschlechtes und seiner Landsleute aus der niedrigsten Klasse sowohl, als aus der höhern, wichtigsten Gegenständen auf eine meistens so unterhaltende und angenehme Art, als es immer die besten seiner alten Mitbürger über Gegenstände zu thun pflegten, welche durch ihre Natur ausschließend aufgelegt schienen, angenehm und munter behandelt zu werden. Einige Stellen, die wir hier anführen werden, werden unsere Leser davon überzeugen." Darauf folgen die oben angegebenen Stücke.

Mörikofer*) rechnet das Schweizer-Blatt zu den merkwürdigsten Schriften Pestalozzi's und hebt als besonders wertvoll die Aufsätze über Volkszustände und Volksbildung mit ihrer einfachen, erfahrungsreichen und klaren Darstellung hervor; hier zeige sich Pestalozzi, wie er selbst sei, in der ganzen unmittelbaren Kraft und Frische seiner Gedanken. — Iselin fand in einigen Stücken eine zu große Derbheit der Darstellung, worauf sich Pestalozzi rechtfertigt (vergl. I, 234 und 250), aber trotzdem glaubt Iselin bei dem Verfasser alle Anlagen zu einem Schriftsteller erster Klasse zu finden und er zweifelt nicht, daß, wenn er

*) Die Schweiz. Litteratur des 18. Jahrhunderts S. 421.

auf ein seinen Talenten würdiges Theater versetzt würde, er in wenig Zeit sich die glänzendste Bahn eröffnen und unendlich viel Gutes bewirken würde.

Die meisten Aufsätze sind von Pestalozzi verfaßt; die Auffassungs- und Ausdrucksweise Pestalozzi's, seine tiefe, den Gegenstand stets auf seine sittlichen Fundamente zurückführende Darstellung ist so eigentümlich, daß es nicht schwer hält, ihn herauszufinden. Die Schlußbemerkungen werden diejenigen Stücke des Schweizerblattes angeben, welche als nicht von Pestalozzi herrührend auch in dieser Ausgabe keine Aufnahme gefunden haben, wiewohl die meisten davon gewiß der weitern Verbreitung würdig wären.

Das Titelblatt des ersten Bandes hat auf seiner Rückseite folgende Bemerkung: „Die Wochenschriften und Journale häufen sich, sagt ein jedes neues Blatt, das kommt; ich sag's auch und komme doch. Viele, die es sagten, gefielen und gefallen jetzt nicht mehr, — heute treten wir auf, morgen kommt vielleicht Einer, vor dem wir schweigen; — bis so lang wollen wir trachten, angenehm, unterhaltend, menschenliebend, wahrheitliebend und bescheiden zu erscheinen."

Am Schlusse dieses Bandes findet sich Folgendes:

„Zum End des ersten Bändchens."

„Ich beschließe dieses Bändchen mit warmer Empfindung, daß es eine der schwierigsten Sachen in der Welt ist, eine Wochenschrift herauszugeben und ich denke auch zu schreiben.

Ich fühle wie unbefriedigend einige meiner Blätter den meisten Lesern dieses Blattes haben sein müssen.

Indessen haben alle Menschen so ihren Kreis und alle Blätter, wenn sie nur in etwas gut sind, werfen sich nach und nach immer sicher in den Kreis, in welchen sie gehören; aber dennoch werde ich trachten, dem eigenen Schnitt, den der Ton eines Wochenblattes fordert, immer mehr zu entsprechen.

Und wenn die bisherigen Verfasser des Blattes zu eigensinnig oder nachlässig sein werden (er führt sich auf witzige Weise hier selbst ein als „die Verfasser"), sich ferner in ihrem Aufzug nicht besser nach der Gesellschaft zu konformieren, in welcher sie erscheinen wollen, so werde ich, der Herausgeber, einige dieser unhöflichen Herren zuzeiten schweigen machen und an ihrer Stelle Leute reden lassen, die das auch gefällig sagen können, was gut und wahr ist — und ich möchte aus Verdruß über die vielen Druckfehler des Blattes bald sagen: „die auch schreiben und lesen können."

Im Ernst, ich bitte die Nachlässigkeiten dieses Bändchens ab und hoffe zuverlässig, das künftige werde das Gepräg einer größern Sorgfalt tragen; — immer aber werden kleine Dinge unvollkommner bleiben, als große, und das abwechselnde Spiel flüchtiger Gelegenheitsarbeiten hinter vollendeten Werken unsrer ernsthaften Stunden zurückstehen.

Dennoch aber ist auch oft das Spiel zweckloser und fast unüberlegter Gelegenheitsworte mehr wert, als einige Jahr und Tag gekäute und gebläute Kunststücke, die auf Gottes Boden keinen Fehler mehr haben, als — gänzlichen Mangel an Wirkung.

Geschrieben an Abigaels Tag

von dem Herausgeber dieser Blätter."

Was die Anordnung der einzelnen Stücke betrifft, so bin ich bei der bunten Reihenfolge geblieben, wie sie im Blatte selbst besteht. Nur habe ich zusammengestellt, was zu einem Stücke gehört, im Original aber durch „Fortsetzung" getrennt war. Unter jedem einzelnen Aufsatze ist Nummer, Datum und Seitenzahl, wo er sich in der ersten Ausgabe findet, verzeichnet. — Die geringen Abänderungen betreffen nur die Interpunktion, Orthographie und einige veraltete Ausdrücke. Außerdem haben einige Stücke Ueberschriften erhalten, wo sie im Schweizerblatt fehlten, diese sind dann mit einem * bezeichnet.

I.

* An den Leser.

Leser. Was hat er? Was will er? Wo ist seine Brieftasche?

Autor. Gnädiger Herr! Sie sehen mich für den Unrechten an; mein Haus ist mir nicht verbrannt, ich bin kein Witwer von vielen Kindern, ich bin aus keinem Dienst entlaufen, suche auch keinen neuen, und keinen Zehrpfennig.

Leser. Warum krümmst du dich denn so, wie ein brothungriger Mann und ziehst die Bettelglocke einer Ankündigung an?

Autor. Sie hätten sonst nicht einmal ihren Lakai hinunter geschickt, zu fragen, was ich wolle.

Leser. So? Es gibt aber Schelme, die sich ankündigen, Leute, die einen mit Juden- und Bettelwaren anführen und einem falsche Steine und gestohlene Ware feil bieten.

Autor. Das ist wohl schlimm für Leute, die gute Steine und eigne Ware feiltragen.

Leser. Wer das hat, der kündigt sich nicht an, man fährt im Wagen zu ihm.

Autor. Hm — Sie mögen sich irren, gnädiger Herr! Es hat Niemand mehr falsche Steine und gestohlene Waren zu verkaufen, als die, zu denen man im Wagen fährt, gute bei ihnen zu suchen.

Leser. Nun, was ist denn dein Begehren? Was trägst du an?

Autor. Ich möchte Ihnen alle Donnerstag abends zwischen drei und vier Uhr das, was mir eben zu Sinn kommen wird, kurz und gut und gerade ins Angesicht sagen.

Leser. Du kannst wohl denken, ich möchte mir nicht von einem jeden alle Wochen einmal alles, was ihm ins Maul kommt, ins Angesicht sagen lassen.

Autor. Ich möchte es auch nicht.

Leser. Ich muß dich vom Kopf bis zu den Füßen ins Auge fassen, ehe ich dir diese Erlaubnis geben kann.

Autor. Sie haben ganz Recht.

Leser. Stell dich! Darfst du mir ins Angesicht sehen?

Autor. Das darf ich!

Leser. Darfst du die Wahrheit sagen?

Autor. So weit ich sie recht weiß.

Leser. Freut es dich, wenn du Jemand damit kränkst?

Autor. Nein!
Leser. Kränkst du Niemand damit?
Autor. Wohl freilich.
Leser. Warum?
Autor. Was machen? Die Wahrheit ist eine Arznei, die angreift.
Leser. Ha, Einfalt! Die Wahrheit ist eine Komödie.
Autor. Mir nicht.
Leser. Im Ernst?
Autor. Nein, weiß Gott nicht!
Leser. So bist du entweder ein Narr oder ein Weiser, denn allen anderen Leuten ist die Wahrheit eine Komödie.
Autor. Ich glaub' das nicht.
Leser. Aber ich.
Autor. Aber Sie irren.
Leser. Wie das?
Autor. Weil Sie nur auf das Leservolk achten, aber die machen nicht alles aus.
Leser. Achtest du auf die Leute, die nicht lesen?
Autor. Natürlich.
Leser. Haben diese auch Verstand!
Autor. Was das auch für eine Frage ist!
Leser. Du Narr! Eine aus meinem Kopf.
Autor. Ich seh's wohl!
Leser. Aber wie kommen denn die Leute, die nicht lesen, zum Verstand?
Autor. Ich denk' durch Hören und Sehen und durch den Gebrauch der Hände und Füße.
Leser. Das soll mir ein Verstand sein, der durch Hände und Füße ins Gehirn kommt!
Autor. Wahrlich ein recht guter Verstand! Er gibt den Leuten Brot ins Maul und Ruhe ins Herz.
Leser: Aber hat denn das Volk viel dergleichen Verstand?
Autor. Ja wahrlich! Und es würde noch viel mehr haben, wenn man danach mit ihm umginge.
Leser. Ich sehe diesen Verstand nicht bei ihm und kann ihn nicht finden.
Autor. Ich glaub's wohl.
Leser. Warum das?
Autor. Es ist, mit Ihrer Erlaubnis, gnädiger Herr, fast ein allgemeiner Handwerksfehler der Leserzunft, daß sie den gemeinen Menschenverstand nicht finden.
Leser. Ein schöner Ruhm!
Autor. Ich kann nicht helfen, es ist die Wahrheit.
Leser. Aber wie kommt das?
Autor. Ganz natürlich.
Leser. Wie denn?

Autor. Wer nur ißt und trinkt, wenn ihn hungert und dürstet, dem schmeckt Brot und Wasser gut; wer aber vor Meisterlosigkeit nicht weiß, was er essen und trinken will, der wird Wasser und Brot bald nicht mehr gut finden.

Leser. Aber was geht denn das den Leser und den Menschenverstand an?

Autor. Gar viel; das gemeine Volk lernt die Wahrheit und bildet seinen Verstand so zu sagen aus Not bei seiner Arbeit, bei seinen Pflichten; die zünftigen Leser aber vertreiben sich mehrenteils blos die Zeit mit ihr, und dann macht die Wahrheit, mit der man nur vor Langeweile tändelt, etwas ganz anderes aus dem Menschen, als wenn er ihr aus Not berufshalber nachhängt, um sie zu brauchen und etwas aus ihr zu ziehen.

Leser. So?

Autor. Ja, ebenso kommt's dann, daß die zünftigen Leser bei dem gemeinen Mann, und der gemeine Mann beim zünftigen Leser gegenseitig so wenig Verstand findet, indem keiner bei dem andern den seinigen antrifft.

Leser. Aber welcher Verstand unter diesen beiden sollte wohl der bessere sein?

Autor. Ich glaube, der des gemeinen Mannes.

Leser. Aber meinst du nicht, wer nur durch seine eigene Erfahrung, und so zu sagen aus Not lernt, der komme zu wenigen Kenntnissen und Einsichten, da hingegen die Leser ein weit ausgebreitetes Feld haben, Kenntnisse und Einsichten allenthalben her einzusammeln?

Autor. Das wohl, aber eigene Erfahrung führt so selten irr, und die Bücher so oft.

Leser. Aber wenig haben, ist immer Armut.

Autor. Nein doch, wenn nur das Wenige viel wert ist.

Leser. Wie kann wenig wissen viel wert sein?

Autor. Ganz natürlich, was mir viel nützt, ist mir viel wert.

Leser. Mir auch, aber ich denke, wer vieles weiß, kann vieles nützen.

Autor. Das ist nicht allemal wahr, es gibt ein Wissen von unnützen Dingen für die Einbildung und für das Erzählen, mit dem man im menschlichen Leben fast gar nichts anfangen kann.

Leser. Du hältst also unsere Leserzunft gar nicht höher, als andere Leute?

Autor. Nein, wahrlich, Ihr Gnaden!

Leser. Ich kann's nicht begreifen, du solltest doch unsre ausgebildeten Leute . . .

Autor. Eure ausgebildeten Leute, ich kann nicht begreifen, was ihr damit sagen wollt, wenn ich die ausgebildeten Jungen der Schmiede, der Schreiner, der Rebleute und des Bauern ansehe, was das für ausgebildete Leute sind.

Leser. Das ist unverschämt; ich meine ihre Einsichten, ihren Verstand.

Autor. Ich meine ihn just auch und muß geradezu sagen, wenn eure Zunftleute mit Bauern, mit Handwerkern, mit gemeinen Leuten zu thun haben, so sind sie immer die einfältigsten; und wahrlich, wenn eure Zunft in der mächtigen Ratstube und in der heiligen Synode nicht so viel Stühle besetzte, die andern Zünfte würden über euch Lieder machen, wie über die Schneider.

Leser. Ich denke selber, wir müßten Spott und Unrecht genug leiden, wenn wir nicht zu oberst am Brett wären.

Autor. Vom Unrecht ist keine Rede, es sind euere Zunftleute, die immer mit Helm und Panzer und Spieß und Schild einher ziehen und wie der Philister Goliath alle Israeliten ins Feld rufen.

Leser. Aber was willst du mit diesem?

Autor. Beweisen, daß Großhansen nicht Unrecht geschieht, wenn man sie auslacht, und daß unter den Schild- und Spießbürgern eurer Zunft viel solcher Großhanse und Maulhelden sind.

Leser. Achtest du das Lesen für gar nichts?

Autor. Wohl freilich.

Leser. Wofür denn?

Autor. Für einen Wagen, den Kinder zum Spaß und Narren zur Pracht umher führen, auf dem aber gescheite Leute das Nötige aufladen und heimführen.

Leser. Möchtest du, daß die zünftigen Leser dich gar unter die Bank würfen?

Autor. Das eben nicht.

Leser. Wenn du das nicht willst, so mußt du nicht so reden, du mußt dich vielmehr aufputzen, eine Perücke aufsetzen, deinen Doktortitel vorweisen, und wenn du Jemand etwas abstiehlst, ihn als einen, der weit unter dir ist, behandeln.

Autor. Dies alles kann und mag ich nicht.

Leser. So werden dich von unsern Leuten weniger lesen.

Autor. Ei in Gottes Namen!

Leser. Du bist gewiß noch kein Autor?

Autor. Nein, ich bin's nicht.

Leser. Was bist du denn?

Autor. Was weiß ich? nichts anderes —

Leser. Es scheint mir ein Kind!

Autor. Ei ja wohl; ich war in meinem Leben immer ein Kind, darum aber ist mir auch tausendfach von Jedermann mitgespielt worden.

Leser. Aber so einer sollte in einem Winkel sitzen, sich schämen und schweigen.

Autor. Sie haben ganz Recht, gnädiger Herr!

Leser. Warum thust es denn nicht?

Autor. Hab's auch gethan eine lange Zeit, aber es dauern mich hie und da viele Leute, mit denen man auch so spielt wie mit mir, und denen möchte ich gern dann und wann einen guten Rat geben.

Leser. Deine Sprache ist nicht hoffärtig —

Autor. Und mein Herz auch nicht.

Leser. Aber du nähmest doch nicht Dienste?

Autor. Nein, ich diene nicht gern.

Leser. Du bist also stolz.

Autor. Ein wenig.

Leser. Und sagst es noch selber?

Autor. Warum das nicht?

Leser. Ich fürchte, du seiest noch immer ein wenig Kind.

Autor. Will's bleiben bis ins Grab. Es ist einem so wohl, ein wenig Kind zu sein, zu glauben, zu trauen, zu lieben, zurück zu kommen von Fehlern, Irrtum und Thorheit; besser und einfältiger zu sein, als alle Schelme und durch ihre Bosheit zuletzt dann auch weiser werden, als sie. Gnädiger Herr! Es ist eine Lust, trotz allem, was man sieht und hört, immer das Beste glauben vom Menschen, und ob man sich täglich irrt, doch täglich wieder ans Menschenherz glauben und Weisen und Thoren, die einen beiderseits irrführen, verzeihen.

Leser. Du bist ein sonderbarer Kerl! Dein Alter?

Autor. Fünf und dreißig.

Leser. Wovon willst du reden?

Autor. Von allem, kleinem und großem, was zum Hausbrauch gut ist.

Leser. Willst du immer nur eigne Ware bringen?

Autor. Ich habe etwas eigne Ware, aber wenn fremdes mir besser gefällt, so bring ich nicht meine.

Leser. Willst du auch von der Erziehung reden?

Autor. Wenn's der Anlaß gibt, will ich von ihr reden, aber auf ihr herumreiten will ich nie.

Leser. Bist du verheiratet?

Autor. Schon zwölf Jahr —

Leser. Hast du Kinder?

Autor. Einen Knaben.

Leser. Ist er gesund?

Autor. Ja, Gottlob.

Leser. Ist er munter?

Autor. Das denk ich.

Leser. Bist du ihm lieb?

Autor. Ja.

Leser. Läßt du ihn lustig machen?

Autor. Ja freilich.

Leser. Worauf kommt's dir an in der Erziehung?

Autor. Auf sein ganzes Herz; wenn ich das habe, so habe ich alles andere.

Leser. Das ist herzhaft.
Autor. Aber die Hauptsache —
Leser. Was ist diese?
Autor. Ob Sie mir erlauben wollen, daß ich alle Wochen Ihnen so auf einem Bogen sage, was ich will.
Leser. Ja, das ist die Hauptsache.
Autor. Natürlich —
Leser. Nur noch ein paar Worte! Bist du einer von den Leuten, denen nie etwas recht liegt?
Autor. Nein.
Leser. Liegt dir alles recht?
Autor. Auch das nicht.
Leser. Brauchst du über alles dein Maul?
Autor. Nein, wahrlich ich gehe nicht gern aus meinem Acker heraus.
Leser. Schweigst du zu allem?
Autor. Wenn mir etwas ans Herz geht, so kann ich nicht schweigen.
Leser. Bist du nicht hartnäckig?
Autor. Danach es ist; der eine kann mich wie einen Faden um den Finger winden, ein andrer findet mich wie Stahl und Eisen.
Leser. Also hast du wohl auch Feinde?
Autor. Ja freilich.
Leser. Hast du aber auch Freunde?
Autor. Ja wahrlich.
Leser. Bist du einer von denen, welche den armen Leuten ihren Rosenkranz und ihre Betbücher verspotten?
Autor. Nein.
Leser. Liebst du Voltaire?
Autor. Nein.
Leser. Aber Rousseau?
Autor. Diesen mehr.
Leser. Und Ganganelli?
Autor. So gut als Luther.
Leser. Und die Physiognomik?
Autor. Ich bin häßlich.
Leser. Machst du auch Lieder?
Autor. Ich kann's nicht.
Leser. Aber liebst du sie?
Autor. Wenn sie kurz und gut sind.
Leser. Liegt dir das Wunderliche und Nagelneue sehr am Herzen?
Autor. Nein, ich bin von altem Schrot.
Leser. Liebst du nichts neues?
Autor. Wohl freilich.
Leser. Bist du ein Belle Lettrist?
Autor. O je — Ludwig der XVI. stellte ja diese an den Pranger.

Leser. Was bist du denn?
Autor. Ohne Anmaßung für irgend etwas.
Leser. Nun ich will sehen, was du anbringst.
Autor. Wie lange?
Leser. Auf drei Monate.
Autor. Mehr will ich nicht.
Leser. Also auf Wiedersehn.
Autor. Auf künftigen Donnerstag, will's Gott!

Nr. 1. (3. 1. 1782) S. 3—16.

II.

Eine Ecke in der St. Georgen-Straße in ***

Erster Rat. War der Bauer von ** vor der Kammer?
Zweiter Rat. Ja.
Erster Rat. Wie ging's?
Zweiter Rat. Der Präsident sagt, man müsse ihm die Bittschrift abnehmen.
Erster Rat. Sagt das mein Vetter?
Zweiter Rat. Ganz sicher.
Erster Rat. Es ist nicht möglich.
Zweiter Rat. Es scheint, der Graf thue ihm Unrecht.
Erster Rat. Aber das ist nicht die Frage.
Zweiter Rat. Was denn?
Erster Rat. Ob man die Bittschrift annehmen solle.
Zweiter Rat. Finden Sie nicht, daß der Bauer Recht hat?
Erster Rat. Er hat freilich Recht, aber er muß es nicht wissen; du hast Buben, ich hab' Buben, die können fehlen, wie der Graf; muß denn alles sogleich dem Fürsten unter die Augen?
Zweiter Rat. Können wir's verhüten?
Erster Rat. Wollen sehen. Ist der Präsident zuhaus?
Zweiter Rat. Ich glaube ja.
Der Bauer mit der Supplique im Seitengäßlein: „So, ich ha' Buben, du hast Buben — Er hat wohl Recht, aber er muß es nicht wissen." He — Gerber! Welches ist der nächste Weg zum Thor hinaus?

Nr. 2. (10. 1.) S. 25. 26.

III.

Zwei Advokaten.

Der alte. Du dringst heut auf den Abspruch? (das Urteil)?
Der junge. Ja Herr!
Der alte. Ist es dir Ernst dabei?
Der junge. Ganz sicher.

Der alte. Warum thust du doch solche Narrheiten?
Der junge. Was Narrheiten?
Der alte. Dir selber, wie mir das Brot verderben.
Der junge. Wie das?
Der alte. Ah, den Lauf der Prozesse just wenn sie eben feist zu werden anfangen wollten, abzubrechen.
Der junge. Was kann ich machen?
Der alte. Du Narr! Mir nicht so gar entgegen sein, wenn ich sie in die Länge ziehe.
Der junge. Wenn's mein Klient merkte!
Der alte. Esel, — du kannst ja schimpfen, schmähen und schelten und wider mich so laut brüllen, wie ein Bauer in der Schenke, wenn du nur nicht viel Gründe bringst.
Der junge. Ich bin noch unerfahren!
Der alte. Wenn du dich nur berichten läßt.

Nr. 2. (10. 1.) S. 26. 27.

IV.

* Gespräch zweier Mönche.

Benedikt. Und du stehst da, Bastian, so kalt und so ruhig, wie wenn dir unser Schicksal nicht ans Herz ginge!

Sebastian. Und du stampfest, wie wenn du unser Kloster mit den Füßen gegen ihn beschützen wolltest.

Benedikt. Aber schauert's dir nicht, wie er mit der Religion umgeht?

Sebastian. Ich sehe die Sache nicht ganz wie du an, und fürchte, wir seien zuerst im Fehler.

Benedikt. Wie so?

Sebastian. Wir haben die Unsern noch härter behandelt als er uns.

Benedikt. Das ist nicht wahr, wir hatten unsere Rechte und blieben in ihren Schranken.

Sebastian. In ihren Schranken? Benedikt! Wie ein Wolf in seiner Höhle auf den Raub lauert, so lauerte der Klostergeist auf das Eigentum des Nachbars.

Benedikt. Es ist an allen Höfen so.

Sebastian. Nein! Viele sind edler mit den Ihren, als wir mit den Unsern waren, und es wären's noch mehrere, wenn nicht unsere Finanz-Grundsätze sich allenthalben auch an Höfen eingeschlichen.

Benedikt. Wie meinst du das?

Sebastian. Ha, so: Unter dem Titel des allgemeinen Besten Gewaltsamkeit und Eigennutz bemänteln, wie wir dasselbe unter dem Titel der Religion bemäntelten.

Benedikt. Unser Ansehn und unsre Aufnahme wäre der Religion wirklich vorteilhaft.

Sebastian. Wir vergaßen ob unsern Finanzen die Religion um kein Haar weniger, als die Fürsten darob das allgemeine Wohl vergessen.

Benedikt. Aber wenn wir auch fehlten, darf er uns um deswillen Unrecht thun?

Sebastian. Laß die Welt und die Zukunft über den Mann richten, der das große Werk thut; mir scheint er freilich über Abgründe zu wandeln und über steile Felsen nach Höhen zu klimmen, die fast unsteigbar scheinen.

Benedikt. Bewunderst du ihn?

Sebastian. Macht dich seine Kühnheit nicht staunen?

Benedikt. Wohl freilich; aber mein Herz klopft, wenn ich an ihn denke, mein Auge blitzt, meine Zähne klirren, und es ist mir, ich fühle, wie sein Fußtritt auf meinem Nacken mich in den Kot drückt.

Sebastian. Und du gestehst also, daß du hierin dich selber und für dich selber empfindest, und nicht für die Religion?

Benedikt. Aber du sonderst da aus Bitterkeit, Sebastian, und gegen die Liebe, die du deinem Orden schuldig bist. — Das Ansehn der Religion ist fest und stark, und wesentlich an das Ansehn unsres Standes gebunden.

Sebastian. Das ist wahr, aber hätten wir unser Ansehn nicht selber zugrunde gerichtet, er würde keine Hand an uns legen.

Benedikt. Wie meinst du das?

Sebastian. So, Bruder! Wären wir Väter der Völker gewesen, so wären die Völker unsre Kinder geblieben, und die Fürsten hätten des Hirten um der Heerde willen geschont und schonen müssen. Ja, Benedikt! Wenn die Nationen uns Zeugnis gäben, daß wir unter ihnen die Hungrigen gespeist, die Nackenden bekleidet, die Unterdrückten beschützt, daß wir die Väter der Waisen, die Stütze der Witwen, der Trost der Armen und die Erquickung der Sterbenden gewesen, wenn die Nationen, deren Brot wir aßen, damit sie Väter hätten, uns als Väter kennten und unsre Unterthanen um unsrer Religion und unsrer Gelübde willen besser behandelt worden wären, als die Unterthanen andrer Herren; wenn die Völker ohne uns nicht leben, nicht glücklich sein könnten; wenn sie an uns gehabt hätten, was wir ihnen für den Lohn, den wir davon bezogen, hätten sein sollen, so würde kein Fürst uns unterdrücken, Millionen Menschen würden dann kniefällig für uns bitten; die Mutter würde dann mit dem Säugling auf dem Arm, und der Greis an der Krücke würde aus jeder Ferne des Reichs zur Hauptstadt eilen, den Fürsten zu bitten, daß er unser schone. Aber es kriecht auch nicht eine Maus aus ihrem Loche um unsertwillen. — Ja, Benedikt! Wir hätten wohl unverletzliche Priester der Menschheit sein können, aber jetzt sind wir nichts als kleine Herren, und die Monarchen haben keine Gründe, uns für etwas anderes, am wenigsten für ein unverletzliches Bedürfnis der Nationen anzusehn, wenn wir es nicht sind. Wenn man uns aber blos als kleine Herren betrachtet, so sind unsre

Rechte auf einem sehr schwankenden Fuß, denn sie gründen sich auf unsre Pflichten, und wo diese nicht erfüllt werden, da ist das Heilige unsrer Rechte ein eingebildeter Schatten, und wir fallen eo ipso in den Zustand der gemeinen Reichsordnung in der Welt zurück, vermöge welcher der Stärkere dem Schwächern gebietet, wie der Löwe die Wölfe, der Adler den Geier beherrscht, und in diesem Zustand ist's dann ganz natürlich, daß ein jeder Herr, der sein Uebergewicht gegen uns fühlt, nach dem jus thalionis so gegen uns handelt, wie wir ehedem gegen die Unsern handelten.

Benedikt kehrte sich jetzt mit Unwillen vom Sebastian weg und setzte sich hin zu andern Brüdern, die spielten.

Nr. 3. (17. 1.) S. 43—48.

V.

Szenen im Innern Frankreichs,

nach der Natur gezeichnet.

Das Aeußere eines prächtigen herrschaftlichen Land-Palais. Im Hof ein Landweib mit neun Kindern vor einem Bedienten auf den Steinen.

Die Mutter. Jesus Maria, um Gottes willen, meld' uns noch einmal bei ihm —

Der Bediente. Es ist vergebens, er kann euch nicht helfen, er hat seine Ordre. — Geht doch, geht, sonst wird euer Unglück noch größer!

Die Mutter. Wie größer? Ob wir hier sterben oder dort, läßt er ihn nicht los, so sind wir des Todes.

Der Bediente. Er läßt ihn nicht los.

Die Mutter. O! O! O! (Ein Geheul von neun Kindern.)

Eine Untermagd, einen Züber voll gekochten Rauchmehl in den Händen tragend, steht bei diesen Elenden still. Die Kinder sehen das Essen und sagen zur Mutter: Gibt sie uns auch davon?

Die Mutter (schauernd.) Was weiß ich. —

Die Magd. Es ist für die Jagdhunde.

Die Mutter. Ist's für die Jagdhunde?

Die Kinder. O bitte sie, bitte sie um etwas davon.

Die Mutter. Wolltest du sie doch essen lassen?

Die Magd. Ach, mein Gott, gar gern, und doch darf ich fast nicht; mache daß sie eilen!

Die Mutter. Du bist gut! Ihr dürft Kinder!

Diese greifen rasch und gierig in den Züber und verschlingen das rauhe Mal. Indessen schlägt die Mutter forthin die Hände zusammen und weint lautes Entsetzen.

Mäßige dich Frau um Gottes willen, bis sie satt sind, sagt der Knecht, sonst jagt man euch schnell fort.

Die Frau erstickte die Seufzer, aber ihre Glieder zitterten, ihr Mund bebt, ihre Kniee schwanken, ihre Zunge stottert und ihr Auge rollt in großer wilder Verzweiflung.

Das Innere des Schlosses.

Ein langer Saal. Tische, Sopha, Herren, Damen. Eine Partie, die zunächst an der Thür stehen und schwatzen.

Le Marquis. Nun wird es England wohl gut sein lassen, das freie Amerika weiter zu bekriegen.

Le Comte. Die Gerechtigkeit ihrer Sache ist nun erstritten!

L'Abbé. Unser Sieg macht der Menschheit Ehre. Wir erretten die halbe Welt aus der Sklaverei.

Le Marquis. Die Grundsätze des Jahrzehnts sind allzumal für Freiheit und Menschlichkeit, und man darf für die Welt alles hoffen bei unsrer Erleuchtung.

Le Comte. Man glaubt jetzt, die Herrschaften gewönnen dabei, wenn die Menschen frei sind, und das macht, daß fast Jedermann für die Freiheit ist.

La Marquise. Wenn der Adel bei dieser Neuerung nur sorgfältig auf seinen Vorrang steht und die Geldquellen nicht gar zu sehr in die Bürgerhände fallen läßt bei dieser Freiheit.

Le Comte. Wenn man dem Bürger nur bei einigen Bällen den Zutritt gibt und ihm für sein Geld Antichambre, Komödienhäuser und Praters öffnet, so verdebouchiert er sich, wie gewiß. Indessen versichert der erhöhte Nationalreichtum den Herrschaften ewige Gefälle. —

Le Marquis. So ist die Freiheit offenbar für uns gut!

L'Abbé. Sie erhöht und verfeinert die Annehmlichkeiten in den höhern Ständen ohne Maß, indessen die niedern Stände in ihrer Freiheit mit einer unglaublichen Mühseligkeit uns die Fonds zu diesem erhöhten Lebensgenuß herbeischaffen und sich noch selig preisen, daß sie es dürfen. —

Le Marquis. Das ist sicher. Ich will einmal auch ein halb Dutzend Fabriken in meinen Ländern anlegen, wenn Amerikas Handel frei ist; die Leute krepieren ja beinahe auf meinen Domänen und vermögen kaum zu zahlen, was meine Ahnen schon vor vierhundert Jahren von ihnen bezogen, indessen Bürgersleute in meiner Nachbarschaft bei Fabrikarbeit wohl zwanzigmal mehr aus ihren Leuten ziehn, als ich.

L'Abbé. Es ist natürlich; die Fabrikleute versteuern nicht blos ihren Grund und Boden, sie versteuern auch ihre Hände und ihren Verstand, und das alles mit barem Geld.

Le Comte. Das ist wohl viel.

L'Abbé. Und dann ist für uns noch keine Gefahr dabei. Der Bürger trägt die Gefahren, die das Spiel hat, gar gern mit sich selber, wenn man sich danach mit ihm einrichtet und er z. B. nur Handbietung gegen unsre Leibeigenen zu seinem Vorteil bei uns findet.

Le Marquis. Es ist auch billig, daß wir hierin günstig für ihn handeln, so lange er uns viel einträgt.

L'Abbé. Wenn nur der Krieg bald zu Ende wäre, das Geld wird doch rar bei allen Siegen.

Le Marquis. Die Holländer müssen, wie es scheint, jetzt ein paar Löcher ausfüllen.

Le Comte. Wenn sie's nur nie wieder zurück wollen.

Le Marquis. Sie werden uns auch schuldig werden.

Le Comte. Ich hasse die Myne Herren, sie sind zu reich für Bürger, es ist schade, daß sie keine Fürsten sind.

L'Abbé. In Boston ist die Freiheit was andres.

Le Marquis. Sie ist allenthalben schön, wenn sie dem König und dem Adel nicht schadet.

L'Abbé. Auf der See ist sie am allernotwendigsten.

Le Marquis. Ohne das könnten wir nicht reich werden.

Le Comte. Das ist so viel als erstritten.

Le Marquis. Die Welt wird um die Hälfte glücklicher dadurch.

L'Abbé. Ohne Freiheit ist der Menschen Leben nicht der Rede wert.

Le Marquis. Und England hat sich nicht zu beklagen, es handelte gegen alle Bitten dieses Volks stiefmütterlich hart.

L'Abbé. Es ist ein stolzes, gewaltthätiges Volk; alle Grundsätze der Gerechtigkeit und Billigkeit sind wider sein Betragen und reden für Amerika.

Le Marquis. Die Rechte der Menschheit forderten einmal ein mutvolles Beispiel. Die Fürsten gehn zu weit gegen die geheiligten Rechte der Nationen.

L'Abbé. Wenn sie sich nur daran spiegeln!

Die Fräulein von ** (am Fenster). Herr Jesus! Was geht im Hof vor?

Die Gesellschaft drängt sich gegen das Fenster; der Marquis ruft unwillig einem Bedienten: „Der Haushofmeister!" Der Bediente geschwind ab.

Ein neuer Auftritt,

(wieder der Schloßhof).

Die Kinder des Gefangenen hatten heißhungrig das rauche Mehl verschlungen; in wenigen Minuten sanken zwei davon ohnmächtig auf den Boden und die andern klagen über brennende Schmerzen im Magen. Die Mutter wälzt sich wie unsinnig über die ohnmächtigen Kinder am Boden, die Dienstboten und die Arbeiter im Hof laufen zusammen, der Haushofmeister vernimmt das Gelaufe und kommt auf den Platz.

Der Haushofmeister (noch entfernt zu einem Bedienten): Was ist das?

Bediente. Es ist des Wilddiebens Haushaltung mit der Bittschrift.

Haushofmeister. Wer gab ihnen Aufenthalt, seitdem sie die Antwort hatten?

Bediente. Sie haben der Untermagd ihren Züber mit rauchem Mehl ausgegessen.

Haushofmeister. Hat's die Magd erlaubt?

Bediente. Ich glaub' ja.

Haushofmeister. Aber was ist's für ein Lärm?

Bediente. Es sind ein paar davon ohnmächtig worden. Aber es ist nichts weiter, es wird schon wieder besser.

Der Haushofmeister nähert sich, die Frau erblickt ihn, springt von ihren ohnmächtigen Kindern auf und ruft: Mein Mann — um Gottes willen, gnädiger Herr! mein Mann — wir sterben alle! —

Haushofmeister. Unsinnige, willst du mit ihm ins Loch, daß du nicht gehorchst?

Die Mutter und etliche Kinder. Ja Herr! wir wollen, wir wollen zu ihm, und sterben, wo er ist.

Haushofmeister. Ihr seid rasend! — Noch drei Tage ist meines gnädigen Herrn Befehl, und das ändert der König nicht.

Die Mutter. Wir sterben vor morgen, laßt uns zu ihm!

Haushofmeister. Geht doch, geht doch, ihr richtet nichts aus!

Ein zweiter Bedienter daher springend — zum Haushofmeister: Der Marquis ruft Sie in den Saal.

Haushofmeister. Gleich im Augenblick; was will er? weißt du's?

Bedienter. Es ist der Lärm im Hof, die Fräulein von ** hat's gesehen.

Haushofmeister. Nur dies? — (Sie gehn ab.)

Wiederum der Saal im Innern des Schlosses.

Le Marquis. Haben Sie sich vom Schrecken erholt, Fräulein?

Fräulein von **. Fast zittre ich noch, mein Onkel!

Le Marquis. Sie können mich dauern.

L'Abbé. Sie wären nicht für das Landleben, Fräulein, wenn sie alles so schnell erschüttert.

Le Marquis. Es ist ein Unglück, daß man solchen Vorfällen auf den Landschlössern nicht vorbeugen kann.

La Marquise. Es ist glatterdings nicht möglich, wie in den Städten gänzlich zu verhüten, daß nicht etwa hie und da was Ekeles und Unangenehmes vorfalle.

L'Abbé. Es ist darum für ein junges Frauenzimmer zu viel gewagt, viel auf dem Land zu sein.

Le Marquis. Und dann hat der Saal besonders den Fehler, daß seine Fenster gegen den Hof gehen, sie sollten auf die Seite gegen den Garten gehn.

L'Abbé. Das ist wahr; auf dieser Seite wäre der Saal vortrefflich gelegen.

Le Comte. Man könnte den Hof mit Linden besetzen, man würde dann von den Fenstern herunter auch nichts erkennen.

Le Marquis. Der Hof muß heiter sein, sonst arbeitete Niemand.

Le Comte. Ha, so.

L'Abbé. Und wir haben ob diesem Geschmeiß unsre Siege und Amerikas Freiheit vergessen.

La Marquise. Ists möglich, ob diesem? —

L'Abbé. Es war eine unnatürliche Unmenschlichkeit, daß das Parlament ihre Bittschriften nicht hörte.

Ein Bedienter (leise zum Marquis.) Der Haushofmeister steht vor der Thür.

Le Marquis (zum Bedienten.) Er soll herein kommen.

Der Haushofmeister kommt herein, steht bei der Thür und bückt sich tief.

Le Marquis. Was ist für Lumpenpack im Hof?

Haushofmeister. Es ist des Wilddiebes Haushaltung mit der Bittschrift vom Pfarrer.

Le Marquis. Sind's diese? Sie sollten schon längst fort sein! Wäre nur der Pfaff selbst mitgekommen, ich wollte ihn zum Kerl ins Loch werfen; es ist ein enormes Verbrechen, für einen Wilddieb eine Bittschrift zu machen.

Haushofmeister. Und nachdem das herrschaftliche Urteil schon gefällt ist, noch zu behaupten, der Mann sei unschuldig.

La Marquise. Und wenn's wahr wäre, was ging's den Pfaff an?

L'Abbé. Er ist ein Schwärmer; wenn ein Bettler ein nasses Auge hat, so glaubt er ihm.

Le Marquis. Er weiß nichts von Subordination und Ordnung; das hat mir schon lang an ihm mißfallen.

Haushofmeister. Er ist vom Bauernstamme und meint, ein Mensch sei, was der andre.

Le Comte. So teile er denn seinen Dezem auch mit dem Kuhhirten.

Le Marquis. Er will mich auf meinem Schloß zwingen; es ist etwas Unerhörtes, nachdem mein Urteil schon gesprochen. Der Hirsch lag keine hundert Schritt vom Kerl weg; das Bündel Holz, das er zum Schein sammelte, soll mir Grund sein, ihn zu schonen?

La Marquise. Ja schone nur Jedermann, deine Forsten werden bald leer sein.

Le Marquis (zum Hofmeister). Aber warum schafft man das Volk nicht fort?

Haushofmeister. Ich hatte Geschäfte und glaubte, sie wären fort.

Die Fräulein von **. Aber daß einige Kinder wie tot da liegen und andere so heulen?

Haushofmeister. Es ist in meiner Abwesenheit eine Unvorsichtigkeit vorgefallen; die Untermagd hat sie aus einem Züber Rauchmehl essen lassen, davon sind ein paar ohnmächtig worden und die

andern haben Magenschmerzen; es ist aber nichts weiter, es bessert schon wieder.

Fräulein von **. Es ist doch gut, daß es wieder bessert.

La Marquise. Aber was das für eine Schleckerei war, nicht wahr, vom Hundemehl?

Haushofmeister. Zu dienen, Ihr Gnaden.

Le Marquis. Aber wußte die Magd, daß sie das Zeug fraßen?

Haushofmeister. Ich glaub' ja.

Le Marquis. Es ist eine unnatürliche Unmenschlichkeit, Kindern so etwas zu essen zu geben; laßt die Magd zweimal vier und zwanzig Stunden ins Loch werfen zur Strafe und das Pack im Augenblick aus dem Hof, und daß der Pförtner sich hüte, eines davon wieder herein zu lassen, so lange der Mann im Arrest ist.

L'Abbé. Fräulein, Sie geben die Karten.

Fräulein von **. Pardon! Ich hab' versäumt und sie sind im Verlust.

L'Abbé. O, nicht hiefür, Fräulein!

Das Fräulein (nimmt die Karten, setzt sich.) Hier bin ich zur Aufwart.

L'Abbé. Messieurs & Mesdames — eine Partie —

Le Marquis. Man ist entsetzlich geplagt auf den Schlössern.

Le Comte. Die Bauern sind ein elendes Sklavenvolk.

La Marquise. Ganz wie das Vieh.

L'Abbé. Und für sie Supplique machen, Arbeit aus dem Tollhause.

Le Comte. Und sie noch so herzbrechend schreiben.

La Marquise. Es gibt so viel Langeweile; wir wollen einmal dem Schulmeister das Harlekinskleid anlegen und er muß uns die Bittschrift unter der Linde vorlesen.

Le Marquis. Das wollen wir thun, der Pfaff wird dann wohl aufhören, uns für die Bauern von Recht und Freiheit vorzuschwatzen.

L'Abbé. Die Bauern haben keine Begriffe von Recht und Freiheit.

Le Comte. Ja, kein Geld haben sie —

Le Marquis. Nein, — aber Himmel! Was auch für ein Unterschied ist zwischen diesen Leuten und den Amerikanern.

L'Abbé. Es ist ungeheuer.

Ein Bedienter hinter der Fräulein von ** (leise für sich selbst.) So ungeheuer nicht, als deine Unmenschlichkeit, Pfaff! —

Das Fräulein verstand das Wort, so dem Bedienten entfahren, lächelt zurück, steht auf, winkt ihm. Er erblaßt, folgt ihr in eine Ecke des Saales: Ich hab dich verstanden, sagt das Fräulein, gib dieses Goldstück der Frau und sag ihr, daß ich morgen um 8 Uhr in der Allee sie antreffen werde. — Dann ging sie an ihren Platz und gab ihre Partie, die der Abbé gewann.

Nr. 4. (24. 1.) S. 49—64.

Antwort an einen Ungenannten.

Ich danke Ihnen für die Güte, mit der Sie mich benachrichtigen, daß meine Szenen aus dem Innern Frankreichs das Eigene des französischen Schnitts, welches es affektiere, nicht hätten.

Ich gestehe Ihnen, daß es wahrscheinlich ist, daß sie Recht haben, bitte aber dabei zu bemerken, daß denjenigen, welche in diesem hier mangelnden Schnitt am besten geübt sind, der Kontrast, den ich auffallend machen wollte, vielleicht fast immer gar leicht entschlüpft, ich begnüge mich, ein besseres Gemälde dieses wichtigen Kontrastes blos veranlaßt zu haben; senden Sie mir, mein Herr, diese Kleinigkeit bis über acht Tage, und ich werde mich herzlich darob freuen und wie ein Kind lachen, wenn mein armes Blatt feuerrot darob wird; im Ernst, Sie haben Recht, das was Sie sagen, mangelt dem Blatt, aber erlauben Sie mir nur noch dies Wort:

Ein Einsiedler wird immer, wenn er die Welt schildert, Kleinigkeiten verfehlen, aber er wird oft starke Züge darstellen, die denen fast immer entschlüpfen, die mit allen feinen Kleinigkeiten allzusehr bekannt sind, und das, mein Herr; ist dann das Verdienst und das Eigene seiner Manier; ich wünsche, daß Sie es nicht unbescheiden finden, wenn ich in etwas auf eine solche Einsiedlermanier Anspruch mache; ich mache wenigstens dann auf keine andern den geringsten. Uebrigens bitte ich Sie, mein Herr! die Briefe an mich entweder zu unterschreiben oder zu frankieren. Ich bin

der Verfasser
der Szenen aus dem Innern Frankreichs (Nr. 4).
(Nr. 9. (28. 3.) S. 144.)

VI.

Zum Angedenken Herrn Jakob Frölich,

V. D. M*) und Vikarius in Birr an seiner Seite geschrieben vorgestern, den 29sten dieses (Januar) an seiner Todesnacht.

Kaum findest du unter tausenden einen, in dem das Bild des jungen Lebens blüht, wie es in ihm blühte. — Seine Seele schien harmonisch einzustimmen in das hoffnungsreiche Blühen des Jünglings; heitere Wonne ruhte auf seiner Stirne; sein Auge war voll Frieden und auf seinen Lippen lachten die Unschuld und die Freundschaft; — seine Seele war edel und sein Herz voll Erbarmen; — in seinem Anblick, in seinem Umgang und in jedem seiner Thaten und Worte fandest du Würde, Anmut, Gefühl seiner selbst, und das alles ohne einen Schatten von Anmaßung. Er suchte das Gute und Schöne in allem

*) Verbi divini minister.

und an Jedermann. Mut und Freiheit war seine Natur, aber er beherrschte seine Natur durch Arbeit und Tugend und ein reines hohes Pflichtgefühl, dessen gleichen ich nicht gesehn. Wer ihn sah, war ihm gewogen, und wer ihn kannte, der liebte ihn, und wenn du unter tausenden einen Auserwählten suchst zum Lehrer des Volks und dir träumend ein Bild denkst, würdig der Gottesbestimmung, so denkst du meinen Geliebten. — Er weihte sich selbst dem Dienst der großen Gottesbestimmung, aber der Ewige weihte ihn der Freiheit des ewigen Lebens.

Die kurze Stunde seines Dienstes war ein Bild seines Lebens, schön, edel, rein, Hoffnung bringend und groß, aber auch nur ein schwindender Augenblick eines flüchtigen Morgentraumes.

Vor ihm stand staunend seine Gemeinde. — Seine Worte waren sein Glaube, sein Glaube war seine Liebe, und seine Liebe umfaßte alles, darum hat ihn auch wieder alles geliebt.

Sein Volk ist roh und arm, und sie quälen und plagen einander für einen Kreuzer, aber wäre sein Leben zu kaufen, das rohe Volk würde für ihn zahlen, was kein Mensch glaubt; für ihn würde der Vater Tage weit laufen und schanzen und fronen; für ihn würden Mütter und Kinder Nächte durch wachen und spinnen, wenn's ihm helfen könnte, aber die Liebe des Menschen rettet dich nicht, du bist des Herrn Geweihter. —

Tötende Mittagswinde verhauchen die überschwänglichen Hoffnungen blühender Frühlingsbäume, und das Wehen des Todesengels verhauchte alle Hoffnungen auf dich, — dein Todesengel schlug vor dir deine Gemeinde, um dich her sank Jüngling und Greis, von der Seuche geschlagen; bebend suchte ein geängstigtes Volk einen Vater im Sterben, und du warst es, du eiltest am Morgen und am Abend in die Kammern des Elends, du drängtest dich an die Jammerstellen des häufigen Todbettes und gingst wie ein Held unter die sterbende Menge; du neigtest dein Antlitz über die ausdünstende Seuche, dein Auge war nahe am Auge der Leidenden und dein Ohr nahe am Munde derer, denen des Todes Krämpfe die Sprache hemmten; dein Arm suchte die Hand der Sterbenden und deine Seele drängte sich an ihr Herz; in ihren großen Nöten warst du ihr Vater und stirbst jetzt, weil du es warest.

O mein Freund, wie bang ist mir bei deinem Leiden, und wie schlägt mein Herz in der Mitternachtsstunde deines Todes! Er stirbt, es ist keine Hoffnung mehr übrig! Er stirbt, weil er seiner Pflicht zu sehr lebte. —

Ehe er seine Kräfte kannte, eh er sie, wie schwache Menschen müssen, durch behutsamere Uebung nach und nach ausbildete, wollte er alles thun und Lehrer sein fast ohne Beispiel.

Für den Ungeübten ist auch das neue Predigen schon Kräfte erschöpfend, und ihm war es dieses besonders; seine Rede strömte aus wallendem Herzen, sein Busen schwellte vom Gefühl seiner Worte, seine Hand zeichnete in jeder Bewegung den Ernst des Herzens, seine

Stellung war Ueberzeugung und Wonne; Liebe, Erbarmung und Vatersinn strömte aus Aug und Mund von seiner Kanzel; wer ihn hörte, der fühlte die Wahrheit seiner menschlichen Lehre, und wer ihn sah, sah ein zum Menschengewinnen geschaffenes Herz.

Aber eine so große Empfindlichkeit in einer neuen Laufbahn fordert behutsame Schonung, und das hat er vergessen und stirbt, ein Opfer der Anstrengung seiner Kräfte.

In den ersten Wochen fing der blühende Jüngling schon an zu welken, seine Kräfte minderten sich, aber sein Mut verkannte die Gefahren des Lebens. Ihm ahnte nichts Böses bei seinem Beruf, der Umfang seiner Arbeit mehrte sich mit der Not des Volkes und sein gefühlvoller Vortrag ward immer wärmer, je mehr Menschen um ihn her litten und starben.

Jetzt ergriff ihn die Seuche selber, aber noch war er stark, reines Blut und ein ungeschwächtes Innere widerstanden dem Gift der Seuche, er rettete sich, eilte dann wieder auf seine Kanzel, zu seinen Kranken, zu seinen Eltern und zu seinen Freunden und erschöpfte so von neuem die Kräfte seiner jetzt geschwächten Natur, er atmete von neuem wieder am Todbett der Menschen das Gift der Seuche in sein Blut.

Er fühlte jetzt das Schwinden seiner Kräfte und das giftige Sammeln der nahenden Krankheit, aber vergeblich, — schon am Donnerstag bebte er eine Nacht durch fieberhaft und predigte dennoch am Morgen, fühlte sich darauf tief krank und predigte dennoch wieder am Sonntag und stärkte so in sich selber die mächtige Wurzel des Todes, der ihn jetzt in schauervollen Krämpfungen erschüttert.

Wir hofften bis jetzt, aber jetzt hoffen wir nichts mehr; der nahende Tod erschüttert unablässig deine Gebeine und die Glut des giftigen Fiebers brennt, bis du erloschen. —

O mein Freund, — o mein Freund! Dein Herz war mir heilig, — ich teilte mein Leben mit dir, — könnt' ich dich retten! Du liebtest mich und die Meinen und meine einsame Hütte, die fast Niemand kennt; dein Fußtritt erquickte von ferne mein Herz, mein Kind lief dir entgegen wie einem seiner Gespielen, und wenn meine Geliebte von einem Mann redete, von dem sich imstillen Großes hoffen läßt, so redete sie von dir. Alles, was dich sah und kannte, liebte dich, denn du erfreutest alles, was du sahest und kanntest, du erquicktest den Altvater an seinem Stab, den Mann in seinen vollen Kräften und den muntern Jüngling; dich liebte und schätzte von den reinen und guten Mädchen jedes, das dich sah und kannte, und das Kind in der Schule freute sich der Zärtlichkeit deines Händedrucks, und der Lehrer, dessen Alter du dientest, stürbe gern für dich, könnt' er dich retten.

Um uns her wohnen Leute, die sagen von ihrer scheidenden Oberkeit und von sterbenden Lehrern immer nur: Es kommt wieder ein andrer, wenn dieser fort ist; aber von dir sagt das Niemand; Niemand glaubt, daß du ihm wieder ersetzt werdest. Ich unterschreibe das Urteil

des Volks, ich glaube nicht, daß du wieder ersetzt werdest, ihm so wenig als mir.*)

O Freund, daß du uns stirbst, — daß wir deine Liebe nur schmecken mußten, sie zu verlieren, — Edler Gottesgeweihter, daß du so weit reisen mußtest, blos um zu sterben! —

Ich sah deine ersten Krankheitstage nicht, ich war da ferne von dir; aber alle, die dich sahen, bezeugen, daß du dir selbst immer gleich warest und daß Liebe zu Gott und Menschen, und die Hoffnungen der Ewigkeit beim ersten Anblick des Todes so edel und rein auf deiner Stirne, in deinem Aug, aus deinem Mund und aus jeder Geberde redete, als in den heitern Tagen deines blühenden Lebens.

Ich sah dich nicht am trauervollen Abend, als du betetest: Herr mein Gott! Laß mich doch morgen nicht mehr erwachen!

Ich sah dich nicht, als du aus der schreckenvollen stundenlangen Ohnmacht wieder erwachend, den helfenden Freunden so wehmütig zuseufztest: Ach Gott! Warum ließet ihr mich doch auch nicht tot sein?

Ich sah dich nicht im Beben der Kinderliebe, als du Vater und Mutter ohne Hoffnung des Lebens umarmtest. Ich sah dich in der entsetzlichen Nacht nicht, als du in der schrecklichen Fieberwut immer nur sie suchtest und wünschtest.

Ich sah dich nicht, als du im vollen Gefühl des nahenden Todes dem hoffnungsvollen Jüngling Lehren gabst, wie ein scheidender Vater.

Ich hörte dich nicht, als du beim Anblick des Todes dir selbst das Zeugnis gabst, du habest in deinem Beruf gethan, was dir möglich gewesen; ich hörte auch dein mutvolles Wort nicht: „Mit meinem Herrn Großvater und mit Herrn Koller**) geh ich ins Leben und in den Tod."

Ich hörte von allen Worten, die dein noch unbefangener Geist beim frühern Anblick des drohenden Todes äußerte, kein einziges, aber alle, die dich sahen, zeugen, daß du das freundliche Grab nicht gefürchtet, aber daß du auch unverstellt gezeigt, daß es dir wehe that, zu verwelken wie eine Blume, die in Frühlingstagen verwelkt, ehe sie den lieblichen Sommer hindurch Gottes Sonne und Thau und Regen genossen, und Menschen Erquickung duftend ihre Monate hindurch gelebt.

Alle Menschheit reift wie die Blumen des Feldes durch ihr Alter zum Grab; beim blühenden Jüngling empört sich seine Natur gegen das Sterben, und mein Freund verkannte im Tod die Stimme seiner Natur so wenig, als er sie in seinem Leben verkannte, und verleugnete sie in seinem Sterben so wenig, als er sie in seinem Leben verleugnete. „Saget den Lieben, die nach mir fragen", sagte er nach einem Hoffnung täuschenden Schlummer, „ich habe mit dem Tod gerungen, und Gott-

---

*) Ich denke, die unverholene Aeußerung dieser am Todbett eines Freunds und Lehrers natürlichen Empfindungen werde am wenigsten demjenigen mißfallen, der den Verstorbenen wirklich ersetzen wird. —

**) seinen Aerzten.

lob überwunden;" und Freud und Hoffnung des Lebens war sichtbar auf seinen Lippen, als er das sagte.

Aber größer als seine Liebe zum Leben war ihm das Gefühl seiner Pflicht und seine Liebe zu Gott und sein Vertrauen auf ihn.

Er ging den Weg, gegen den im Innersten seine Natur sich empörte, mit Mut und mit Freude.

Wachend und träumend bei seinen Sinnen und in seiner Verwirrung lächelte der Jüngling im reinen Wonnegefühl der erhabensten Tugend ein himmlisches Lächeln, wenn er unter Schmerzen und Leiden und unter den Schrecknissen des Todes von Gott und der Ewigkeit redete.

Jetzt sind seine Sinne verwirrt, er ist nur kleine Zwischenaugenblicke sich seiner selber bewußt, aber noch jetzt, mitten in dieser Verwirrung, wenn er von Gott und der Ewigkeit redet, lächelt sein Mund das Wonnegefühl, das er in den schönen Tagen seines Lebens, wenn er von Gott und der Ewigkeit redete, immer lächelte. —

In seiner ganzen Krankheit, im tiefen zerstörenden Schmerz und in allen Leiden des Fiebers war immer Wonne, Friede, Geduld, Liebe und Hoffnung auf seinem Antlitz und ein unaussprechliches Festhalten an seinem Beruf und an seinen Pflichten.

Eben jetzt*) erkannte er auch mich noch, nannte mit bebendem Mund meinen Namen, seine Lippen redeten noch heiter die Liebe seines Herzens, die meine Wonne war, dann sah er mich starr an, war plötzlich wieder in seiner Verwirrung, nannte dann noch dreimal in dieser Verwirrung meinen Namen und den Namen meiner Geliebten, es war sein letztes verständliches Wort, wenigstens ich habe seit dem keinen vernehmlichen Laut mehr aus seinem Mund gehört.

Aber ach! Daß ich ihn nicht in den ersten Tagen seiner Krankheit gesehn und nur so wenig Verständliches von ihm hören können!

Alles was ich hörte, war edel und groß, und ihm selbst gleich; ich wiederhole zwei einzige Worte: „Wenn ich meine Schicksale überlege" stammelte er gestern, „so ist mein Leben wie eines Menschen, der nicht da war; woran soll man erkennen, daß ich gelebt?" und wieder am gleichen Tag: „Unter den tausend Religionen des Erdbodens trösten sich alle Menschen eines Gottes, und ich sollte mich meines Vaters nicht trösten?"

Was aber am entscheidendsten den ganzen Wert des Mannes und seine innere Größe beweist, ist dieses: Die ganze lange heftige Verwirrung des lebensvollen mutigen Jünglings hätte auch der lauschenden Mißgunst keinen Schatten irgend einer unedeln verborgenen Neigung verraten.

Er war auf der Jagd, er war im Konzert, er war in Gesellschaft, er studierte, er lehrte, er war bei Vater und Mutter, bei Onkeln und Tanten, bei Freunden und Freundinnen, bei Jünglingen und Mädchen, und im Schweifen aller Fieberbilder entfuhr dem edeln reinen

*) Nachts nach 10 Uhr. Er starb am Morgen um 3.

Geliebten kein zweideutiges Wort, keine Klage und keine Jammergeberde.

Frohe Wonne, wie die Wonne des Engels des Herrn, und Freud und Gesang wechselten mit dem Beben der schauervollen Erschütterung des tötenden Fiebers in seiner Verwirrung.

Edler Sterbender! Jetzt stehn wir um dein Bett; der letzte Schatten der täuschenden Hoffnung ist nun vorüber, das krampfhafte Zucken dauert ohne Ende, du entstellst dich und schwächest und stillest, dein sich kürzender Atem ist wie ein Stundenweiser, der die nahe Mitternacht verkündet.

O Freund! du stirbst — dein Vater harret an deiner Seite betend den langen Kampf aus, und wir fallen nieder, beten und weinen und flehen nun um nichts mehr, als um deine Erlösung und um das Ende deiner Leiden. — O Edler! Jetzt atmest du still und sanft und lächelnd deinen letzten Hauch, und schlummerst hinüber ins ewige Leben.

Nr. 5. (31. 1.) S. 66—79.

VII.

Der gute Jakob, wie er seinen Sohn lehrt.

Aus den Bogen eines unvollendeten Manuskripts.

Am Ende des Dorfes auf einem kleinen Hügel steht ein niedres altes Haus, sein Strohdach ist schwach an faulenden Balken befestigt; die Hütte ist unsicher vor Stürmen und schwach gegen die rohe Jahreszeit beschützt; unter ihr wohnt die arme Elsbeth, ein braves Weib, das ich kenne. Ich stieg mit meinem Kleinen vom Wagen, sie zu grüßen, denn sie war mir von Jugend auf lieb und ich habe sie jetzt seit Jahren lang nicht mehr gesehn. Wir gingen in ihre Stube, sie stand auf von ihrem Spinnrad, langte mir liebreich die Hand und sagte: Das ist mir doch eine unverhoffte Freude, daß ich dich auch wieder einmal sehe, Jakob! Ich hätte nicht vorbeifahren können, ohne zuzusprechen, Elsbeth, antwortete ich.

Ich erwartete die Haushaltung im tiefsten Elend zu finden und fand sie über alle Beschreibung glücklich. In der engen niedern Stube arbeiteten neben der Mutter neun Kinder, geduldige Schäfchen können sich nicht enger schmiegen, als diese Kinder mit ihren Spinnrädern; sie waren alle froh und gesund und heiter, munter hurrten alle Räder, rein und eben waren alle Fäden und die gestrichenen Flocken und die voll gesponnenen Spulen lagen niedlich und eifernd einem jeden zur Seite. Ich hätte nicht hoffen dürfen, euch alle so wohl, gesund und vergnügt anzutreffen, sagte ich zur Mutter. Ich habe Gott zu danken, daß wir es so weit gebracht, ich hätte es selber nicht hoffen dürfen bei meines Mannes seligem Tod, sagte die Frau.

Jakob. Nein, weiß Gott, das hätte Niemand hoffen dürfen, so traurig sah es da aus.

Elsbeth. Ich danke Gott jetzt für alles.

Jakob. Aber wie hast du es im Anfang auch machen können? Sie waren alle noch so unerzogen und unmündig, und ihrer so viel!

Elsbeth. Mit Gottes Hülfe und mit Ueberwinden und Erstreiten bin ich eben durchgekommen, und jetzt ist's mir, wenn ihrer noch einmal so viel gewesen wären, wir hätten's auch gemacht und wären, wo wir jetzt sind.

Jakob. Ich kenne meine alte schüchterne und furchtsame Lise nicht mehr in dir! Wie du jetzt so mutvoll und herzhaft worden bist!

Elsbeth. Wofür sollte man altern, wenn man nicht auch stärker und geübter würde, und wie wär's möglich, so viele Jahre alle Tage sich immer durchhelfen und immer doch nur das allernötigste haben und Gottes Hilfe alle Tage genießen: wie wäre es möglich, nicht mutiger und entschlossener zu werden und zu mehr Zutrauen zum Vater im Himmel zu gelangen? Solche Umstände, Jakob, wie die meinen waren, stärken einen, glaub's nur.

Jakob. Deine Kinder sind alle so gesund und heiter.

Elsbeth. Ja, Gottlob! sie sind es.

Jakob. Ich kann's nicht begreifen, ich trat mit beklemmtem Herzen in deine Hütte und fürchtete, dich und deine Kinder in tiefem Mangel anzutreffen, ich habe ein Säckchen Frucht auf meinem Wagen und glaubte dich in tiefem Elend damit zu erquicken; jetzt kann ich dir's Gottlob mit Freuden geben; ich kann's nicht begreifen, sie nahmen dir ja alles, und du hattest ja kein Land mehr und nichts in deiner Hütte, als deine Kinder, da ich dich das letzte Mal sah.

Elsbeth. Du warst auch damals barmherzig, Jakob, und thatest vieles an uns; lohn's dir Gott, du Guter! Ja der Stand war wohl hart, — es ging mir oft an die Seele, wenn sie alle um mich her lagen, weinten und hungerten und ich nichts hatte. Aber es ist für sie und mich wahrhaftig glücklich ausgeschlagen, wir lernten allesamt mit Geduld und Ruhe und ungekränkt unendlich vieles entbehren, Holzschuhe und Lumpen schützen, decken und kleiden wie etwas besseres, und auf dem Stroh schläft man vollkommen gut. Das ist dem Armen seine Handhabe, an der er sich wieder aufhelfen kann, wenn er's recht weiß und recht darin geübt ist. Aber er ist's leider oft nicht und hat selten rechten Verstand für seine Umstände. Abschneiden bis auf das äußerste, was man entbehren kann, und dann Ordnung, zusammen sitzen, keine Stunde versäumen, sich aufmuntern, ausrechnen was möglich, die bessere Zeit, die man mit Mut und Geduld erstreiten mag, immer vor Augen haben, einander in die Hand arbeiten, und auch aus dem kleinsten alles herausziehen, was nur immer möglich, — das ist's, was dem Armen in seinen Umständen heraushilft. Ich schlief im Anfang kaum vier Stunden des Nachts und hatte mit den Kindern gewiß nicht halb genug zu essen, aber es dauerte nicht immer. Die Kinder wuchsen an und halfen mir bald ihr Brot verdienen. — O Jakob! und meine Armut und meine Thränen haben ihr Herz weich gegen mich gemacht; ich bin

die glücklichste Mutter! Das hab ich in hundert Fällen erfahren. Denk! einmal nicht lange nach des Vaters Tod war ich dem Baumwollenmann drei Gulden schuldig und er fragte ohne mein Wissen das Anneli, ob ich ihn bald zahlen werde; das Kind sagte mir kein Wort, nur wenn es meine Unruhe und Verlegenheit merkte, fiel es mir mit Thränen um den Hals und bat, ich möchte um Gottes willen nicht so unruhig sein, es werde alles gut kommen. Indessen arbeitete es fast über sein Vermögen halbe Nächte durch und brachte alle Samstag dem Fergger ein Pfund mehr verarbeitetes Garn, als ich wußte, bis die drei Gulden abgerechnet waren. Ich wollte da einst selbst einmal zum Fergger, daß er nicht meine, ich vergesse die Schuld überall, und dankte ihm, daß er so gut wäre und so lange gewartet und bat ihn noch um etliche Wochen Geduld, aber wie war mir, als ich da des guten Mädchens Handlung erfahren! Wenn ich einen König geboren hätte, es hätte mir nicht so ums Herz sein können, als es mir diesen Augenblick war, — und alle, alle, ach! sie überwanden sich, mir ihren Hunger zu zeigen; wenn sie Thränen in meinen Augen sahn, und wenn ich ihnen Brot gab und sie sahen, daß ich nichts aß, ach, da baten sie mich tausendmal so herzlich: Iß doch du, Mutter! Iß doch du! Wir mögen's noch erleiden, und kein Band, keinen neuen Schuh wollten sie, nicht einmal von ihrem eigenen Verdienst, bis der Schuldenbot, der mich weinen machte, nie mehr vor die Thür käme. — O Jakob, durch dieses alles hindurch sind sie gesund und fröhlich gekommen, und wenn wir jetzt alle fast wie ohne Sorgen bei einander sitzen und spinnen, so kannst du denken, wie ich in ihrer Mitte von Herzen Gott danke; ich lehre sie auch alles selber, ich sage ihnen den Katechismus und die Psalmen vor; so lernen sie mitten in der Arbeit alles, was sie können müssen, der Pfarrer hat ihnen auch immer das Zeugnis gegeben, daß ich mehr mit ihnen ausrichte, als wenn ich sie zur Schule schickte. — Und dann habe ich da hinterm Dach einen kleinen Acker, den helfen sie mir jäten, hacken und pflanzen, das, glaube ich, trägt auch viel zu ihrer Gesundheit bei, die sonst Schaden leiden möchte ob ihrem beständigen Spinnen. Wir erhalten uns fast ganz von dem kleinen Acker und haben tausend frohe Stunden bei dieser Sommerarbeit.

Als ich die Ordnung dieses Hauses, das regelmäßige Antreten und Aufhören der Arbeit dieser Kinder sah, als ich die außerordentliche Gleichheit und Feinheit ihres Garns und den außerordentlichen Fortschritt im Lernen durch Proben aus dem Katechismus und den Psalmen entdeckte, auch die Kinder alle mit der genauesten Aufmerksamkeit schreiben und lesen sah, und so die größte lenksamste Arbeitsamkeit mit der heitersten, fröhlichsten und ruhigsten Gesichtsbildung vor meinen Augen sah, fiel mir wie noch nie in meinem Leben die Gewalt der Naturverhältnisse des Menschen zu seiner Auferziehung auf. Solchen allgemeinen Fortschritt in der Bildung der Menschheit gibt uns die Kunst und die Schule nicht, aber eine weise, gute Mutter folgt der Bahn meiner Elsbeth fast ohne Schwierigkeit. Nr. 6. (7. 2.) S. 87—92.

VIII.

* Aus alten Mandaten.

Ich habe eben einen Haufen alte Mandate vor mir liegen, und ich gestehe es, ich liebe auch diese Denkmale der Gesinnungen, Sitten und Umstände unsrer Voreltern und je mehr ich sie durchlese, je mehr scheint mir aufzufallen, daß der Vorschritt der sittlichen und politischen Erleuchtung, die wir uns anmaßen, nicht so groß ist, als wir glauben, und daß uns hingegen wesentliche Kenntnisse und Vorzüge mangeln, die sie hatten.

Man hat im vorigen Jahr ein Volksbuch Aufmerksamkeit erregen sehen, weil es einige Ursachen des Sittenverderbens des Landvolks heiter aufdeckte. Dieses Buch hätte 1611 in diesem Gesichtspunkt wahrscheinlich weniger Aufmerksamkeit erregt, weil seine Grundsätze damals allgemein bekannt schienen; einmal redet eine damals lebende hohe schweizerische Oberkeit in einem offenen Mandat über diesen Punkt selbst noch heitrer und bestimmter, als der Verfasser dieses Volksbuches ein und ein halbes Jahrhundert später davon redete; und ich kann mich nicht enthalten, Stellen aus dieser wichtigen Piece der schweizerischen Gesetzgebung abzuschreiben und solche mit wenigen Anmerkungen zum Inhalt meines heutigen Blattes zu machen.

Die wichtige Stelle über den Einfluß der Schenkhäuser auf die Sitten der Nation will ich von Wort zu Wort abschreiben.

„Wiewol wir wider das zehrhaft vertrunken liderlich Leben, und lang sitzen bym Wyn, in Würts und Gsellenhüßern gute Mandat u. Ordnungen gemacht, u. offentlich vsgahn lassen, so will doch leider Gott erbarms, söllich vetrunken leben, schier allenthalben je länger je mehr zunemen, da etliche Kunden sich gar in die liederligkeit ergebend, frü v. spaat in Würtshäusern sitzend, das jr mutwilliger Wyß verschwendend und verthünd, und dadurch sich selbs und jr Wyb v. Kind in unnötige armut ja etwan gar zum Bätel richtend, deßen dan an vil orten vff vnser Landschafft die Würt ein große Ursach sind, daß sie vmb jres eignen nuzes willen, wider unsere Mandat sölliche liederlichen lüth vfenthaltend, das Zehrgeld vffchlahend, v. dann vff jre güter schuldbrieff machend, welliche man dann verkaufft, v. also darmit die lüth nach v. nach gar von jren gütern v. vmb das jr kommend daß sy aber sonst wol heten behalten mögen. Also an etlichen orten die Würt rych werdend; an andern orten aber auch etwan die Würt v. sölliche gest alles mit einanderen verdirbt; wie dann auch zu sollichem verderblichen wesen deß zechens v. schlemmens, helffend die vnnötigen vnordentlichen Käuff v. daauß volgenden Wynkäuff, die vff unser Landschafft je lenger je gemeiner werdend, da man zusamen sitzt v. jederman in suffen ynhin ißt v. trinkt, also das darmit etwann merklich vil gelt verzächt wird, zu wellichen vilmalen die Vndervögt, Weibel v andere fürgesetzten auch helffend, die es aber wehren sölten, v. wol abschaffen köndten; Zu dem das etwan söllicher liederlicher lüthen gfründte v. verwandte auch nit recht zum sachen thünd wie sy schuldig werend und den jren das vertrunken Leben wehrend, sonders zusehend, und sy das jr verthün laßend, wellich ellend liederlich wesen dann die fürnembst vrsach so vil vffälen, armut v. verderbens ist, innaßen daß man söllichem Vnwesen lenger nit mehr zusehen kann, sonders Wir von Oberkeit wegen verursachet, ja genötiget werdend, darüber notwendig Insehen zethünd

vnd der Handthabung vnserer hier wider vsgegangenen Mandaten und Satzungen ernstlich nachzusezen.

Derhalben so wellend wir vnsere wider die zehrhafte hiervor offentlich im Truk vsgegangene Mandat hiemit widervmb erneuweret haben. Und ist unser Meinung und Befelch, daß unsere Obervögt, mit samt den Predikanten, Undervögten, Weiblen und Eegaumern, uff solliche liederliche Lüth und Gesellen, die also dem Wyn nachlauffend, das Iren verthund, und ander Lüth auch verführend, insonderheit gute Achtung haben söllind, damit dieselben gestraft von irem Ueberfluß und Liederlichkeit, auch mit Gewalt, wo es die Nothdurft erforderet, abgehalten, und unsere Mandate gehandhabet werden.

Und wo etwann in einem Geschlecht funden werdend, es seyind jung oder alt, Väter, Söhne, Brüder, old wyter Verwandte, die sich gar an Wyn, und in die Liederliche ergeben, oder bös Käuff, Tausch ald unzimlich Wynkäuff thätend, und handletend, so inen auch iren Wyb und Kindern zum Nachteil und Verderben reichen welte, sollind alsdann derselben Freund und Verwandte samt dem Undervogt und Eegaumeren in derselben Gmeind, mit Hilf unserer Obervögten solliche unnütze Lüth mit vertruwten Personen bevogten, ihnen iren Gewalt und Meisterschaft nemmen, und wo vonnöten in Gfengnuß legen, oder offentlich in der Kirchen verrüffen lassen, und ob die Freundschaften nicht bas Acht haben, denn daß sy die iren also mutwilliger Wyß das ir verthun liessend, daß sy dann schuldig syn, dieselben sammt ihrem Wyb und Kindern selbsts zu erhalten."

Kenntnis der eigentlichen häuslichen Zustände des Landes und fester Einfluß auf die Sittlichkeit und Hausordnung seiner Mitbürger ist unzweideutig das, was die nützlichste Größe des bürgerlichen Regenten ausmacht, und wem ahnet beim Lesen dieser Stelle nicht, daß die Väter uns in diesem Stück übertrafen?

Jedes Band der Natur und des Blutes eng zu erhalten, ist gewiß die größte menschlichste Staatsweisheit: die Pflichten der Geschlechter gegen die Ihrigen immer auch in den niedern Klassen des Volks warm und lebhaft zu erhalten, ist eine auf die Natur der Menschheit gegründete, viel Gutes in den Haushaltungen erzielende Staatskunst, und wir wissen von Geschlechts-Anhänglichkeit jetzt beinahe nichts mehr, als schädliche Namensanmaßungen vornehmer Leute.

Seine eignen Fehler zu gestehen, ist innere Menschengröße, und gegen sich selber seine Regierungsfehler ahnden, ist wahre Regentengröße, so wie sie ängstlich bemänteln, immer das Thun kleiner Seelen ist. Auch hierin waren unsre Väter nicht klein; ohnverholen mit geradem offenem Sinn sagen sie es in ihrem Mandat selber.

„Es sind auch etwann diese Sazungen nicht wie es sich gebürt, gehandhabet, noch die Straffen gegen die Uebertreter vorgenohmen Worden."

Die Einkünfte der oberkeitlichen Stellen beschränken, wenn sie dem Wohl des gemeinen Mannes Gefahr drohen, ist hoher Vatergeist eines wahren Fürsten; die Finanzen der Amtsstellen ohne Rücksicht auf das allgemeine Wohl begünstigen, ist niederer unfürstlicher Herrschergeist einer meisternden Dienerschaft. — Unsre Väter handelten auch hier edel und groß, und die folgende Stelle, wenn sie schon nur vom Wein beim Zapfen ausschenken redet, gibt hierüber entscheidendes Licht. —

„Vnd wie an etlichen Orten unsere Obervögt uff unser Landschaft angefangen, Wyn vom Zapfen schenken, und Würtschaft treiben, das wir aber um beweglicher Vrsachen willen nit nachlassen könnend, wellind wir sollich Wyn schenken und Würten unsern Obervögten hiemit genzlich abgestrikt haben, also daß sy solliches nit mehr thüen, sonder sich deß hinführo zu allen Zyten müßigen sollint, by unser Ungnad und Straff.“

Ein solcher Mut in der Einschränkung einer bei den damaligen Zeiten vorzüglichen Finanzquelle oberamtlicher Posten ist in meinen Augen erhabene gesetzgeberische Stärke.

Verbrechen mit Aufopferung seiner eigenen Finanzen Einhalt zu thun, ist Fürstenarbeit. Aber sie geschehen lassen, und dann büßen, und davon Nutzen ziehn, ist gar viel weniger, als dieses.

Die Verfügung dieses Mandats gegen das Fluchen scheint in unsrer Zeit bizzar, aber es forderte doch Regierungsstärke und Nationalmut, ein solches Gesetz zu geben und zu befolgen.

„Wider das Fluchen und Schweren und Gotslästern, damit unser Herre Gott höchlich erzürnt wird, habind wir auch gute Mandat und Satzungen ußgahn lassen, ob denen man aber nit haltet, und gar niemand den andern darum nach luth der Mandaten heißt Buß thun, daraus dann folget, daß das schweren und fluchen bey Jungen und Alten gar gemein ist, deßhalb so ermanend wir männiglichen mit allem Ernst, daß man sich vor dem schweren und Gotslästern, und mißbrauchen des Namens Gottes hüte, und welicher den andern schweren hört, soll je einer den andern vermannen, Buß zethund, so oft es beschieht, dergestalt, daß die Person so geschworen hat, glych in der Fußstapfen sich uff Knüw niderlassen, und den Herd küssen, oder aber dem so ine zur Buß vermanet hat, ein Schilling zu synnen Handen überantworten, und dieselb Buß dann dem nechsten armen Menschen, oder in gemein Allmusen gegeben werden. Es möchte aber einer old eine so bös und schandlich Schwür thun, man wurde es by diser Buß nit bliben lassen, sonder dieselben wyter an Lyb und Leben, Ehr und Gut, nach Gstalt der Sachen herniglich straffen.“

Ich übergehe den ernsten Artikel ihrer Religions-Sorgfalt, wodurch sie dem Wesen ihrer Befehle große innere Kräfte gaben. Aber ich kann mich nicht enthalten, es dennoch zu sagen, Eifer für Gottes Ehr und Religions-Anstalten ist ewig in der Hand einer weisen Oberkeit das sicherste Mittel, ihre Befehle von Jedermann respektieren zu machen, und was mehr ist als dieses, den Quellen aller Bosheit und alles Unfugs durch das Uebergewicht einer allgemein reggemachten Achtung für Gott und die Menschheit auf die einfachste Art Einhalt zu thun. In diesem Gesichtspunkt spotte ich ganz nicht über die Landesväter, die in diesem Mandat sagen:

„Sie die Prädicanten sollen by dem Kinderbericht uff die abwesenden ir Aufsehen haben, u. weliche ab der Warnung nicht thäten, und etwann einmal zwey oder drü gefährlicher Wyß ausblibend, dieselben ungehorsamen sollen durch sie die Prädicanten unseren Obervögten angezeigt werden, welche den Gewalt und Befelch haben sollend, wenn man nüd ab dem vermannen thun wollte, solche an Gelt oder mit Gefangenschaft zu straffen.“

Ich will anstatt aller fernern Anmerkung über diese mir schätzbare Urkunde den Beschluß derselben von Wort zu Wort einrücken, ich glaube, er zeichne den innern Geist der damaligen Staatskunst heiter aus, als ich es mit allem guten Willen je thun könnte.

„Und diewyl dann zur Handthabung diser unserer christenlichen Mandaten und Satzungen, insonderheit der Flyß und Erntst der Fürgesezten, als unserer Obervögten, Undervögten, Weiblen, Eegaumeren und Gschwornen erfordert wird, dieselben aber vielmaln gar sumselig sind, und bisher an mehrteils Orten den Jser und Erntst nit erzeigt habint, wie sy von irer obliegenden Pflicht und tragenden Embteren wegen zethund schuldig, uß wellicher Hinlessigkeit, und Mangel dann solliche Unordnung und Zerrütung unserer Mandaten herfließzend, so wellend wir hiemit alle Fürgesetzten irer schuldigen Pflicht und Ambts zum treffenlichsten erinneret haben, und ist darauf an alle unsere Obervögte, Undervögt, Weibel, Eegaumer, Geschwornen und Eltisten an jedem Ort, unser ganz erntstlicher Befelch, Will und Meinung. Daß dieselben allgmeiniglich und ein jeder insonderheit, by sinem Eid und Ehren, und so lieb einem jeden unser Huld und Gnad ist, ob disem unserem iezt verkhündten und allen anderen unseren christenlichen Mandaten, flysiges Vffehen habint, insonderheit auch was antrift den Wucher und Fürkauff und das zehrhaft liederlich unnütz Läben, daraus so viel Unraths Verderbens und Ergernuß folget, getreuentlich und mit mehrerem Ernst weder bisher beschehen ist, haltind, uff die Vngehorsamen und Vberträter unserer Mandaten flyßiges Vffehen habint, und dieselben unseren Obervögten leidind und angebind, und da nydt verschygind und verhaltind, damit die Vbertreter und Vngehorsammen anderen zu einem Byspil gestraft, und also gute Mandat und Ordnungen gehandhabet werdint, wo aber unsere Obervögt mit der Straff zu Handlung und Vollstreckung unserer Mandaten sümig werind, und des Ends auch nit den Flyß und Ernst erzeigten, wie sy schuldig sind, und von uns in Befelch habend, so soll man ein solliches uns und unseren Burgermeistern anzeigen, werend wir dann darüber was die Nothdurfft erforderet, so wol gegen unsern sumseligen Vögten, als auch gegen den unghorsammen Vnterthanen fürnemmen wir wellend auch die Pfarer und Predicanten allenthalben uff unser Landschaft hiemit ernstlich vermanet haben, daß sie, als an deren Flyß und Ernst hierinnen eben vil gelegen, mit lehren und ermannen treuwlich ir bestes tüygind, ob auch etwan in einer Pfarr der Lasteren eines fürnemblich inryßzen und fürbrächen wellte, so soll dann der Pfarrer das darwider gemachte Mandat under zwischent an der Canzeln auch widerum verläsen und mit dazu dienstlicher ußlegung erkleren, damit dasselbige Laster und Mangel desto früer abgestellt werde, daß und aller Treuw Ernsts und Fleisses zu Handthebung unserer Mandaten, wellend wir uns zu allen unseren Obervögten, Undervögten, Weiblen und Eegaumeren, und insonders auch zu den Pfarern und Predicanten grenzlich versehen; Und welliche ein solches nicht thetind, sonders hierinnen an irer Pflicht ermanglen ließzend, das werdent wir von denselben zu hochem Mißfallen und Vngnaden uffnemmen, und sy auch darumb mit Entsätzung irer Eemteren und Diensten und in anderweg ernstlich straffen.

Geben uff den vierzehenden Augstmonats im Jahr von der Geburt Christi unsers Heilands gezelt Einthusend Sechshundert und Einliffe."

Nr. 7. (14. 2.) S. 97–111.

IX.

Ueber die Bauern.

*1. Die Verschiedenheit der Lagen des Landvolks.

Bauern oder Landleute sind im allgemeinen Verstand alle mit Dienstbarkeit an Herrschaften und Obrigkeiten verpflichtete auf dem Land wohnende Menschen. Sie machen also das eigentliche Gros der Menschenherde aus, indessen die andern Stände mehr zur Hut und Pflege derselben gehören, oder sich auch, so zu reden, mit Wolleschceren, Melken

und andern Nutznießungen von der Heerde (vom Lande), soweit es einem jeden die Natur der Sachen, die Umstände, seine Kräfte und sein Glück erlauben, mitbringen und fordern, beschäftigen.

Also sind die Betrachtungen über den Landmann imgrund Betrachtungen über die Menschheit im großen, sie führen aber auch, wie alle allgemeine Betrachtungen, in ein Meer von Verschiedenheiten, das unabsehlich scheint. Indessen wird immer die klare Bestimmung dieser Verschiedenheiten der natürlichste und einfachste Weg zu einer gründlichen Kenntnis dieses vorzüglichen Teils der Menschheit sein.

Was den Stand der Bauern allgemein unterscheidend auszeichnet, ist der Einfluß, den die körperliche Arbeit, die er thun muß, und die Dienstbarkeit, in der er lebt, auf ihn hat. Je mehr der Mensch dem Stande der Natur nahe ist, je mehr ist ihm Brot oder Nahrung und Kleider zu suchen die Hauptsache, die seinen Kopf, seine Arme, seine Aufmerksamkeit, kurz seine ganze Thätigkeit und sein ganzes Dasein bestimmt, und je mehr er sich von dem Stand der Natur entfernt, desto größer wünscht er sich dieses Stück Brot und desto mehr steigen seine Bedürfnisse und Wünsche über das Maß, welchem er mit einfachem, ungekünsteltem Gebrauch seiner Kräfte genug thun könnte. Und dann je tiefer er in eine unnatürliche unverständige Dienstbarkeit hinabgeworfen wird, desto mehr wird er auch gehindert, seine Kräfte zur Befriedigung der Bedürfnisse seiner Natur anzuwenden und zu gebrauchen. Es ist die Kollision zwischen den Naturbedürfnissen der Menschheit und zwischen den Umständen, welche ihn an einer ihm wahrhaft genug thuenden Befriedigung derselben hindern, was das Gros der Menschheit oder den Landmann in Unordnung bringt und in die Tiefe hinab setzt, in welcher er fast allgemein vor unsern Augen erscheint.

Ich will diese Aeußerung mehr in ihrem Detail verfolgen. Der Mensch im Stande der Natur ist, was er ist, und bleibt Jahrtausende in diesem Zustand, was er war. Aber der Bauer ist nicht mehr in diesem Zustand; seine ganze Lage ist vielmehr immer vielseitig in das Staatsgewebe eingeflochten, unter welchem er in seiner Dienstbarkeit lebt, und in dieser Lage ist der Mensch überhaupt immer nur das, was man aus ihm macht, daher denn die äußerste Verschiedenheit des Landmanns an ungleichen Orten und in ungleichen Zeiten. Daß er allenthalben Brot sucht, ist vielleicht das einzige, worin er allgemein übereinstimmt, wie und wo er's suchen muß; wie und wo er's findet, ist dann aber auch das erste, was ihn ungleich macht. —

Wo er es nur bei anhaltend starker körperlicher Anstrengung findet, wird er roh, ist unwissend und fast immer entweder gewaltthätig und unbarmherzig, oder auch versoffen, liederlich und diebisch; der Ackerbauer ist roher, als der Mattenbauer; und der, so schweres Lattenfeld baut, ist roher, als der, so im leichten Boden und Sandfeld arbeitet; und wieder der große Bauer mit vielen Zügen ist gewaltthätiger und hartherziger, als der, so einen kleinen Hof hat, den er beinah mit seinem Volk allein meistern mag. Ebenso ist der Rebmann, der auf schwerem

Boden und hohen Bergen Wein baut und mit Mist und Erden bergan tragen seine Kräfte äußerst anstrengen muß, roher, versoffener und frecher als der, so den Wein im Thal und auf niedern Hügeln baut.

Und so wie ihn seine körperliche Anstrengung unterscheidet, so unterscheidet ihn auch der Erfolg seiner Arbeit. Wo er schwer hat, auf einen grünen Zweig zu kommen, und es nur selten dahin bringt, etwas zurück zu legen und zu ersparen, wird er gern gleichgiltig über sein Hauswesen; besonders wo er dabei noch ein groß Gewühl und viel Arbeit auf sich hat, wird er natürlicher Weise noch unordentlich und maßleidig, ist gemeiniglich nur für das gegenwärtige Essen und Trinken und für den gegenwärtigen Jahrgang besorgt und wird dir fast eben so leicht ehrlos und niederträchtig, als er unverständig und nachlässig ist; wo hingegen sein Gewerbe abträglich, da wird er gemeiniglich verständiger, ordentlicher, ehrenfester und mehr für die Zukunft besorgt, folglich vorsichtiger und haushälterischer, als im ersten Fall; besonders wird er unter diesen Umständen in einem kleinen Gewerbe äußerst aufmerksam auf die geringsten Teile seiner Oekonomie, folglich für seinen Stand wohl erleuchtet, aber dann oft auch auf eine entgegengesetzte Art niederträchtig, eigennützig und geizig.

Ein dritter Hauptunterschied ist zwischen dem Bauer, der blos dient, und einem, der ein Eigentum bewirbt. Der dienende Bauer ist gar oft gescheider und geübter, als der Eigentümer, aber fast immer auch untreuer, diebischer und für die Zukunft unbesorgter, folglich im Alter meistens unglücklicher, als der noch so eingeschränkte Eigentümer. Die schlimmste Dienstart ist diejenige, so nur unterbrochenen Sommerverdienst genießt und eine große Zeit im Jahr beinahe ohne Arbeit und ohne Versorgung lebt; diese Klasse Landvolk ist meistens höchst elend und höchst lasterhaft, so wie überhaupt alle Menschen, die haufenweis von ihrer Heimat einem ungewissen nicht das ganze Jahr anhaltenden Verdienst nachlaufen müssen oder nachzulaufen gewohnt sind.

Eine weitere Hauptursache des ungleichen Zustandes des Landvolks ist gar oft auch der ungleiche Wert seiner Güter; dieser ungleiche Güterpreis hat einen solchen Einfluß auf die Umstände des Landvolks, daß man in einem Bezirk von zwei und drei Stunden seinen Zustand so ungleich findet, als man ihn in einem Distrikt von zwanzig Stunden nicht möglich glauben sollte. Wo die Güter gar unwert und in einem sehr niedern Preis sind, da hat der Bauer immer mehr fast eine Schweine- als eine Menschenart; er umwühlt seine Aecker, wie diese Tiere den Boden, blos um für einen Augenblick Unterhalt darauf zu finden, er verspielt und vertrinkt seinen Acker im Wirtshaus, geht ruhig heim, haut einen alten Baum um, und kauft damit einen neuen Acker. In diesem Unwert der Güter ist der Bauer ohne Vermögen, ohne Kräfte, ohne Erleuchtung für seinen Stand, und im Feldbau, im Hauswesen und im Umgang mit andern Menschen meistens ein in aller Absicht (in jeder Hinsicht) zurückgebundener Tropf, und dabei doch oft ein vermessener tollkühner diebischer Bursch. Wo hingegen die Güter in einem

gar zu hohen Wert stehen, sind sie immer nur in wenig Händen, tragen nicht ab, was man für sie zahlt, und dem Fleiß des Unvermögenden sind alle Hände gebunden, zu einem seine alten Tage beruhigenden Landeigentum zu gelangen. Unter diesen Umständen sind die, welche die Güter in Händen haben, gemeiniglich stolze, gewaltthätige, den gemeinen Mann drückende und aussaugende Leute; auch findet man immer in Dörfern, die auf diese Art reich sind, die meisten armen Leute und auch die meiste Dieberei, insofern diese nicht noch durch etwas anderes, als die Ungleichheit der Güter und durch den Mangel notwendiger Lebensbedürfnisse veranlaßt wird. Endlich machen auch die Schulden, die auf den Gütern haften, aus den Bauern gar ungleiche Leute; der Schuldenbauer, der von dem Fleck Erde, den er bearbeitet, beinahe nichts genießen kann, ist weit mehr unwirsch, hässig, niederträchtig, gewaltthätig, als der unverschuldete.

Das sind die Hauptunterscheidungen, so viel mir jetzt beifallen, welche die große Ungleichheit des Landmanns, insofern man ihn blos als Pflanzer betrachtet, veranlaßt. Seine Ungleichheit aber wird noch gar viel größer durch den Einfluß, den andere Arten von Industrie, an denen er teilnimmt, auf ihn haben. Handlung und Fabriken verändern den Zustand des Landmanns schnell und gewaltsam und das auf eine sehr verschiedene Art. Unreinliche Fabrikarbeit macht z. B. einen ganz andern Menschen aus dem Bauern als reinliche. Bloße Handgriffe bilden ihn anders, als wirklicher Kunstfleiß, und Handübung anders, als Uebung in Kaufen und Verkaufen. Wieder wird er anders, wo seine Handgriffe sehr einförmig, als wo sie verschieden, ungleich und abwechselnd sind.

Der Wollenkämbler und die Wollenspinnerin sind auch im Essen, Trinken und in der Kleidung unreinlich und ohne Achtung für sich selber, und fast immer entweder so geizig, daß sie ihr Geld in schmutzigen Lumpen und alten Strümpfen unter dem Kopfkissen vergraben, oder so verschwenderisch, daß sie nie etwas übernacht behalten. Die Seidenweberin aber ist ganz das Gegenteil: Hoffart ist ihre Berufsinklination, sie hängt alles an Kleider und wird um ihrer Hoffartsneigung willen gar leicht zur ehrlosen Diebin. Der Baumwollen-Arbeiter ist in der Mitte zwischen diesen zweien. Der Staub seines Kartens und das Gröbere seiner Arbeit macht ihn unreinlicher, als den Seidenarbeiter; doch ist er hoffärtiger, als der Wollenspinner, er gibt (fällt) gemeiniglich in den Fehler dieser beiden Klassen, wird so verschwenderisch und versoffen, als der Wollenkämbler, der nur alle vierzehn Tage einmal nach Hause geht, und so diebisch als eine abgefeimte schöne Seidenweberin, die junge Herren beinahe wie verhexen kann, daß sie Schmutz und Blei und Tuch und Abgang nicht finden. Der einförmige Druckerbursch, das Mädchen, das nur Blumen im Musselin ausschneidet, und der Spinner, der sonst nichts thut, kurz, alle Arbeiter, die Jahr aus und Jahr ein sich mit einem einzigen einförmigen Handgriff beschäftigen, werden sehr natürlich flatterhafte, gedankenlose schwache Leute, item werden sie eben

so natürlich hierdurch dem Essen, Trinken und aller Sinnlichkeit besonders ergebene Menschen.

Der Krämer und Handelsmann ist sorgfältig, bedächtlich und aufmerksam auf alles; er hat Menschenkenntnis, Kopfsübung und Verstand zur Ordnung im Hauswesen. Dem Menschen aber, der nur maschinenmäßige Fabrikübung hat, fehlt dieses alles, daher erklärt sich auch der auffallende Unterschied zwischen Handwerksleuten, die neben ihren Handgriffen noch Buch und Rechnung führen, und zwischen Druckerbuben und andern Fabrikmaschinen; ferner erklärt sich daraus der Unterschied zwischen Fabrikgegenden, wo ein jeder Mensch das Recht hat, zu backen, zu metzgen, zu wirten und zu hardeln, und zwischen Gegenden, wo die Menschen blos als Dienstleute fabrizieren, ohne einige Rechte zu irgend einiger Handlungsfreiheit. Noch eine Hauptursache des Unterschiedes zwischen dem fabrizierenden Landmann ist der Umstand, ob er in seiner Wohnstube arbeite, oder aber in eine Fabrikstube gehe; der in der Wohnstube stiehlt vielleicht mehr, weil er's leichter kann, aber der in der Fabrikstube ist dennoch verdorbener, leichtsinniger, waghalsiger und unverschämter, als selbst Fabrikdiebe, die in der Wohnstube arbeiten.

So viel von dem Einfluß, so die Arbeitsgattung und Manier auf den fabrizierenden Bauern hat; dieser sie bildende Einfluß aber wird dann ferner durch den Zustand des Bauern, wie er unabhängend von seinem Fabrizieren sonst ist, noch näher bestimmt. Alle oben berührten Verschiedenheiten des Lokals und der Umstände, die den Bauern als Pflanzer so verschieden machen, sind nicht weniger mit ihrer ganzen Wirkung auf ihn auch da, wenn er fabriziert. Daher die Fabriken einen ganz ungleichen Einfluß auf einen Ort haben, wo der Boden hart ist, und auf einen, der leicht zu bearbeiten ist, und wieder einen andern, wo die Güter hoch im Preis, als wo sie in einem niedern Preis stehen. Der Ort, wo der Bauer so schweren Boden hat, daß er Vieh und Menschen abschinden muß, ihn zu bauen, ist gut für einen Unternehmer, dem nichts als seine Fabrik am Herzen liegt, er findet da Leute, die ihre fünf- und sechsjährigen Kinder bis aufs Blut schlagen, daß sie spinnen und ihm einen Kreuzer abverdienen, und das ist allgemein der Fall, wo die Güter nicht viel wert, wo der Bauer zu viel Land, besonders zu viel Aecker bei wenig Matten besitzt, auch da, wo seine Güter verschuldet oder sonst so im Abgang sind, daß fast Jedermann in einem Dorf seiner Last gern entladen wäre.

An allen solchen Orten findet man im Anfang gute und wohlfeile Arbeiter, aber sie sind es nur so lange, bis sie die Kunst recht verstehn und sich so zu reden vom neuen Verdienst einmal gut erwärmt haben; die Rohheit des vorigen Zustandes macht sie bald untreu und gefährlich, indem sie, wie beinahe alle Menschen ohne häusliches Vermögen, ehrlos sind. Indessen gefahren solche Oerter auch am geschwindesten durch Fabriken zugrund gerichtet zu werden. Der Acker, den man mit vier starken Ochsen, ohne sie fast auf den Tod zu ermüden, nicht pflügen kann, wird nicht mehr angebaut, sobald der Bauer hinterm

Tisch ohne Ochsen mehr verdienen kann, als ihm der Acker mitsamt den Ochsen abträgt, und das ist beinahe der allgemeine Fall des meisten schweren Berglandes, item der dürren weitläufigen Sand- und Grienzelgen, auch der schweren, mühsamen, jähen, den Schwemmungen unterworfenen, grienichten, mistfräßigen Rebäcker. Der Spinner und Weber kommt außer Kräfte, solche Arten Güter mehr recht zu bewerben, er kommt außerstand, den schweren Pflug zu leiten und den Herd (Erde, Land), auf die jähen Höhen zu tragen, ohne den sein Rebberg nichts abträgt und so muß er seine Güter verwildern lassen; dabei wird aber er und seine Nachkommenschaft so an das zufällige Brot des Fabrikverdienstes gebunden, daß sein Schicksal bei den geringsten Zufälligkeiten der Handlung äußerst elend werden kann. Fast der gleiche Fall ist, wo die Güter in gar zu hohem Wert stehen; die zahlreichen Menschen, welche an solchen Orten kein Eigentum haben, werfen sich schnell in die Fabrikarbeit, wodurch denn der Zustand eines solchen Orts auch wieder schnell verändert wird. Ist ein solcher Ort bei seinem Reichtum vorher auch für die ärmern Einwohner noch nahrhaft gewesen, daß sie nicht ganz von allem Eigentum und von allen haushälterischen Fertigkeiten und Sitten entblößt waren, so geschieht es gemeiniglich, daß sie den neuen Verdienst mit Sparsamkeit und Einschränkung nützen; unter diesen Umständen schwingt sich dann ein Dorf empor und der gemeine Mann kommt zu eigenem Herd, so teuer die Güter auch sind; in diesem Fall steigt der Güterpreis dann noch immer und sie werden sehr zerstückelt; indessen steigt dann die Abträglichkeit der Güter nicht im gleichen Verhältnis mit ihrem Preis und das Vermögen des Landmanns kann leicht idealisch werden.

Der Bauer lebt in dieser Lage der Sachen in Beziehung seiner Güterbesitzungen wie im Traum; er zinst von dem Webstuhl und verliert auf dem Acker; diese Lage aber ist um so viel bedenklicher, weil tausend Zufälligkeiten den Fuß seines idealischen Zustandes zernichten können, neben dem ist Unordnung und unrichtiges Urteil über das Fundament seiner Oekonomie das, was für einen jeden Haushalter die eigentlich gefährlichste Krankheit genannt werden kann; nach Maßgabe des steigenden Fabrikverdienstes werden die Arbeitslöhne der Güter immer teurer, die Ackerdienste immer schlechter und kostbarer, und die Ausgaben und Vorschüsse verschlingen gemeiniglich den ganzen Abtrag dieser nur in der Einbildung so großen Kapitalfonds, zudem wird der Bauer in dieser Lage nicht selten nach und nach auch hoffärtig und aus Hochmut selber unersättlich gierig nach mehr Landbesitzung; obgleich der Herd, den er wirklich hat, mit ihm aus seiner Schüssel ißt, und so wie er minder Genuß hat als Fond, bekommt er auch nicht selten minder Gutmütigkeit, als Einbildung, minder ächten Hausverstand, als verfängliche Schlauheit.

Im gegenseitigen Fall, wenn ein solcher Ort für die ärmern Einwohner vorher nicht mehr nahrhaft gewesen, wenn die meisten Einwohner unter dem Druck der reichen Landbesitzer schon in tiefer Niedrig-

keit und Armut gesteckt und längst beinahe ohne Herdbesitzung und Eigentum gelebt, so bleiben sie in meisten Fällen auch bei dem Verdienst der Fabrikarbeit ein Lumpengesindel, wie sie es in ihrem vorigen Bettlerzustand schon waren. Bei dem besten Verdienst nichts Uebernächtiges haben, fressen, saufen, stehlen und alle Arten von wilder Unsittlichkeit und Unordnung wird in dieser Lage eines Dorfs allgemeine Volkssitte.

Der wohlhabende Güterbesitzer, der vorher die armen Leute freilich auch hart gehalten und unbarmherzig an der Tatze saugen lassen, wird jetzt vom Spinnervolk in Wirtshäusern auch unbarmherzig verspottet, sie singen und pfeifen ihm zum Fenster hinaus, wenn er am Morgen früh mit seinen Stieren ins Feld fährt und am Abend mit Kot und Schweiß beladen wieder heim kommt; sie spiegeln ihm ihr Semmelbrod, wenn er Roggenbrod ißt, und spotten mit frischem Rindfleisch auf ihrem Tische über seinen ranzigen Speck. Diese Lumpen brauchen dann ihren Wochenlohn, so groß er ist, nicht nur richtig ganz auf, sondern arbeiten noch immer nur demjenigen, der ihnen Geld zum voraus vorschießt, und dieses thun sie auch, wenn dieser schon minder Arbeitslohn zahlt, als ein anderer, der auf Ordnung hält, aber nichts zum Verlumpen vorstreckt. Dafür bestehlen sie denn auch den gewinnsüchtigen Mäkler in eben dem Grad, als dieser sie mit kleinen Arbeitslöhnen drückt; diese Leute nehmen neben ihrem Fressen und Saufen noch das Almosen in den Pfarrhäusern für ihre vielen Kinder und sind immer in allen benachbarten Buden für leicht gewogenen Zucker und Kaffee gar vieles schuldig, und nicht selten steckt sich dieses Gesindel auch noch in Kleider-Hoffart, kurz es thut eher alles, als daß es einen Kreuzer für seine alten Tage beiseits legt.

Unter diesen Umständen ist denn der Bauer und Landeigentümer ein geplagter Mann und kann gar leicht zugrunde gerichtet werden; sein Eigentum hat einen hohen Geldwert, seine Hausleute und Dienstboten werden ihm verführt und das Bettelvolk im Dorf zwingt ihn, Lebensart und Sitten zu ändern und so kostbar zu machen, daß er leicht aus einem Mann, der in vorigen Zeiten bei bäurischen Sitten großen Ueberfluß hatte, in einen dürftigen Zustand verfällt. Auch begegnet oft, daß unter diesen Umständen die Güter beträchtlich abschlagen und so das Kapitalvermögen der häuslichsten Leute sich merklich vermindert. Wie leicht aber dieser Umstand dann die ganze Lage eines Dorfs auf den Kopf stellen, alle Ordnung in den Haushaltungen zu grunde richten, das Haushälterische im Auferziehungston wegwischen und das Ganze eines Dorfs in die verwirrteste Lage zu setzen imstande sei, habe ich nicht nötig zu sagen. Die Alternative zwischen Geiz, Diebstahl und Betrug, und zwischen Liederlichkeit und Verschwendung ist bei neu angehendem Fabrikverdienst ohne besondere Sorgfalt für häusliche Erleuchtung und Sitten oder sehr vorteilhafte Umstände, welche durch ihre Natur selber die wichtige Lücke dieses Bedürfnisses in diesen Umständen beim Volk ausfüllen, fast nicht auszuweichen.

Deshalb ist der Fabrikverdienst fast überhaupt dem Landvolk wie Messer und Schere in der Hand des Kindes. Der Abtrag der landwirtschaftlichen Arbeit gab ihm nicht den halben Geldwert, den er von Fabrikenarbeit ziehen kann. Gedoppelter Genuß in der Hand dessen, der ohne Eigentum ist, verdirbt natürlich den Eigentümer, wenn der neue Erwerber in Sitten fällt, die ihn nicht auch zum Eigentümer emporheben. Ohne einfache Sitten und wenig Bedürfnisse ist alles Landeigentum ein undankbares, den Besitzer wenig befriedigendes Kapital, das in Geld berechnet einen weit schlechtern Zins zahlt, als jedes andere Kapital, das mit Vernunft und Sorgfalt erworben wird. Deshalb wird der Landeigentümer, sobald er aus der Eingeschränktheit seiner Sitten heraus tritt, vom Gewerber verschlungen und sein Gut muß, wenn er nicht auch selber in diese neue Gewerbsresource hinein setzt, ohne anderes bald Hand ändern; thut er aber dieses, so wird er meistens noch in einem höhern Grad unglücklich; denn ein gutgebildeter Gütermann wird gar selten ein rechter Fabrikant und wenn der Bauer sich von den steigenden Bedürfnissen seiner Lage genötigt glaubt, in dieses Spiel hinein zu setzen, so ist sein Fall gewiß.

Die Not ist eine herrliche Lehrmeisterin, aber nur für ein einziges Handwerk; wenn sie den Menschen zum zweiten leitet, so ist es gemeiniglich, wie wenn sie ihn zum Spieltisch und zum Lotto hinführt. Fabrik und Landbau verbinden sich nur durch vorzügliche Ausbildung und fest gesicherte sehr beruhigende häusliche Umstände und Sitten; man sieht sie freilich oft auch ohne dies bei einander, aber man sieht auch, daß sie das Volk nirgend glücklich machen, als wo sie auf diese Art verbunden sind; Geld allein ist für das Volksglück so wenig entscheidend, als ein Zug Ochsen für den Feldbau entscheidend ist, und je verschiedenere Sachen ich auf mich lade, desto mehrern muß ich gewachsen sein, wenn ich sie tragen will.

Leser! Ich breche meine Betrachtungen ab, ich wollte dich heute nur auf die große Verschiedenheit der Lagen des Landvolks wie sie durch seine Bedürfnisse und durch seinen Hang Brot zu suchen, bestimmt werden, aufmerksam machen.

Das Resultat meiner Erfahrungssätze leitet mich zu dem Grundsatz, der künstlichere Broterwerb fordere höhere Kultur der Menschheit, und ein Land werde durch erhöhten Verdienst und durch ausgedehntere Lebensgenießungen nur in dem Maß glücklicher, als es vorher weiser gebildet worden. Der Raum des Blattes hindert mich, auch den Einfluß, welchen die Dienstbarkeit des Landmanns auf ihn hat, ins Auge zu fassen, ich bestimme aber den Gegenstand meiner nächsten Wiedererscheinung.

Nr. 8. (21. 2.) S. 113–128.

*2. Der Einfluß der Dienstbarkeit auf den Landmann.

Der Einfluß, den die körperliche Arbeit, die er thun muß, und die Dienstbarkeit, in der er lebt, auf ihn haben, sind die zwei Hauptstücke, welche diesen Stand unterscheidend und allgemein auszeichnen. Heute will ich die Natur seiner Dienstbarkeit und des Einflusses, den sie auf ihn hat, in einigen allgemeinen Gesichtspunkten ins Auge fassen.

Dienstbarkeit ist, ich will nicht sagen, die Bestimmung, aber ich muß sagen, das Schicksal der Menschheit; sie gründet sich auf die Schwierigkeiten, in Unabhängigkeit seine Bedürfnisse mit Sicherheit befriedigen zu können, folglich auf die Notwendigkeit des Standes der Mächtigen, ohne die der Ohnmächtige keinen Schutz hat.

Unsere eigenen Wünsche werfen uns unter unsere Herren und das Uebergewicht mehrerer Kräfte nebst dem Einfluß, den die Vorsehung dem Glücksrad und dem Zufall in der Welt gelassen, setzt diese auf den Thron. Das ist beim mordenden Wilden, beim kriechenden Asiaten, beim kühnen Amerikaner, im stolzen England, im unbekannten Gersau, im trotzenden London, im gefälligen Paris, es ist im dummen Mecca, im gescheiden Rom, im reichsstädtischen Nürnberg, im souveränen Venedig und selbst im kleinsten Kanton, wo ein jeder sechszehnjährige zu den Sachen redet, allenthalben gleich wahr; so ungleich an allen diesen Orten die herrschende Macht ihren Thron ausstaffiert, allenthalben macht das Uebergewicht den Meister, und wo die Wage insteht, da ist Krieg, bis sie auf eine Seite schnellt, — so allgemein ist Dienstbarkeit das Schicksal der Menschen.

Aber der natürliche Endzweck der Dienstbarkeit ist die große gesellschaftliche Wohlthat: Sicherheit, und wo die Dienstbarkeit dem Menschen diese gewährt, da kann sein Zustand im großen und allgemeinen nicht wünschenswerter sein. Der Mensch ist in dieser Lage wie in der Pflege einer guten Amme, und gewiß so gut versorgt, als er in dieser Welt immer versorgt werden kann; wäre er, was er meint, das er sei, so wär's wohl anders, aber er ist klein und schwach und die Begriffe von Volksfreiheit, die mehr als Sicherheit fordern, gründen sich auf Anmaßungen, zu denen das Gros der Menschheit, nämlich das Volk, in eben dem Grad unfähig wird, als sein Eigentum steigt, seine Bedürfnisse sich ausdehnen, seine Berufsarten sich verfeinern, seine Verhältnisse vielseitig und seine Genießungen ungleich werden.

Der Mensch wird für das Allgemeine immer schwächer, je mehr er für sich selber Kräfte braucht; daher die Ausdehnung der sozietätischen Genießungen den Menschen in Beziehung des freien Einflusses ins Allgemeine natürlich zurück stellen, und je höher ein Staat die Genießungen der einzelnen Bürger emporhebt, das heißt, je glücklicher er das sozietätische Leben des Volks macht, desto mehr erhöht er die Bedürfnisse, Begierden und Wünsche des Volks und desto stärker lenkt er den Gebrauch aller einzelnen Kräfte zu Privat-Gesichtspunkten, und desto abhängiger macht er das Dasein und den Stand des einzelnen

Menschen von einem Schutz und von einer Sicherheit, in welcher der Einfluß des einzelnen Mitglieds des Staats unmöglich und unnatürlich wird. Aber auch bei wenigen Bedürfnissen setzt die Natur des Menschen den schwachen in einen für die Befriedigung derselben immer mißlichen Zustand, wenn er ohne Schutz ist; daher denn alle Menschheit, beinahe sobald sie aus dem Stand der Wildheit, welcher Leben und Eigentum nichts achtet, austritt, in Dienstbarkeit fällt. Der Mensch muß dienen, wenn er versorgt sein will, und dient gern, wenn er versorgt ist. Der Mensch muß sich der Macht unterwerfen, wenn er sicher sein will, und er lebt gern in den Armen der Macht, wenn sie ihn schützt.

Es ist also die Dienstbarkeit die echte Naturbestimmung der schwachen sozietätischen Menschheit, aber es ist auch die echte Naturbestimmung der Herrschaft und Macht: Versorgung und Beschützung des Volks. Der Stand der Dienstbarkeit soll der Stand der Sicherheit und Beruhigung, und der Stand der Herrschaft der Stand der Macht und Gewalt sein. Aber ohne Nutznießung vom Volk ist keine Macht und ohne Macht kein Schutz möglich; folglich machen die Genießungen der Obrigkeit die Sicherheit des Volks; und dann wieder, die Treue des Volks versichert der Obrigkeit ihre Genießungen, folglich die Macht, mit der sie das Volk beschützen und versorgen kann. Treu dienen und wohl versorgen ist also gegenseitige Naturbestimmung der herrschenden und dienenden Menschheit und in diesem Gesichtspunkt treffen die vielseitigen Bedürfnisse aller derer, die auf Erden leben, zusammen. Der Mächtige hat die Treue des Volks und das Volk den Schutz und die Pflege des Mächtigen nötig; und allenthalben beruht der wahrhaft gesicherte Nationalwohlstand auf der übereinstimmenden Befriedigung dieses gegenseitigen Bedürfnisses der Herrschaft und des Volks.

Der Unterschied dieser Stände gründet sich auf die Natur des Menschen und auf eben diese Meisterin aller unserer noch so willkürlich modifizierten Naturverhältnisse gründet es sich auch, daß die innere Kraft dieser gegenseitigen Menschenverbindungen nicht blos einseitig wirkt, sondern die Genießungen des Volks und der Herrschaft haben für beide Teile einen zur Erfüllung ihrer Standespflichten gleich anreizenden und ich möchte beinahe sagen, zwingenden Einfluß. Wo das Volk wohl beschützt und versorgt ist, da ist es gern treu; wo das Volk sich mit seiner Treue auszeichnet, da schützt und versorgt man es gern, und kann es auch leichter und besser.

Hieraus erhellt, daß man in der Natur des guten, auf dem Thron und in den Strohhütten gleich weichen und leitsamen Menschenherzens das Fundament suchen muß, worauf sich der allgemeine Wohlstand der Menschheit eigentlich gründet. Damit aber ja niemand ob diesem warmen Grundsatz allzusehr erschrecke, will ich schnell hinzusetzen, daß es wieder ganz natürlich, daß je mehr dieses in der Welt so viel meisternde Menschenherz durch einen erleuchteten Kopf in Ordnung gehalten werde, desto sicherer und dauerhafter sei der Wohlstand der Menschen, und daß

ja das Herz allein besonders auf der Seite der Mächtigen vollkommen nur das halbe sei, was sie zur Erfüllung ihrer Bestimmung nötig haben.

Aber ich kehre in meine Bahn, und rede vom dienstbaren Stand. Der Kopf und das Herz seiner Herrschaft macht das Wohl und Weh des Bauern aus und sein Glück beruht darauf, daß diese, von seiner Treue überzeugt, Liebe für ihn habe, ihn wohl versorgt wünsche und erleuchtet über die Bedürfnisse seiner Lage und seines Standes sei, und der Einfluß, den die Dienstbarkeit auf diesen Stand hat, ist in dem Maß gut oder bös für ihn, als seine Herrschaft dieses ist oder nicht ist. Auch sind die Hauptursachen des ungleichen Zustandes, in welchem sich das Landvolk befindet, so natürlich in diesen Umständen zu suchen, als die Ursachen des ungleichen Zustandes eines Haufen Kinder in ihrer ungleichen Erziehung und Versorgung zu suchen.

Ich verfolge diesen Gesichtspunkt einen Augenblick weiter. Wo die Bedürfnisse der Herrschaften ohne Maß steigen, da kann der Bauer nicht so glücklich sein, als wo ihre Bedürfnisse eingeschränkt sind. Wo die Landeseinkünfte fast gänzlich nur als Personalgenießungen der obern Stände angesehen und behandelt werden, da ist der Stand der Bauern natürlich viel unsicherer, als wo Schutz und Vorsorge fürs Land auffallender Endzweck im Gebrauch der Landeseinkünfte ist; item, wo der herrschaftliche Stand sehr in Zerstreuung, Müßiggang und Unordnung lebt, so ist er an sich selbst nicht fähig, der Naturbestimmung seines Standes Genüge zu leisten. Wieder, wo er seine Landbesitzungen verläßt, seine Ausgaben dem Großstädter darwirft, da ist sein Bauer minder versorgt, als wo er bei und mit ihm lebt und von dem, was er von ihm zieht, auch wieder etwas in seine Hände fallen läßt. Am allermeisten aber ist der dienstbare Stand Gefahr und Elend ausgesetzt, wo Gottes- und Menschenverachtung und Unglauben gegen ein zweites Leben den herrschaftlichen Stand ansteckt. — Der Stand der Mächtigen hat kein Band, das den Schwachen sichert, als sein inneres Menschenherz, und wenn dieses durch Irreligion zerrissen wird, so hat der Schwache alle Sicherheit, die sein Stand so sehr bedarf, verloren. Der Vorschritt der Frömmigkeit und Erleuchtung der obern Stände ist also das Fundament des Wohlstandes des Bauern.

Der Bauer ist Mensch und sein Herr ist schuldig, zu sorgen, daß er's bleibe, das heißt, daß seine Anlagen nach dem Verhältnis seiner Umstände entwickelt und seine Bedürfnisse nach dem Verhältnis seiner Lage befriedigt werden, und die erste Pflicht der Macht ist diese, zu sorgen, daß die Staatsbedürfnisse befriedigt werden, ohne daß der Bauer in seinen Naturbedürfnissen gekränkt werde, und hier ist der eigentliche Scheidungspunkt des Guten und des Bösen, das der dienstbare Stand hat, und dann auch der Mittelpunkt, gegen welchen eine wahrhaft gute und menschliche Gesetzgebung sich hinlenkt und worin sie in allen ihren Branchen zusammen trifft.

Der Bauer muß Haus und Brot sicher haben und Weib und Kind bei seiner Arbeit wohl versorgen können, wenn er ein Mensch

bleiben soll, das heißt, wenn seine Naturanlagen nicht erdrückt, und er im Gefühl seiner unbefriedigten Naturbedürfnisse nicht verwildern und da hinab sinken soll, wo er nicht mehr Mensch ist. Deshalb müssen die herrschaftlichen Rechte, die auf seinen Gütern liegen, nie so weit getrieben werden, daß der Bauer durch dieselben leicht in häusliche Unordnung gebracht wird, das ist bei Frondiensten, Einschätzen, beim Fall, bei Schreibtaxen, bei allen Emolumenten, Tarifen gleich wichtig und muß bei jeder erleuchteten Herrschaft der vorzüglichste Gesichtspunkt einer landesväterlichen Sorgfalt sein; aber ohne eine merkliche Annäherung des herrschaftlichen Standes gegen den dienenden ist die Erreichung dieser Endzwecke beinahe unmöglich.

Wir wissen es im Militär noch am richtigsten, wie tief hinab ein ächter General nachsuchen und forschen muß, aber im Zivilgouvernement sind gar viel größere Lücken und Klüfte zwischen hochoben und tiefunten, und ein Menge ganz unnatürlicher Sprünge bei natürlicher Weise hart an einander grenzenden Stellen. Der Einfluß des Sergeanten ist aufs Haar nach dem Willen des Heerführers bestimmt, aber der Einfluß des Schulzen und Wirtes in seinem Dorf ist so unabhangender Personaleinfluß, daß er gar oft dem Wesen der Staatsgesetzgebung Jahr aus und Jahr ein entgegen handeln kann, ohne daß ein Hahn danach kräht. Es ist halt so, im Militär hat der Sergeant den Zeremonieneinfluß und der Befehlhaber den Realeinfluß; und im Dorf hat die Herrschaft oft den Zeremonieneinfluß und der Schulz den Realeinfluß, und das ist ganz natürlich; der Mensch wird weit am meisten von dem geleitet, der ihm nahe ist und ihn kennt, und der Abstand der Herrschaften bis zum Volk wird täglich größer, darum werden Schulzen und Wirte rc. auch immer mehr Meister. Man muß durchaus dem Volk nahe sein, wenn man es recht regieren will. Von oben herab alles über einen Leisten schlagen wollen, geht nicht an; so lange der Mensch ungleiche Füße hat, muß er auch ungleiche Schuhe haben, und die Bedürfnisse des Volks sind an Ort und Stelle entsetzlich ungleich. Ein großer Teil sind Folgen seiner Sitten; deshalb muß die Regierung hundertmal von den Uebungen, Gebräuchen und gewohnten Genießungen des Volks selber die Mittel und Wege abstrahieren, durch welche sie ihre wohlthätigsten Endzwecke allein erreichen kann. Denn um glücklich zu sein, fordert es beim Menschen nicht blos, daß er wohl versorgt sei, sondern auch, daß er glaube, er sei's.

Der Mensch, insonderheit der Bauer, geht wie ein blindes Roß gern im alten Gleis, er traut sich nur langsam auf neue Straßen und er hat auch seine guten Gründe, warum er so ist, daß man es ihm nicht leicht verargen kann, denn man führt ihn oft gar kreuz und quer, wenn man etwas neues mit ihm probieren will, sodaß er allen Menschenverstand müßte verloren haben, wenn er dennoch immer gar leicht und gern auf unbekannten Straßen reiten würde. Eine weise Herrschaft führt deshalb ihr Landvolk immer so viel als möglich im alten Gleise und redet ihr nie viel von neuen Straßen, bis sie selbigen die

Unbrauchbarkeit und Gefährlichkeit ihrer alten wohl empfinden gemacht, denn die ächte Bahn, den Bauern und überhaupt den Menschen weiter zu führen, ist sicher immer, ihn sehen und empfinden zu machen, daß er zurück ist, und das Mittel, ihn aus Kot und Schlamm heraus zu ziehn, dieses, ihn zuerst aus Traum und Rausch zu erwecken, daß er sehe, wo er stecke, und dann die Hand selber nach Hilfe ausstrecke. Der Stand der Dienstbarkeit ist also auch in dem Maß glücklich oder unglücklich, als seine Herrschaft in der Vorsorge für ihn auf seine Sitten und gewohnten Genießungen aufmerksam ist, oder was eben so viel ist, als er von ihr vernünftig oder gewaltthätig regiert wird.

Der Mensch thut nie einen so großen Fortschritt, als wenn er selber will; ihm den Willen machen, ist das A und O der höhern Regierungskunst, ihn wider Willen zwingen, ist das arme Hilfsmittel der großen Kabinettskunst, die aber gemeiniglich wegen des ungeheuren Ganzen, das sie überschauen, allen Detail verkennen und dann auch fast immer nur Mißgeburten hervor bringen, wenn sie sich etwa bemühen für die niedren Stände ins Kindbett zu kommen.

In diesem Gesichtspunkt fällt am klarsten auf, wie notwendig es sei, daß ein Mittelstand da sei zwischen dem fürstlichen Kabinett und dem Volk, das fast in allen Ecken zerstreut im Land wohnt, der auf dieses sowohl als auf jenes eines realen Einflusses fähig. Und das ist der Stand der Edelleute, deren häuslicher Wohlstand ebensowohl von dem Glanz des Throns, als von dem gesicherten Wohlstand des Landmanns abhängt; es erhellt ferner, daß die ersten Bedürfnisse des dienstbaren Standes fordern, daß der Edelmann sehr aufgeklärt sei, daß aber die Aufklärung dieses Standes im allgemeinen nicht für das Kabinett des Königs, nicht für die Toilette der Damen, nicht für das Pult des Gelehrten, nicht für das Gewäsch der Advokaten, nicht für die Schleichwege der Justiz, nicht für die Künste der Belagerung und Schiffahrt ausgezeichnet sein müsse, sondern daß im allgemeinen die Aufklärung dieses Standes sich für die Bedürfnisse seiner Erbgüter auszeichnen müsse. Auf dieser Aufklärung beruht nach meinem Urteil ein Hauptfundament des gesicherten Wohlstandes des Landvolks. Diese Art Standesaufklärung aber setzt dann ohne weiteres ein großes Attachement des Adels an seine väterlichen Wohnsitze voraus, und alles, was das Attachement des Adels an seine Erb- und Stammhäuser schwächt, hat deshalb immer einen mächtigen Einfluß auf die Umstände des Landvolks, selbige gar viel zu verschlimmern. Der Edelmann soll für seine Herrschaft gebildet sein, wie ein Hausvater für sein Hauswesen. Und wie das Hauswesen eines Privatmanns sich nicht nach seinen Bedürfnissen und seinen Launen zwingen läßt, so kann auch der Edelmann seine Herrschaft nicht nach seinen Bedürfnissen und seinen Launen einrichten, er muß seine Bedürfnisse, seine Sitten, seine Laune nach seiner Herrschaft und nach seinen Gütern einrichten, und in diesem Umstand liegt das ächte Fundament der für den Bauernstand und für die Menschheit so wichtigen Erziehung des Edelmannes; er muß nämlich mit Kopf

und Herz für den Kreis seiner Herrschaft wohl ausgebildet werden und im allgemeinen ist der Vorschritt seiner Einsichten und Kenntnisse, der nicht auf dieses Fundament gebaut wird, ganz gewiß für den Bauernstand gefährlich. Und auch für den Fürsten und die Nation wird der Edelmann nie so sicher ausfallen, als wenn er im engern Kreis seiner Privatbestimmung ganz ausgebildet, und dann aus diesem engern Kreis vorschreitend den Höhen entgegen wandelt, zu denen einige Edelleute bestimmt sind, denen aber auch sicher allzu viele nachlaufen. Ich schweife aus, aber der Einfluß der Dienstbarkeit auf den Landmann führt natürlich zum Edelmann und zum Gesetzgeber hinauf.

Mein Leser! Du fühlst wahrscheinlich die meisten Resultate, zu welchen diese Bemerkungen führen, aber doch will ich den Gegenstand gelegentlich noch einmal ins Auge fassen.

Nr. 9. (28. 2.) S. 129—143.

---

* 3. Der Einfluß der Fabrikarbeit auf die Dörfer.*)

Der allgemeine Wohlstand eines Volkes beruht auf der Befriedigung und Sicherstellung der auf Arbeit und Tugend gegründeten Genießung der einzelnen Haushaltungen. Die Ungleichheit des Befriedigenden dieser Genießungen, insofern sie Folge der Verschiedenheit ihrer ungleichen Arbeit ist, ist eine der im ersten Kapitel berührten Hauptursachen des mehr oder minder glücklichen und unglücklichen Zustandes des Landvolks. Je einfacher die Bedürfnisse des Menschen, desto leichter ist ihre Befriedigung. Folglich je eingeschränkter die Sitten einer Nation, je leichter und einfacher ist die Sicherstellung der häuslichen Genießungen des Landmanns möglich. Sie ist aber auch bei ausgedehnterem Erwerb möglich. Unzweideutig aber fordert es ohne alle Vergleichung mehr Sorgfalt und Behutsamkeit, ein Volk beim größerm Erwerb allgemein in seinem Hausglück beruhigt zu sehen, als bei einfachern Sitten. Aber Einseitigkeit ist in diesem Fall wie allenthalben das Grab des echten reinen Erfahrungssinnes. Dieser zeigt in allen Lagen der Menschheit den Weisen und Guten beklemmendes Unglück, aber er zeigt allemal auch wieder in eben diesen Lagen die Hilfs- und Linderungsmittel gegen die Uebel, welche das arme Geschlecht in seinem Raupenstand allenthalben verfolgen.

Laßt uns das Glück der einfachen Sitten eines Volkes und das Unglück der Erhöhung seiner Genießungen und Bedürfnisse ohne Trübsinn und Unwillen über unsere eigene Lage mit unbefangenem Wahrheitssinn ins Auge fassen. Einfache Sitten und höhere Genießungen sind immer relativ; der Landmann hat nirgends im ausgedehntesten

*) Dieses Kapitel, das erst nach einem längeren Zeitraume im 2. Bändchen erschien, hat hier als Ueberschrift: „Etwas, das Beziehung hat auf Nr. 8 im vorigen Bändchen.“

Sinn ganz einfache Sitten, so wenig er irgendwo seine Genießungen und Bedürfnisse auf die ausgedehnteste Art erhöht. Auch erklärt die Erfahrung es für ganz unrichtig, daß das Hausglück des Landmanns allenthalben in dem Maß größer, als er wenig Geld, wenig Gewerbsamkeit und weniger Fabrikverdienst hat. Es gibt Oerter, wo das Volk ohne einigen Fabrikverdienst höchst unglücklich, und Oerter, wo es beim Genuß der ausgedehntesten Fabrikverdienste auffallend glücklich ist. Die Hausordnung des Menschen bei den ausgedehnteren Genießungen des Fabrikerwerbs ist in ihrer Art ihrer Vollkommenheit fähig, wie die Hausordnung des Menschen, der auf ländlichen Erwerb eingeschränkt ist; und die Hausordnung des Menschen, die auf blos ländlichen Erwerb eingeschränkt ist, ist eben so der tiefsten Zerrüttung fähig, als die Hausordnung des Menschen, der sein Brot vom Fabrikverdienst genießt. Ich folge in meinem Urteil genau meinen Erfahrungen. Ich kann nicht leugnen, ich finde Gegenden in tiefem erschrecklichem Elend, ich sehe das Volk ohne Kleider, ohne Brot, ohne Fleiß, ohne Ordnung, ohne Treu, ohne Ausbildung des Geistes und des Herzens, heute erdrückt von Arbeit, morgen verfaulend von Müßiggang; ich sehe das Volk eingeteilt in Bauern (Landeigentümer) und Tauner (Taglöhner), ich sehe diese ohne Eigentum, abhängig, elend, niedergedrückt und lasterhaft, und ihre Herren wie sie selber arm, unanstellig, unvermögend und entblößt von allen beruhigenden Lebensgenießungen; ich sehe sie mitten im Besitz großer Höfe ohne Genuß ihres Eigentums, hartherzig und gewaltthätig gegen die mehreren, die kein Eigentum haben, ich sehe auffallend im stärksten Licht die ganze alte Rohheit mit allem ihrem drückendem Gefolg, Mühlen und Wirtshäuser wie Schlösser, und dann sonst im Dorf kein gutes gedecktes Dach. Ich sehe in ihren Dörfern den stockfinstern Aberglauben und die losgelassenste Gewaltthätigkeit das Glück und Unglück der armen Leute fast blindlings beherrschen! Das alles sehe ich in ungewerbsamen Gegenden, wo der Fabrikverdienst noch keinen Fuß gefaßt.

Hingegen sehe ich auch wieder an Orten, wo der Fabrikerwerb fast die einzige Quelle des Unterhalts ist, das Hausglück des Volkes wohl gesichert. Ich kann es nicht leugnen, es sind Fabrikgegenden, wo das Volk überhaupt auffallende Hausordnung zeigt, wo der Verdienst zu Rat gehalten, wo jährlich vieles zurück gelegt und von dem Verdienst und Ersparten ein das Hausglück wahrhaft erhöhender und sicher stellender Gebrauch gemacht wird. Ich sehe in diesen Orten gleiche tägliche ununterbrochene häusliche Arbeit; ich sehe die Genießungen des Volks mit seinem Erwerb übereinstimmen; ich sehe die Felder und Wiesen dieser Oerter im höchsten Ertrag; ich sehe die Hütten, die Kleider, das Gerät der gemeinsten Einwohner dieser Orte so reinlich und ordentlich, daß es mir auffällt. In diesem Dorf herrscht wahrer Lebensgenuß. Ich forsche näher nach und höre: Jährlich werden hier Schulden abbezahlt, die die Ahnen des Dorfes machten, wo sie noch keinen Fabrikverdienst hatten. Ich sehe das Land in

kleine Stückchen zerteilt, vom wimmelndem Volk mit den Händen ohne Pflug und Wagen bearbeitet, benutzt, und in den höchsten Abtrag gebracht; ich finde im Haus des Aermsten sättigenden Wintervorrat und ihre Felder sind im Frühling gar alle beblümt. Es ist wahr, die Kinder des Dorfes sind blaß und zart, aber sie sind gekämmt und gewaschen, und nicht braun und schwarz und voll Ungezieser, wie oft die Kinder in Dörfern, die ohne Fabrikverdienst als Weidehirten ihre Jugend verschlendern. Ich forsche weiter, und sehe die Jugend wohl unterrichtet; ich sehe Bedächtlichkeit und Ueberlegung im täglichen Thun dieser Leute; ich sehe richtige Einsichten über ihren Erwerb, über Hausordnung, Erziehung und Hausglück allgemein verbreitet. Ich sehe den Folgen des dummen Aberglaubens Grenzen gesetzt, weil der Gewinn und Gewerb des Volkes Aufklärung fordern; ich sehe der Gewaltthätigkeit und dem Aussaugen Grenzen gesetzt, weil Jedermann seinen täglichen Lohn verdienen kann und Niemand notwendig abhängig ist, ich sehe List und verfänglichem Betrug Grenzen gesetzt, weil Jedermann über die Sachen des Erwerbs klar denkt. Das alles sehe und finde ich an Orten, deren Brot drei Quart (drei viertel) von ihrem Fabrikverdienst abhängt; täglich aber sehe ich dann auch wieder zehn andere Dörfer, wo das Volk den Fabrikverdienst ganz und gar nicht also zu Rat zieht.

Aber genug, es kommt für jetzt nicht auf das mehr oder weniger, sondern nur auf die Richtigkeit der Erfahrung an, daß einige Orte aus den Fabriken die Vorteile gezogen, die ich eben berührt, und diesem läßt sich, glaube ich, nicht widersprechen, so wenig als der Behauptung, daß diese Dörfer sich durch eine solche Anwendung ihres Fabrikverdiensts zu höheren häuslichen Genießungen empor gehoben, als diejenigen waren, deren sie ohne Fabrikverdienst fähig sind.

Aber woher kommt's, daß so wenige Dörfer diesen Umstand nutzen, sondern beim abträglichsten Fabrikverdienst so gar oft in jeder Hinsicht schlechter und unglücklicher werden, als sie vorher waren? Ich will mir nicht anmaßen, alle Ursachen, die diese Erfahrungssache haben mag, aus dem Aermel heraus zu schütteln, um die Eintritts-Predigt meines neuen Halbjahrs mit ihrem daher geblasenen Register prangen zu machen, ich schränke mich auf ein paar Hauptbeobachtungen ein.

Der Fabrikverdienst fällt gar oft in Zeiten und Gegenden, in denen weder unten noch oben im Land, weder in der Ratsstube, noch auf dem Altar, Niemand daran sinnt, daß Umstände, welche die ganze Lage eines Dorfs in seinem Wesen abändern, unumgänglich erheischen, daß diejenigen, welche in verschiedenen Ständen auf die Leitung des Volkes Einfluß haben, sich nach den veränderten Umständen eines Ortes richten; da dieses aber gemeiniglich mangelt, so ist es fast immer ein bloßer Glückszufall oder eine Folge der durch lange Uebung in ihrer Lage reifer gewordenen Volksstimmung, wenn der Fabrikverdienst wohl ausschlägt. Jede Emporhebung zu höhern Genießungen ist der Menschheit vorteilhaft, der Mensch ist gewiß bestimmt, alle Anlagen zu

entwickeln, die in ihm liegen, folglich auch sich zu den Umständen empor zu heben, welche die Entwicklung und Ausbildung seiner Fähigkeiten und Anlagen begünstigen.

Aber der Mensch hat nach Maßgabe seiner erhöhten Genießungen mehr Auferziehung, Bildung und Führung notwendig, als in seiner vorigen Lage; seine obern Stände müssen in dieser Lage unendlich mehr Sorgfalt und Aufmerksamkeit zu seiner Leitung verwenden, als er bei einfachern Genießungen von ihnen nötig hat, und der Mangel dieser aufmerksamen Sorgfalt der obern Stände und eines der veränderten Lage des Volks angemessenen Einflusses scheint mir hie und da die Hauptursache zu sein, warum der an so vielen Orten erhöhte Volksverdienst das Hausglück desselben so wenig erhöht; die Erfahrung scheint auch hier meiner Vermutung das Wort zu reden. Ich sehe nur da das Hausglück in Fabrikdörfern gesichert, wo die Schulen wohl bestellt, wo die Jugend in Ordnung gehalten, gute Sitten geehrt und die Justiz mit einfacher, den frommen, stillen und unbeschützten Mann im Land in ihre Arme aufnehmender Einfalt verwaltet wird. Ich sehe offenbar das Glück der Fabrikdörfer am größten, wo alles dieses am längsten und dauerhaftesten genossen werden. Ich sehe wieder das Unglück der Fabrikdörfer nach Maßgabe, daß alles dieses mangelt, allgemein groß. Auch sehe ich auffallend, daß der Mangel einer weisen und guten Führung bei einem Volk, das wenig hat und wenig verdient, unendlich weniger sichtbar, als bei einem, das Gewinn und Gewerb treibt. Ich sehe aber auch, daß vernachlässigte Dörfer auch ohne Gewinn und Gewerb elend werden, wenn schon ihr Zustand minder verderbt auffällt; denn auf der einen Seite kann man da, wo wenig ist, wenig in Unordnung bringen und verderben, hingegen auf der andern Seite, wo viel Verdienst und Erwerb ist, auch wieder viel in Ordnung bringen, erhalten und genießen. Deshalb ich auch im Fall des äußersten Verderbens, den Fabrik- und Gewerbsarbeiten über einen Ort verhängen, nie dahin schließe, diese Branchen des Verdienstes zu entfernen, sondern vielmehr das Volk zu ihrem Genuß mit allem Eifer und Thätigkeit empor zu bilden. Ich halte es nämlich für eine Thorheit, dem Reichen, der in Verwicklung ist, anzuraten, arm zu werden, damit er in Ordnung komme, und dem Mann, der in Geschäften verwirrt, daß er unthätig werde, damit er zur Ruhe gelange.

Es kommt in der Beurteilung der Maßnahmen gegen das Unglück, welches der mißbrauchte Fabrikverdienst über die Dörfer verhängt, ganz auf die Frage an: Ist der gute Gebrauch des Fabrikverdienstes wahre Erhöhung des Hausglücks eines Volkes, und ist es einer weisen und guten Obrigkeit möglich, den guten Gebrauch der erhöhten Lebensgenießungen ihrem Volk im allgemeinen sicher zu stellen? Ich stehe keinen Augenblick an, diese beiden Fragen mit ja zu beantworten, ohngeachtet ich nicht in Abrede bin, daß auch weise und gute Obrigkeiten über diesen Gesichtspunkt nicht klar genug denken, und folglich auch nicht erleuchtet und thätig genug handeln, und daß deshalb der Zustand der Fabrik-

dörfer sehr oft in einem Licht zum Vorschein komme, wie er im ersten Kapitel beschrieben. Das aber hindert nicht, daß es nicht allenthalben anders sein könnte, und es ist wirklich allenthalben anders, wo die Regierung und die Geistlichkeit mit erleuchteter Zusammenstimmung das freilich in mehrern Versuchungen lebende Fabrikenvolk mit desto mehr Sorgfalt zu häuslicher Ordnung, zu stätigem Fleiß und zu verhältnismäßiger Klugheit im Aufwand empor zu heben suchen, und die Jugend nach den Bedürfnissen der veränderten Umstände des Ortes in demjenigen vorzüglich geübt und gelehrt wird, was sie zu Sicherstellung ihres Hausglücks zu wissen und zu können am nötigsten hat. Daß dieses aber weit mehr in Handübung, als in Uebung vom Mund aus bestehe, versteht sich hoffentlich von selbst.

Nr. 26. (27. 6.) II. Band, S. 3—15.

---

*4. Wodurch in der gegenwärtigen Lage der Sache das Hausglück des Volkes allein erzielt werden kann.

Der Mensch ist aller Orten unglücklich, wo ihn sein Zustand nicht befriedigt, und der einfache Erwerb des Feldbaues befriedigt den Menschen je länger, je weniger,

1. weil die öffentlichen Bedürfnisse der Staaten und die Anmaßungen ihrer Herrscher sich immer erhöhen und vom einzelnen Menschen mehr Beitrag erheischen, als er bei dem oft so geringen Ertrag des ländlichen Erwerbs erstreiten mag;

2. weil nach Maßgabe der allgemein in Europa erhöhten Geldmasse die Ländereien bei Ankauf und Erbteilungen auf einen ihren reinen Ertrag deductis deducendis gewiß übersteigenden Anschlag gebracht werden; daher dann der Landeigentümer, wenn er in Befriedigung seiner Bedürfnisse, Anmaßungen und Anhänglichkeiten, im Essen, Trinken, Kleiden, im Aussteuern seiner Kinder rc. auf dem Fuß handeln und leben will, wie andere Klassen von Menschen, deren Vermögen das seine nicht übersteigt, gewiß zugrund gehen muß;

3. weil die Sitten der obern Stände, welche ganz nach dem Ton der größern Geldmasse, die in Europa ist, gestimmt sind, auch die Umstände und Verhältnisse, unter denen der Bauer lebt und die er meistens auch zahlen muß, nach dem Verhältnis dieser erhöhten Geldmasse stimmen; das läuft hinunter bis auf Schmied und Wagner, Weber und Schuster, auf Weibel, Schreiber, Vögte rc. Alles braucht mehr, alles muß auf dem Fuß ernährt und bezahlt sein, als es mehr braucht, und es ist weit entfernt, daß der einfache Ertrag des Landes ohne Ruin seiner Haushaltung dem Landmann große Veränderungen in seine Jahrausgaben erlauben;

4. weil von oben herab die Anhänglichkeit an Erbgüter, an väterlichen Herd, an väterliche Sitten täglich mehr entkräftet wird, ohne

deren Erhaltung der bloße Landerwerb den Menschen selten vor tiefem Hinabsinken zum niedern Zustand des Bettlers und Sklaven bewahrt;

5. weil die Bauerngüter immer mehr auf eine solche Art zerstückelt werden, auf welche sie im ganzen freilich mehr eintragen können, aber allen Reiz etablierter Landfamilien verlieren; dieser aber macht das Fundament der Erhaltung der einfachen Sitten des Volks aus, bei denen es durch ländlichen Erwerb noch befriedigt werden kann;

Kurz — Obrigkeit und Priester, Richter und Rechtsprecher, Lehrer und Propheten, Edle und Bürger, Männer und Weiber, Söhne und Töchter, Meister und Gesellen, alles, alles ist in seinem Verbrauch, folglich auch in seinen Anmaßungen auf einem höhern Fuß und stimmt überein, den gemeinen Ertrag des Landes seinem Eigentümer unbefriedigend zu machen; das heißt: alles stimmt überein, den Fabrikverdienst zum unumgänglichen Bedürfnis unsrer Lage zu machen und uns zu überzeugen, daß der ländliche Erwerb, allein gelassen, unsern Umständen nicht mehr genug thun kann. Man darf aber die Uebereinstimmung aller Stände in dem Zeugnis unsrer erhöhten Bedürfnisse an sich selber nicht sogleich als eine bloße Folge des erhöhten allgemeinen Nationalverderbens ansehen. Sie beweist an sich selber nichts anderes, als daß die allgemein veränderten Umstände der Länder bis auf die niedersten Hütten hinab wirken.

So war unmöglich, daß Europa, dessen Handlung alle Teile der Welt zu einem verbindet und dessen Fürsten alle so allgemein ihre Größe und Stärke in der Ausbreitung der Handlung suchen, nicht in allen seinen Teilen umgeschaffen werden mußte. Und besonders war es unmöglich, daß die Sitten des eingeschränkten, tausendfach verteilten, des in seinen engen Kreisen ehrbaren, steifen, aber doch glücklichen Deutschland bei dieser Veränderung nicht auffallend leiden mußte. Der ganze nun allenthalben durch Geldinteresse eng verbundene Erdball stößt gegen das Befriedigende der eingeschränkten Genießungen und der alten Unabhängigkeit.

Ehedessen lenkte nur der Ritterarm und der Priestermund die Völker; Bauer und Bürger wurden eng und kurz gehalten, sie sahen nicht weit, kamen nicht weit und richteten sich nur für den Winkel, in dem sie lebten, gut ein; daher die Millionen ungleiche Gesetzbücher, Gerechtsame, Dienstbarkeiten, Kleidertrachten rc., die sich Jahrhunderte trotz dem Nachbar allenthalben erhielten und von Ahnen auf Kindeskinder hinab erbten. Aber das Gute und Böse, das diese Umstände hatten, ist jetzt für Deutschland hin; sein Bauer und sein Bürger ist wahrlich gegenwärtig an Ost- und Westindien, an Amerika und Asia angebunden. Seitdem der Priester nichts mehr mit seinem Mund und der Ritter nichts mehr mit seinem Arm ausrichtet, seitdem das Geld aus den drei andern Weltteilen sich nach dem unsern hinlenkt und Jedermann alles, was er will, nur mit diesem auszurichten sucht, seitdem ist der Kaufmann Meister im Land, und dieser kann mit seinem Perpetuum mobile, das immer in seiner Hand ist, die andern Stände,

die sich nicht an ihn schmiegen wollen, gängeln, herumführen und aufs Trockne setzen, daß sie bald reustößig werden, wenn sie unhöflich waren. Das begegnet jetzt zwar selten mehr, selbst die Fürsten lieben den guten Mann, und sie haben Recht, denn er thut ihnen unvergleichliche Dienste; aber dem Bauer und Bürger und Edelmann bleibt nichts übrig, als sich ins Joch der veränderten Umstände zu schmiegen oder arm zu werden und sein Haus zu vernachlässigen und zugrund gehen zu lassen. So tief wirkt die wesentliche Aenderung der Umstände Europa's auf alle seine Teile und auf jeden einzelnen Menschen. Alle Revolutionen müssen im ersten Schlag Zerrüttung wirken, indem sie dem Menschen die Bande seines vorigen Zustandes schwächen, entkräften und auflösen, aber sie knüpfen dann immer wieder neue, die ihn am End immer a peu près dahin bringen, wo er vorher war, nämlich daß er, wenn er im neuen Gleis recht thut, im neuen Gleis glücklich wird, wie er's im alten auch war.

Des Menschen Glück beruht darauf, daß man so viel als möglich allen Sachen ihren einfachen natürlichen Gang lasse; daß man ohne Not in der Welt keinen Strom ablenke, keinen Menschen anbinde, auch keine Schlösser in die Luft baue und keine Promenaden unter die Berge, und überhaupt allenthalben seinem Nebenmenschen so viel als möglich liebreich und freundlich entgegen rücke. Der, so unsern Garten angelegt, daß wir nicht allein darin hausen können, sondern offenbar am glücklichsten sind, wenn wir ihn friedfertig mit allen, die um uns her wohnen, anbauen; der, so von jeher alles auf Erden dem Uebergewicht unterworfen und von jeher das Glück der Völker darin bestimmt, wenn ihre Gerechtsame, Sitten, Uebungen und Einsichten dem Broterwerb des einzelnen Hausvaters und den Bedürfnissen des öffentlichen Wohlstandes angemessen sind, — dieser lehrt uns, daß der Zusatz des Fabrikverdienstes den meisten Völkern ein unumgängliches Bedürfnis ihrer jetzigen Lage geworden, indem der einfache Landerwerb dem gemeinen Mann sichtbar nicht mehr genügsam, sein Hausglück auf eine den Bedürfnissen und Umständen, in denen er lebt, genugthuende Art sicher zu stellen; zumal auch die öffentlichen Bedürfnisse mehr von ihm fordern, als er, ohne seinen Zustand unwiderbringlich zu verschlimmern und seine Lebensgenießungen ohne Maß zu vermindern, nicht leisten kann.

In dieser Lage der Sachen bleibt also dem Lehrer und der Regierung nichts übrig, als den Vorschritt der Erleuchtung und der Lebensgenießungen des Jahrhunderts mit der Macht und Weisheit, die in ihrer Hand ist, also zu leiten, daß das Volk nicht verderbe, was es hat, wohl verstehe, was es thun muß, und gern thue, was ihm Brot gibt. Aber laut genug kann man dann auch nicht sagen, wie unaussprechlich wichtig bei jeder allgemeinen Revolution in den Brotangelegenheiten des Volkes ein weiser Einfluß der höhern Stände in diesem Zeitpunkt ist.

Wo einmal die Sachen ihren festen Fuß genommen, da gehn sie freilich meistens wie von sich selber. Die Menschen werden zuletzt gemeiniglich allenthalben so nach und nach auch selber Meister in ihrem Handwerk; Fehler, Bedürfnisse, Glück und Unglück bringen halt nach und nach auch den Dümmsten zum Verstand, was sein wahres Bestes sei, aber es geht entsetzlich lange, bis die Erfahrung aus Thoren Weise macht; das ist beim Volk so wahr, als beim einzelnen Menschen, und bei Revolutionen in Brotangelegenheiten ist es allenthalben unaussprechlich sichtbar, daß wenn die höheren Stände mit weisem Einfluß früh dem thörichten Mißbrauch des Verdienstes vorbeugen, daß dann zumal ein Volk ohne alle Vergleichung schneller in Ordnung kommt und größern Nutzen aus seinem Verdienst zieht, als wo der Erfolg solcher den Zustand des Volks abändernden Umstände blos dem blinden Zufall überlassen wird.

Ich weiß zwar wohl, daß wenn die höhern Stände ihren Einfluß bei solchen Revolutionen nach unrichtigen Grundsätzen brauchen, so geht es dann noch schlimmer, als wenn sie sich gar nicht einmischten. Der Zufall, so blind er ist, verdirbt in Brotangelegenheiten immer minder als Gewaltsamkeit, die das Gerade krumm und das Krumme gerade zu machen sucht. Ich kann auch nicht umhin zu gestehen, daß bei Revolutionen, die ihren Grund und Einfluß auf Brotangelegenheiten haben, die höhern Stände sehr selten früh und unparteiisch beobachten und urteilen, was des Volks wahrer Nutzen, sondern gemeiniglich ziemlich spät zur Erkenntnis der Wahrheit und dessen, was des Landes eigentlicher Nutzen ist, gelangen. Aber früher oder später, sobald sie hierüber weise und erleuchtet denken, ist ihr Einfluß unter diesen Umständen von entscheidendem Erfolg für das Hausglück des Volkes. Unser Vaterland sollte wenigstens bald allgemein hierzu reif sein; es ist schon so lange, daß wir an den meisten Orten aus dem Fabrikverdienst essen, trinken, spielen, Kutschen fahren, Häuser bauen, Güter kaufen ꝛc., daß wir, ob Gott will, bald den Baum auch kennen werden, unter dessen Schatten wir so lange und so allgemein, ich weiß nicht, ob ich sagen will, Mandeln, Nüsse, oder — Eicheln auflesen.

Dem sei, wie ihm wolle, ich will in meinem Gegenstand fortfahren und noch mit wenigem berühren, was mich dünkt, daß erleuchtete Regierungen gegen das Ausarten des Fabrikverdienstes thun können und sollen. Sie erscheinen diesfalls in zweierlei Lagen: entweder ist der Fabrikverdienst ihrem Volk noch neu, oder er hat bei demselben schon längst Wurzel gefaßt; im ersten Fall haben sie ungleich leichtere Arbeit als im zweiten. Aber ich wiederhole, wenn man den Menschen glücklich machen will, so muß man nicht sowohl die Sachen, die um ihn her sind, sondern vielmehr ihn selber leiten, bilden und führen, und besonders die Industrie, die muß man gehen lassen wie sie geht, und sich biegen und wenden und kehren lassen, wie sie sich biegt, wendet und kehrt; aber hingegen muß man den Menschen um so viel weiser zu machen suchen, als sein Thun fürs allgemeine wichtiger wird.

Das ist der große Gesichtspunkt, den man immer, sobald die Industrie sich in ein Land hinein werfen will, ins Aug fassen soll. Die Regierungen aber haben in dieser Lage um so mehr behutsam zu sein, als sie den guten neuen Brotträger, der wie eine Schnecke sich einschleicht und wie eine Schlange wieder entschlüpft, selber noch nicht genug kennen.

Vor allem aus muß eine jede Regierung sich hüten, allzufrüh von dem durch Fabrikeinkünfte erhöhten Wohlstand des Volkes selber wichtige Genießungen zu suchen; sie muß den neuen Verdienst auf keine Weise zurückscheuchen, sondern das Volk ungekränkt und unbesorgt seine verbesserte Lage genießen lassen. Der erste Zweck aller ihrer Schritte soll dahin gehen, daß der neue Verdienst sich festsetze und die häusliche Lage des Volks wirklich verbessere. In dieser Hinsicht trachtet sie erstlich, daß das Volk allgemein, das heißt, eine jede arbeitende Haushaltung den Fabrikverdienst ganz und so groß bekomme, als er durch Fleiß, Einsichten, Ordnung und Unabhängigkeit zu erhalten möglich: sie begünstigt auf keine Weise einzelne Personen zum Nachteil der mehreren; sie schränkt Niemand ein, sein Geld auf irgend eine Art, die einem andern erlaubt ist, auch anzuwenden; aber sie steuert dem Fürkauf und jeder Anmaßung, welche einen Gewerber auf eine unrechtmäßige Art von dem andern abhängig machen könnte. Sie lenkt mit Thätigkeit ihren Einfluß dahin, den Geist ihres Volkes allgemein zum Kunstfleiß aufzuwecken. Sie veranstaltet Schulen, die der neuen Lage ihres Volkes angemessen und geschickt sind, auf den Kopf und die Hände der Kinder einen zweckmäßigen Einfluß zu haben. Sie wirft ihre ernste Aufmerksamkeit auf die Abänderung der häuslichen Sitten des Volkes, um selbige in ein Gleis zu lenken, welches seinen Wohlstand dauerhaft zu versichern geschickt und mit den Bedürfnissen und Umständen seines Broterwerbs übereinstimmend ist. Sie leitet ihren Feldbau nach Grundsätzen, welche die neue Lage ihres Volkes und das Fundament seines jetzigen Broterwerbs nunmehr erheischen. Sie erleuchtet das Volk über die Folgen dieser Abänderung seiner Umstände und wirkt mit allem ihren Einfluß, Sparsamkeit und Hausordnung und Treue und Glauben unter ihrem Volk zu pflanzen und sicher zu stellen. Sie ehrt und zeichnet Jedermann, der sich durch vorzüglich gute Anwendung seiner neuen Lage selber emporhebt, mit ihrem Beifall, mit ihrem Wohlwollen aus; bis auf das Spinnerkind muß alles, was sich auf der neuen Bahn auszeichnet, Ehre und Lob, Beifall und Wohlgefallen erhalten. Aber auch alles, was den neuen Verdienst verlumpt, alles, was ihn nur ins Maul und zur Hoffart braucht, muß beschämt, hintan gesetzt und mit Verachtung ausgezeichnet werden, damit dem Uebel der Verführung und Ansteckung, welches beim Fabrikverdienst so leicht allgemein wird, in seinem Ursprung Einhalt gethan werde. Oft muß man selbst mit Aufopferung kleiner Gefälle den neuen Arbeitstrieb im Volke in sein rechtes Gleis zu bringen suchen, und es gibt wahrlich Fälle, wo es gar nicht zu viel aufgeopfert ist,

wenn ein Landesherr etwa mit kleinen Zehntfreiheiten oder Entlassung von Frohndiensten denjenigen belohnt und aufmuntert, der seinen Feldbau am vorzüglichsten mit seinem Hausverdienst verbindet; ebenso können kleine Lobpfennige für diejenigen Haushaltungen, welche sich bei verbundener Land- und Fabrikarbeit am gesundesten erhalten und mit ausgezeichnet schönen Kindern prangen, von den wichtigsten Folgen zur glücklichen Stimmung des Volkes in einer solchen neuen Lage sein. Solche Lobpfennige würde ich auch für diejenigen Haushaltungen anraten, welche, ohne vorher Eigentum und Vermögen besessen zu haben, durch den Fabrikverdienst sich emporgehoben und durch Hausordnung, Reinlichkeit und steife Ehrenfestigkeit bei ihrem Verdienst sich unterscheiden und so dem Ausarten desselben in Verschwendung und Liederlichkeit in ihrem Dorf am vorzüglichsten vorbeugen. Kurz, die Regierung muß auf alle Weise die sorgfältigsten Anstalten treffen, ihr Volk für alles Gute, für jede Entwicklung des Geistes und für jede Fertigkeit der Hand, die wohl angewendet wird, zu belohnen und aufzumuntern und alles Böse, allen Mißbrauch des Verdienstes, alle Liederlichkeit, Unordnung und Unanstelligkeit zu beschämen und ihr vorzubeugen.

Alles dieses muß die Regierung nicht blos bei angehendem Fabrikverdienst, sondern auch da, wo er sich schon längst festgesetzt und Wurzel gefaßt, zu erzielen suchen, und hier ist ihre Arbeit wohl noch unendlich schwerer, sie muß nämlich in diesem Falle trachten, schon geschehene Uebel in ihren Folgen zu entkräften, und Uebel, die durch langen Genuß des mißbrauchten Verdienstes tief in die Umstände und Sitten eines Volkes eingefressen, abzulenken und wenigstens stillstehen zu machen. Die Lage ist unangenehm, das schon verdorbene alte Gesindel ist imgrund fast gar nicht mehr zu verbessern, es muß aber mit Ahndungen und Strafen in Schranken gehalten werden, damit seine Fehler so wenig als möglich Verführung und Ansteckungsfolgen haben. Aber die ganze Thätigkeit einer weisen Regierung lenkt sich in diesem Fall zur Emporhebung und Besserung der Jugend.

Die Schranken meines Blattes erlauben mir nicht, hier in einigen Detail einzugehen, ich sage nur dieses: Allenthalben muß die Sorgfalt der Vorsorge in dem Grade groß sein, als die Gefahr der Ansteckung auch allgemein und groß ist; und wieder: Je mehr Sinnlichkeit an einem Ort, desto mehr muß man mit Ausbildung des Kopfes und des Herzens und einer die Verführung entkräftenden arbeitsamen Thätigkeit entgegenwirken; und wieder: Je mehr Niederträchtigkeit da ist, desto mehr muß man Hausordnung, Ehrenfestigkeit und Ehrliebe zu erzielen suchen. In allen Fällen hat der Fabrikarbeiter mehr Erleuchtung und mehr Ausbildung nötig, als der bloße Bauer; seine Genießungen setzen ihn in eine Lage, in der er höchst unglücklich wird, wenn er von seinem Verdienst keine edlere Anwendung mit Eifer sucht, als die Befriedigung seiner sinnlichen Gelüste. Für den Bauer ist hierin minder zu sorgen; sein harter Boden und der Mangel an Barschaft, der sein gewöhnliches

Schicksal ist, behütet ihn gemeiniglich für sich selber so ziemlich gut vor diesem Fehler; aber den Fabrikarbeiter kannst du vor der tiefsten Zerrüttung seiner Umstände durch den Hang zu sinnlichen Gelüsten nicht bewahrt und gesichert glauben, als nur, wo er allgemein höher emporgebildet und emporgehoben ist, als er es beim bloßen Landerwerb zu sein nötig hat. Er tritt durch den Fabrikerwerb und seine Genießungen völlig in den Stand des Handwerkers und gemeinen Bürgers, weshalb er in dieser Lage aller der Ausbildungen bedarf, welche der gemeine Bürger und Handwerker, um in seinem Stande glücklich zu leben, nötig hat. Genießt er das aber nicht, so geht er verloren und wird freilich dann oft noch elender, als er selbst bei der größten Zerrüttung seines ländlichen Erwerbs nicht werden könnte.

Es ist etwas Beklemmendes in dem Gedanken, wie weit wir in den vorzüglichsten Bedürfnissen unsrer eigenen Lage noch zurück sind und wie unaussprechlich wichtig z. B. der Mangel eines Religionsunterrichts, der dem Vorschritt des durch seine Berufsarbeit in verschiedener Hinsicht erheiterten (aufgeklärten), aber durch seine Lage unaussprechlich tief verführten und erniedrigten Fabrikvolkes angemessen wäre; und ich füge nur noch dieses bei, daß ein Hand- und Hausbuch zur Bildung dieses Volkes ein vorzügliches Bedürfnis unseres Vaterlandes ist, daß aber ein solches ohne Jahre lange Nachforschungen und Erfahrungen über die Nüances alles Fabrikverderbens und aller Fabrikvorteile unmöglich gut, das ist auf eine Art, die in die Beförderung und Sicherstellung des Hausglücks dieser Leute realen Einfluß haben würde, verfertigt werden könne.

Das ist alles, was ich über diesen wichtigen Gegenstand jetzt sagen kann; ich weiß wohl, daß es mehr hinweisende Winke als genugthuende Aufheiterungen sind, aber die Natur dieses Blattes erlaubt mir nichts weiter. Ich wiederhole nur noch am Ende, um das Vordere mit dem Hintern zu verbinden, dieses: Der Bauer kann in keinen schrecklicheren Zustand verfallen, als er in einem Land ist, wo die Bevölkerung ausgedehnt groß und wenig bar Geld ist, und der Güterabtrag, in Geld berechnet, also auch gering, und er dabei mit seiner Haushaltung nichts anderweitiges verdienen kann, hingegen aber dennoch auf der andern Seite Jedermann viel bar Geld von ihm will. Und der einfache Abtrag des Landerwerbs ist in unsern Tagen dem Bauer halt darum nicht mehr befriedigend, weil seine obern Stände allgemein auf einem Ton sind, welchen der Landmann, der, wie ich schon gesagt, am Ende den Ton aller Leute doch zahlen muß, durch den bloßen Ertrag seines Landeigentums ohne Fabrikverdienst nicht erstreiten mag. So wird in unsern Tagen, durch einfache Genießungen befriedigt zu werden, nur dem seltenen Weisen zuteil, der gegen die Versuchungen der Umstände gestählt und vom Druck äußerer Lagen unabhängend, sich über sein Zeitalter emporzuheben vermag.

Und auch diese Beobachtung leitet den Gesetzgeber und Lehrer zu den echten Gesichtspunkten hin, nach welchen in der gegen-

wärtigen Lage der Sachen das Hausglück des Volkes allein kann erzielt werden.

Nr. 27. (4. 7.) S. 17—32.

*X. Kunigunde.

*1. Die Versuchung.

„Es thut mir weh, unter den Mädchen das ärmste und ohne Kleider zu sein, aber ich will es senden; sie war krank und hat jetzt nicht ihre Notdurft." So sagte Kunigunde und sandte den ersten Jahrlohn aus ihrem Stadtdienst ihrer Mutter; ihr Auge war voll Thränen, als sie ihn sandte. Du bist nicht gut gekleidet zu deinem Lohn, sagte bald die gnädige Herrschaft zur bäurischen Untermagd. Ich will trachten, mir bald bessere Kleidung anzuschaffen, antwortete Kunigunde und zitterte bei dem Gedanken: Wie kann ich's? Du bist eine gute Tochter, aber ein närrisches Mädchen, sagte in kurzem der schönste Lakai Rakkolli zur Kunigunde. Warum sagst du mir das, Rakkolli? antwortete Kunigunde.

Rakkolli. Weil du deine Jahrlöhne verschenkst und dich selber hintansetzest.

Kunigunde (errötend). Aber wer sagt das, Rakkolli? Ich thue, glaub' ich, keins von beiden.

Rak. Aber, Kunigunde, siehe die Mädchen, die mit dir in den Dienst traten, sind wie die Blumen im Treibbeet, und du bleibst immer die unberatene Pflanze, die du vorher schon auf der ländlichen Haide warst.

Kun. Laß sie prangen, Rakkolli; die Blumen im Treibbeet, man düngt sie mit allerlei Hausmist, der mir nicht ansteht, und dann verwelken die Pflanzen im Treibbeet auch früh.

Rak. Der Schwan im Teich zeichnet sich unter dem badenden Gefieder nicht stärker aus, als du unter den dienenden Mädchen dich auszeichnest, aber du bist nicht gekleidet.

Kun. Was macht das?

Rak. So viel, daß Niemand sieht, wer du bist.

Kun. Es ist auch nicht nötig, daß man's sehe.

Rak. Wofür bist du denn schön?

Kun. Schmeichler! weißt du nichts anderes?

Rak. Mädchen, ich schmeichle dir nicht; aber du solltest dich nicht hintan setzen; wer der vorderste sein kann, soll nicht liederlich hintennach schlendern.

Kun. Schneider! Ist denn ein Rock alles?

Rak. Engel! Nein, aber wirf selbst den Schwan in den Kot und umbinde ihn kreuz und quer mit alten Lumpen, was hast du dann für ein Tier vor deinen Augen?

Kun. Laß mich, böser Rakkolli.

Rak. Mädchen! Ich bin nicht böse, aber du bist närrisch, und ich habe Recht.

Kun. Nein, du hast nicht Recht.

Rak. Du sagst nein und meinst ja.

Kun. Das sicher nicht.

Rak. Wohl freilich, aber du hast dein Geld deiner Mutter gesandt, und jetzt kannst du dir nicht helfen, wenn du schon findest, daß ich Recht habe.

Kun. Wer sagt dir, daß ich das gethan habe?

Rak. Genug, ich weiß es, Kunigunde, und sicher!

Kun. (staunend). Weißt du es?

Rak. Ja, ich weiß es.

Kun. Aber Rakkolli, so verrat mich doch nicht.

Rak. Das wäre ein Verraten!

Kun. Meine Herrschaft würde zürnen.

Rak. O Einfalt!

Kun. Nein, thu' mir doch das nicht.

Rak. Sei ohne Sorgen, ich will dir noch mehr thun.

Kun. Was denn?

Rak. Geld leihen, wenn du willst.

Kun. (staunend). Wenn ich mich nicht vor Schulden mehr fürchtete, als vor vielem, ich wäre in Versuchung.

Rak. Bin ich so verschrieen, daß du mich fürchtest?

Kun. Ich fürchte nicht dich.

Rak. Was denn?

Kun. Die Schulden.

Rak. Die Schulden thun Niemand etwas.

Kun. Aber die Gläubiger, Schalk!

Rak. Also fürchtest du mich, Mädchen?

Kun. (ihn steif ansehend). Ich weiß nicht, wie du dann wirst —

Rak. Wenn, dann?

Kun. Wenn ich dir schuldig.

Rak. Du bist ein Kind!

Kun. Du würdest anders.

Rak. Bei Gott nicht!

Kun. Ich kann es nicht glauben.

Rak. Zweifle doch nicht.

Kun. (blaß, sichtbar zitternd, schweigt).

Rak. Wie viel hast du nötig?

Kun. Ich darfs nicht sagen.

Rak. (legt eine Börse auf den Tisch. Oben glänzt sichtbar Gold, und unten ist sie voll Thaler). Kann ich mit diesem helfen?

Kun. Hätt' ich fünf Gulden!

Rak. Nimm meinetwegen dreißig.

Kun. Behüt' mich Gott davor, Rakkolli.

Rak. Warum das?
Kun. Mein Jahrlohn ist 25 Gulden und ich nehme mehr als das Viertel nicht auf.
Rak. Aber das ist kein Grund.
Kun. Mir ist's Grund genug.
Rak. Aber wie so?
Kun. Weil das schon zu viel ist.
Rak. So viel und mehr setze ich auf eine Karte.
Kun. Das magst du.
Rak. Dir geb' ich's noch lieber.
Kun. Gieb mir fünf Gulden.
Rak. Du kannst dich damit nicht kleiden.
Kun. Ich entlehne nicht mehr.
Rak. Ich schenke dir diese Dublonen.
Kun. Hast Du soviel übrig?
Rak. Diese sicher.
Kun. Wie kommst du zu so viel Geld?
Rak. Soll ich dir's sagen?
Kun. Wie es beliebt.
Rak. Nimm diese Dublonen.
Kun. Wann willst du sie wieder?
Rak. Wenn du sie hast.
Kun. Wartest du sechs Monat?
Rak. Sechzig meinethalben und noch 60 dazu.
Kun. Das macht ja viel Jahre aus.
Rak. Zehn Gulden sind nichts.
Kun. Für deinen Seckel.
Rak. Wäre ich du, ich hätte einen größeren.
Kun. Das wäre?
Rak. Sicher!
Kun. Aber wie das?
Rak. Magst du mich fragen?
Kun. Mit deiner Erlaubnis, ich weiß es nicht.
Rak. Weißt Du nicht, wie man zu etwas kommt?
Kun. Aber zu so vielem!
Rak. Kommt man wie zu wenigem.
Kun. Erlaub' mir zu zweifeln.
Rak. Du bist eine Thörin.
Kun. Das mag sein, aber du antwortest nicht: Sag, wie kömmt man zu so vielem?
Rak. Einmal nicht mit Schenken und Geben.
Kun. Also mit Nehmen, ist deine Meinung?
Rak. Meinst du's nicht auch?
Kun. Wohl freilich, aber nehmen führt, denk ich, zur Untreu.
Rak. Es ist möglich.
Kun. Aber schreckt dich das Wort nicht?

Rak. Es will viel sagen.
Kun. Ich zittre vor dem Gedanken.
Rak. Du verstehst die Sache nicht.
Kun. Das Wort ist doch deutsch.
Rak. Aber die Sache ist dir über die Hand.
Kun. Es ist möglich.
Rak. Kunigunde! Wer ist treu? Ist deine Frau treu? Ist dein Herr treu? Ist's meiner? Ist's einer von allen, die bei uns fressen und saufen und spielen?
Kun. Was willst du damit?
Rak. Dir zeigen, daß Untreu nicht Jedermann schreckt.
Kun. Und weiter?
Rak. Nichts —
Kun. Wohl freilich, ich verstehe dich, du stiehlst.
Rak. Nein, ich thue das nicht. Aber die Wahrheit zu sagen, wenn mein Herr besoffen heim kommt, so spiel' ich mit ihm, wenn er will, und wenn er auf der Gasse etwas fallen läßt, so heb ich's vom Boden auf.
Kun. Und gibst es nicht wieder?
Rak. Was er verloren?
Kun. Ich lege die kleinste Haarnadel wieder an ihren Ort.
Rak. Dafür kommst du zu nichts.
Kun. Aber bin dann auch ohne Sorgen.
Rak. Meinst du, ich habe Sorgen?
Kun. Wie wär's anders möglich?
Rak. Bei Gott ich habe keine.
Kun. Und stiehlst doch?
Rak. Ich stehle nicht.
Kun. Aber du gibst nicht zurück, was du findest.
Rak. Ist das gestohlen?
Kun. Was anders?
Rak. Du meinst es zu ehrlich und weißt nicht einmal recht, was Treue ist. Was du thust, thut sonst Niemand, und was ich und andere finden, das krümmt keinem Menschen ein Haar, wenn wir's behalten.
Kun. Wirst du nicht verdächtig?
Rak. Nein wahrlich.
Kun. Wie ist das möglich?
Rak. Ich behalte nichts Großes!
Kun. Was hilft das?
Rak. Wer das Große zurück gibt, von dem denkt Niemand, daß er das Kleine behalte.
Kun. So; aber ich zitterte ob einem Lot Faden.
Rak. Ich glaub's ob dem ersten.
Kun. Und ob dem fünften nicht minder.
Rak. Erlaub' mir zu zweifeln.

Kun. Meinethalben zweifle, aber es ist doch wahr.

Rak. Man kann seine Meinung ändern.

Kun. Und dann?

Rak. Mit der geänderten Meinung oft auch Zittern und Herzklopfen verlieren.

Kun. Ich möcht' es nicht verlieren.

Rak. Ich glaub's, wie du jetzt denkst.

Kun. Es ist nicht recht, Jemand das Seine zu nehmen.

Rak. Es ist möglich, daß es nicht recht ist, aber wer thut immer recht und wer kann's immer?

Kun. Man muß es suchen.

Rak. Am meisten, wo es am nötigsten.

Kun. Es ist allenthalben nötig.

Rak. Nicht allenthalben gleich stark.

Kun. Warum das?

Rak. Weil es dem einen wehe thut, wenn er etwas verliert, und dem andern nicht.

Kun. Das gibt dir kein Recht zu stehlen.

Rak. Aber zu behalten, was ich finde, wenn es Niemand schadet.

Kun. Ich glaub's nicht.

Rak. Dein Glaube wäre schön, wäre nur die Welt anders; aber es wird dir's Niemand lohnen, daß du so treu bist.

Kun. Ich will sonst zufrieden sein.

Rak. Du wirst's nicht immer können; Unrecht leiden thut weh.

Kun. Es thut mir Niemand groß Unrecht.

Rak. Ist Hund in der Welt zu sein nicht auch Unrecht leiden?

Kun. Bin ich das, Rakkolli?

Rak. Was anders? — fünfundzwanzig Gulden Jahrlohn von deiner Herrschaft — was kostet ihr Schoßhund? Was zahlt sie für eine Katze? Was ist der Hund, den sie mit Bonbons füttert? Was thut der Perückenmacher, dem sie goldene Uhren schenkt? Und der Bettelobrist, mit dem sie alle Wochen ihr Geld verspielt, damit er leben könne? Und diesem Weib trägst du Haarnadeln zusammen, damit es das Seine behalte?

Kun. Warum sagst du mir das alles?

Rak. Damit du sehest, was deine Treue ist und dein Haarnadelsparen —

Kun. Nämlich?

Rak. Eine Narrheit.

Kun. Ist's eine, so macht sie mir doch wohl, und also laß mir, Rakkoli, was mir wohl macht.

Rak. Du wirst selber verlieren.

Kun. Ich hoff's nicht.

Rak. Du wirst Sachen erleben, die dich rasend machen werden.

Kun. Mir ahnet's sicher, wenn ich viel um dich wäre.

Rak. Du thust mir Unrecht.

Kun. Du verdienst Verachtung.
Rak. Du bist eine Thörin.
Kun. Du willst mich verführen.
Rak. Ich wollte, ich könnte dich glücklich machen.
Kun. Als eine Diebin?
Rak. Ich verdiene das nicht.
Kun. Wohl du verdienst es.
Rak. Nein, Kunigunde.
Kun. Wohl, Rakkolli.
Rak. Kennst du mein Herz?
Kun. Ich hab' es gesehen.
Rak. Wo?
Kun. In deinen Worten.
Rak. Und meine Gründe?
Kun. Die will ich nicht wissen.
Rak. Nur eine einzige Bitte!
Kun. Was die?
Rak. Beurteile mein Herz nicht, bis du mehr erfahren —
Kun. Sei, wer du bist, aber laß mich, Verführer!
Rak. Du wirst erfahren, daß ich Recht habe.
Kun. Ich werde es nie glauben.
Rak. Auch wenn du es siehst?
Kun. Schweig mir, Rakkolli!
Rak. Ich wollte, ich hätte geschwiegen.
Kun. Thu' es nur jetzt.
Rak. Es ist jetzt schwerer.
Kun. Du hast es verdient.
Rak. Du bist ein Engel, aber —
Kun. Du niederträchtig.
Rak. Weil ich das sage?
Kun. Ja, weil du es jetzt sagst.
Rak. Ich war noch nicht fertig.
Kun. Was hast noch weiter?
Rak. Du wirst auch noch Mensch werden.
Kun. Schurke! Ich bin's, will's Gott, wirklich.
Rak. Aber nicht wie wir anderen.
Kun. Ich werde es nie werden.
Rak. Ich dachte einst wie du, Kunigunde.
Kun. Wie lang ist es seither?
Rak. Keine sechs Jahr.
Kun. Ich zweifle gar sehr.
Rak. Das magst du meinethalben, aber es ist doch wahr.
Kun. Desto abscheulicher.
Rak. Was doch abscheulich?
Kun. Daß du jetzt so bist.
Rak. Kunigunde! Ich diente treu, ward verlogen, weggejagt, war ohne Abschied, ohne Brot, dienstlos und elend. Ein Mensch, der

wie ich jetzt denkt, half mir wieder zu Brot und Dienst, lehrte mich einen Unterschied machen zwischen Großem und Kleinem und mir selber Recht schaffen, wenn ich Unrecht leiden mußte.

Kun. Du redest immer vom Unrecht leiden.

Rak. Sieh, Kind! Mein Herr will, daß ich prächtig gehe, und gibt mir einen Lohn, mit dem ich nicht das Halbe anschaffen kann, was er will, das ich habe; diente ich, wie du, so jagte er mich heute fort; da ich aber finde, was er will, das ich habe, so bin ich lieb, und ich schädige ihn nicht weiter, als er mich zwingt; ich bin also doch treu.

Kun. Bewahr' mich Gott vor dieser Treue! Du stiehlst ja!

Rak. Er wills' ja, ich muß ja, bedenke sein Unrecht!

Kun. Eher entlaufen und gehen, so weit der Himmel blau ist.

Rak. Und sich in Umstände stürzen, daß Hunger und Mangel einen zum Galgen führen.

Kun. Laß mich, Rakkolli! wir treffen uns nicht.

Rak. Schein' ich dir noch immer abscheulich?

Kun. Unglücklicher! Laß mich!

Rak. Du wirst auch unglücklich werden.

Kun. Abscheulicher! nicht so —

Rak. Erlaub' mir zu zweifeln.

Kun. Verfluchter! Nimm deine Dublonen zurück!

Rak. Warum das jetzt?

Kun. Weil ich von dir keine Hilfe will.

Rak. Ich wünsche, daß du von Niemand welche brauchst.

Kun. Dafür laß mich sorgen.

Rak. Ich fürchte, du habest wirklich zu sorgen.

Kun. Du bist ein Verführer!

Rak. Und du eine Thörin!

Kun. Laß mich an meine Arbeit.

Rak. Behalte mein Geld.

Kun. Nicht für meine Sünden.

Rak. Aber für deine Kleider.

Kun. Bösewicht! du spottest —

Rak. Ob deiner Thorheit.

Kun. Bin ich behext, daß ich nicht gehe? Adieu, Rakkolli, für eine gute Weile.

Rak. Adieu, Kunigunde, du wirst aber wieder kommen, ohne daß ich dich beschwöre.

Nr. 10. (7. 3.) S. 145—160.

---

* 2. Bei der Mutter Kunigundens.

So lang ich Bote bin, trug ich noch nie etwas, das mich so freute, sagte der gute Bolzac im Wirtshaus zu Lehrau, als er der Kunigunde ganzen Jahrlohn ihrer Mutter nach Rütenfeld brachte. — Was ist das wohl? fragte Gurlo, der in hundert umliegenden Dörfern

mit Beinamen der Menschenfresser heißt, was ist das wohl, das dich so freut? Ich habe für die alte Krumhäuslerin 25 Gulden von ihrer Tochter, sagt Bolzac. Und das freut dich so sehr? erwiderte Gurlo — Ja das freut mich; so ein Kind glaube ich nicht, daß noch eins auf der Welt lebt; sie hat's an ihrem Leib und an ihrem Maul erspart, sagt Bolzac; — oder gestohlen, antwortete der Menschenfresser.

Bolzac. Nein, wer stiehlt, hilft sich eher selber, als seinen Eltern, und kleidet sich eher selber, als Vater und Mutter.

Gurlo. Ist das Mensch denn selber nicht gekleidet?

Bolzac. Nein, das ist sie nicht, wie sie sollte in der Stadt; sie trug einen zerrissenen alten Rock, und alte geflickte Schuhe, als sie mir das Geld gab.

Gurlo. Das ist denn viel; aber die Krumhäuslerin wird's wohl brauchen, es warten vielleicht schon ein paar Dutzend darauf, denen sie es schuldig, so sagte der Menschenfresser, trank schnell seinen Krug leer, nahm den knorrichten Stock, hustete dem Hund, der neben ihm lag, und ging weiter.

Bolzac aber erschrak ob des Menschenfressers Antwort und ob seinem schnellen Aufstehen und sagte alsbald zu sich selber: Ich habe übel gefehlt; dieser Teufel in Menschengestalt wird mir meine Freude verderben, da er jetzt das weiß. Der Menschenfresser aber besann sich nicht lange. Sie ist dem Scherer und dem Müller schuldig, und bei Gott! wenn ich's danach anstelle, so ist das Geld vor Sonnenuntergang mein eigen, sagte er zu sich selber, und eilte dann schnell zuerst zum Scherer, der die größere Forderung hatte, und dann zum Müller, dessen Forderung die kleinere war. Du! was ist dir die Krumhäuslerin schuldig? fragte Gurlo den Scherer Olunx. —

Es wäre wohl so bald viel, wenn sie etwas zahlen könnte, antwortete dieser.

Gurlo. Nu, wie viel ist's denn?

Olunx. Willst du mir die Schuld abkaufen, daß du so genau nachfragst? Ich geb sie dir wohlfeil.

Gurlo. Wenn du sie für ein Maß Wein gibst, so kann's vielleicht wohl sein und doch sollt' ich zuerst auch wissen, wie groß sie ist.

Olunx. Das steht zu Diensten. (Er schlägt das Buch auf.) Es ist 8 Thaler aufs wenigste, und nur für Arzneien; für Mühe und Lauf und Gänge ist alles nichts gerechnet.

Gurlo. Du bekommst nicht sechs Kreuzer von ihr.

Olunx. Ich weiß wohl; aber wenn du die Schuld hättest, so wär's was anderes —

Gurlo. Wie so?

Olunx. Du findest, wo nichts ist.

Gurlo. Ich will sie für dich eintreiben.

Olunx. Bitt' um Vergebung, Herr Menschenfresser! Diese Arbeit kostet Geld —

Gurlo. Was willst du denn sonst machen?

Olunx. Es eher liegen lassen, wie's liegt, als gutes Geld dem faulen nachwerfen.

Gurlo. Geizige Leute haben nie Herz.

Olunx. Und du und deines gleichen sind Schelme mit allem eurem Herz.

Gurlo. Das hat mir schon mancher gesagt, der auch einer war; aber im Ernst: Wie viel Batzen willst du für diese verlorne Schuld.

Olunx. Ich will sie dir für die Hälfte lassen.

Gurlo. Das ist viel! du fürchtest gewiß, ich nehme dich beim Wort.

Olunx. Wie viel wolltest du denn geben?

Gurlo. Ich mag nicht reden, du forderst unvernünftig.

Olunx. Du bist mir ein Wort schuldig.

Gurlo. Willst du fünf Batzen?

Olunx. Was denkst du auch für sechs Thaler!

Gurlo. Nein, für nichts und aber nichts —

Olunx. Du bekommst doch etwas —

Gurlo. Nimm es an dem ab, was sie dir gab —

Olunx. Es kommt ganz anders, wenn sie unter deinen Händen ist.

Gurlo. Wo nichts ist, hat der Kaiser 's Recht verloren.

Olunx. Wenn du nichts hinter ihr wüßtest, du hättest mir nicht fünf Batzen geboten. —

Gurlo. Behalt deine Schuld meinetwegen, wenn du glaubst, sie sei gut. —

Olunx. Thu' mir ein ehrliches Gebot!

Gurlo. Willst einen halben Gulden?

Olunx. Nein das nicht, aber ich will dir mein letztes Wort sagen, und davon geht kein Kreuzer, du magst dann wollen oder nicht wollen: Ich geb sie für einen Thaler —

Gurlo. Ein Wort ein Mann; es bleibt dabei, ich nehm' sie dafür. —

Olunx. Aber du mußt mich jetzt bar dafür bezahlen.

Gurlo. Das will ich thun, aber du mußt mir die Schuld ganz geben, und alles, Lauf und Gang, und den Zins seit acht Jahren auch dazu schlagen; ich kaufe die Schuld ganz.

Olunx. Ich will wohl —

Gurlo. Wie hoch kommt dann die Forderung so gerechnet?

Olunx. Wohl auf acht Thaler, wenn ich sie so rechne.

Gurlo. Da ist dein Geld; jetzt ist die Schuld mein, bekomm ich wenig oder viel. —

Olunx. Ich wünsch' dir Glück dazu.

Gurlo. Ich danke. — Aber jetzt mußt du mir einen Zettel geben, daß du die Anforderung mir abgetreten — und schreib, daß deine Rechnung acht Thaler sei.

Olunx. Du hast etwas, Teufel, entdeckt, daß du mir diese Schuld abgekauft.

Gurlo. Schreib jetzt, was ich dir sage, du bist ja bezahlt, nicht wahr?

Olunx. Das wohl, aber es wundert mich doch, was dahinter stecke. —

Gurlo. Hat dich etwa der Handel gereut?

Olunx. Es könnte mir fast so kommen.

Gurlo. Keine Komplimente, Herr Urias! Schreib mir, was ich sage, und was du verkauft hast, oder ich spreche aus einem andern Ton mit dem Herrn. —

Olunx. So?

Gurlo. Ganz sicher so.

Olunx. In Gottes Namen, ich hab' dir verkauft und bin den Zettel schuldig, aber quäl' die Frau doch auch nicht so gar! Ich mache mir fast ein Gewissen, daß ich meine Anforderung an sie so verkauft habe.

Gurlo. Daß dir das Gewissen erst aufwacht, seitdem du den Thaler im Sack hast.

Olunx. Sie ist auch so entsetzlich arm, ich habe es ihr immer schenken wollen.

Gurlo. Das sind wunderliche Anmerkungen über etwas, das man verkauft hat; ich meine, die Schuld sei jetzt mein und gehe dich nichts mehr an.

Olunx. Am End' ist's wahr, ich hab' dir nichts weiter zu befehlen, du kannst machen, was du willst.

Gurlo. Ich hoff' es; aber ist mein Zettel noch nicht fertig?

Olunx. Wohl, er ist fertig, ich will ihn nur noch sanden.

Gurlo. Gib nur, gib nur, ich will das schon machen, es geht viel geschwinder.

Er nimmt den Zettel, sandet, steckt ihn schnell ein und geht dann eilend zum Müller Wamsterb, grüßt ihn und sagt dann: Heut hab' ich einen erzdummen Streich gemacht, Herr Müller!

Wamsterb. Was das, Menschenfresser? Du machst sonst nicht gern dumme Streiche.

Gurlo. Ist das nicht dumm, eine Schuld, die keinen Pfennig wert ist, für bar Geld abkaufen?

Wamsterb. Das ist wohl dumm; aber hast du's auch gethan?

Gurlo. Meiner Seel! ich hab's gethan und dem alten Scherer eine achtjährige Forderung auf die Krumhäuslerei abgekauft.

Wamsterb. Ja darob wirst du kaum reich werden; ich hätte auch so ein Stück auf sie, wenn du kauflustig bist.

Gurlo. Eine Narrheit ist völlig genug an einem Tag.

Wamsterb. Wenn sie wohlfeil ist, so darf man wohl auch ihrer zwei machen, wenn der Tag lang ist.

Gurlo. Ich will nicht.

Wamsterb. Thust du mir kein Gebot?

Gurlo. Nein.

Wamsterb. So will ich mit dir spielen; was setzest du an meine Anforderung? Sie ist acht Gulden.

Gurlo. Ich setz' dir einen Gulden.

Wamsterb. Es muß zwei sein, du Gaudieb! du gewinnst es doch immer.

Gurlo. Der Teufel ist ein Schelm, ich könnt's auch verspielen.

Wamsterb. Der Teufel thut dir nichts, du setzest zwei Gulden.

Gurlo. Ich will's probieren!

Sie spielen; der Menschenfresser betrügt den Wamsterb, gewinnt die Schuld schnell und sagt dann: Jetzt, Meister Müller, einen Zettel, daß die Schuld mein ist.

Wamsterb. Zur Aufwart, Herr Menschenfresser, zur Aufwart, ich bin ein Ehrenmann, und was ich verspiele, das zahle ich auch.

Gurlo. Ich weiß wohl, ich weiß wohl, aber ich muß weiter, mach' mir den Zettel. —

Wamsterb. Es brennt nicht, Menschenfresser! es brennt nicht.

Gurlo. Nein, aber es thut doch not.

Wamsterb. Warum das?

Gurlo. Ich darf dir's wohl sagen, du bist ein Ehrenmann, und was du verspielst, das zahlst du gern. Das Weib hat heut Geld, und ich muß es reichen, weil's da ist.

Wamsterb. Du Teufel! wie du mich auch herumgeführt.

Gurlo. Es ist ganz in der Ordnung, daß arme Teufel die Reichen herumführen.

Wamsterb. Aber woher hat das Weib Geld?

Gurlo. Von ihrer Tochter — aber den Zettel — ich kann bei Gott! keinen Augenblick warten, ich muß fort.

Wamsterb. Da ist dein Zettel, aber du hast mir das Geld wie abgestohlen, du Ketzer.

Gurlo. In Gottes Namen, Müller; aber ich komme heut wieder mit ganzen Säcken voll Geld und spiele und saufe mit dir bis morgen früh.

Wamsterb. Ich will gern sehen, wie du Wort hälst, du Dieb.

Gurlo. Ich bin doch kein Müller — b'hüt' Gott!

Jetzt sprengt dieser mit starken Schritten zum Oberamt, meldet sich in der untern Kanzleistube und poltert mit seinen Schuhen an der Thür. Büß, ein junger Notarius, macht ihm auf und sagt: Bist du's Menschenfresser? Was hast du schon wieder?

Gurlo. Emolumenter, Ihr Gnaden, Emolumenter, und einige Sous Trinkgeld, wenn Ihr Recht thut.

Büß. St! st! du Kuh — wenn auch Jemand um den Weg wäre, hast du auch gar keinen Verstand?

Gurlo. Ihr Gnaden sind ja ganz allein —

Büß. Die Wände haben Ohren und die Häg Augen, weißt du das nicht?

Gurlo. Wer ein gutes Gewissen hat, wie ich, darf sich nie fürchten.

Büß. Du Ketzer!

Gurlo. Ihr Gnaden, ihr Gnaden bitt' um Vergebung und einen Arrestzettel auf die Krumhäuslerin auf dem Rütifeld; da sind zwei Anforderungen in aller Form und Ordnung, wie's Recht ist, mit aller Vollmacht und eigenhändig unterschrieben; jetzt bitt' ich geschwind um einen Arrestzettel für die beiden Posten, hier sind die Gebühren gedoppelt, weil's zwei Posten sind; nicht wahr, sie müssen gedoppelt sein, weil's zwei sind?

Büß. Ja — ja —

Gurlo. Machen sie auch zwei Zettel?

Büß. Das ist nicht nötig, du weißt es wohl.

Gurlo. So —

Büß. Ketzer, ich glaub du narrest mich.

Gurlo. Bewahr mich Gott! ihr Gnaden, — was denken Sie? Daß ich nicht wisse Respekt zu haben, das hat mir noch Niemand nachgeredet.

Büß. Nimm dich in acht, sonst geht der Teufel los, wenn auch ich hinter dich komme; du weißt wohl, daß Himmel und Erde über dich her will, wie du es verdienst.

Gurlo. Es hat Niemand zu klagen, ich mache alles in Form und Ordnung und ich hoffe, ihr werdet mir ferner euern Beistand nicht versagen, Ihr Gnaden.

Büß. Du kennst mich wohl und weißt, wie weit ich gehe, doch wir wollen jetzt schweigen.

Gurlo. Aber spedieren sie mich bald.

Büß. Der Teufel wird dich nicht nehmen, so lang du bei mir bist.

Gurlo. Aber das Geld wird er nehmen, wenn ihr noch lange zaudert.

Büß. Ich bin ja fertig, da ist dein Zettel. Der Amtmann ist oben, trag ihn jetzt nur hin zur Unterschrift.

Gurlo. Gehen doch Sie, ich thue es nicht gern, ihr wißt es wohl.

Büß. Das macht mir nichts. Er geht alsobald zum Amtmann; bückt sich unterthänig und sagt, es ist ein Bauer von Rütenfeld da, der auf eine vergeltstagete Frau einen Arrestzettel begehrt, wenn Euer Gnaden ihn zu unterschreiben belieben —

Der Amtmann. Ist das Begehren in Form Rechtens?

Büß. Vollkommen, Ihr Gnaden.

Der Amtmann. Der Zettel wird auf die Gefahr dessen gestellt sein, der den Arrest begehrt hat.

Büß. Natürlich Ihr Gnaden.

Der Amtmann. Sind die Gebühren bezahlt?

Büß. Zu dienen, hier sind sie.

Der Amtmann nimmt den Zettel, schreibt mit großen Buchstaben drunter Petermann, gibt ihn wieder dem Schreiber und sagt: Adieu

Büß! Unterthäniger Diener, antwortete Büß, springt mit schnellen Schritten die Treppen hinunter, bringt dem Menschenfresser den Zettel und dieser eilt nun mit dem Papier im Sack so voll Hoffnung nach Rütenfeld, wie ein Raubtier voll Hoffnung aus seiner Berghöhle springt, wenn es ein von der Herde entlaufenes Schaf im Thal ohne Schutz und Hut, verlassen, allein stehen und kläglich Hirt und Hund und Mutter um Hilfe entgegen blöken hört — oder wie ein Wilddieb mit seiner Falle dann forteilt, wenn seine Fuchsbeize nun warm und vollendet, und die ihn bedeckende Nacht nunmehr ganz da ist.

Indessen kam Bolzac, der sich ein paar Stunden in Lehrau hatte aufhalten müssen, nach Rütenfeld und brachte Kunigundens Mutter den Brief ihrer Tochter und ihren ganzen Jahrlohn. Als die arme Witwe die Nachricht hörte und die 25 Gl. für sie in der Hand des Boten sah, ward ihr beinahe ohnmächtig; sie konnte den alten zehrenden Leib nicht mehr auf den Füßen halten, setzte sich auf einen Stuhl, lehnte ihr Haupt auf beide Arme und weinte die hellen Thränen. Du gute Frau! sagte da Bolzac, es übernimmt dich zu sehr, ich hätte dir's nicht so plötzlich vorbringen sollen; aber es freute mich so sehr, daß ich nicht daran dachte, wie schwach du bist; wenn es dir nur nichts schadet!

Ich weiß nicht, was du meinst, Bolzac! erwiderte die Frau, die sich wieder etwas erholt hatte; aber du mußt mir etwas von diesem Geld wechseln, ich habe keinen Heller im Haus für deinen Lohn. — Ich nehme auch keinen Lohn, erwiderte Bolzac; und du mußt ihn sicher nehmen, die Frau.

Bolzac. Liebe Frau! Wenn du mir jetzt auch eine Freude gönnen willst, so rede nicht davon; deine Tochter hat's an sich selber erspart, und es wäre vor Gott nicht recht, wenn du es nicht ganz erhieltest.

Frau. Lieber Bolz! du warst immer eine gute treue Seele, aber es gehört dir auch das Deine, ich kann's ja jetzt wohl.

Bolzac. Meiner Seel! Ich nehm's nicht, Frau! Red' jetzt kein Wort mehr.

Frau. Aber Bolz —! Wie geht's auch meinem Kind, hat sie doch auch ihre Sache recht? Ist sie auch bei braven Leuten? Ach mein Gott! du weißt wohl, wie eine Mutter so viel sorgen muß, wenn sie ein junges Kind in der Stadt hat, gelt, es ist auch noch das alte Küngoltli? und nicht verführt? Mein Gott, sag' mir's auch wie's geht. Du hast doch auch nichts Ungerades gemerkt? Das ist so viel Geld, Bolz! es wird mir recht angst, wenn ich denke, wie viel es ist.

Bolzac. Du darfst ohne Sorgen sein, gute Frau! Es ist noch dein altes Küngoltli, frisch und schön, treu und fromm; es hat noch seine alten Schuhe, und trägt noch schlechte Kleider.

Die Frau. Und schickt mir so viel! O du lieber Gott!

Bolzac. Du kannst nicht glauben, wie lieb du ihm bist und wie es mir allemal nachläuft, wenn ich in die Stadt komme, bis es mich findet, damit es vernehme, was du auch machest.

Die Frau. Lohn' ihm der liebe Gott seine Treue!

Bolzac. Aber du mußt doch auch noch seinen Brief lesen, weil ich da bin.

Die Frau. Ich kann keinen Buchstaben Geschriebenes lesen.

Bolzac. Muß ich dir ihn lesen?

Die Frau. Thu mir doch den Gefallen.

Bolzac öffnet den Brief und liest.

„Gott zum Gruß! Meine liebe Mutter! Wenn du gesund bist, so freut es mich herzlich, ich bin's Gottlob auch, und schicke mich nach und nach in alles, was ich hier thun muß; ich denke auch in alle Ewigkeit an alles, was du mir sagtest, da ich fortging; ach mein Gott! wie wahr ist es, und wie nötig hatte ich, daß du mir es sagtest, Gott vergelte dir deine Treue in Zeit und Ewigkeit! Amen. Gestern an Margrethen zahlte mir meine Frau meinen Jahrlohn, ich freute mich das ganze Jahr darauf, daß ich ihn bei einander lassen könnte, und jetzt liebe Mutter! nimm ihn an zum Zeichen, daß ich deiner nicht vergessen; ich sinne Tag und Nacht an die Not und den Mangel, den du haben mußt, weil du den ganzen Sommer über krank warst; Gott bessere es bald völlig mit dir; grüß mir auch den Herr Pfarrer und den Schulmeister und mein liebes Sara, und wer mir nachfragt, und bete immer fleißig für dein armes verlassenes Küngoltli; ich habe zwar keinen Kummer, als daß ich nicht mehr bei dir bin." —

Nun siehst du, sagte Bolzac, sich die Augen trocknend, daß du dein altes liebes Küngoltli noch hast! Und Gott sei ewig Lob und Dank! sagte die Krumhäuslerin.

Bolzac. Jetzt muß ich dir noch etwas sagen; es ist mir leid, es macht dir vielleicht Mühe, aber ich muß dich berichten: Der Menschenfresser weiß, daß du das Geld hast; ich war Gott verzeih' mirs, so unvorsichtig und sagte es vor ihm im Wirtshause, und mir ahnt, der gottlose Unglücksstifter habe etwas Böses im Sinn.

Ich bin dem Gurlo, Gottlob! weder wenig noch viel schuldig; alles was ich schuldig bin, ist dem Scherer und dem Müller, und diesen will ich, ach mein Gott! von diesem Geld gern geben, was ich kann und mag — so sagt die Frau, und indem sie redete, bellt Gurlos Hund vor der Thür. Bolzac erkennt ihn, erblaßt und sagt: Herr Jesus! er ist da! Und eben tritt er und der Schulze und der Hund in die Stube.

In Gottes Namen, Frau Margreth; es ist mir leid, was ich euch sagen muß, aber das Geld, das ihr eben empfangen, ist für zwei Schuldforderungen oberamtlich verarrestirt, sagt der Schulz — und die Frau: Wer hat das begehrt? Ich weiß doch Niemand, daß ich so viel schuldig sei.

Schulze. Der Arrest lautet vom Scherer Olunx und vom Müller Wamsterb.

Frau. Ich hätte eher an meinen Tod gedacht, als daß mir das von diesen begegnen sollte.

Bolzac. Es steckt da etwas anderes dahinter: weder der Scherer, noch der Müller hätten an das gedacht; das hat Niemand gethan als du, Menschenfresser.

Gurlo. Und wenn ich's gethan, was ist's denn?

Bolzac. Eine Greuelthat.

Gurlo. Es ist natürlich eine Greuelthat, wenn man eine rechtmäßige Schuld einfordert.

Bolzac. O Gott!

Gurlo. Das ist keine Antwort.

Bolzac. Du verdienst keine.

Gurlo. Ich begehre, daß das verarrestierte Geld für meine Forderungen vom Herrn Schulz zu Handen genommen und hinter Recht gelegt werde, bis ich bei Heller und Pfennig mit Kapital, Zins und Kosten bezahlt bin.

Frau. Ich will den Scherer und den Müller den Augenblick bezahlen.

Gurlo. Die Schuld geht sie jetzt nichts mehr an, ich bin Kreditor —

Frau (todblaß.) Du?

Gurlo. Ja ich —

Frau. Wie das?

Gurlo. Ich habe ihre Anforderungen gekauft und bezahlt.

Frau. Herr Jesus!

Gurlo. Das hilft jetzt nicht, ich will das Geld.

Bolzac. Nun — wie viel forderst du?

Gurlo. Acht Thaler für den Scheerer, und acht Gulden für den Müller — und mit den Kosten wird's ein paar Gulden mehr sein, als Geld da ist.

Frau. Aber so viel bin ich nicht schuldig. Beim Scherer ist's noch sechs Thaler, und hundertmal hat er mir gesagt, wenn ich die Hälfte zahle, so wolle er's gut sein lassen, und beim Müller ist's noch vier Gulden; ich habe mehr als vier von den achten, die's waren, abzurechnen; ich habe ihm den ganzen Sommer über ohne Lohn gearbeitet.

Gurlo. Mit dem allen wirst du mich nicht zahlen: wenn du dawider streiten willst, so magst du meinethalben, wenn das Geld verarrestiert ist.

Frau. Gott im Himmel weiß, daß es wahr ist, was ich sage.

Gurlo. Und ich weiß, daß die Handschrift lautet, was ich fordere, und will ohne weiteres, daß der Arrest vollführt werde.

Schulze. Ich kann ihm das nicht verweigern. Er greift gegen das Geld, und nimmt's zur Hand.

Frau. Ist denn keine Barmherzigkeit in euch?

Schulze. Ich thue mein Amt und kann nicht helfen.

Gurlo. Und ich nehme, was ich gekauft und bezahlt, und was vor Gott und der Welt mein ist.

Frau (beide Hände über den Kopf zusammenschlagend.) Gott, erbarm dich meines Elends!

Gurlo. Schreib du deiner Jgfr. Tochter, sie soll mit dem Grafen recht gut sein, so kann sie dir über acht Tage wieder so ein Päckchen schicken; das hilft dir mehr als deine Klagen.

Frau. Unglücksstifter! geh mir jetzt aus den Augen, du hast ja, was du wolltest.

Gurlo. Bis auf zwei Gulden, und die will ich dir schenken.

Bolzac. Das dank dir der Teufel.

Gurlo. Sag jetzt was du willst; ich habe nichts weiter hier zu thun, behüt euch Gott.

Bolzac war fast noch sinnloser, als die Margareth ob diesem Auftritt, sobald er sich aber erholt, nahm er seinen kleinen Geldseckel aus seiner Tasche, leerte ihn auf den Heller auf den Tisch aus, und sagte: Nimm das Wenige, du arme Frau, für das viele, das meine Unvorsichtigkeit dir raubte, und ging dann ohne eine Anwort zu erwarten, weiter.

Der Schulz aber und der Menschenfresser gingen wie abgeredet zum Müller Wamsterb, spielten und soffen aus diesem Geld bis zum Morgen; den Scherer Olunx aber verdroß seine Thorheit im Herzen, und als er das Unglück der Frau vernommen, sandte er ihr ungeachtet seiner Kargheit doch etwas Erkleckliches zu ihrer Erquickung.

Aber das Entsetzen des Vorfalls hatte die Frau zu mächtig erschüttert; sie legte sich wenige Stunden danach krank nieder und erholte sich nicht mehr vor ihrem sel. Absterben, welches einige Wochen darauf erfolgte, von dieser Krankheit.

Nr. 11. (14. 3.) S. 161—175.

---

*3. Wohin die Umstände den Menschen bringen können.

Im unverkünstelten ländlichen Leben leitet das bloße einfache Gefühl des Schönen und Guten den Menschen auf reinen Wegen sicher und heiter zum stillen friedlichen Grabe, wenn nämlich keine verwirrenden Umstände und kein städtisches Gerede den Fuß seiner Unschuld verrückt; aber für ihn ist der Gebrauch seines Kopfes und seiner Zunge auch das Grab seines Herzens und der Tod der einfach geleiteten Treue seines Lebens, wenn er in Sachen der Pflicht sich gegen sein Herz einen Augenblick einläßt. — Kunigunde wäre edel und rein und erhaben vorgeschritten im Lauf jeder Prüfung, wo nur immer ihr Herz allein in Versuchung gesetzt worden wäre; aber Rakkolli stritt gegen ihren Kopf, und sie fiel vom ersten Streich.

Ländliche Mädchen! Eure Mütter lehrten euch thun, und euer Herz sagt euch, was recht ist, aber wagt euch nicht an Menschen, die reden, denn das ist nicht eure Sache, es hat euch Niemand gelehrt zu antworten. Aber ihr Guten, euer einfaches Rechtthun ist doch ewige

Gottesweisheit, wenn Arglist euch schon den Kopf verwirrt, daß ihr meint, ihr seid in eurer Unschuld hintangesetzt und weit, weit zurück. Ihr Edeln, ihr stehet im Auge des Mannes, der die Menschen nicht nach dem Maß, wie sie ihr Maul brauchen, schätzt, hoch über dem Schwätzer, dem ihr nicht antworten könnt, empor. Aber wenn ihr nach der Stadt geht, um darin zu dienen, oder sonst neben Leuten wohnt, die mit ihren Händen nie etwas thun, bis ihr Kopf es zuerst links und rechts gedreht, und ihr Mund sich müde darüber geschwatzt, so kommt ihr in große Gefahr. Bei Leuten von solchen Sitten verliert sich euer einfacher Sinn, ein jeder Schritt, den sie thun, ist mit Gedanken verbunden, die sie sich selber mit Worten ausdrücken, ihr ganzes Zurechtlegen dessen, was sie thun, führt sie zwar tausendmal eher irr, als euch euer einfacher Sinn, aber wenn ihr neben ihnen wohnen müßt, so werden euch ihre Worte dennoch verwirren.

Kunigunde hatte in ihrer Treue weder an die Wichtigkeit noch an die Unwichtigkeit derselben für ihre Herrschaft gedacht, und die Last ihres Dienstes in stillem, frommem Leiden getragen, ohne daß ein Gedanke in ihre Seele gekommen, daß der ärmste Mensch auf Gottes Erden vielleicht Unrecht leiden müsse. Die hohe Lehre der echten Lebensglückseligkeit: „Der Mensch muß um seiner selbst, und nicht um andrer Leute willen recht thun“, diese hohe Lehre leitete den Gang ihres Lebens, aber es war nur stille reine Achtung für sich selbst, für alles Schöne und Gute, für alle Menschen und für ihren lieben Gott, was ihre Seele in den Geist der hohen Lehre hinein stimmte; wörtlich kannte sie dieselbe nicht, sie war nie vor ihren Ohren erschallt, nie aus ihrem Mund ausgesprochen und in ihrem Gedächtnis ruhte kein Schatten eines Bildes von ihr; und in ihrer Lage trug dieses sicher viel dazu bei, daß sie so schnell in die Tiefen des Lasters hinab sank; sie hatte kein Gegenbild in ihrem Kopf gegen das Geschwätz, mit welchem Rakkolli den Fuß ihrer Tugend untergraben.

Lehrer der Menschen! Ohne deutliches Gegengewicht glaubt der ungeübte Mensch, ach, so leicht, an leere verführende Worte, und die arme Unschuld wird auf der bösen Erde so leicht gegen sich selber mißtrauisch, und dann unglücklich.

Wenn du einem liebenden Mädchen sagst: Dein Geliebter ist ein Verführer, ich will dir's beweisen, so wird das arme Mädchen dich bebend anstarren, es wird dich verabscheuen, dich fliehn und dir nicht glauben; aber deine Rede wird dennoch ihr Innerstes erschüttern, sie wird bald an nichts denken und an nichts denken können, als an ihr Unglück. Bin ich behext, daß ich nicht gehe? Du bist ein Verführer, Rakkolli! antwortete Kunigunde, als dieser zu ihr sagte: Es lohnt dir deine Treue Niemand und dein Nadelnsparen ist eine Narrheit. Aber wenn's auch wahr wäre, wenn er auch Recht hätte, und meine Treue nichts wäre als eine Narrheit, dachte sie mit bebendem Herzen, als sie kaum dem Verführer den Rücken gekehrt, und von dem Augenblick an verfolgte der Gedanke das arme Mädchen und raubte ihr die Ruhe

ihres Herzens. Wenn es den Bettelobrist, wenn es die Katze und den Hund, wenn es den Perückenmacher, wenn es die Spieltische und Karten, wenn es den Graf und die Gräfin, kurz alles, was ins Haus kam und im Haus war, ansah, dachte es immer an die Worte Rakkolli's, und oft fiel eine stille Thräne aus ihrem Auge beim Gedanken: O Gott! wie scheint's mir täglich und stündlich mehr, daß er Recht hat und daß ich eine Thörin bin!

In dieser Lage war ihr Herz, als Bolzac wieder nach der Stadt kam; das Mädchen wußte die Stunde und eilte im ersten Augenblick, da er ankam, zu ihm hin. Aber wie wenn ihr Böses ahnte, schlug ihr das Herz, als sie den Boten erblickte; und wie ein weiß gewaschenes Tuch war Bolzac, als er das Mädchen ansah. Herr Jesus! Warum erschrickst du über mich, Bolz? sagte das Mädchen. Mein Gott, ich habe dir eine böse Nachricht, antwortete der Bote.

Kun. Sag's nur Bolz! sag's nur, meine Mutter ist tot, ich seh's schon, ach mein Gott! es ist das —

Bolz. Nein, sie lebt noch Gottlob!

Kun. Aber sie ist krank? Herr Jesus, ist es gefährlich?

Bolz. Sie hatte einen entsetzlichen Schrecken.

Kun. Du willst nicht mit der Sprache heraus; um Gottes willen, was ist begegnet?

Bolz. Sie ist wieder um alles Geld, das du ihr sandtest —

Kun. Ist's denn auch, wie wenn alles Unglück nur über uns her wollte? Und jetzt ist sie noch krank —

Bolz. Vor Schrecken —

Kun. Aber du redest nicht, wie ist sie um das Geld gekommen?

Bolz. Mein Gott, Kunigunde, es tötet mich fast, ich bin schuldig —

Kun. (mit starren Augen.) Du? —

Bolz. Ja, in Gottes Namen ich. Ich sagte im Wirtshaus zu Lehrau aus Freuden, daß ich Geld für sie habe und der Menschenfresser hat's gehört und da Schulden auf sie gekauft und das Geld verarrestiert —

Kun. Alles?

Bolz. Ja leider Gott erbarm! Alles. —

Kun. Und da ist die Mutter vor Schrecken krank worden?

Bolz. Ja.

Kun. Und jetzt hat der Menschenfresser das Geld?

Bolz. Ja.

Kun. (mit wildem wütendem Blick.) Und verfrißt's und verspielt's an einem Abend!

Bolz. (seufzend.) Es ist möglich.

Kun. (stampfend.) Vergißt denn Gott im Himmel des Armen, daß er so einen Menschen auf seinem Boden herum wandeln läßt?

Bolz. Mäßige dich, Kunigunde und setz deine Seele nicht hintan um deines Geldes willen.

Kun. Um meiner Mutter willen ging ich in die Stadt! Um ihretwillen litt ich in meinem Dienst, was kein Hund litt! An meinem Leib und an meinem Maul erspart ich es, daß ich ihr helfen könnte, und jetzt frißt dieser Verfluchte meinen Schweiß und mein Blut, und es wird meine Mutter ins Grab bringen, das habe ich jetzt von meiner Treue!

Bolz. Gott im Himmel wird dir sie lohnen, wenn du diese Prüfung ausharrest!

Kun. Ein Narr ist, wer treu ist und gutmütig; du bist ein Narr, Bolzac, wie ich! Treu ist Eselsarbeit; daß ein Hund meinen Schweiß und mein Blut fresse, das ist Recht; streit jetzt, geh zum Richter, sag ihm, er soll's zurück geben, es sei mein Schweiß und Blut; nein, er wird's behalten, das ist Recht in der schönen Welt, daß der Schelm alles hat, und der, so's treu und gut meint, gar nichts, das ist Recht! —

Bolz. O mein Gott! mein Gott! Daß ich auch so unglücklich sein müssen, diese Unvorsichtigkeit zu thun!

Kun. Ja — eben, eben, man muß vorsichtig sein; wer offenherzig ist und treu, der ist ein Narr, wie ich und du, Bolz; helf dir Gott, du bist auch arm, weil du treu bist; helf dir Gott, Bolz!

Bolz. Du bist von Sinnen, Kunigunde!

Kun. Nein, du bist von Sinnen, Bolz; Wenn du zu dir selber kommst, wirst du auch finden, wo du daheim bist mit deiner Treu; ein Narr ist, wer treu ist und's gut meint. — Bhüt Gott!

Daß dich Gott behüte, du arme Tröpfin! Daß du dir nichts böses thuest, sagte Bolz, als sie von ihm weglief und wußte den ganzen Tag fast nicht, was er that. Kunigunde aber weinte, da die erste Wut vorüber war, die hellen Thränen, stand immer am Fenster, die Augen zu trocknen, und vergaß die Hälfte ihrer Geschäfte — und da ihre Gräfin nicht wie gewöhnlich bedient war, bemerkte sie ihre Verwirrung und entdeckte bei dem Anlaß, daß sie einen Blick nach ihr warf, weil der Thee zu spät serviert ward, die Röte ihrer ausgeweinten Augen. Das ist was Schönes! sagte die Gräfin von Tannburg, ein Mädchen von deinem Alter mit roten Augen; es wird aber seine Gründe haben, daß du so heulest — Verzeihen sie meine Gräfin! sagte das Mädchen.

Ich verzeihe allen Menschen, was sie thun, insofern es mich nichts angeht; aber wenn du uns wieder einmal über die Zeit warten läßt, so schick ich dich weg, sagte die Gräfin.

Kun. Ich will sorgfältiger sein.

Gräfin. Das magst du meinetwegen, ich sage dir's nicht zweimal; aber was steckt dir im Kopf, du bist gewiß schwanger?

Kun. Bewahre mich Gott! meine Gräfin.

Gräfin. Mir ist das gleich viel; ich werde wohl wieder Jemand finden, und wenn du bezahlt bist, so ist das Ding eben nicht anders

Kun. Was denken sie auch von mir?

Gräfin. Ich denke von dir, wenn du nichts zu sorgen hättest, so würdest du nicht weinen.

Kun. Meine Mutter ist krank.

Gräfin. Und darum weinst du?

Kun. Ob Gott will, billig —

Gräfin. Alte Leute müssen sterben, und ehe sie sterben, werden sie krank, und man muß Gott danken, wenn arme alte Leute von der Not kommen.

Kun. Das wird sie gewiß thun, aber ich werde weinen.

Gräfin. Das geht mich wieder nichts an, es wird, denk' ich so bei euch der Brauch sein; das, was mich angeht, ist, daß du deinen Dienst recht versehest und dein Lachen und Weinen so einrichten sollst, daß nichts dabei versäumt werde; und was ich dir vor acht Tagen schon sagte, ich will, daß du dich aus deinem Jahrlohn besser kleidest, und da morgen Markt ist und wie du weißt, das Haus voll Volk ist, so könntest du das heute noch in Ordnung bringen.

Wie Sie befehlen, antwortete das Mädchen, ward aber todblaß, wandte sich schnell um und ging aus dem Zimmer. — Starr und unbeweglich stand sie jetzt unter einem Fenster, atmete Luft; und eben kam Rakkolli von ferne gegen das Haus. —

Gott! wie that ich ihm Unrecht, dachte jetzt das arme unterdrückte Mädchen und stotterte diese Worte leise zwischen den bebenden Zähnen heraus. — Jetzt schien er ihr nicht mehr ein Bösewicht, viel weniger ein Verführer. O wie Recht hat er, sagte das elende Mädchen; dieser Frau spare ich Nadeln und sie achtet das Gold ihres Herrn soviel, als eines armen Menschen Seele! Einem Weib, das mir für 25 Gulden Jahrlohn sagen darf, ich solle lachen und weinen, wenn ich nichts versäume, dien' ich so treu! — Schauernd ging jetzt das Leben ihrer Herrschaft und alle Greuel des Hauses im empörten Gehirn des Mädchens in wilden, starken Bildern vorüber. Dann rief sie laut von ihrem Fenster herunter: Gott grüß dich, Rakkolli! Spottest du meiner so von oben herab, antwortete Rakkolli; und Kunigunde: Nein; damit du siehest, daß ich nicht von oben herab spotte, will ich vollends zu dir herunter.

Wie gesagt, so gethan; sie sprang in starken Schritten zu ihm hinab unter die Thür; Gott grüß dich, Kunigunde, aber du hast rote Augen, sagte Rakkolli. — Und ich möchte von Sinnen kommen, so geht's mir, antwortete das Mädchen.

Rak. Das wär mir leid, du Gute, aber darfst du mir sagen, was es ist?

Kun. Du wirst meiner spotten.

Rak. Gewiß nicht, wenn du unglücklich bist.

Kun. Ich bin entsetzlich unglücklich.

Rak. Was ist's denn?

Kun. Der Menschenfresser hat meiner Mutter Geld alles verarrestiert, und jetzt ist sie vor Schrecken krank worden.

Rak. Das ist erbärmlich.

Kun. Ja wohl erbärmlich! Ich diente das ganze Jahr aus und litt mich bis zu Mangel und Spott, damit ich meiner Mutter helfen könne, und nun ist's so.

Rak. Ich verstehe dich, Kunigunde, wie viel willst du von mir?

Kun. Gib mir die Dublonen, die du mir geben wolltest; ich weiß mir nicht zu helfen, ich sollte heut noch Kleider haben, die Gräfin sagte es mir eben wieder.

Rak. Nimm diese zwei, und gebrauche sie wie du willst.

Kun. Ich danke dir, ehrlicher Rakkolli! Und gelt, du zweifelst auch nicht, daß ich sie dir treulich wieder zurückgeben werde?

Rak. Ich zweifle keinen Augenblick.

Kun. Und du verzeihst es mir auch, daß ich so schlimm von dir dachte? Du warst kaum fort, so schien mir alles wieder anders und wie du sagtest.

Rak. Red' doch nicht davon, du bist nur zu treuherzig und gut. Aber sag' mir, was ist deiner Mutter mit dem Geld begegnet?

Kun. Der Bote hat im Wirtshaus vor Freuden erzählt, daß er ihr Geld habe, da hat der Menschenfresser ihre Schuldner aufgeweckt und es verarrestiert, sobald es ankam.

Rak. Das ist ein verdammtes Botenstück. Siehst du jetzt Mädchen, daß treu sein so viel ist, als für sich und andere Verstand brauchen?

Kun. O mein Gott! Ich hab's erfahren!

Rak. Diese Erfahrung wird dir sicher wohl thun.

Kun. Aber daß man doch auch sein muß wie ein Löwe und ein Tiger!

Rak. Was machen? Es ist jetzt so in der Welt.

Kun. Wenigstens in der Stadt.

Rak. Der Menschenfresser ist doch nicht aus der Stadt.

Kun. Herr Jesus!

Rak. Es ist allenthalben gleich, die Raubtiere sind Meister. Ein Mensch ist wider den andern, und wer nicht eben wie ein Löwe und Tiger für sich schaut, den fressen die andern.

Kun. (seufzt.)

Rak. Es geht dir zu Herzen, daß es so ist?

Kun. Ja, wahrlich, es graut mir, wie ein Löwe und ein Tiger unter den Menschen zu leben.

Rak. Wenn man wird, was man sein muß, so wird einem immer wieder wohl.

Kun. Es kann einem Menschen gewiß nicht wohl sein, wenn er so wild wird; der Mensch ist doch kein Löwe und kein Tiger.

Rak. Aber er ist auch kein Schaf und kein Esel.

Kun. Es weiß es einer doch nicht recht.

Rak. Ich muß über dich lachen, du Närrin.

Kun. Und mir klopft das Herz über die böse Welt.

Rak. Darum glaubst du aber auch, alle Menschen hätten eine so furchtsame Schafsart?

Kun. Wie ich?

Rak. Ja eben.

Kun. Ich bin unglücklich.

Rak. Werde mutiger, brauch deinen Verstand, und setz dich nicht hintan, so wirst du glücklicher.

Kun. Der Kampf zwischen Not und Treu wird mich töten.

Rak. Du mußt treu bleiben, aber mit Verstand, und einem jeden vergelten, was es dir thut, und was nichts ist, auch für nichts achten.

Kun. Wohin wird mich das führen?

Rak. Zu deiner Ruh und zu nichts schädlichem.

Kun. Mein Kopf schwindelt, Rakkolli, und ich muß von dir weg, meine Gräfin klingelt. —

So gehe, Kunigunde, sagte Rakkolli, und sie schieden von einander.

Nr. 12. (21. 3.) S. 177—192.

---

*4. Die Frucht der Versuchung.

So schieden sie von einander, Rakkolli vergnügt. Die hätte vorgestern nicht geglaubt, daß sie heute schon da sein werde, wo sie jetzt ist, sagte er mit Lachen zu sich selber, sobald Kunigunde fort war, hüpfte dann pfeifend weiter, und that geübt im täglichen Leichtsinn ruhig und heiter seine Geschäfte. —

Kunigunde hingegen war mit jedem Augenblick in ihrem Herzen beklemmter und in ihrem Kopf verwirrter; ihr Herz stritt mit ihren Meinungen; aber ihre Meinungen überwältigten ihr Gefühl. Empörender Unwillen, nagende Wut und ängstigende Lagen redeten den bösen Meinungen das Wort; in jedem Augenblick schien dem armen Mädchen seine ganze Lage und alles, was ihm begegnete, immer mehr unleidendliches und unerträgliches Unrecht. Es hatte nämlich Gottes vergessen, ohne den der Mensch in seinem Leiden immer verwildert, denn es ist wahr, wenn kein Gott wäre, so wäre das Leben des dienenden Menschen weitaus am meisten unerträgliches und unleidendliches Unrecht, und es ist in der niedern, gedrückten, geplagten, hingeworfenen Tiefe des Menschen keine Treue und keine Tugend möglich ohne warmen lebendigen Glauben an Gott; denn ohne diesen führt Leiden, Verachtung und Unrecht den Menschen gerade zur Rache und Untreue. Das Kind des Himmels, die Tugend, wohnt nur in heitern Herzen; wohnt sie im elenden, so muß dieser durch lebende Gefühle dieses menschenschützenden Glaubens doppelt stark sein. Darum sank Kunigunde so schnell und so tief, als der böse Rakkolli diesen Gesichtspunkt ihres Thun aus ihrem Kopf entrückt. Das Kind, das in seiner Un-

schuld an seinem Gott hing, wie ein frommes Lamm in der Herde an seiner Mutter, ward jetzt von den Meinungen und dem Geld des Verführers zum Löwen und zum Tiger; so wie sich ihr Herz so verhärtete, verlor sich auch ihre Unruhe und die drückende Beklemmung, die sie in ihrem Innern plagte. Sie war nach und nach ruhig, wie der Mensch, der die stille sanfte Rede seines reinen Naturgefühls hintan setzt, ruhig sein und ruhig werden kann. Ihr Herz hatte noch nie ob Hoffartsgelüsten geschlagen, aber jetzt pochte es mächtig ob eitlen Kleidergelüsten; — sie kaufte so lange sie Geld hatte, fast was sie sah, sie erdrückte den Gedanken, noch einmal etwas ihrer Mutter zu senden und brüstete sich sichtbar in ihrem neuen Putz, als sie damit heimkam. Was Rakkolli ihr sagte, ist wahr; der Schwan im Teich zeichnet sich unter dem badenden Gefieder nicht aus, wie Kunigunde unter den dienenden Mädchen, und heute fühlte sie den Unterschied mit einem Stolz, der gestern noch nicht in ihrer Seele war. Sie warf das Bescheidene ihres alten Anzugs mit Hohn auf die Seite, sie künstelte am neuen so vorteilhaft für ihren Wuchs, als sie nur konnte, und es gelang ihr; keine Blume im Triebbeet blüht so schön, als das ländliche Mädchen nun blühte.

Das Tannburgische Haus war heute von oben bis unten mit Landadel voll gestopft, der auf den Markt nach der Stadt kam; junges und altes, Fräulein, schöne und häßliche durcheinander, und so auch Weiber, blessierte Offiziere und starkstämmige Jäger, feine, gepuderte Herrchens, und grobe tölpische Kerls, alles, alles war einstimmig: Bei meiner Seel, und bei Gott, sagte ein jeder in seiner Sprache, man kennt dich nicht mehr, Kunigunde. Die Gräfin selber war wieder mit ihr zufrieden und glaubte nicht mehr, daß sie jetzt schon schwanger, dachte im Gegenteil aber mit Lachen, sie wird's aber sicher bald werden, wenn sie's so anstellt.

In allen Zimmern rief jetzt alles Kunigunde, und Kunigunde sprang von Zimmer zu Zimmer, wo etwas zu thun war und wo nichts zu thun war; sie lachte mit denen, die lachten, sie scherzte mit denen, die scherzten, und bediente die, so bedient sein wollten.

So vergingen drei lustige Markttage und am dritten nahm Kunigunde die silbernen und goldenen Trinkgelder von allen Herren mit beiden Händen und auch in den Busen hinab mit Mut und mit Lachen an, wie eine alte. — Ihr Maul war beschlagen, wie einer Wirtin; Aug und Wange glühten, wie am heißesten Sommertage der müden Schnitterin Aug und Wange glühet; sie hatte nämlich beim ungewohnten Taumel Schlaf und Mattigkeit gewaltsam zu wehren, Wein und Kaffee durcheinander die Menge getrunken; der Markt trug ihr aber auch zehnmal mehr ein, als die zwei vorigen.

Wer immer Geld gehabt hat, begreift nicht, was es auf ein Mädchen, das vorher keines hatte, für einen Eindruck macht, wenn es auf einmal viel bekommt, und ohne ihren Lohn, den sie der Mutter sandte, und das, was sie von Rakkolli entlehnt, hatte Kunigunde noch

nie Geld unter ihren Händen; die Art wie sie es bekommen, vollendete den Eindruck der Verführung Rakkolli's. Sie war nun völlig zum ruhigen Leichtsinn hinunter gestimmt und glaubte jetzt mit eigenen Augen die Wahrheit ihrer neuen Meinungen zu sehen. Nichts schien ihr wahrer, als daß Glück und Unglück nur darauf ruhe, wie man seine Sache anstelle, daß also nur der Thor kein Geld habe und der Gescheidte hingegen immer sicher finde und ebenso, daß auch die Treue nichts sein könne und nichts sei, als was Rakkolli sagte, nämlich Klugheit, für sich und für andere zu sorgen, je nachdem es einer mehr oder minder um uns verdient. Zu thun, was Jedermann thut, zu leben, wie Jedermann lebt, und sich anzumaßen, was einem nützlich, wenn's Niemand anderm schadet, schien ihr jetzt zweideutiges Recht und je mehr sie mit ihren Thalern im Sack tändelte, desto stärker enthüllten sich diese Begriffe in ihrer Seele. Die Gewalt neuer Grundsätze ist niemals gefährlicher, als wenn eben in dem Augenblick, wenn sich unsere Seele zu ihnen hinstimmt, alsobald auch ein Anlaß sie auszuüben mit lockendem Reiz uns auffällt und in diesem wichtigen Zeitpunkt war es, daß Kunigunde gerade am Morgen nach dem letzten Markttag den Ring, den der Junker von Großgwühl verloren, im Auskehricht fand.

Es war sein demantener Brautring, Kunigunde kannte ihn sogleich, aber sie wußte seinen Wert nicht. Ob das Schwein von Großgwühl einen Ring mehr oder einen minder habe, wird wohl gleich viel sein, war der erste Gedanke, der ihr in diesem Augenblick auffiel; — aber ich eine Diebin? antwortete ihr Herz; — was ist's denn? antwortete sie sich selber; ich hab' ihn ja gefunden; wenn er auf den Haufen gekommen, wenn er zwischen eine Klimse gefallen, oder in den Kot getreten worden wäre, so wäre er ja auch hin. Mit dieser Antwort reifte bald der Gedanke, ihn zu behalten, und ward zum Entschluß. — Es war ihr dabei freilich den ganzen Tag, wie es den Leuten ist, wenn sie zu sich selber sagen, es liegt mir ein Stein auf dem Herzen, ich weiß nicht, was mir begegnet, es ahnt mir böses. Sie zerstreute sich aber in Winkeln damit, daß sie ihren Ring und ihre Thaler alle Augenblick zum Sack heraus nahm und mit ihnen tändelte; es war ihr auch allemal eine Weile darauf etwas leichter, dennoch entschloß sie sich, mit Rakkolli zu Rate zu gehn. Sobald sie ihn sah, winkte sie ihm in eine Ecke und sagte ihm: Du! ich habe einen Fund, und muß wissen, was du dazu sagst. Was das? erwiederte Rakkolli. Kunigunde steckt den Ring an ihren Finger, kehrt ihn gegen die Sonne und sagt: Sieh da! — Rakkolli sperrt seine Augen groß auf und sagt: Donner! Das ist nicht wenig. —

Kun. Es will mich selber dünken.

Rak. Wem war er?

Kun. Dem Großgwühler.

Rak. Hat ihm Niemand nachgefragt?

Kun. Nein.

Rak. Sind die Steine echt?
Kun. Was weiß ich?
Rak. Kaum, weil ihm Niemand nachfragt.
Kun. Was weiß die Kuh auf Großgwühl, ob ihr ein Ring mangelt?
Rak. Ei Teufel! Er wäre zu kostbar, wenn er echt wäre.
Kun. Was wäre er dann wert?
Rak. Was weiß ich.
Kun. Könntest du's nicht erfahren?
Rak. Wohl freilich, im Augenblick; ich kenne einen Bettelgoldschmied, der so treu ist, als das, so er schmiedet, falsch. Sie gibt ihm den Ring und er springt schnell zum Goldschmied Mäuseler. —

Ich hab etwas mit ihm zu sprechen, Herr Mäuseler, aber er weiß wohl, für Geld und gute Worte muß er reinen Mund halten, sagt Rakkolli. Er weiß wohl, Herr Racker, daß ich lieber schweige, als arbeite, sagte der Goldschmied.

Rak. Darum komme ich auch zum Herrn, und halte ihm sein Stück Brot ehrlich zu, wie ein Christenmensch dem andern schuldig ist.

Mäuseler. Ich weiß wohl, ich weiß wohl, ich bin auch immer zur Aufwart, und verschwiegen, wie ein armer Mann bei meinem Handwerk sein muß; woraus hätte ich sonst zu leben? Es wird immer mehr alles verstümpelt und die besten Professionen erhalten einem Meister seine Haushaltung nicht mehr, wenn er nicht selber arbeitet oder nebenhin noch etwas verdienen kann.

Rak. Nun dann, Meister Mäuseler, hat er in seinem Leben auch schon so ein Stück in seinen schwarzen Händen gehabt? Er zeigt ihm den Ring. Mäuseler kratzt im Haar, und sagt: Das ist schön, recht schön. —

Rak. Er soll wohl, man schätzt ihn enorm.
Mäus. Viel über tausend Thaler?
Rak. Gar viel. —
Mäus. Wie viel?
Rak. Das Doppelte. —
Mäus. Es ist möglich, daß er's wert ist, der Mittelstein ist sehr groß und vollkommen rein, aber ohne zu demontieren, kann man's doch nicht eigentlich sagen.

Rak. Was ist demontieren?
Mäus. Das ist gar geschwind geschehen, es geht keine zwei Stunden. —

Rak. Aber wie macht man's?
Mäus. Man thut nur die Steine ein wenig von einander, und dann wieder zusammen, es sieht's dem Ring kein Mensch an.

Rak. Nein Meister, Mäuseler! Daraus wird nichts, gar nichts.
Mäus. Ihr könntet ja dabei sein.
Rak. Nein, nein, ich will lieber sonst den Seckel ziehn, als ihn Steine verwechseln lassen, die nicht feil sind. Er gibt ihm ein paar Thaler und sagt dann: Jetzt noch ein Wort Mäuseler! Wenn

dem Ring nachgefragt wird, so muß er schweigen und wenn darauf geboten wird, so wird man ihm zahlen, was das Gebot ist, lieber als den armen Schelm von Juden, der ihn gekauft und bezahlt hat, ins Unglück bringen; sieht er, der Ring hat in vier und zwanzig Stunden schon dreimal Hand gewechselt und es ist möglich, daß der erste Verkäufer ihn gestohlen. Aber nehm' er sich inacht, Mäuseler! Macht er eine Dummheit, so muß er seinen Lohn dafür haben, zähl' er darauf; die so ihn durch mich fragen lassen und ihm die zwei Thaler schenken, können ihm den Lohn geben.

Mäus. Wofür hält er mich? wofür hält er mich? Er hat nicht Ursach zu glauben, daß ich, wo ich bezahlt werde, nicht verschwiegen bleibe.

Rak. Das ist nur zur Vorsicht und die ist zu Zeiten nötig.

Mäus. Ganz wohl, ganz wohl.

Rak. Wir verstehen einander also und er hat gehört, was ich sage.

Mäus. Zu dienen.

Rak. Also glückseligen Morgen, Herr Mäuseler, leb' er wohl.

Mäus. Thu' er ihm auch also, Herr Racker, sag' schuldigen Dank.

Rak. Nichts von dem, nichts von dem, halt er nur reinen Mund.

Mäus. Schon gut, schon gut.

Dem hat das Maul nach dem Demontieren gewässert, sagt Rakkolli, sobald er wieder allein war, und ich weiß wenigstens jetzt so viel, daß der Ring über tausend Thaler wert ist, und das ist zu viel um ihn so geradezu dem wieder zurück zu geben, der ihn so gutmütig von dem Finger fallen ließ; ich dächte fast, ich behielt ihn und ging damit weiter. (Nach einigem Staunen.) Sapperment! es ist Krieg und verflucht gut, in Sicherheit kommen! Doch wäre ein neuer Abschied unter solchen Umständen vielleicht das beste Reisegeld, aber ihn noch vor Sonnenuntergang erhalten, wie das anstellen? (Er staunt wieder einen Augenblick und sagt dann): Wenn ich den Junker in Zorn bringe, so zahlt er mich wohl aus, aber dann krieg ich bis morgen oder übermorgen keinen Abschied, ich muß mit der Frau anbinden, wenn ich geschwind und in der Ordnung fortkommen will. Und hiemit sprang er eilend nach Haus. Im Vorbeigang sagte er Kunigunden: In einer Stunde komm ich wieder und sag dir den Bericht. Er ist doch auch wert, was ich dir schuldig? antwortet Kunigunde. Wenn du willst, ich geb dir das Doppelte zum voraus, sagt Rakkolli.

Und sie — Nimm ihn doch für das, so ich habe, aber wenn es auskommt, so mußt du mir aus der Not helfen und sagen, du habest ihn gefunden.

Ich will dich nicht am Schaden lassen und das gern thun. Aber jetzt muß ich fort, in einer Stund komm ich wieder, antwortete Rakkolli, eilte dann sporenstreichs heim und stieß beim ersten Anlaß im Zimmer seiner Frau mit Absicht ihren Blumentopf um.

Herr Jesus im Himmel! Wie war im Augenblick das ganze Haus in Bewegung, als dieses Unglück geschehen! Die Frau im Haus hub ein Geschrei an, daß alle Dienstboten und der Herr selber hinzu eilte, zu sehen, was doch begegnet. Schaff mir das Tier zum Haus hinaus, zum Haus hinaus und aus der Stube, oder ich gehe. Was ist denn auch begegnet? sagte der Herr von Bibibi. Sehn Sie denn um Gottes Willen nicht, daß meine Hyazinthe gefleckt, und den Bach Wasser auf dem Tisch und auf dem Boden? antwortete die Frau.

Bibibi. Mein Gott! jetzt seh' ich's, mein Schatz und mein Engel, zürne doch nicht, es möchte dir schaden.

Bibibis Frau (wie außer Atem). Man muß um . Leib . und Seel . kommen, . ob . solchem . Menschen . (immer leiser) schaff mir . ihn . fort, . oder . ich treib's nicht mehr . bis morgen . (man meinte, sie wäre in einer Ohnmacht).

Bibibi. Lauf doch geschwind Jemand zum Doktor, ehe es zu spät ist. —

Bib. Frau (verständlich und geschwind). Zum jungen Fix. (Unverständlich und langsam.) Wie weh ist mir! Helft mir ins Bett . und daß . man mich . allein lasse.

Bibibi. Nun so besser's Gott! wenn du allein sein willst.

Bib. Frau (ziemlich verständlich). Ich habe Ruhe nötig, und den Doktor. —

Bibibi ging und fand Rakkolli mit nassen Augen vor seiner Thür stehn. — Verzeihen sie doch, ihr Gnaden, was begegnet, sie hatten Verdruß darob, sagte dieser. —

Bibibi. Es liegt mir an wie mein erstes Hemd, was der Schalk sagt; ich muß mich zwar wie du weißt nach ihr richten, aber wenn der liebe Gott sie mir heut abnimmt, so bist du der Mann, den ich morgen wieder kommen heiße.

Rak. Muß ich fort?

Bib. Da ist bei Gott Gnade, ich wär' meines Lebens nicht sicher. —

Rak. Sie dauern mich; Sie sind ein armer Herr, wenn ich so sagen darf. —

Bib. Du hast mehr als Recht; ich muß dich fortschicken und wollte dich lieber behalten, als Brot fressen.

Rak. Sie machen mir doch einen recht hübschen Abschied.

Bib. Mein Gott! vollkommen wie du willst, gib mir ihn nur an.

Rak. Herr! Darf ichs thun?

Bib. Ja — du darfst es thun; (Er setzt sich zum Pult.) Gib nur an — (er schreibt, und Rakkolli diktiert).

„Ich Endesunterschriebener bezeuge, daß Carolus Aurelian Rakkolli von Irmensee, Herrschaft Blindenstein, vor zwei Jahren mit mehrern hochadeligen Abschieden versehen, zu mir in Dienste getreten, auch seinen Dienst wohl und getreu versehen, daß ich mit ihm immer

alle Zufriedenheit gehabt, und ihm, da er sich von hier weg, sein Glück in der Ferne zu suchen begeben will, hiemit von ganzem Herzen ein vollkommenes Zeugnis seines Wohlverhaltens erteile und ihn allen respektive hohen wohladeligen Herrschaften, denen er dieses vorweisen wird, zu Diensten bestens empfehle. So geschehen in der hochfürstlichen Residenzstadt *** den 18. Hornung 1779.

L. S. Von Bibibi,
Kammerrat.

Bib. Ist es jetzt recht?

Rak. Ich dank' unterthänig.

Bibibi zahlt ihm noch den ganzen Jahrlohn.

Rakkolli dankt eilfertig, empfiehlt sich zu Gnaden, geht und winkt im Gehen dem Kutscher Pechbart. Du alter Jud, du mußt mir meinen Koffer verkaufen; ich kann ihn nicht mitnehmen; ich möchte etwas ins Ferne, weil ich doch fort muß.

Pechbart. Das will ich wohl, wenn du ihn mir vertraust.

Rak. Du mußt mir 5 Dublonen auf Abschlag vorschießen.

Pechbart. Wenn er's wert ist, so kann es wohl sein. —

Rak. Komm und sieh. Sie gehn in sein Zimmer, machen den Markt, dann eilt Rakkolli weiter und geht noch bei Kunigunde vorbei. Du, dein Ring ist 50 Gulden wert, sagte er zu ihr, da hast du den Rest, aber ich muß in aller Eil fort, ich habe heut Abschied erhalten, und es wartet ein Kutscher auf mich. — Wenn ich ein paar Tage fort bin, so kannst du meinethalben sagen, ich hätte den Ring gefunden; du bist dann außer aller Verantwortung. Kunigunde wollte antworten, aber Rakkolli war ihr wie ein Blitz aus den Augen.

Nr. 14. (28. 3.) S. 193—208.

---

* 5. Ein trauriges Ende.

„Sicher ist er um des Rings willen fort" war der erste Gedanke des unglücklichen Mädchens, als Rakkolli sich so eilfertig entfernte. Es stand eine Weile mit seinem Geld in der Hand da wie erstarrt und zitterte am ganzen Leibe, als es dasselbe in die Tasche that. Tausend beunruhigende Vorstellungen folgten auf den stummen Augenblick des ersten Staunens. „Der Ring muß gar viel mehr wert sein, als er gesagt, sonst wäre er nicht fort; aber jetzt was bin ich? Ich gab ihn ihm, er mag wert sein, was er will, so bin ich bezahlt. So ein Verführer lebt zwischen Himmel und Erde nicht mehr. Ich nehme nicht Großes, und du mußt treu sein und nichts thun, das irgend Jemand schadet, sagte er noch gestern, und heut thut er das und stürzt mich ins Elend. Jetzt versteh ich, wie er's meint; der Mensch muß sein wie ein Löwe und ein Tiger, er weiß, daß ich verloren bin und nicht leugnen kann, wenn ihm nachgefragt wird." So redete Kunigunde mit sich selber; die drei lustigen Markttage erregten

ein schauerndes Beben im guten, verführten Mädchen. „Ich habe alles verdient, was mir begegnen wird, so hab ich mich aufgeführt.“ — Thränen flossen von seinen Wangen; tief gebeugt und das äußerste fürchtend, ging es zitternd und bebend an seine Geschäfte.

Der auf dem Großgwühl wußte lange nicht, daß er etwas verloren. Drei Tage nach seiner Zurückkunft vom Markt fand sein Bedienter, daß ein Glied an seiner Uhrkette mangelte und zeigte es dem Junker; Ihr Gnaden that sein Maul breit auf, legte die Zunge gar sichtbar zwischen die Zähne und machte recht große Augen, denn er gedachte, daß er vor acht Tagen sicher und gewiß seinen Brautring hier angehängt, und daß also der Ring sammt dem Stück Kette zugleich fort sein müsse. Verfluchteres hätte mir nicht begegnen können, sagte er zu sich selber und zum Knecht: Wo ist die Haushälterin? Sie soll im Augenblick kommen.

Was befehlen Euer Gnaden? sagte Anna Theodose, die im Augenblick da war; und der Junker: Da siehest du, kleiner Ketzer! wie es glückt, wenn man eine Braut nimmt, die man lieber anspeien wollte.

Theodose. Was ist begegnet, Ihr Gnaden?

Junker. Donner! Ich habe ihren Ring verloren.

Th. Sie hätten leicht etwas Gescheideres thun können.

J. Bei Gott! Ich hätte die Braut selber damit verlieren sollen, aber das Stück allein, das ist verflucht!

Th. Aber mit Erlaubnis, Ihr Gnaden, auch ein vernünftiges Wort: Man muß ihn suchen zurück zu bekommen, wo möglich —

J. Wer Teufel wird das können?

Th. Man muß sehen, seit wann ist er weg?

J. Was weiß ich? — Ich nahm ihn vor acht Tagen auf den Markt und heut fehlt er mir.

Th. Und in dieser ganzen Zeit haben Sie nicht bemerkt, daß er fehlt, bis heute?

J. Nein bei Gott!

Th. Das ist ein schlimmer Handel; doch muß man nachforschen.

J. Aber bei Gott still, daß die Alte nichts merke.

Th. Das versteht sich; — aber wo glauben Sie auch, daß er etwa verloren worden?

J. Das weiß der Teufel — ich bin diese Woche zweimal geritten wie ein Heide; auf dem Markt war ich vom Morgen bis Abends meist blind sternvoll; man muß in allen Ställen nachsehen.

Th. Und auch in der Saumagd ihrer Kammer.

J. Beim Wetter! auch da.

Th. Wenn Sie nur auch wüßten, ob Sie ihn heim gebracht hätten.

J. Ich weiß mein Seel nicht.

Th. Als Sie heim kamen, wußten Ihr Gnaden auch nicht, wo Ihnen der Kopf stand; es ist kein Wunder, daß Sie nicht wissen, wo der Ring ist.

J. Was ist jetzt das?

Th. Sagten sie nicht, sie hieß Kunigunde, die so ihnen den Kopf so zurecht legte?

J. Warum redest du jetzt von ihr?

Th. Weil ihnen mit Uhren, Ringen, Tabatieren, auf diese Art schon allerhand begegnet.

J. Ich glaub das nicht.

Th. Ich glaub's eigentlich auch nicht, doch ist's, wie es mag. Wen man nicht kennt, dem muß man nicht trauen. Wir wollen aber im Stall und allenthalben eilends sehen. —

J. Thut's aber im stillen, ich wollte bei Gott für sieben Ringe nicht, daß mir die Teufelei auskäme.

Th. Aber Sie schreiben dem Tannburg doch auch, daß man auch da ein wenig nachspüre? —

J. Soll ich?

Th. Ich denk's

J. Laß einmal du hier eilend nachsuchen.

Als Theodose fortging, sagte sie zu sich selber: Er hat's doch in Kopf gefaßt, wenn er schon sagt: Ich glaub's nicht; der Glaube wird ihm schon kommen, wenn er wieder daran sinnet, und sinnen muß er daran, wenn er dem Tannburger schreibt. Sie freute sich von Herzen, Kunigunde einen Streich gespielt zu haben, obgleich ihr im Ernste kein Sinn daran kam, daß sie eine Diebin sei. —

Ich muß glauben, sie hat Recht, sagte der Großgwühler, sobald Theodose fort war. — Das Mensch ist so plötzlich überall verändert und dazu braucht's Geld, und bei den Tannburger Stadt-Bettlern ist's nicht möglich, daß so eine bekomme, was sie gern hätte. Ich will bei Gott dem Kammerrat schreiben, und das deutsch. — Wenn er kein Hund ist, so hilft er mir wieder zum Ring, — aber der Teufel, ich könnte mich auch irren, ich muß es so machen, daß es auf beiden Seiten, wenn es ist, und wenn es nicht ist, gehen mag; — aber doch will ich keck sein, daß das Lumpenvolk sehe, daß ich mich nicht frontieren lasse, wie die Stadt-Bougers meinen, daß sie unser einen immer dürfen. — Er setzt sich ans Pult, schreibt, zerreißt dreimal den Brief; den vierten läßt er gelten, er lautet also:

Herr Nachbar!

Es ist mir in deinem Haus ein verdammter Teufelsstreich begegnet; ich möchte alle Wetter fluchen; daß es noch mein Brautring ist, und der Hund hat über zweitausend Thaler gekostet, jetzt ist er beim Hagel verloren — was jetzt machen? Herr Nachbar! Wenn er nicht wieder zu finden, so müßt ihr beim Donner schweigen, denn ich will nicht noch den Spott zum Schaden haben; lieber einen neuen machen lassen, und damit's leichter zugehe, die größern Steine falsch, — es kräht kein Hahn danach, — aber wenn es der Teufel möglich wäre heraus zu bringen, wo er steckte, so wäre es wohl der Wert,

wenn es auch ein halb Dutzend Kanaillen an den Galgen bringen würde. —

Ich kann mich nicht enthalten, zu denken, so etwas sei möglich, — ich habe mit deiner erzschönen Blitzdirn gar viel genarret — und so auf dem Schoß — ist es, wenn man einen Rausch hat, gar leicht, so einen Ring zu kapern, — daß mir einmal das so ziemlich im Kopf steckt — es ist mir schon gar zu viel, das dem gleich sieht, begegnet; die Uhr habe ich darum auf eine ganz künstliche Art in der Tasche angeheftet, damit sie bei solchen Anlässen sicher sei; also bitte, nach deiner anwohnenden Klugheit, das Mensch ein wenig zu handhaben, wenn du darfst — denn ich will bei diesem Anlaß nicht hoffen, daß du sie fürchten müssest; es wäre mir bei Gott! für meinen Ring leid — aber im Ernst, Herr Nachbar! ich gab ihr doch einen Dukaten Trinkgeld, und so eine Hexe sollte sich mit so viel für ein paar Neckereien begnügen; und ein Ring von zweitausend Thalern ist kein Spaß; doch man muß sich für nichts verschwören, ich kann ihn beim Aufsteigen aufs Roß ebenso leicht abgerissen haben, und der Teufel ich weiß nicht, was ich raten soll. — Treibt es nicht zu weit, und fragt nicht in meinem Namen, sondern nur sonst einem Ring nach, damit ich einmal mit Ehren aus dem Spiel komme, denn meine Ehre ist mir lieb, bei Gott! Mach mir keinen Teufelsstreich, daß es etwa unter die Leute komme, und mir nichts hilft, sonst dank ich dir mit dem Teufel. Wenn dir die gleiche Teufelei bei mir begegnet, so anerbiete ich meine Gegendienste, und du kannst beim Hagel glauben, daß ich dir treu wäre, und sollst Mutter oder Bruder antreffen, ich bin dem Stehlen bei Gott feind, auch wenn es mich selber nicht antrifft.

Dein

Von Großgwühl auf Großgwühl.

Sobald der Brief fertig war, schickte ihn der Junker mit seinem besten Läufer expreß ab. Kunigunde hatte in diesen zwei Tagen in steter Angst und Sorge gelebt und war eben im Zimmer der Frau, als der Bediente des Junkers in den Hof hinein sprengte. Das Mädchen war todblaß, es erkannte den Reitknecht und sagte mit bebendem Mund: Es ist jemand von Großgwühl, zur Frau; ging eilend in sein Zimmer und sank vor Schrecken auf sein Bett in Ohnmacht.

Ich weiß in der Welt Niemand, dem ich so einen Streich eher gönnte, als dieser Erb- und Erz-Sau, sagte Tannburg, als er des Großgwühlers Brief gelesen. — Was ist ihm begegnet? fragte die Gräfin, und der Graf: Er hat seinen Brautring verloren, der Ochs.

Gräfin. Was geht das uns an?

Graf. Er traut, er sei in unserm Haus bestohlen.

Gräfin. So?

Graf. Lies da, wenn du Lust hast, den Saububen-Brief. —

Die Gräfin nimmt den Brief, liest, staunt eine Weile und sagt dann: Du, ich denke bei Gott, er hat Recht —

Graf. Mit Kunigunde?

Gräfin. Ja, mit Kunigunde.

Graf. Aber worauf gründet sich deine Vermutung?

Gräfin. Auf meine Augen.

Graf. Was hast du denn gesehen?

Gräfin. Sie ist blaß geworden wie der Tod, da sie den Kerl im Hof erblickt.

Graf. Sie würde mich dauern.

Gräfin. Du kannst's ihr ja übersehen, wenn sie dich so gar dauert.

Graf. Ich kann fast nicht glauben, daß es wahr ist.

Gräfin. Es scheint, der Großgwühler vermute auch, du werdest es nicht glauben.

Graf. So? —

Gräfin. Hast du es nicht gelesen?

Graf. Wart, ich will dir zeigen, wen ich fürchten muß. — (Er zieht die Glocke.)

Gräfin. Immer so unvorsichtig, sag doch noch nichts.

Ein Bedienter. Was befehlen Ihr Gnaden?

Graf. Nichts — (der Bediente geht ab.) Du mußt nicht glauben, daß ich Jemand im Haus fürchte.

Gräfin. Ich scherzte ja nur und glaube nichts weniger, aber du mußt dem Buben antworten, wie er's verdient, ehe du ein Wort mit deinen Leuten verlierst.

Graf. Was meinst du, daß ich antworten soll?

Gräfin. Schreib ihm, du habest endlich und endlich aus seinem Schreiben bemerkt und verstanden, daß er einen Ring verloren und selbigen gern wieder hätte, aber sich doch nicht getraue, recht hinter die Leute her, die er im Ziel hätte, wie er wohl gern möchte, wenn keine Gefahr dabei wäre; sag' ihm, du wollest das Deine freilich thun und ihm in diesem Notfall in aller Stille so viel als möglich helfen, aber er soll eben so sorgfältig auf Großgwühl nachsuchen, denn es sei ebensowohl möglich, daß er seiner Anna Theodore auf dem Schoß gesessen, da er ihm abgerissen worden, als unsrer Kunigunde. — Uebrigens wäre es besser, ein Herr von so viel Erfahrung würde seinen Brautring ein andermal am Finger, und nicht an der Uhrkette mit sich herum führen, wenn er auf die Märkte reite. —

Sag ihm derlei Zeug die Menge, denn es ist ein verdammt unverschämtes Stück, sein Brief. Das will ich, sagte der Graf, ging, schrieb den Augenblick und spedierte den Boten zurück. —

Der Ring muß mir heraus, steck er, wo er wolle, und ich will dem Nachbar schon für drei neue Steine sorgen, da doch kein Hahn danach kräht, ob sie falsch oder gut, sagte die ärmere Tannburgerin, sobald sie allein war; doch entschloß sie sich mit Nachfragen so lange zu warten, bis der Bote fort wäre. Sobald dieser fort war, rief die Gräfin der Kunigunde. Es antwortete Niemand, und die Dame glaubte sich nun um ihre drei Steine betrogen. Sapperment, sagt sie

zu sich selber, daß ich auch so ein Ochs sein und sie einen Augenblick aus den Augen lassen konnte in diesen Umständen. Man lärmte und suchte in allen Winkeln und Ecken, und endlich fand man sie auf ihrem Bett. Sie war schon zum dritten Male ohnmächtig. Nun hatte die Gräfin wieder alle Hoffnung, ihr Gelüst mit den drei Steinen büßen zu können und sie lächelte wahrlich hinter den Stockzähnen neben der ohnmächtigen Tröpfin, ging dann wieder zum Grafen, erzählte ihm alles und fragte: Glaubst du noch immer, daß ich mich irre? Ich muß wohl glauben, daß du Recht hast, antwortete der Graf.

Gräfin. Aber wie es anstellen?

Graf. Was weiß ich?

Gräfin. Ich will nichts übereilen, aber heraus muß der Ring; wenn sie ihn gutwillig gibt, so will ich sie schonen.

Graf. Wenn sie ihn hat, so verdient sie keiner Schonung.

Wenn nur der Ring wieder da, antwortete die Gräfin — und eben kommt Bericht, Kunigunde sei wieder zu sich selber gekommen.

Das Herz schlug der Gräfin vor Sehnsucht; sie eilte schnell in Kunigundens Zimmer, befahl den Dienstboten sich zu entfernen, und sagte mit roher Stimme dem armen Mädchen: Du bist eine Diebin.

Kunigunde raffte sich von ihrem Bett auf, fiel der Gräfin zu Füßen und bat um Gottes willen um Gnade.

Gräfin. Diebin! — Im Augenblick den Ring!

Kun. Ich hab ihn nicht mehr.

Gräfin. Wo ist er denn, wer hat ihn?

Kun. Rakkolli hat ihn.

Gräfin. Aber wo ist Rakkolli?

Kun. O Gott! — Er ist fort —

Gräfin. Ich will dich schonen, wenn du redest; aber schaffst du den Ring nicht wieder, so bist du verloren.

Kun. Und wenn ihr mich tötet —

Kein Wort weiter! — Wenn du in einer Viertelstunde nicht redest, so ist keine Gnade für dich, und du bekennst dann sicher noch heute unter andern Händen, sagte die Gräfin, stand wie wütend von ihrem Stuhl auf, und nach einer Viertelstunde war Kunigunde in der Hand der Gerechtigkeit, wohin ich ihr nicht folge.

Nr. 14. (4. 4.) S. 209—224.

---

* XI. Ueber epidemische Krankheiten.

Der Mensch erscheint fast immer im Widerspruch mit sich selber; er wagt sich ins Feuer und ins Wasser für seinen Nebenmenschen, wenn er ihn in augenscheinlicher Lebensgefahr sieht; indessen sterben bei epidemischen Krankheiten in den Dörfern hundertmal eine Menge Menschen, die gerettet werden konnten, ohne daß ihre Vernachlässigung

einen merklichen Eindruck ins Volk macht. Der Anblick der Not erhebt das Menschenherz, aber wo es nicht stürmt und nicht brennt, da marktet er mit sich selber und mit seiner Menschlichkeit, bis er wieder erkaltet, und thut dann gemeiniglich — nichts. — So werden die Bedürfnisse des Volks im großen vernachlässigt, indessen, daß die Menschheit dennoch immer in einzelnen Auftritten in einem ganz andern Licht erscheint, als sie im allgemeinen handelt.

Es wäre unzweideutig einer der ersten Gesichtspunkte einer weisen Staatsgesetzgebung, das Volk dahin empor zu heben, daß es bei epidemischen Krankheiten mit gesundem Menschenverstand und mit reinem Menschenherzen an sich selbst und an seinem Nächsten handelte; aber wir sind in diesem wichtigen Stück noch unaussprechlich weit zurück. Die Volkssitten und die Volksvorurteile, die in diesem Fall über sein Unglück entscheiden, sind noch zu tief eingewurzelt und mit zu vielem noch unerkanntem Bösen verwoben, als daß im Fall selber die Bemühungen der Aerzte, der Philosophen und Fürsten von allgemeinem Erfolg sein könnten. So lange das Volk in Beziehung der Grundbegriffe seines Wohlstandes gar weit zurück ist und über die Natur seiner ersten Bedürfnisse gar unrichtig und verwirrt denkt, so lange werden auch seine körperlichen Gebrechen im großen so unheilbar bleiben, als seine sittlichen. Alles hängt zusammen, und die Grundlagen der echten Hilfsmittel gegen hinraffende Epidemieen müssen wahrlich in der Kinderstube und in der Methode des Schulunterrichts vorbereitet werden, wenn sie im Fall allgemein wirksam sein sollen; und ein Volk muß im ganzen und in gesunden Tagen wohl versorgt sein, um fähig zu werden, bei epidemischen Zufällen sich schützen und heilen zu lassen.

Wo es im ganzen und in gesunden Tagen nicht wohl versorgt ist, da verliert es allenthalben den reinen Sinn für die Befriedigung der vorzüglichsten Bedürfnisse seiner Natur, für die Schonung seiner Kräfte und für diejenige Sorgfalt in seinen Lebensgenießungen, welche die Quelle des echten Gesundheitszustandes eines Volkes und die Grundlage der Wiederherstellung des zerrütteten Körpers ist.

Wenn der Mensch dumm, elend, gedankenlos, abergläubisch, ungeduldig und unreinlich, so ist es natürlich, daß er dieses alles am vorzüglichsten ist, wenn er krank wird, und daß dann auch die Folgen dieses seines Zustandes in epidemischen Zufällen sich am allgemeinsten und sichtbarsten zeigen; eben so natürlich aber ist's dann auch, daß man die vorzüglichsten Ursachen des allgemeinen Hinsterbens der Menschen auf dem Lande beim Ausbruch fast einer jeden epidemischen Krankheit in diesen Umständen zu suchen hat; und dann folgt ferner daraus:

1. daß der Arzt, der Fürst und der Philosoph, der bei entstehenden epidemischen Zufällen dem Landvolk an die Hand gehen will, wo nicht die Natur, doch gewiß die Form seiner Hilfsmittel von dem Zustand des Volkes und des Dorfes, in welchem die Seuche ausbricht, abstrahieren müssen;

2. daß diese Hilfe im Fall, immer im allgemeinen in dem Grade beschränkt und unwirksam sein werde, als der häusliche und sittliche Zustand des Ortes, in welchem die Seuche ausbricht, elend und schlecht ist;

3. daß diese Hilfe im Fall in eben dem Grade leicht und fruchtbar sein werde, in welchem ein solcher Ort glücklich, verständig und in der Ordnung ist.

Ich will das Wesentlichste dieser Grundsätze noch einen Augenblick verfolgen. Die Charlatanerie unwissender Aerzte und die Unberatenheit des Volkes über die Gegenstände seiner Gesundheit sind die zwei unmittelbaren Ursachen, durch welche die Epidemieen auf dem Lande fast immer so gefährlich werden. Ich will mich in den Betrachtungen über meinen Gegenstand von diesem doppelten Gesichtspunkt fortleiten lassen.

Charlatanerie der Aerzte! Schrecklicher Name! Er maskiert den Spieltisch, zu dem das arme Volk in seiner Not hinläuft, um für sein Leben — zu würfeln. Aber warum glaubt das Volk der Charlatanerie des Arztes so leicht und so gern? Laßt uns die Wahrheiten, die das Menschengeschlecht am vorzüglichsten interessieren, uns selber doch nicht mutwillig verhehlen.

Es ist auf allen Seiten Charlatanerie im Geist der allgemeinen Volksbildung, darum ist es auch allgemein davon das Opfer. Die Geldbedürfnisse, welche die Charlatanerien der Advokaten, der Sigristen, der Notarien und noch mehrerer Leute trotz aller europäischen Erleuchtung auf dem Thron erhalten, fordern, daß das Volk dumm bleibe und sich im ganzen von dem Charlatan und nicht von der Wahrheit und Weisheit leiten lasse, und machen also im Falle der Epidemien den Glauben des Volkes an den Arzt, der Charlatan ist, zur sittlichen Notwendigkeit seiner Lage; denn das Volk wird in einem besondern Fall nie anders handeln, als es allgemein gestimmt ist, und so lang es nicht thunlich, die Charlatans aus Kirchen und Schulen, aus Gerichtsstuben und Audienzzimmern zu verbannen, so lang kann man auch dem armen Arzt sein Stück Brot, das er auf dieser Bahn verdient, nicht rauben, sondern muß ihn sein Handwerk im allgemeinen Ton seiner Zeitgenossen führen lassen. Vergeblich sagst du, die andern nehmen dir nur Geld, und dieser bringt dich ums Leben, Nachbar! Wenn du ein Narr bist oder ein Halbnarr, so bist du es nicht minder gegen den, der dich ums Leben bringt, als gegen den, der blos nach deinem Geldseckel greift. Und nun, weil es so ist und so lang es so ist, muß der Menschenfreund, der dem Volk in seiner Not auf irgend eine Art an die Hand gehen will, notwendig Charlatan werden, oder wenn es nicht ist, wenigstens zu sein affektieren, sonst meint das Volk, er wisse nichts und traut ihm nicht.

Der Arzt, der natürlich redet und dem Speckfresser ganz einfach und ohne Zusatz Fastenspeisen und Kraut, dem Weinsaufer Gerstenbrühe und Hafergrütze und der Kaffeeschwester ein gutes altes Glas Wein zur Kur anrät, kann bei der Anhänglichkeit des Volkes an allen

unverständlichen Wirrwarr, durch den es geleitet wird, unmöglich Kredit erhalten, so wenig als ein Pfarrer, der mit seinem Kind auf dem Arm oder seiner Tabakpfeife im Maul seinen Pfarrangehörigen bei ihrer Arbeit auf dem Feld die Tücke des menschlichen Herzens, z. B. aus der Art und Manier, wie sie eben mit ihrem Vieh umgingen, erklären würde. Der Bauer weiß mitten in seiner Unwissenheit so viel dummes Zeug und hängt so sehr und so allgemein an altem verdorbenem Gelehrsamkeits-Auswurf, daß er in allen Sachen, die nicht sein täglicher Brauch sind, fast keinen Sinn mehr für anspruchlose Einfalt und gemeinen Menschenverstand zeigt. Gewöhnt, alles, was ihm wichtig scheint, krumm und verworren behandelt oder unnatürlich von oben herab aus den Wolken und von unten herauf aus den Gräbern erklärt zu sehen, glaubt das arme Volk an den, der es krumm und verworren berichtet und ihm aus den Wolken herab oder aus den Gräbern herauf Wegweisung bringt. Es ist in jedem Fach des menschlichen Wissens wahr, wenn der Mensch nicht einfach denkt, so kann man ihn nicht einfach führen; so lang er keinen Begriff davon hat, daß Weib und Kind küssen und herzen zum ewigen Leben mitwirken kann, so darf es ihm sein Pfarrer auch nicht so dürr und geradehin sagen, sondern muß ihn aus höheren Beweggründen dahin leiten, daß er's doch thut. Mit allem dem aber sage ich nicht, daß es gut sei, daß der Bauer so ist, noch viel weniger, daß er in alle Ewigkeit bleiben soll, was er jetzt ist; alles, was ich sage, ist dieses: Wenn er im allgemeinen ein allem Elend, allen Vorurteilen und Charlatanerieen aufgeopferter Tropf ist, so kann es nicht anders sein, als daß er sich am Tage der epidemischen Seuche auch als ein solcher zeigen müsse, und so lang er im allgemeinen ein Maulaff bleibt, muß sein Arzt welsch und griechisch mit ihm reden, wenn er ihn nur auch dahin bringen will, seine Hände zu waschen und sein Maul auszuspülen.

Die Mittel und Wege zu machen, daß der Arzt mit dem Bauer deutsch und den geraden Weg reden könne, setzen voraus, daß der Bauer im ganzen zu einer einfachen Aufmerksamkeit auf sich selber, auf seinen Nebenmenschen und auf die ihn umgebende Natur gebildet und in Beziehung seiner Rechte und Lebensgenießungen in einen solchen Zustand versetzt werde, darin er dieser Emporhebung fähig. Was die natürlichen Ursachen der gewöhnlichen Volkskrankheiten sind; was die gewöhnlichen Kennzeichen des Anfangs, des Fort- und Ausgangs derselben seien; ferner was die Lebensordnung für einen Einfluß auf den gesunden und kranken Menschenkörper habe, und auch besonders, wie die Natur gegen alle Krankheiten selbst wirke und vom Arzt fast immer nur wie knechtsweise bedient sein müsse, am allermeisten, daß Langsamkeit und reif werden lassen, ehe man heilt, der Naturweg ist, durch den der Mensch ganz wieder gesund werden kann; da hingegen voreilen in der Heilungsart gemeiniglich nicht aus dem Grund hilft und in hundert Fällen den Menschen frühzeitig ins Grab bringt; und endlich, daß ohne Abwartung der Wiedergenesung die zweite Krankheit

gewiß kommt und nicht selten die weit gefährlichere ist: das sind alles Sachen, die dem Bauer in der Jugend mit der ganzen Einfachheit des gemeinen Menschentons in den Kopf hinein gebracht werden sollten.

Aber ich wiederhole, man kann den Menschen in seinen ersten Angelegenheiten nicht blos auf einer Seite erleuchten, er muß über diese Gegenstände allgemein klar denken, oder er wird allgemein darüber dumm bleiben. Wo allgemeiner Wahrheitssinn mangelt, da wird der Vorschritt der Erkenntnisse in einem einzelnen Fach durch den allgemeinen Nebel so umhüllt, daß er ohne Wirkung bleibt, und im vorliegenden Fall würde die medizinische Erleuchtung den Bauer nur aus der Hand des altmodischen Charlatans in die Hand des neumodischen überliefern.

Doch ich schreite weiter, um die Unberatenheit des Volkes über die Gegenstände seiner Gesundheit, als die zweite Immediatursache des allgemeinen Hinsterbens des Landvolkes bei ausbrechenden epidemischen Zufällen ins Auge zu fassen. Der Einfluß der Charlatanerie setzt diese Unberatenheit des Volkes voraus, und dieser Gegenstand ist mit dem ersten ganz verwebt und darum in der Behandlung des ersten zumteil schon ins Licht gesetzt worden, doch will ich mich noch einen Augenblick bei ihm verweilen. Die Unberatenheit des Volkes bei epidemischen Zufällen ist gar vielseitig und hat gar verschiedene ungleiche, aber leider allgemein zusammen wirkende Quellen. Das Zutrauen auf unwissende Aerzte ist unzweideutig im Fall die allergefährlichste Seite dieser Unberatenheit; ich füge dem, was ich hierüber schon gesagt, noch dieses bei: Eine Hauptursache der Blindheit im Zutrauen des Volkes an renommierte unwissende Empiriker ist gar oft diese, daß solche Menschenmörder entfernt von den Orten, woher der Bauer ihnen zuläuft und wo man das größte Zutrauen auf sie hat, wohnt; der arme betrogene Tropf, der in seiner Not so aus der Ferne zu ihm herkommt, sieht die Kranken und Sterbenden, die im Dorf, wo der berühmte Mann wohnt, selber ohne Hilfe und Rettung und gar oft sogar ohne Zutrauen auf ihn leiden, nicht, er sieht nur das von allen Seiten aus der Ferne zulaufende Volk und den Wirt, der das Lob des Mannes, der ihm Gäste bringt, natürlich ausposaunt. Dieser Umstand hat bei mir den Gedanken veranlaßt, es wäre zu wünschen, daß ein Gesetzgeber gegen alle vom Staate nicht avonierte Aerzte und besonders gegen solche, die ohne reales Verdienst durch Blendwerke sich im Dunkeln einen Weg zu großem Ruf erworben, die Verfügung treffen möchte, daß alle Dorfvorgesetzten, soweit der Ruf eines solchen Mannes sich ausbreiten möchte, bei ihren Eiden verbunden sein sollten, alle unter den Händen solcher Leute sterbenden Personen zu verzeichnen und ungesäumt im Oberamt anzuzeigen, damit sie alle auf obrigkeitlichen Befehl (als unter den Händen dieser Leute Verstorbene) von allen benachbarten Kanzeln verkündet werden könnten. Zum Gegensatz des Verdrusses, den ihnen eine solche Verordnung machen möchte, würde ich dann hingegen ihnen auch erlauben, alle von ihnen an Personen,

die von avonierten Aerzten verlassen und verloren geschätzt worden, glücklich gemachten Kuren auch öffentlich publizieren zu dürfen, wenn sie selbige authentisch beweisen könnten.

Die Unberatenheit des Volkes in epidemischen Zufällen rührt ferner von der Rohheit der Sitten her, welche beim armen überladenen ausgemergelten Volk gemein ist. Der Bauer, der ohne viehmäßige Arbeit nicht bestehen kann, wird unbarmherzig, wartet sich selber nicht ab, bis es zu spät ist, viel weniger seine Hausgenossen, und achtet ein sterbendes Kalb ohne alle Vergleichung mehr, als ein sterbendes Kind. Der Fall ist für die Epidemieen fast völlig gleich, wo die Sitten dem Volk viele Bedürfnisse angewöhnt haben und wenig Mittel zu ihrer Befriedigung da sind, ebenso da, wo die Bevölkerung ausgedehnt groß und keine verhältnismäßige Ausdehnung der Nahrungsquellen damit verknüpft ist, — item, wo das Volk durch Fressen und Saufen zur allgemeinen Niederträchtigkeit herabgewürdigt worden: an allen diesen Orten wird beim Ausbruch epidemischer Krankheiten das Hinsterben der Menschen notwendig fast allgemein. Ueberhaupt ist es Mangel von gesunden Begriffen über die Folgen, welche ein weises, ruhiges, mäßiges Leben, Schonung seiner Kräfte, Reinlichkeit und Ordnung auf die Gesundheit des Menschen haben, und endlich an sanfter, teilnehmender Menschenliebe und Aufmerksamkeit, was die epidemischen Krankheiten auf dem Lande so allgemein gefährlich macht.

Aus allem diesem erhellt, daß der Gesetzgeber die Quellen des mörderischen Hinsterbens bei epidemischen Zufällen oft in sehr entfernten Umständen suchen und ihnen durch sehr entfernte Mittel vorbeugen muß. Ein Dorfhummel, der seine Nachbarn aussaugt und Elend und wilde Roheit in seinem Dorf verbreitet, kann durch sein Thun die Gefahr einer Epidemie, die zehn Jahr nach seinem Tod in seinem Dorf ausbricht, entscheidend vorbereitet und bestimmt haben. Und ein sanfter menschlicher Priester kann ebenso durch sein bildendes Beispiel und Lehren das Volk zu einer ruhigen, stillen, genußvollen, häuslichen Weisheit empor gehoben und gestimmt haben, welche im Fall der Seuche über die Wirkung der Hilfsmittel dagegen allgemein entscheidet. Und ebenso kann Aufmerksamkeit auf gesunde Luft und Reinlichkeit in den Schulstuben Kinder vor Sitten bewahren, die bei ausbrechenden Seuchen gegen alle Heilungsmittel entscheidend wirken.

So allgemein hängt alles Gute und Böse zusammen, und so unumgänglich setzt es einen Grad von Wohlstand und Menschlichkeitsgenuß voraus, wenn das Volk nicht in jedem Fall allgemein das Opfer der ersten Ansteckung von jeder Art werden soll. Principiis obsta.

Nr. 15. (11. 4.) S. 225–240.

---

* XII. Lord North.

Dieses Stück hat nur die Bemerkung an der Spitze: „Von einer unbekannten Hand an den Herausgeber dieser Blätter eingesandt.“ Diese Be-

merkung ist jedenfalls nichts weiter, als eine poetische Lizenz; der Aufsatz ist gewiß von Pestalozzi selbst verfaßt. Pestalozzi liebt es, seine Gedanken einem Andern in den Mund zu legen (z. B. läßt er in Lienhard und Gertrud einen Alten erzählen, was er freilich nicht konsequent durchführen kann; auf diese Lieblingsmanier sind auch seine Dialoge zurückzuführen.) Er verrät sich fast auch, wenn er sagt: Ich bin ein armer Schweizer. Was aber die Hauptsache ist: Der innere Gehalt ist echt pestalozzisch; er stellt darin den Satz auf, daß die Regierung nicht nach ihrem Belieben schalten und walten dürfe, sondern ihre Maßnahmen (Mesüren sagt P.) nach des Volkes Verhältnissen abmessen und auf des Volkes Wohl beziehen müssen; wo sie das nicht thut, da richtet sie sich selbst zugrunde. Ein Beweis dafür ist ihm der Sturz des Ministeriums North in England, während er Pitt als das Muster einer weisen, volksbeglückenden Regierung hinstellt. Die Darstellung ist nicht historisch treu; das englische Parlament trug ja die Hauptschuld der Verwickelungen mit den amerikanischen Kolonien; aber auf diese Treue macht Pestalozzi jedenfalls auch keinen Anspruch, ihm sind North und Pitt nur Personifikationen von Ideen. Er deutet dies auch selbst in der 1. Anmerkung an: die Grundsätze des Blattes nennt er hier übertrieben angewendet auf Personen. Es spricht sich in diesem Aufsatze derselbe Eifer gegen schlechte Regierungen aus, wie in allen früheren. Sodann ist aber auch die Form ganz pestalozzisch; die scharfe Auffassung und der herbe Ton, der in sarkastische Satire fällt, so wenn er das Glück des Privatlebens, in das North zurücktritt, als ein lange von ihm mißkanntes und gewaltsam abgelehntes bezeichnet u. dergl. m. Auch die Sprache in Ausdruck (Mesüren, unleidenlich – ich habe es in unleidlich verändert –, symbolische Bildersprache: Er stämmt den Kopf nicht nach den Wolken und hängt ihn nicht nach der Tiefe; — die Häufung der Partikeln: denn auch sicher fast immer; —) und Stil (Apostrophe: Mylord! — Satzverbindung, der schnelle, hierhin und dorthin abspringende Gedankengang) weisen Pestalozzi's Urheberschaft nach.

Die Gerechtigkeit der Regierung und die Pflichten der Macht sind immer relativ[1]) auf das Volk, das gehorchen soll; aber alle Handlungen der Regierung, deren wahrscheinliche Folgen ein Land Revolutionen entgegenführen, welche die Verfassung und das Glück der Nation erniedrigen müssen, sind Staatsverbrechen, und Mesüren (Maßnahmen) der Regierung, welche ein Volk auf die Spitze der Möglichkeit einer solchen Revolution bringen, beweisen aufs allerwenigste die Regierungs-Unfähigkeit eines Ministeriums.

Auch das Verfehlen anschlagender Mittel, Ruhe, Ordnung und Gehorsam im Staat zu erhalten, beweist allenthalben relativ Regierungs-Unfähigkeit. Und Regierungs-Unfähigkeit ist das erste Staatsgebrechen der Minister und Fürsten und eine durch die Natur der Dinge als rechtmäßig erklärte Ursache, den Thron zu verlieren. Allenthalben, wo Nationen allgemein ihren Zustand unleidlich finden, da sind ihre Minister gewiß regierungsunfähig.

Das Gefühl unleidlich beurteilter Lagen führt die Menschheit zum Selbstmord; darum hat ein Staat von einem Volk, das seinen Zustand allgemein als unleidlich beurteilt, alles zu fürchten. Das allgemeine Urteil eines Volkes, daß sein Zustand unleidlich sei, ist

[1]) d. h. sie müssen mit Rücksicht auf das Volk und seine Verhältnisse abgemessen und dürfen nicht nach einem abstrakten System eingerichtet werden. Der Herrscher muß deshalb das Volk genau kennen. (S.)

also das sicherste, aber auch gefährlichste Kennzeichen der Regierungs-Unfähigkeit eines Ministeriums, und die schlimmste Zufälligkeit in dieser Lage ist dann ganz sicher Standhaftigkeit in allgemein dem Lande mißfallender Grundsätzen.

Darin zeigte Lord North seine für England relative Regierungs-Unfähigkeit, welcher er mitten im Besitz vieler Fürstenanlagen dennoch sicher schuldig ist, und hingegen scheint seine Succession (sein Nachfolger) gerade im Gegenteil dieses Fehlers ihre innere Kraft zu suchen; möge sie glücklich sein und das Vaterland durch mitwirkenden allgemeinen Nationalwillen den Gefahren entreißen, in welche seine Vorfahren sich gegen die laute Stimme der widersprechenden Nation windend und sträubend dasselbe gestürzt haben. — Aber Mylord, du warst glücklich; eine solche Standhaftigkeit in allgemein mißfallenden Grundsätzen endet sich sonst nicht immer so mit einem ruhigen Zurücktreten in das so lang mißkannte und so gewaltsam von sich abgelehnte Glück des Privatlebens.

Ein Volk, welches einen Minister, wie du einer warst, aus dem Sattel zu heben vermag, ist sonst in einem solchen Fall selten so schonend. Gewöhnlich wird es über so einen Herrn nicht Meister, bis es verzweifelt, und ein Volk kann gar leicht ob Kleinigkeiten verzweifeln. Aber wenn es verzweifelt und sich selber unheilbar oder unleidlich verletzt glaubt, so opfert es dann auch sicher fast immer seinen ungeschickten Herrn seinem wahren oder geglaubten Unglück, oder welches eben so viel ist, seiner Verzweiflung mit auf. Darum ist dir groß Heil widerfahren, Lord mit dem blauen Band, daß man dich so manierlich abdanken lassen.

Aber Mylord! wenn ich dann dein Beichtvater wäre, so würde ich dir dennoch auflegen, deine Lebensgeschichte zu schreiben und öffentlich vor dem ganzen Erdball, dem du dich immer so gern gezeigt hast, die Gefahren zu enthüllen, die deine Regierungsgrundsätze allenthalben, wo das Volk auch nur noch einen Schatten von Einfluß hat, notwendig über ein Reich bringen müssen; du würdest dadurch vielleicht die Menge deiner Sünden bedecken und könntest gewiß den armen Leuten, die hinter dir mit leerem Seckel dein Schiff wie eine Galeere mit schweren Rudern leiten müssen, eine Finanzquelle eröffnen, die ihnen soviel eintragen würde, als dir der Kalender; denn dein Buch würde Abgang finden, wie Neckers, obschon der Unterschied wäre wie weiß und schwarz. Whigs und Torys würden dich kaufen, Holländer, Franzosen, Oesterreicher, Amerikaner, Russen und Schweden würden nach dir fragen, und auch in die Schweiz würdest du Abgang finden; allenthalben würdest du damit Gutes stiften die Menge; denn es könnte auf Gottes Boden jetzt Niemand wie du die zahlreichen Herren, die allenthalben an ihren Plätzen unweise handeln, dahin bringen, vom übeln Erfolg ihrer Regierungsmanieren zu abstrahieren, was ihnen mangelt! Niemand könnte auf eine Art, wie du, Leute zum Verstand bringen, die wegen ihrer Hartnäckigkeit notwendig einen Lehrmeister

haben müssen, der ihnen gleicht, unbedingt würde ich dir auflegen, der Welt mit einem solchen Lehrbuch wieder zu ersetzen, was du ihr mit deinem Portefeuille geraubt hast; und du müßtest mir öffentlich und deutsch und klar bekennen, daß selber dein Meister, der König, dich nicht habe retten können, und daß er dich sicher nicht hätte retten können, wenn die Nation sich sogar an deinem Hals und nicht blos an deinem Platz zu vergreifen die Laune gehabt hätte.

Mylord! Ich bin ein armer Schweizer und sah dich nie; ich sah nur dein Bild im Hause meines Freundes; deine große Rolle machte mich aufmerksam darauf, aber du erbautest mich nicht; du gleichst von fern einem Herrscher aus Asien, aber näher besehen trägst du den Kopf in den Wolken, wie ein Europäer. Du scheinst nicht zu genießen, was du hast, und freilich stark, aber nicht völlig ruhig zu suchen, was du nicht hast, und mitten durch deinen Stolz meinte man dennoch, du könntest deinen Nacken auch unter sich biegen, so sehr du dich emporstämmst und den Kopf hinter sich wirfst; und es ist aus deiner Stellung wie auffallend, daß du dich an Jemand anlehnst.

Neben dir in der gleichen Ecke steht Pitt; sein Kleid ist wie eines Mannes, der seinen Rock an sich selber nicht sieht; seinen Kopf trägt er genau im Gleichgewicht, mitten auf dem Rumpf, er stämmt ihn nicht nach den Wolken, er hängt ihn nicht nach der Tiefe und auf keine Seite; dieser magere Kopf scheint völlig bei sich selber zu sein, auf sich selber zu ruhen und außer sich nichts zu bedürfen. Pitt scheint zu genießen und zu brauchen, was er hat, und nicht zu suchen, was er nicht hat; er scheint ein Mann, zu beherrschen die Erde, wie sie ist; und du, Mylord, ein Geschöpf, Wind zu blasen in den Wolken, wenn du einen Lehnsessel fändest, um wohl zu sitzen für diesen Posten. Mylord! Man sieht Pitten seinen Stolz nicht an Händen und Füßen und nicht am Bauch an; Bescheidenheit ist seine Natur, aber man sieht, daß sein Nacken sich gegen keine Unbescheidenheit beugt. — Guter Lord mit dem blauen Band! Man kann deiner Reputation keinen schlimmern Streich spielen, als so dein Bild zum Pendant der ersten Höhe der wahren englischen Regierungsfähigkeit zu machen.

Sonst aber ist dieser Kontrast eine lehrreiche demonstratio ad hominem, wie allenthalben, besonders in Republiken, echte Regierungsfähigkeit und entschiedene Regierungs-Unfähigkeit sich auch äußerlich geberden; sowie eure beiderseitigen Lebensläufe denn auch bestimmter dem Philosophen enthüllen, wie weit eure gegenseitigen inneren Regierungs-Grundsätze mit dem frappanten Kontrast eures Exterieurs übereinstimmen und wie weit allenthalben ein so à la North formiertes Interieur und Exterieur im Ministerton Staaten und Republiken zum Untergang führen könne.

Noch einmal, Mylord, preise ich dein Schicksal, daß du so manierlich abdanken konntest, ehe Londons Bürger von deiner Standhaftigkeit und von ihrem Unstern vollends rasend worden sind. Dein Schicksal hätte leicht viel schlimmer ausfallen können; unter nur wenig ver-

änderten Umständen hätte dein ihre Könige beherrschendes Volk dir deine Regierungs-Unfähigkeit gar viel leichter für Hochverrat ausdeuten und auslegen können, als du dem Heinrich Laurenz seine Regierungsfähigkeit und seine Ministerstelle nicht dafür ausdeuten konntest, so standhaft du auch der Zeit abpaßtest, die dir das Können und Dürfen hat hervorbringen sollen, aber leider nie hat hervorbringen wollen. Mylord! Der Mensch aufs äußerste gebracht, wird so grausam, daß er in seiner Wut mit dem tiefsten Leiden seines ungeschickten Herrn noch sein Spiel treibt. Bilde dir ein, was dir hätte begegnen können, wenn dir worden wäre, was du vielleicht verdient hast, denn man kann doch nicht absein, daß wenn je ein Staatsminister seinen Lohn verdient, so ist's einer, der seine Regierungsunfähigkeit noch durch Hartnäckigkeit beschützt und sein Vaterland aufs Spiel setzt, um seine Person in einer Stelle zu erhalten, bei deren Verwaltung er die Stimme der Nation und besonders einer souveränen Nation wider sich hat. Jovius Pontanus gibt uns Nachricht von einem Sklaven, der in seiner Verzweiflung in Abwesenheit des Herrn dessen drei Kinder mit sich auf das Hausdach genommen; im Augenblick, da der Herr zurückkommt und in sein Haus eintreten will, wirft der Sklave ihm sein erstes Kind vom Dach hinab zu seinen Füßen; mit bebendem Schauer sieht der Herr gegen das Dach empor, und sein zweiter Sohn liegt zu seinen Füßen. Der elende Vater fleht um Erbarmung und Schonung seines dritten Kindes. Mit deiner Nase mußt du ihm das Leben kaufen, antwortete der Sklave und hebt dem Vater sein letztes Kind schwebend über das Dach hin. Auf den Knieen gehorchte der Elende und schnitt sich seine Nase herunter, seinen Sohn zu retten, aber kaum war's geschehen, so lag sein drittes Kind und der Sklave zusammen zermalmt am Boden. —

Mylord! Es kann dir nicht entgehen,

1. daß das Thun dieses Sklaven Volksmanier wird, wenn man es aufs äußerste treibt;

2. daß man einen Staat auf keine Weise zu einem schrecklicheren und allgemeineren Ruin bringen könne, als auf diese, und daß kein größerer Hochverrat gegen das Vaterland möglich, als dasselbe in eine Lage zu setzen, von welcher das Volk leicht verleitet werden kann, also den Narrodent zu nehmen und auf diese Art mit seinen Ministern oder Herren abzurechnen;

3. daß je mehr Einfluß und Freiheit ein Volk hat, desto leichter ein Ministerium dieses Verbrechens schuldig werden kann;

4. daß je schwächer ein Reich und je bedenklicher ein Zeitpunkt ist, in welchem ein Volk zu desperaten Entschlüssen verleitet wird, desto unverzeihlicher auch das Staatsverbrechen der Minister ist, welche dasselbe auf diesen Punkt getrieben;

5. daß in allen solchen Landesübeln die Staatsgerechtigkeit mit ihrem Arm gegen diejenigen greifen muß, welche durch ihren öffentlichen Einfluß und ihre Unfähigkeit in der Verwaltung ihrer Plätze

Uebel von dieser Art in den Geist der Nation tief haben Wurzel fassen lassen;

6. daß die Perückenmacher und Schneiderjungen, die im vorigen Tumult in London sengten und brennten, nicht in diesem großen Sinn des Hochverrats schuldig waren, aber dennoch mit Recht als Hochverräter von einem niedern Rang zum Galgen gebracht worden, — und endlich, daß du den Göttern danken sollst, denen es beliebt, den Tag der Abdankung eines Ministers, der so viel zum Schaden seines Vaterlandes gethan und versäumt, so heiter und windstill vorüber gehen zu lassen, als sie sonst nicht gewohnt sind.

Mehr will ich nicht sagen, Mylord! Ich wollte deine Lobrede nur von dieser einzigen Seite berühren; — sie im ganzen abzufassen, ist mir jetzt gar nicht not. —

Anmerkung des Herausgebers. Dieses Blatt hat sichtbar ganz das Gepräge einer sehr parteiischen Anhänglichkeit an die englische Opposition, und der Verfasser scheint in der Freude über den Sieg dieser Partei vergessen zu haben, dem Lord North so viel Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, als ihm England gegenwärtig selbst widerfahren läßt. — Inzwischen scheinen die Grundsätze des Blattes ungeachtet der übertriebenen Anwendung derselben auf diese Person dem Herausgeber der Blätter dennoch an sich selbst höchst wichtig und der Aufmerksamkeit seiner Leser würdig.

Nr. 16. (18. 4.) S. 241—252.

Zweite Anmerkung. Der Herausgeber dieser Blätter, um allen Mißverstand zu verhüten, zeigt an, daß er an dem Urteil, welches der Verfasser des Blatts Nr. 16. über Lord North fällt, weder Anteil nehmen kann, da er weder in der Laune noch in der Lage ist, nach den Höhen hinauf zu gucken, in welche man hinein sehen muß, um einen Großen der Erde richtig zu beurteilen; er hat diesen Bogen nur darum in seine Blätter eingerückt, weil es ihn bedünkte, er führe die besonders an Freistaaten so wichtige Wahrheit, „daß Regenten und Minister, welche in ihren Mesüres dem Geist der Nation und dem allgemeinen Willen eines Volks allzu hart und allzu lang entgegen handeln, sehr leicht die Länder, die sie beherrschen oder verwalten, ihrem endlichen Ruin nahe bringen können," auf eine Aufmerksamkeit erregende Art ins Licht setzt. — Das Personal, passend oder nicht passend, war mir ganz unwichtig, und der Bogen ist nur darum eingerückt, weil ich ohne Nebenbetrachtungen wie ein gutes Kind wünsche, daß Schonung des Nationalwillens in unsern Grenzen das Glück unsers Landes in Ewigkeit befestige. —

Nr. 19. (9. 5.) S. 304.

XIII. Aufschluß eines Problems.

So wie ich Renaldo kenne, schien es mir ein unbegreifliches Rätsel, daß er allemal, wenn ihm über Fornaro geklagt ward, den

Kopf schüttelte und nie etwas glauben wollte, aber jetzt ist mir das Rätsel erklärt; sein Freund Albert sagte mir gestern: Renaldo hat diesen Mann von Jugend auf gekannt und ihn in tausend Fällen dumm ehrlich reden und dumm ehrlich handeln sehn.

Jetzt ist mir die Sache ganz klar; es ist fast nicht möglich, einem Menschen, den man recht lange alle Tage Dummheiten sagen und thun hört, viel Unredlichkeiten zuzutrauen, und doch ist's sicher, daß Niemand so leicht sich in Sachen verwickelt, die zu Unredlichkeiten führen, als ein Dummkopf, und daß ein dummer Mensch, wenn er sich verwickelt sieht, Sachen wagt, deren sich der schlaueste Bösewicht nicht unterfangen würde. — Dumm macht unvorsichtig, Unvorsichtigkeit verwirrt, Verwirrung führt zum Betrug, geschehener Betrug zwingt zu Kühnheiten, den Betrug zu bedecken, aber dann ist das Parieren kühner Entschlüsse dummen Leuten meistenteils unnatürlich, darum enden sie sich auch so oft mit Poltronerien; das ist die Marschroute des Menschen, der mit wenig Verstand viel unternimmt und sich mit wenig Fähigkeiten in Sachen einläßt, die viel Fähigkeit brauchen; so ein Mann aber ist in meinen Augen immer, er mag auf dem Weg gethan haben, was er will, eher ein Narr, als ein Schelm.

Die Grundstimmung solcher Leute ist eigentlich nie böser Wille; aber die Lagen, in die sie sich stürzen, setzen sie in einen gewaltsamen Zustand, in dem sie ihrer selber nicht mehr Meister, deshalb man sehr oft bei ihnen eine unbegreifliche Verbindung origineller Gutmütigkeit neben einer später erzeugten kriminellen Hartherzigkeit antrifft.

Der dumme Mensch bleibt ehrlich, so lang er sich nicht verwickelt und so lang er, wenn er verwickelt, offenherzig Rat und Hilfe sucht; wenn er sich aber in seiner Verwirrung gewaltsam bedeckt, so darf man dann sicher trauen, daß aus ihm etwas mehr geworden, als er vorher war.

Nr. 16. (18. 4.) S. 253. 254.

XIV. Leander und Nerino.

Leander. Es ist unausstehlich, wie sie es ihm machen, er hat keinen Schatten von diesem Fehler.

Nerino. Du wirst zu warm ob dieser Kleinigkeit; wenn es auch ganz wahr wäre, wie sie es sagen, was wäre es dann?

Leand. Nichts; aber es ist nicht wahr, und kann nicht wahr sein.

Nerino. Hat denn dein Freund gar keine Fehler?

Leand. Wohl freilich.

Nerin. Aber keine, die so wichtig sind als diese Babiole?

Leand. Wohl noch wichtigere.

Nerin. So bist du ein Thor, daß du hierüber eiferst.

Leand. Wie so?

Nerin. Wer Fehler hat, ist glücklich, wenn ihn der Neid da anpackt, wo er unschuldig, besonders wenn er auf unbedeutende Dinge fällt.

Leand. Soll ich aber darum Sachen, die nicht wahr sind, ihm als Fehler zur Last legen und von ihm ausposaunen lassen?

Nerin. Warum nicht, wenn sie kleiner sind, als die wahren Fehler, die er hat? —

Leand. Ich sehe nicht, wozu es dient.

Nerin. Eben seine wahren vergessen zu machen.

Leand. Und dann die andern für wahr zu erkennen?

Nerin. Thorheit, die fallen von selbst hinweg.

Leand. stutzt.

Nerin. Weißt du jetzt, was du erzankest?

Leand. Ich dachte nicht so.

Nerin. Du kennst die Welt nicht.

Leand. Was schadet mir das?

Nerin. So viel, daß du ihm gewiß nicht dienen kannst. —

Nr. 16. (18. 4.) S. 255. 256.

* XV. Aus dem Tollhause.

Mein Leser! Du gehst wahrscheinlich selten ins Tollhaus; ob du daran recht thust, will ich nicht entscheiden, denn es kommt auf Umstände an. Aber ich gehe zuzeiten; ich höre die Narren da auf ihrer Stube lieber reden, als wo ich sie sonst immer antreffe, sie sind nirgends so à leur aise wie im Tollhaus; und Narrenszenen in ihrer Eigenheit gezeichnet, mit dem ganzen Gepräg ihrer Grundanlagen und ihres vorigen Zustandes, sind sicher recht gute Menschenlehren, denn wir können wahrlich alle Narren werden, wenn wir nicht zu uns Sorg tragen. Das Bild des Menschen in seiner tiefsten Entstellung ist auch gut, so würdig dem Menschenforscher vorgestellt zu werden, als das Bild der Menschheit in seinen seltenen Höhen, und ich liebe überhaupt die Menschheit ohne Flügel und ohne Hörner kennen zu lernen, und der Kranke und Schwache hat gemeiniglich beides dieses am wenigsten. Der Elende im Tollhaus ist Mensch wie ich, und mir immer mehr Spiegel meiner selbst, als der Priester, dessen Rauchfaß ihn mit Nebel umhüllt, und der Böswicht, der die ganze Hölle im Herzen zu tragen, mehr Kopf braucht, als ich zu denken vermag. Wenn etwas zu hoch über mir ist, so sehe ich nicht einmal gern nach ihm hinauf, es blendet alles so sehr, was in der Höhe; aber in Tiefen, die vor mir liegen, hinab zu sehen, ist mir natürlich und ein wahres Bedürfnis. Wenn ich die Elenden im Tollhaus sehe, so kann ich mich nie enthalten, daran zu denken, daß es tausendmal wahrscheinlicher ist, daß ich werde wie dieser einer, als wie Newton, Phidias, Homer, Pitt, Friedrich, und die ihresgleichen.

Leser, ich kann mich dann oft beschäftigen, nachzusinnen, wie ich, wenn ich in diesen Zustand, den Gott verhüten wolle, hinabsinken würde, in dem oder diesem besondern Fall noch reden, handeln und

machen, wie ich Hände und Füße, Maul und Augen dann noch brauchen würde. — Leser, es ist kein Gedanke, der mich über die Folgen meiner Sünden so ernsthaft machen kann, wie dieser, und keiner, bei dem ich mich so wohl befinde und nicht mehr kennen lerne, und auch keiner, bei dem mir mehr dummes und bizzares Zeug in den Kopf kommt. — Aber Leser, wenn du dummes und bizzares Zeug dir nicht so geschwind wieder aus dem Kopf hinaus bringen kannst, wie ich, so mache mir das Ding nicht nach, denn es könnte dir nicht so wohl bekommen als mir. — Und nun zur Sache.

Personen.

Rolldollderie, ein eingesperrter Narr, und

Knollfink, sein ihm aufwartender Knecht.

Rolldollderie erscheint mit einem langen Bart, er geht mit großen Schritten das Zimmer hinauf und hinunter, — über seine Schultern hängen zwei Katzenbälge, er zupft an ihren Schwänzen und ruft dann „miau miau."

K. Herr!

R. Weißt du, wen du vor dir hast?

K. Zu dienen, Ew. Majestät.

R. Es ist gut, daß du es weißt!

K. Was befehlen Ew.. Majestät?

R. Lieferungen. —

K. bringt ein angegriffnes Schinkenbein aus dem Ofenrohr und präsentiert die Lieferung auf den Knieen. R. reißt mit den Händen ein Stück ab, ißt's wild und schnell, wirft das übrige zu Boden und sagt dann: Da friß auch Hund! K. speist den Schinken ab bis auf das Bein, schiebt, was er nicht essen mag, in seinen Sack und sagt dann: Was befehlen Ew. Majestät weiter?

R. Wer pocht an die Thür?

K. Ich hörte nichts.

R. Ich will dich hören lehren, du Teufel!

K. Majestät! ich höre. —

R. Wirf mir den Satan die Treppe hinunter!

K. Wie sie befehlen. (Er geht gegen die Thür.)

R. Ich will mit dir hinaus.

K. Ew. Majestät ohne Hosen und Strümpfe. —

R. besinnt sich. K. geht schnell hinaus, riegelt die Thür, wirft dann einen hölzernen Klotz die Treppe hinab und heult im Namen des fallenden gar erbärmlich. —

R. (der das Geschrei hört.) Nun der wird wohl nicht mehr an einer Majestätsthür anklopfen. —

K. tritt wieder herein.

R. Wie viel Beine hat er ab?

K. Alle.

R. Alle vier?

K. Alle vier.

R. Blutet er?
K. Gar sehr.
R. Zum Maul heraus?
K. Wie eine Sau.
R. Das ist au.
K. Die arme Junge!
R. Ist voneinander?
K. Ganz voneinander.
R. Rebellenzungen — (mit immer mehr Verstellung) Rebellenzungen — (schauernd) uhu — Sie wollen mich nehmen, die Rebellen; mein Reich ist voll Rebellen, uh . uh . uw.
K. Euer Majestät Generale sind noch nicht geschlagen.
R. Willst du dich schlagen?
K. Bis aufs Blut.
R. Das ist gut.
K. Für Ew. Gnaden.
R. Ja meine Gnaden.
K. Haben sie Gnaden?
R. Gnaden das Haus voll.
Für Menschen und Vieh, für diese und die.
Für Freunde und Feinde, für Katzen und Hunde —
Gnaden das Haus voll.
K. Und für mich?
R. Auch für dich
Titul und Geld, für alle Welt
miau — miau —
Wo sind meine Schätze?
K. bringt ihm Papier mit angebundnen Knöpfen, wie Siegel, und Säcke, und Schachteln voll Spielmarken; und legt ihm alles zu Füßen.
R. stößt mit den Füßen die Säcke und Schachteln um, speit auf die Papiere und sagt dann: Es ist schwer, viel Vieh erhalten.
K. Schwerer ist's doch Holz verspalten.
R. Miau! miau! Wer will was? Wer will was?
K. Bitt' unterthänig um ihre Gnaden.
R. Große Ochsen fressen viel Futter.
K. Große Herden brauchen viel Hüter.
R. Wer will was? Wer will was?
K. Euer Majestät getreue Hungerleider.
R. Schaff mir Ruh vor diesen Gästen!
Soll ich alle Kälber mästen,
Mit Milch und Heu, miau!
Mit Milch und Heu, miau!
K. Es ist genug da, für Roß und Ma, mehr als genug —
R. Bist du klug?
Miau, wo hab ich's au!

K. Laß mich sorgen —
R. Willst du borgen?
K. Bis auf morgen.
R. Miau! miau! Wer will was? Wer will was?
K. Ihr Majestät wir, ihr Majestät wir.
R. Meine Faullenzer, meine Schindmähren!
Wär ich ihrer doch los mit Ehren,
Ich hab' Schindmähren das Haus voll,
Ich hab' Faullenzer die Ställ' voll;
Wasenmeister! Wasenmeister!
Reich einmal das deine,
Laß mir nur das meine;
Leer' mir doch die Ställe,
Und mach du dir Felle —
Miau, miau!
K. Euer Majestät Knechte bitten um Gnade —
R. Pater Allmodobari! treib mir die Teufel aus, Pater Allmodobari, hilf dem armen Besessenen!
Sie saugen mich aus auf Mark und Bein,
Mit Haut und Stein,
Er hocket am Rain,
Und kratzet am Bein — miau, miau.
Pater Allmodobari,
Peit i nit, so fahr i.
Pater Allmodobari, wo bist du?
K. Der Pater ist tot.
R. Ist er tot, so sei er tot.
Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg,
Lebt er lang, so wird er alt —
Stirbt er, so stirbt er —
K. Wir bitten um Gnade!
R. Der Pater ist tot, der Teufel ist Meister — miau, miau, nimm mich nicht, nimm mich nicht, schwarzer Hund, Höllenhund!
Hier ist Gold, schwarzer Hund —
Hüt meine Schätze —
K. Er hütet sie wohl.
R. Sie sind Gold, reines Gold, Feuerhund, Höllenhund, hüt' meine Schätze —
wau! wau! wau!
Wo sind meine Leute? Miau, miau.
K. Hier Ew. Majestät Knechte.
R. Wo sind meine Mägde, miau, miau.
K. zieht an einer Schnur, und es kommt eine große Puppe auf Rädern gegen den Tisch gerollt.
R. Bist du's Prinzessin.
Willst auch Geld? willst auch Geld —
Friß alles, nimm alles; friß alles, nimm alles.

Er reißt ihr ein Stück aus der wächsernen Backe, er rupft sie an Zopf, Nase und Ohren und sagt dann lachend: ha! ha!
Das ist mein, das ist mein,
Nimm Geld, friß Geld, das ist dein.

K. Sie nimmt nichts —

R. Sie muß nehmen, mach' sie nehmen. Sie muß fressen, mach' sie fressen —

K. (auf den Knieen.) Prinzessin! Seine Majestät will, daß ihr fresset, daß ihr nehmet —

R. nimmt ihr wieder ein Stück Wachs aus der Backe und sagt:
Daß ist mein, sauf und iß,
Nimm und friß, das ist dein.

K. Sie nimmt nichts.

R. Was will sie denn?

K. Weiß ich's?

R. Mach' sie tanzen!

K. zieht an einer Schnur, das Babi tanzt und Knollfink singt: Schwarzbraun sind d'Haselnuß, schwarzbraun bin ich, die Knaben sehn die Maideli gern, und keiner will mich —

R. Will sie mich,
Prinzessin? miau; ich bin mein,
Und du bist dein — miau,
Sie kriegt mich nicht.
Sie hat ja keine Nase mehr, schaff' mir sie fort; fort! fort!

K. zieht die Schnur, und das Babi spaziert weiter.

R. Miau, miau! —

K. Wollen Ew. Majestät jetzt ihre Gnade austeilen?

R. Ich hab fast nicht Zeit, doch will ich etwas geben. Er setzt sich auf seinen Stuhl und sagt: Bring mir meine Schätze zum Thron.

(Knollfink stellt den Tisch mit den Spielmarken und Knöpfen vor seinen Stuhl.)

R. Geld, Geld! Es wächst nicht an den Stauden —
Es kommt vom Bauer, es wird ihm sauer.
Es riecht vom Schweiß, es wird ihm heiß.
Geld, Geld! Es wächst nicht an den Stauden.
Arme Leute krabeln's aus dem Boden
Und bringen's mir;
Es ist blutrot wie der Tod —

K. Es ist so gäll, (gelb)
Als Hirschenfell —

R. Es ist blutrot —

K. Es ist goldgelb —

R. Arme Leute bringen's mir naß vor Thränen —

K. Es ist trocken —

R. O wie naß —

K. Das ist Spaß —

R. Es schwimmt im Wasser –

K. Fisch im Wasser —

R. Fisch im Wasser, Durst und Hunger bringt mir Geld, wer will Geld?

K. Alle Welt. —

R. Meine Haustier', meine Hauskatzen
Fressen Schweiß und Blut,
Reich und Gut, miau, miau —
Wollt ihr Geld?

K. Ja, ja.

R. Wer ist da? Wer ist da?

K. Unser sind viel —

R. Freßt Kirschenstiel', freßt Kirschenstiel',
Schmutzige Pfaffen,
Zierliche Affen,
Seidene Laffen, miau, miau!
Das Volk ist arm, daß Gott erbarm —
Schmutzige Pfaffen, zierliche Affen,
Seidene Laffen, wollt ihr Geld?

K. Ja, ja.

R. Freßt euch voll, stopft euch voll, hier ist Geld — (er leert die Säcke aus, wirft die Pfennige zu Boden, Knollfink liest sie wieder zusammen und sagt:) Unterthänigen Dank, ihr Majestät —

R. Meine Säcke sind leer —
Pöbel her, Pöbel her! —
Wo ist Pöbel, wo ist Pöbel?
Meine Säcke sind leer, miau, miau —

K. Ihr Majestät, hier ist Pöbel, hier ist Pöbel.

R. Pöbel zahl', Pöbel zahl', meine Säcke sind leer.

K. Ihr Majestät, was müssen wir zahlen?

R. Ausständ, Ausständ, Taxen, Sporteln, Kopfgeld — miau, miau —

K. Ihr Majestät! hier ist Kopfgeld — (er präsentiert einen alten Schuh, gefüllt mit Goldsand). R. greift gierig danach.
Meine Säcke sind leer, der Schuh ist schwer!
Das ist Goldsand, Goldsand, Goldsand —
Die Pfaffen haben gemaust —
Die Laffen haben gebraust —
Das ist Goldsand, Goldsand, Goldsand,
B'hüt euch Gott, und dank euch Gott!
Und kommet bald mehr. —

Nr. 17. (25. 4.) S. 257—270.

XVI. Nachschrift.

Mein Leser! Wenn du wenig Menschen gesehen, die sich nur schmutzig und schwarz malen lassen, so bist du glücklich; ich war es

nicht so, aber bist du's und ist deine Seele unbefleckt von dem Bösen und Schändlichen, so ist's schön und edel, daß du zuzeiten ob meinen Blättern errötet und den Brief des Großgwühlers mit Unwillen beiseits warfest. Wenn ich an euch denke, ihr Edeln, so schäme ich mich vieler meiner Worte, aber in einem Wochenblatt, das, wie ihr wißt, für Zürich, Bern, Luzern, Uri, Schweiz und Unterwalden, für Chur und Basel ꝛc. bestimmt ist, kann es doch wohl etwa einen Ton fordern, der die Natur etwas roh schildert. — Aber es ekelt euch, und ich will so viel als möglich um euertwillen, was gar zu schwarz ist, in Zukunft in diesen Blättern zu vermeiden suchen, aber nicht um derentwillen, die eure Delikatesse affektieren und dabei im Umgang mit den Originalen meiner rohen Natur ihre Lust und Freude haben, denn für diese bin ich gar nicht geneigt, höflich zu erscheinen, ich hätte vielmehr meine Lust und Freude daran, von ihnen für sehr unhöflich beurteilt zu werden. — Ich bin nicht von denen, die aus Worten viel machen, das Thun ist mir wichtiger, und die Sorgfalt, unanständige Worte zu vermeiden, lobe ich nur an denen, die unanständige Thaten vermeiden, doch den Malern erlaubte ich nach meinen Grundsätzen fast alles, was sie zum Wohltreffen nötig haben. Aber freilich darf man auch nicht gar alles abmalen, und ich finde, man kann die Kühnheit sowie die Bedächtlichkeit hierin zu weit treiben.

Nr. 18. (3. 5.) S. 287. 288.

XVII. Der Frühling.

Frühling Gottes! Du erneuerst den Menschen wie den Boden des Feldes. — Im Winter schläft die ganze Natur, und auch der Mensch, wenn er des Lebens Wonne in Einfalt genießt, sucht Ruh im Winter und genießt vielen Schlaf. Wenn er in den kalten Tagen sich mit wilden Spielen erhitzt, so raubt er sich die Jahre des Lebens.

Aber wenn der Winter ewig dauerte, was wäre der Mensch? Sein Geschlecht würde hinabsinken an die Grenzen der trägsten niedersten Tiere.

Frühling Gottes! Du erneuerst die Erde und hältst den Menschen in seiner Würde.

Die Erde dankt es nicht den Gewaltigen und sie preiset die Könige nicht dafür, daß noch Menschen auf ihr leben.

Die Winterspiele der Großen fressen weit und breit das arme Geschlecht auf, und wenn's ewig Winter wäre, so würde die Welt außer den Pforten ihrer weiten Höfe zur Einöde.

Holder Frühling! Du endest die Ruhe des Mannes, den Gottes Winter erquickt, und setzest auch den Thoren Grenzen, die die kurzen Tage über nur spielten.

Der Mann der Erde geht erneuert aus seiner Hütte und ist selig bei seiner Arbeit.

Ueber ihm ist Gott, der die Fürsten lehret, den Mann nicht zu töten, der die Erde baut, und das Weib nicht hungern zu lassen, das Kinder gebiert.

Holder Frühling! Du nährest die Pflanzen wie deine Kinder und beherrschest mit deinen Freuden die Erde.

Preise, o Erde, die Freuden des Frühlings, würdige tief hinunter die Freuden des Goldes!

Wer kauft die Wonne des Frühlings? Wer zahlt die Freuden der keimenden Erde?

Wer ist der Gewaltige, der sie den Sklaven entreißt und den Königen kauft?

Preise, o Erde, die Freuden des Frühlings, würdige tief hinunter die Freuden des Goldes!

Wer kauft die Wonne des Frühlings? Wer zahlt die Freuden der keimenden Erde?

Das milde Wehen der westlichen Winde, der neue Teppich der Erde, der Blüten Gerüche, die duftenden Wiesen und die wärmende Sonne ist dein, o Armer, und wenn du das Deine genießest, ist das, was Könige hinzukaufen, deiner Wünsche nicht wert.

Frühling der Erde! Wer dich genießet, den machst du weise.

Fürsten, die sich Götter glauben, und Prinzen, die wie Tiere leben, fühlen in deinem Genuß wieder den Segen ihrer Menschheit.

Wenn der Mann der Erde im Winter seinen Sohn vergißt und das Weib ihre Tochter in feile Ammenarme hinwirft, so kommst du, holder Frühling, und Thränen fallen aus den Augen der Menschen, die ihre Kinder vergessen, wenn du mit den Reizen deiner mütterlichen Schönheiten ihre Thorheit besiegest.

Holde Wärterin der Erde, du erhältst das Herz der Menschen, du machst den Mächtigen gütig und den Unterdrückten zufrieden; du zerstreuest den giftigen Haß, du dämpfest die brennende Wut; du lenkest den Arm des Rächers beiseits, du zerteilest die Falten des Neides, du erheiterst die Wolken des Trübsinns.

Wärterin der Erde! Du heilest den Kranken, du erfreuest den Gesunden, du zerstreuest den Thoren; du befriedigst die Schalkheit, du bezähmst den Wilden und steuerst der Bosheit.

Alles, was an deinem Busen sich schmieget, atmet wie im Heiligtum Gottes himmlische Lüfte.

Dir dienet die neue Sonne, wie der Hohepriester im Tempel des Herrn.

Im Winter ist die Sonne dem Erdball wie ein Fremdling und wie ein Weib, das vor seinem Anbeter sein Antlitz verschleiert.

Aber in deinen Tagen, holder Frühling, entschleiert die kommende Braut ihr Antlitz freundlich vor ihrem Geliebten, und die Sonne erscheint wie der Priester des Allerhöchsten, der die Erde segnet in seinem Tempel vor deinem Altar.

Holder Frühling, Mutter des Lebens, erscheine, erscheine doch wieder.

Zögere nicht länger, Mutter des Lebens; entbinde die tragende Erde und sei uns milde.

Holder Frühling! Sei uns milde in der Geburtsstunde des sich erneuernden Erdballs!

Holder Frühling! Sei milde dem Armen, sein Vorrat ist hin, seine Kinder hungern, sein Weib ängstet und jammert für den morgenden Tag. Holder Frühling! Siehe herab auf seinen Mangel, wirf dein Antlitz auf sein Elend, er verschleußt seinen Kindern den Samen des Brotes*), daß er ihn in die Erde werfe, die ihn im Herbst erst wieder zurückgibt. — Holder Frühling! Erbarm' dich des Samens der Armen, schone sein keimendes Brot, decke seinen Garten beim kalten Mondschein mit Nebel, daß kein Reif bei ihm ansetze und ihm seine Saat schädige!

Milder Frühling! Schütze den Armen und erweiche den Reichen, wenn Reif und Hagel das Brot des Elenden schädigt! —

Milder Frühling! Wenn die neue Erde nun da ist in aller Schönheit der neugebornen Tochter, so erneuere dann auch den Herrn der Erde.

Seine Jahre gehen vorüber wie die Jahre der Pflanzen und der Bäume.

Wenn er Kinder geboren, so ist sein Frühling vorüber, und sein Sommer ist da. —

Frühling der Erde! Gib dem Menschen Gefühl für die Lehren der weisen Natur, daß im Sommer ihres Lebens ihre Blüten nicht verwelken, ehe sie zu Früchten erwachsen, die in ihren herbstlichen Tagen erst reifen.

Frühling des Lebens! Gib dem Menschen Gefühl für die Lehren der weisen Natur!

Priesterin Gottes! Du bist Auferweckerin der toten gestorbenen Erde.

Heil mir! Priesterin Gottes! Du lehrest mich Auferstehung —

Holder Frühling! Du erweckest die gestorbene Erde zum Leben. —

Holder Frühling! Ich glaube deiner Lehre und sinke mit Hoffnung ins Grab. — Nr. 18. (3. 5.) S. 273–279.

---

* XVIII. Arners Gutachten über Kriminalgesetzgebung.

An Herrn F***g v. W** st* n.

Sie erinnern sich vielleicht noch eines Wunsches, den Sie geäußert, dem ich aber bis dahin keine Genüge geleistet. Verzeihen Sie meine Nachlässigkeit, und wenn Sie können, so nehmen sie dieses und ein paar folgende Blätter für einen Versuch an, ihren Befehlen so viel mir möglich zu entsprechen. —

*) Ein Stadtweib machte hier die Anmerkung: Man säet ja das Korn im Herbst an! — Liebe Frau, antwortete ich ihr, des Armen Brot sind Erdäpfel, weiße und gelbe Rüben.

Leopolds, Herzogs in ***, Ansinnen an den Freiherrn von Arnheim, und Arners antwortliche Berichterstattung an den Herzog, eine Beilage des Mskrpts über Hummels Gefangenschaft und Kirchenbuße.

Des Herzogs Ansinnen an Arner.

Mein lieber getreuer von Arnheim.

Es will die Zeit her in meinen Gerichten je länger je mehr einreißen, daß meine Justizbeamten unter sich wegen der Art, mit den Gefangnen umzugehen und ihre Verbrechen zu untersuchen, gar ungleicher Meinung sind; einige verwerfen die ganze Art unsrer Vordern und behaupten, man müsse die Gefangenen in Speis und Trank, in Wäsche und Zimmer so versorgen, daß ihnen die Gefangenschaft gar nicht zur Last werde, auch ihnen kein Haar krümmen und an keinem Finger weh thun, wenn sie auch noch so sehr mit ihren Inquisitoren den Narren treiben und mit offenbaren Lügen und Spitzbubenstreichen unsre Kammern Jahr und Tag in Arbeit und Kosten setzen; die andern aber wollen von der alten Manier der Ruten und Folter keineswegs abgehen und behaupten, die dunkeln Löcher seien durchaus notwendig, wenn man das Lumpenvolk, das meistens in die Gefängnisse geworfen wird, zur Reu und zum Bekenntnis seiner Fehler bringen will. Während meine Beamten so mit einander disputieren, leidet die Justiz im Lande, weil in den verschiedenen Gerichtsstellen unter diesen Umständen nicht die benötigte Ordnung und Gleichheit in Behandlung dieses wichtigen Gegenstandes statt haben kann.

Ich habe mich deshalb entschlossen, den mißliebigen Folgen dieser Ungleichheit in den Meinungen meiner Beamten durch meine bestimmten Befehle ein Ende zu machen. Damit ich mich aber hierin nicht übereile, habe ich vorher zehn eingesessenen Edelleuten, welche die höhere Gerichtsbarkeit ausüben, befehlen lassen wollen, daß ein jeder von ihnen mir hierüber in Vierteljahrsfrist sein Gutachten schriftlich einhändige und zugleich seine hier einschlagenden Gedanken von den Einrichtungen der etwa zu meinen Endzwecken benötigten Zucht- und Arbeitshäuser beifüge, und da auch ihr, lieber von Arnhein, unter der Zahl der zehn Edelleute, so geschieht dieses mein freundliches Ansinnen hiermit auch an euch, und ich hoffe, ihr werdet euch keine Mühe dauern lassen, mir in dieser dem Land äußerst wichtigen Angelegenheit nach eurem besten Vermögen an die Hand zu gehen. Ich traue auch den sämtlich Befragten zu, daß sie begreifen, es sei nicht um eine akademische Preisfrage, sondern um ein Gutachten an ihren Fürsten, den sie kennen, die Rede, und hoffe, keiner von ihnen werde in seinem Gutachten allzuhoch oben, wie etwa beim Fall Adams oder bei der merkwürdigen Begebenheit, bei welcher das erste Volk seine Unabhängigkeit und Gleichheit mit einem Mehr von zwei Stimmen weggeworfen und sich hinfüro Fürsten und Obrigkeiten zu unterwerfen gut befunden, anfangen. — Auch werdet ihr euch erinnern, daß ihr

weder den Großmogul, noch der Kaiserin in Rußland ein Gutachten vorlegen sollt, sondern euerm euch geneigten Fürsten ꝛc. Leopold.

Arners Antwort an Herzog Leopold.

* 1. Auch bei strengen Gesetzen kann Menschlichkeit geübt werden.

In Befolgung dero Befehlen habe die Ehre, Euer Durchlaucht meine unmaßgeblichen Gedanken über den in Frage kommenden Gegenstand hiermit in Unterthänigkeit vorzulegen. Ich habe notwendig gefunden, bei meiner Jugend und Unerfahrenheit in den Geschäften, von welchen die Rede ist, mich an Ort und Stelle dieser Sachen halber so nahe und so unbefangen zu erkundigen, als mir möglich war, und gesucht, die gegenseitigen Meinungen und Gründe aus dem Munde von erfahrenen Beamten, deren Einsichten und Redlichkeit mir bekannt war, zu vernehmen; ich habe auch die vierteljährige Frist, die sie hierüber gestattet, meistens mit Reisen auf die verschiedenen höheren Gerichtsstellen des Herzogstums zugebracht.

Da mein Herz von Natur weich und zu aller möglichen Schonung und Liebe gegen Elende und Unglückliche geneigt ist, so war natürlich, daß ich mich zuerst ganz auf die Meinung der meistens jüngeren und unerfahreneren Beamten hinlenkte. Es schien unwidersprechlich, daß die Gefangenschaft nicht eine Strafe, sondern nur Verwahrung und Sicherstellung der Person des Verbrechers sein sollte; es schien mir auch unzweideutig, daß Qual und Leiden der Gefangenen der Gesellschaft an sich keinen Vorteil bringen und die öffentliche Sicherheit nicht befördern. — Ich fand die Gefahren der alten Manier, die Gefangenen durch Angst und Marter zu falschen sich selbst anklagenden Aussagen zu verleiten, fast unvermeidlich, und das Gemälde von der kalten Hartherzigkeit der älteren Justizbeamten, welches sich die Herren von der neueren Manier einige Zeit allgemein zu machen erlaubt, empörte mein Herz so, daß ich in meinen Partikulargesinnungen völlig für die Meinungen und Grundsätze der jüngeren Beamten entschieden war.

Da ich aber von meinem Landesfürsten zu einem Gutachten aufgefordert worden, welches vielleicht einen wirklichen Einfluß in die Gesetzgebung des Landes haben könnte, so hielt ich es für meine Pflicht, hier nicht stehen zu bleiben, sondern auch die entgegengesetzten Gründe von meinen ausgemachtesten Grundsätzen von neuem zu prüfen und ohne weiteres mich persönlich an diejenigen Justizbeamten zu wenden, von denen ich wußte, daß sie mit Entschlossenheit und Eifer der älteren Manier, mit den Gefangenen umzugehen, anhangen, und ich muß Euer Hochfürstlichen Durchlaucht gestehen, daß mir begegnet, was fast immer jungen Leuten, die sich ohne eigene Erfahrung und Geschäftskenntnis auf bloßes wörtliches Vormalen von der Schönheit oder Häßlichkeit gewisser Maximen und Grundsätze zu einer Partei schlagen, daß sie nämlich dann bei ihren weiteren Erfahrungen bei dem Personal ihrer Partei und ihrer Gegenpartei niemals das finden, was das Gemälde

von ihren Grundsätzen bei ihnen zu suchen, sie veranlaßt hatte. Ich fand unter den Leuten, die diese mir hartscheinenden Grundsätze hegen, Männer vom edelsten Herzen und den menschenfreundlichsten Gesinnungen, und ich soll es billig zu meiner Beschämung gestehen, daß ihre Art, diesen Gegenstand anzusehen, allerdings die ernsthafteste Aufmerksamkeit verdient; auch bin ich Euer Hochfürstlichen Durchlaucht um so viel mehr getreuen und ausführlichen Rapport hierüber schuldig, als ich mich nicht enthalten kann, mit meinen Partikulargesinnungen dennoch immer auf die Seite der Milde und Schonung der Gefangenen hinzulenken.

Diejenigen, welche auf die Notwendigkeit einer härteren Behandlung derselben schließen, behaupten, es sei Mangel an Menschen- und Volkskenntnissen und Mangel an Erfahrung von den vielfältigen bei den Kriminalgeschäften täglich auffallenden, über die Notwendigkeit der Strenge entscheidenden Umständen, welche die Grundsätze einer ausschweifenden Güte gegen die Gefangenen ausgeheckt haben; sie gehen dann ins Detail und sagen: „Die meisten Kriminalgefangenen in unserm Land sind Gauner, Bettel- und Strolchenvolk, ohne Heimat, ohne Eigentum, ohne Gewerb und Beruf, Leute, die von einem Land ins andere gejagt werden, Leute, die in Ställen und Scheunen schlafen und in Wäldern und Höhlen ihre Nester haben; andere sind tief verlumpte Landleute, ein Pack, das mit Spielen, Saufen, Schlägeln, mit Leugnen, Händelmachen, mit Nachtschwärmen, Freveln, Frechheiten und allem, was tiefe Hartherzigkeit ausbildet, so bekannt sind, als brave Leute mit den Werkzeugen ihres Berufs."

Es geschieht nur selten, daß unglückliche Verführte in obrigkeitliche Bande geraten, und mit diesen ist man gemeiniglich bald in Ordnung; ihre Fehler sind einzelne Handlungen, die nicht in ein Gewebe von einer Lebensart eingeflochten, die an sich ganz ein bloßes Verbrechen ist; aber unsre eigentlichen Gefangenen, die uns Mühe machen und gegen die wir harte Mittel haben müssen, sind die ersten, und sie geben mir es zu bedenken, was mit solchen Leuten heraus kommen würde, wenn man sie mit aller der Schonung und Menschlichkeit behandelte, von denen diese Leute selbst keinen Begriff und keine Vorstellung haben; sie geben mir zu bedenken, ob nicht die Natur der Gefangenschaft unumgänglich erfordere, daß der Zustand dieser Leute wenigstens um einen Grad tiefer, elender und schlechter sein müsse, als der Zustand ihres gewöhnlichen Lebens; und diese Meinung zu erhärten, behaupten sie, daß es die allgemeine Erfahrung aller Justizkollegien sei und sein müsse, daß die gewöhnlichen Gefangenen, die in den Mitteln und Wegen, sich von den wider sie geschehenen Klagen loszuwinden geübt sind, fast immer, wenn man sie in dem ersten Ort, in welchem sie bei ihrer Gefangennehmung verwahrt worden, sitzen bleiben lasse, allgemein mit fast unerschütterlicher Hartnäckigkeit bei ihren ersten Aussagen bleiben, da hingegen, wenn sie von Verhör zu Verhör nach Maßgabe der wider ihre Aussage streitenden Beweis-

rümer aus einer bessern in eine schlechtere Gefangenschaft versetzt werden, so wirke die Gradation des Elends und die Vermutung, daß diese Gradation noch höher steigen werde, so viel auf diese Leute, daß die meisten Bekenntnisse auf die Abwechslung der Gefangenschaft geschehen; überdies sei dem Gauner- und Bettelvolk und auch dem tief verdorbenen Landvolk die Langeweile eine solche Marter, die man nicht genug nutzen könne, und wie sehr dunkle Zimmer und eine widrige Situation zur Beförderung der Langenweile diene, sei doch nicht zu leugnen. Deshalb schließen sie, müsse die Justiz bei den gemeinen Gefangenen entweder des Vorteils ihres Bekenntnisses gänzlich entsagen, oder sie müsse überhaupt genommen, den Zustand der Gefangenen bis zu ihrem Bekenntnis elend bleiben lassen. Sie schreiten dann weiter und sagen, die schlimmsten Gefangenen wissen alle Gefangenschaftordnungen und die Gradation des Elends in diesem Zustand und versuchen immer mit einer eisenmäßigen Härte dieselben zu parieren, insonderheit wo das Bekenntnis ihr Leben in Gefahr setzen könnte, und es sei bei Leuten in diesem Zustand natürlicher Weise nichts auszurichten, als entweder die Todesstrafe nachzulassen, deren Furcht sie verhärte, oder zu versuchen, mit körperlichem Schmerz die Leugnenden zum Bekenntnis zu bringen, wenn ihre Verbrechen einen an die Gewißheit grenzenden Grad der Wahrscheinlichkeit haben. Sie bringen, ihre Grundsätze in ein vorteilhafteres Licht zu setzen, dann ferner an, man müsse Gauner und Bettelvolk, auch das unterste Dorfgesindel nicht wie Leute, die als freie gesittete Bürger behandelt werden können, ansehen, sondern diese Leute in ihrer sittlichen und körperlichen Rohheit seien noch in dem Zustand der Barberei, denen körperliches Leiden und Schmerz das einzige Mittel sei, sie von Verbrechen abzuhalten.

Sie behaupten, es erfordere weit mehr vorgeschrittene Menschlichkeit im Ganzen der Gesetzgebung und der Landessitten, ehe man den Punkt der körperlichen Leiden der Gefangenschaften ohne Nachteil des Staats aufheben könne; sie bringen mit an, daß die Manier, wie man unter dem Militär Ordnung hält und den Fehlenden leiden macht, das Elend weit übertreffe, mit welchem die Polizei gegen ihre Gefangenen handle; sie sagen, daß überhaupt der ganze Ton und Geist der Kriegersitten unendlich mehr Unschuldige leiden und sterben mache, als die so menschlich bestrittene Kriminal-Inquisition Verbrecher nur beunruhige; sie wagen es in der Lebhaftigkeit ihrer Behauptungen zu winken, wenn man den Fürsten im Ernst Menschlichkeit ins Herz predigen und den Nationalgeist allgemein zur Schonung empor heben wolle, so müsse man wahrlich da anfangen, wo die Lieblingssitten des Jahrhunderts die Fürsten und die Heerscharen ihrer Knechte in eben diesem Punkt blind mache; sie spötteln über die weichmütigen Versorgungs-Projekte eines benachbarten Herren für seine gefangenen Gauner, der indessen seine häuslichen Landeseinwohner nach Amerika schickt und für selbige, ich glaube bis auf 600 Gl. Subsidien-Geld per Stück annimmt; sie sagen, man müsse die Art, mit Verbrechern um-

zugehen, doch nicht gelinder machen wollen, als man Eltern erlaube, mit ihren fehlenden Kindern umzugehen; sie behaupten, die gewöhnlichen Kinderzüchtigungen seien oft für Kinder weit schmerzhafter, als der erste Grad der peinlichen Inquisition für abgehärtetes Strolchenvolk; sie behaupten, daß in den weit meisten Fällen das Bekenntnis bei sehr mäßigem körperlichem Schmerz und oft schon bei den Zubereitungen dazu erfolge. Sie gestehen, daß es möglich, daß irrleitende Umstände auch einen Unschuldigen an die Marter bringen können; aber sie behaupten, die öffentlichen Bedürfnisse des Staates fordern oft Opfer, die man bemitleiden müsse, aber nicht retten könne, und sagen, in einem Jahrhundert, wo Millionen Menschen den öffentlichen Bedürfnissen des Landes und den Launen ihrer Fürsten als Soldaten aufgeopfert werden, sollte man nicht so viel Aufhebens von dem seltenen Fall machen, in welchem eine weise und menschliche Justiz-Administration der öffentlichen Sicherheit ein unschuldiges und unglückliches Opfer zu bringen verleitet werden kann.

So viel sagten alle, welche die härtere Art, mit den Gefangenen umzugehen, als notwendig behaupten. Ich stutzte ob der Art, wie sie die Sache ansahen, aber es war mir beinahe schwindelnd, als der edle lebhafte von Berg mit mir hierüber redete. Ich sehe ihn in meinem Leben, wie er mit seinem grauen Haupt vor mir stand und mit einem Ton, dessen innerer Edelmut mir durch die Seele ging, diese Grundsätze behauptete; am Ende drückte er sich also gegen mich aus: Was meinet ihr, junger Herr! Schloß und Herrschaft gäbe ich eher hin, als den Namen eines harten Mannes zu tragen, meine Haare sind auf der Gerichtsbank grau geworden und ich darf mir das Zeugnis geben, ich habe geschont, wo es möglich war zu schonen, entschuldigt, was möglich war, zu entschuldigen, vorgebeugt, wo es mir möglich war, vorzubeugen; geht das Land hinauf und hinab und bringt mir den Mann, der sagt, von Berg ist ein harter Mann; ich möchte ihn sehen, und dennoch wüßte ich meine Stelle nicht zu versehen, wenn ich gegen Verbrecher nicht Ernst und Härte vermöge der Gesetze gebrauchen dürfte, so wie ich Schonung und Menschlichkeit vermöge meines Gewissens und meines Herzens gegen sie brauchen soll und gebraucht habe.

Wir sind angrenzend an viele Nachbarn, ihr Gesindel läuft über unsre Grenzen und mordet, raubt und brennt; wo kämen wir hin, wenn dieses Sklavenvolk unsre Gerichte und Gefängnisse nicht fürchtete? Viele Edelleute schinden ihre Bauern, daß sie Schelme und Diebe und Unmenschen werden müssen, und die Gerichte vermögen gegen die Quellen dieser Unmenschlichkeit nichts, aber sie sind in die Notwendigkeit gesetzt, gegen verhunztes Gesindel, welches auf tausenderlei Art zum Tier herab gewürdigt ist und ohne Empfindung von Ehre und Scham im Land lebt, mit roher Härte zu handeln, und so zu sagen die Hundspeitsche gegen Leute zu gebrauchen, die solcher beständig gewohnt sind; ich wollte wohl gern, man würde mit der Menschheit allgemein so väterlich umgehen, daß die Verbrecher durch einen geringen Grad von

Leiden und Härte erschreckt und in Ordnung gehalten werden können, aber das langt weit hinauf, guter junger Herr! Man verkennet und verleugnet die wahre Achtung, die man der Menschheit schuldig ist, in der Staatsverwaltung täglich gegen ganze Klassen von unverleumdetem und unbescholtenem Volk. Der ganze Mittelstand wird wie Staub und Spreu geachtet, wenn seine Bedürfnisse mit dem Interesse des Staats in Streit kommen, und wenn er Ansprüche auf Achtung macht, so erkennt man Henkersfamilien fähig[*]), in öffentlichen Plätzen, Komödienhäusern, Promenaden 2c. neben Jedermann, der nur vom Volk ist, zu stehen, zu sitzen, zu reiten und zu fahren, damit dieses recht eigentlich verstehen lerne, was es in den höhern Ständen für eine Achtung genießt. Und dann will man in dieser Zeit Achtung gegen die Menschheit mit Prahlereien von Schonung gegen das unterste Gesindel in den Gefängnissen bescheinen, — das sind mir aber Sachen, die mich aufs höchste an die papierene Pracht der Komödianten erinnern, wenn sie Könige und Kaiser vorstellen. Die Verbrechen der Gefangenen sind meistens Folgen ihres Elends, das man nicht verhütet, und wenn man wahre Menschenliebe im Herzen hätte, so würde man da den Verbrechen Einhalt zu thun und den Quellen derselben abzuhelfen suchen. Aber wenn das Uebel geschehen und landsverderbliche Thaten sie in obrigkeitliche Bande bringen, so fordert die öffentliche Sicherheit um so viel eher, daß ihr Zustand abschreckend und unglücklich werde, als der Geist der Nation, und besonders des niedern Volks, durch Elend und Hartherzigkeit roh gemacht und verwildert worden.

Ich bin ein armer Sünder, das weiß ich, wie die, über die ich den Stab brechen muß, und ich empfinde oft gewiß mit Entsetzen, wie wenig weit Kriminalverbrechen von täglich vorfallenden unbestraften Bosheiten und Gottlosigkeiten abstehn, aber ich hüte mich dennoch mit entschuldigendem Leichtsinn von Verbrechen zu reden, welchen die Landesgesetze mit Gefängnissen und Lebensstrafen Einhalt thun müssen, und entsetze mich über die Unvorsichtigkeit und den Unsinn, mit welchem man diesen alles beschönenden und entschuldigenden Leichtsinn in unsern Tagen Mode werden läßt. Ich bin zu alt und habe zu viel Erfahrung, um einen Augenblick anzustehn, wohin ein leichtsinniges Reden und Urteilen über Verbrechen den Menschen führe, wenn er dann in Lagen und Versuchungen fällt, die ihn dazu reizen. Der Abscheu unsers Herzens mindert sich gegen alles, was wir leicht entschuldigen, und wir bereiten uns wahrlich selber zu Verbrechen, wenn wir die Verbrechen anderer allzu leichtsinnig entschuldigen, und wer Thaten, Geschwätz und Grundsätze beschönigt, deren nahe Folgen der Richter im Land mit Leib und Leben bestrafen muß, der ladet sich schwere Verantwortung auf, indem er sehr leicht die Veranlassung zu dem Unglück derjenigen werden kann, die die Landesgesetze dem öffentlichen Wohlstand aufopfern müssen. Man hat diesen Leichtsinn

[*]) Siehe Causes celèbres 82.

zuerst bei den Verbrechen, die Folgen der Unkeuschheit sind, angestimmt, jetzt wird bald alles bis auf Mord und Brand entschuldigt und beschönet, aber Galgen und Rad bleiben stehen und die neuen Grundsätze haben noch weiter nichts geholfen, als daß sie den Leichtsinn erhöht und Anlaß und Versuchung zu Verbrechen vermehrt, und die größten Charlatane, die diese neugekochten Grundsätze allenthalben auszuposaunen, zeigen, imfall sie von der Volksunordnung selber leiden, gemeiniglich augenblicklich, wie weit ihre schonende Menschlichkeit eigentlich geht, und senden, wenn sie bestohlen 2c., geschwinder und strenger als alle anderen Steckbriefe in alle Welt. — Und, mein junger Herr, es kann unmöglich anders sein; aus affektierten Grundsätzen, die nicht mit dem ganzen Geist unsrer Verfassung und Sitten und dem Ganzen unsrer öffentlichen und Privatbedürfnisse übereinstimmen, kommt nie etwas besseres heraus, und ich bin, schloß der Edle von Berg, so vollkommen überzeugt, daß es unumgänglich notwendig, den Abscheu des Volks gegen alles, was sowohl die Landes- als Kriminalgesetze behandeln müssen, allgemein rein und stark zu erhalten, daß ich niemals von meinem Urteil abgehn werde, daß das Widrige der Gefängnisse und die Furcht vor körperlichen Leiden ein zwar unglückliches, aber im ganzen unsrer Lage und Umstände ein für die öffentliche Sicherheit notwendiges Bedürfnis unsrer Kriminal-Untersuchungen sei. — So weit der Edle von Berg. —

Nr. 19. (9. 5.) S. 289—304.

---

* 2. Wo die Verbrechen die Gerichtsstellen einträglich machen, da steht es schlecht um die Gerechtigkeit.

Ich ging staunend und im Innern meiner Grundsätze schwankend von dem Edeln weg, entschlossen, seinen Behauptungen die ernsthafteste Aufmerksamkeit zu gönnen, und wenn sie auch alle meine vorgefaßten Meinungen gänzlich untergraben sollten. — Ich fand aber bald, daß der Personalcharakter von Bergs die Hauptursache des starken Eindrucks, den seine Behauptungen auf mich machten, waren, und meine ferneren Erfahrungen zeigten mir bald, daß wenige Menschen, in deren Hand das Schicksal der Gefangenen ist, ganze von Bergs sind; deshalb ward auch der Eindruck seiner Behauptungen ziemlich bald schwächer bei mir; hierzu trug auch noch besonders dieser Umstand vieles bei, daß ich das niederschlagende Unglück hatte, unmittelbar von dem Edlen weg in die Herrschaft von Tills zu kommen.

Meine Pflicht, Ew. Hochf. Durchl. in Treuen zu sagen, nötigen mich in diesem Rapport überall den geraden Weg zu gehen und von den in die Endzwecke E. D. einschlagenden Umständen die Wahrheit zu sagen, sie mag hinlangen, wohin sie will, und ich würde mich im höchsten Grade gegen Ew. Hochf. D. und mein Vaterland strafbar halten, wenn ich Umstände, die über diesen Punkt der Gesetzgebung

Licht geben, aus der Rücksicht, einige höhere Standespersonen zu schonen, mit Stillschweigen übergehen würde; ich fahre also mit unbefangener Freimütigkeit in meiner Erzählung fort.

Von Till, von Jugend auf beim Sportelbrot erzogen und bis ins Alter dabei fett gemacht, von Till sieht die vorliegende Untersuchungssache nur im Gesichtspunkte seiner Einkünfte an. Verbrechen gegen die Landesgesetze sind in seinen Augen nur wie eine Branche der rechtmäßigen Einkünfte adeliger Posten, über welche er eine vollkommen regulierte Oekonomie und Buchhaltung führt und vor deren Verminderung er zittert; seine Grundsätze über diesen ganzen Punkt sind gänzlich nur haushälterisch; er braucht Gefängnis und Schwert, damit seine Gerichtsstelle einträglich bleibe, wie der Holländer Beil und Karst braucht, die Nelkenbäume auf den Gewürzinseln auszurotten, damit die Ware im Preis bleibe. Die Entdeckung aller straf- und bußwürdigen Handlungen und aller Menschen, die den entferntesten Anteil daran haben möchten, sind ihm in diesem Gesichtspunkte so wichtig, daß es ihm unmöglich, den Gedanken, die Schreckgefängnisse vom Ungeziefer zu reinigen und den Gebrauch der Folter zu mindern, für etwas anderes anzusehen, als für einen unzweideutigen Beweis des Einflusses, den die Bürgerlichen bei Hof haben, welche natürlicher Weise den Adeligen ihre Einkünfte immer zu schmälern suchen. Er kann diesen Gegenstand unmöglich in einem andern Gesichtspunkt in seinen Kopf bringen und er wird im Augenblick, sobald man diese Sache bei ihm berührt, so warm, daß er dann immer sogleich auf die unvorsichtigste Weise über die armen Spießbürger loszieht, die allenthalben in der Welt alle Ordnung umkehren wollen und, leider Gott erbarm! bald bei allen Fürsten Gehör finden. Ich würde dem Thoren dieses wohl gern verzeihen, aber die Uebel, die er im Gefolg dieser Grundsätze dem Lande thut, sind ihm beinahe, weiß Gott! nicht zu verzeihen; seine grenzenlose Frechheit, nicht sowohl in Behauptung seiner Grundsätze, als in Verspottung des Beunruhigenden, welches die Not der Gefangenen doch in alle Menschenherzen bringen sollte, machen mich mit Entsetzen an den Mann denken, und da es mir besonders bei ihm auffallen mußte, daß durch die harte Art, mit den Gefangenen umzugehen, leidenschaftliche Menschen, die an Richterstellen sind, tief in den Grund verdorben werden können, so scheint es mir meine Pflicht, Ew. Hochf. Durchl. alles zu sagen, was ich von Till in dieser Absicht reden gehört und thun gesehen.

Er eröffnete mir mit eigener Hand die Thüren seiner Gefängnisse und sagte dann: „Sehen Sie hier die Hunde, um kein Haar sollen sie es besser haben als vor hundert Jahren, und je mehr ich höre, daß man sie in Spiegelsäle einsperren und mit Biskuit und Bonbons füttern solle, desto schärfer will ich sie halten; sie wissen nicht, was das für verfluchte Kerls sind. Ich will ihnen gerade, weil sie da sind, zeigen, wie ein halb Dutzend Bursche, die bei hoch und scharf von Fürsten verbotenen Spielen attrappiert worden, für

alle Teufel leugnen werden, aber ich will sie zusammenhauen lassen, daß sie nach Gott schreien, bis das Ding glaslauter und ich auf's Haar weiß, was sie mir schuldig. Und die Hamburgerin (eine Hure, die er gefangen hatte) will ich an der Stud zwicken machen, bis sie alle angegeben, die das Bubenwerk gern zu wohlfeil treiben wollen."

Ich darf nicht fortfahren. In diesem Geist und Ton war alles, was von Till über diesen Punkt redete. Mein Herz war beklemmt beim Gedanken, daß ein Mann wie von Berg auf der Gerichtsbank grau geworden; aber meine Unruhe ward zu empörender Bitterkeit, als ich, von ihm weggehend, seine Kanzlei, seine Unterbeamten und seine Dörfer allgemein auf diesen Ton der Hartherzigkeit und Grausamkeit gestimmt fand und allenthalben wie der Tag am Himmel auffallend sah, daß Gewinn aus jedem Ding zu ziehen und Vieh und Menschen ohne Erbarmung leiden zu sehen, in seinem ganzen Distrikt charakteristischer Volkszug ist. Einen Vorfall, der diesen Umstand ins Licht setzt, kann ich mich nicht enthalten mit aller Ausführlichkeit Ew. Hochf. Durchl. vorzulegen. Ich ging am Morgen früh von Ober-Relsau weg*) und war nicht weit vom Dorf, als ich einen Mann antraf, der dann alle Wetter donnerte und fluchte, daß der H**bub mit den Stieren nicht nachkommen wollte. Es gelüstete mich, den dicken Mann näher kennen zu lernen, und um ihn reden zu machen, grüßte ich ihn freundlich und frug ganz teilnehmend, wo es ihm fehle. „Ha — der h**mäßige Treibbub weiß, daß ich ins Schloß muß, und läßt mich warten, ich könnte ihn zertreten, wie er mich immer wild macht", sagte der Mann und knirrte mit den Zähnen. Indessen kam der Knabe, hust — klopfte ihm der Alte mit der Geißel um die Beine, stellte die Ochsen unter schrecklichen Stößen an den Pflug, der eine war etwas störrisch und folgte nicht gleich; der Mann zitterte vor Zorn und schlug mit dem Geißelknopf auf das Tier, daß seine Rippen krachten, dann fuhr er mit wildem Keifen fort, wie wenn ich nicht da wäre. Der H**Junker, er weiß, wie viel jetzt zu thun ist, und doch müssen wir alle Tage mit seiner Hundsarbeit geplagt sein und sind doch immer nur die Narren im Spiel. — Er ging jetzt fort, aber so ein Selbstgespräch schien mir für die eigentlichen Endzwecke meiner Reise näherer Aufklärung würdig, und ich machte mich alsobald freundlich an den Jüngling, der beim Pflug blieb, und fragte ihn, wer der Mann sei, der eben fortgegangen, und warum er so wüte. Es ist des Junkers Gerichtsvogt, antwortete der Jüngling, und dieser hat eben wieder ein paar Braten im Käfig und dann muß der Vogt mit der Kanzlei täglich im Schloß sein, aus den armen Schelmen alles heraus zu morden, womit man sie brandschatzen kann. Und jetzt ist's eine unruhige Zeit, der Vogt hat sonst alle Hände voll zu thun, und er meint, glaub' ich,

*) Arner machte diese Untersuchungsreise zu Fuß und konnte also den Vorteil genießen, von gemeinen Landleuten auf eine vernünftige Frage eine vernünftige Antwort zu erhalten, welcher Umstand allen denjenigen, welche den Landmann aus der Kutsche heraus untersuchen wollen, nicht zugut kommt.

dergleichen Fischerei und Krebsarbeit solle man nur in der ruhigen Zeit treiben und am meisten auf die Wintertage sparen, wo er sonst Langeweile hat und dann gern ins Schloß läuft. Was hat der Junker für Gefangene? fragte ich weiter. „Ein halb Dutzend arme Teufel, von denen man herauspressen will, sie hätten mit Karten gespielt, ob es gleich sicher nicht wahr ist, aber es geht mich, Gottlob, nichts an und ich konnte also mein Maul halten.“ Es geht mich auch nichts an, erwiderte ich, ich bin hier ganz fremd, aber es thut mir im Herzen weh, wenn ich höre, daß man mit den Leuten so umgeht, wie du erzählst. „So kannst du Gott danken, daß du nicht unter uns wohnst, erwiderte der Jüngling, denn wenn dir das so an's Herz geht, so würdest du hier wohl bald vor der Zeit sterben.“ Macht er es denn auch gar so übel? sagte ich. — Der Jüngling sah mich scharf an, schwieg eine Weile und sagte dann wieder: „Du bist kein Spion, ich darf dir's wohl sagen, und es drückt mich so sehr, daß es mir wohl thut, wenn ich davon reden und mein Herz ausleeren kann; (hier hatte der Jüngling Thränen in den Augen.) Mein Bruder ist auch unter den Gefangenen und es ist doch weiß Gott wahr, daß er in seinem Leben keine Karten in den Händen gehabt und sie nicht kennt. Sieh Nachbar, die Sache verhält sich so: Ein Kerl aus dem Schloß warf ein Kartenspiel im Wirtshaus auf den Tisch, die jungen Burschen hatten auch ein Glas Wein zuviel im Kopf und narreten mit den Karten, aber ohne einen Heller Geld, und eben kam wie bestellt des Junkers Gevatter, ein beeidigter Wust, ins Wirtshaus, der sah die Karten und gab die Knaben an. Jetzt will man mit Teufels Gewalt von ihnen heraus bringen, sie hätten um Geld gespielt, damit man von einem jeden 15 tt. heraus schinden könne, — und die Hamburger Dirn, die er auch inne hat, wollte er nie aus dem Dorf fortschicken lassen, bis man allen reichen jungen Leuten Fallstricke mit ihr gelegt hat, und jetzt ist in allen Häusern eine geheime Treibjagd, und man sagt, er werde diesfalls viel 100 Gl. aus dem Dorf ziehn, und dann über alles Jedermann ein Stillschweigen auflegen.“ Ich sagte mit Wehmut zum Jüngling: Das ist wohl schlimm, aber eben die Vögte sollten solchem Unwesen steuern. — „Ach mein Gott!“ sagte der Jüngling, „das sind just die, welche das Uebel, so eine ungeschickte oder böse Obrigkeit über ein Land bringt, siebenfach groß machen, und es ist, wie wenn sie augenblicklich, sobald sie das Amt kriegen, aufhörten, Menschen und Bauern wie andere Leute zu sein, wenigstens mein Meister ist, seitdem er Vogt ist, keinen Schuß Pulver mehr wert. Ich diente vor zehn Jahren schon bei ihm, da war er noch nicht beeidigt, und ich hätte keinen bessern Meister wünschen mögen, er bekümmerte sich um nichts, was andre Leute anging und war gewiß vollkommen in der Ordnung und wie man in der Welt sein muß, wenn es einem wohl gehen soll; jetzt hat er am ganzen Leib kein Haar mehr, das ihm gleicht; er meint, die ganze Welt sei blos allein um seinetwillen da, Weib und Kind, Ochs und Kuh, Hund und Katz, Knecht und Magd

tyrannisiert er alle gleich. Aber der Grund von allem ist, weil ihn das Gewissen plagt; es ist halt ein Greuel, unter unsrer jetzigen Obrigkeit ein Amt zu haben; wie sie mit dem Menschen umgeht, muß auch der, so den entferntesten Anteil daran nimmt, den letzten guten Blutstropfen, den er im Leib hat, verlieren, und dann ist's natürlich, daß es die armen Tröpfe, die sich so zu harten unmenschlichen Dingen brauchen lassen, zuzeiten doch auch beunruhigen muß. Meinen Meister quält es sichtbar, daß er so viel auf dem Herzen hat; aber anstatt sich zu ändern und zu bessern, rast und wütet er dann und das größte Unglück ist, daß seine Wildheit wie seine übrigen Fehler nach und nach das ganze Dorf anstecken; du wirst weit und breit keine rauheren, wütenderen Leute antreffen, als hier, und weit und breit keine Eltern so wild und roh und grausam mit ihren Kindern umgehen sehen, wie hier. Aber es kann nicht anders sein, wenn ein Kind nur eine Birne oder einen Mohnsamenkopf abrupft, so müssen sie fürchten, der Junker vernehm's, und sie werden gerupft, wo sie Federn haben. Ich denke manchmal, Nachbar! wenn unser Herzog wüßte, was der Junker mit seinem grausamen die Leute in Furcht und Angst Jagen böses gestiftet und wie weit und breit er alles Volk hartherzig, grausam, eigennützig, verschlagen und rachsüchtig gemacht, er würde gewiß eine andere Ordnung bei uns machen, als wir leider eine haben.

Aber, mein Freund! wer lehrte dich alles Böse, das in deinem Dorf ist, auf den Junker schieben? sagte ich da zu meinem Jungen. — Mein Mann stutzte mich jetzt an, ich mußte lächeln, er war gleich wieder ruhig, lächelte auch und fuhr fort: Ich weiß wohl, es ist sonst nicht der Brauch, so oben anzufangen, wenn man von Uebeln im Land redet; aber ich weiß, Gottlob, über diesen Punkt etwas mehr, als die andern, die in einem solchen Zwilchkittel, wie ich, das Vieh hin und her treiben. — Hat dich denn Jemand etwa besonders hierüber gelehrt? fragte ich ihn. — Ha, ich hatte das Glück, daß der alte Pfarrer sel. meine Pate war und mich besonders lieb gewann, er gab sich ganz besonders mit mir ab und sagte mir hundertmal, er sehe, daß ich ein gutes Herz habe und Niemand etwas böses thue, noch wünsche, darum sei ich ihm so lieb, und er lehrte mich auf eine Art gar nicht wie ein Pfarrer, sondern wie wenn ich sein Kind wäre, so daß er mir oft auch Sachen von der Obrigkeit sagte und mir zeigte, wie das Böse so oft von oben herab ins Volk komme; es machte mir, so jung als ich damals war, von Herzen Mühe, dem frommen alten Mann hierüber alles zu glauben, was er sagte, denn ich dachte in meiner Unschuld, es könne fast nicht anders sein, die Obrigkeiten müßten doch auch Gott fürchten, aber jetzt habe ich's erlebt, seitdem von Till an der Regierung: die Gegend sieht sich nicht mehr ähnlich, Zorn und Gift, Haß und Neid sieht den Leuten, seitdem er da ist, zu den Augen heraus, und vorzeiten war bei einem stillen frommen Leben in allen Haushaltungen viel Freude und Ruhe, und Niemand wußte fast etwas von dem Tyrannisieren und Auflauern, das jetzt allgemein eingerissen, seitdem

die Vorgesetzten, so zu sagen, nur des Junkers Spione und Ein- und Zutreiber worden sind.

Es ward mir warm bei diesem Gespräch, und ich wollte den Jüngling auf die Probe setzen, wie es eigentlich um ihn stehe, und antwortete ihm: Mein Freund, dem allem ist bald zu helfen, wenn das wahr ist, was du sagst; ich will auf mich nehmen, es dem Herzog zu sagen. — Der Jüngling staunte mich an und sagte dann mit einer Entschlossenheit und einem Blick, der mir durch die Seele ging: Kannst du das? Ja ich kann es, antwortete ich ihm mit Ernst. Nun wenn du's sagen willst, so will ich heute noch aus dem Land, denn sonst gnad' mir Gott; — aber wenn du glaubst, es werde dann geholfen, so will ich dafür gern das Land meiden, so lang es nötig ist.

Mein Herz schlug mir ob dieser Aeußerung, die so ganz das Gepräge reiner innerer Hoheit und Größe hatte. — Nein, war meine Antwort, hast du die Wahrheit geredet, so weiche nicht aus dem Lande, sie soll dir auf mein Wort hin nichts schaden. Auf dein Wort hin, erwiderte der Jüngling, wer bist du? und sah mich steif an. — Ich nahm seine Hand und schlug mit meiner Rechten den ländlichen Handschlag, der, wenn das Auge ruhig, heiter und freundlich Unschuld strahlt, von denen verstanden wird, die ihn auch geben können. Mein Mann verstand ihn und ward vollkommen ruhig. Dir kann ich trauen und glauben, du bist wie unser einer, antwortete der Edle.

Ich schied von ihm weg, der Jüngling pflügte seinen Acker, und ich hörte ihn von ferne ein Loblied singen dem Allerhöchsten.

No. 20. (16. 5.) S. 305—320.

---

*3. Von den innern Triebfedern der Kriminalgesetzgebung und ihrer Handhabung.

Ihr Töchter der Edlen und ihr Frauen der Männer, die sitzen und richten über Leben und Tod, ich muß mich hoffentlich bei euch nicht entschuldigen, daß ich meine Materie fortsetze; aber ihr Edlen, erlaubt mir, daß ich euch bitte, gebt euren Männern und euren Brüdern dies und ein paar folgende Blätter nicht in die Hände, bis ihr sie gelesen und lasset sie nicht allein reden und richten über ihren Inhalt. Sie mögen die Gesetze kennen: ihr kennt den Menschen und die Sache, die wir untersuchen, fordert eure Kenntnisse wohl so sehr, als die Kenntnisse des Hutes. —

Forsetzung von Arners Gutachten.

Freilich war von Berg unter denjenigen, welche die rohere Art mit den Gefangenen umzugehen billigen, weitaus derjenige, der den Gegenstand von der edelsten und großmütigsten Seite ansah, sowie von Till auch weitaus der schlimmste, unvernünftigste und boshafteste von denen war, unter deren Händen diese Grundsätze Elend und Jammer

über das arme Volk der Gefangenen verhängen. Aber wenn ich die ganze Zwischenlienie vom von Till hinauf bis zum von Berg ins Auge fasse, nämlich die ganze Reihe aller, welche harte Gefängnisse und Pein und Marter über die Gefangenen verhängen, so ist von der untersten Tiefe eines von Till hinauf bis zum ersten Edlen kein Punkt da, auf welchem ich mit Ruhe stehen und denken könnte, es hat hier mit diesen Grundsätzen keine Gefahr; der einzige von Berg ist es, von dem ich's denke und von dem ich es von Herzen sage; im ganzen Großen empfinde ich unaussprechlich, daß diese rohe alte Manier für die Leidenden, für ihre Richter und für die ganze Menschheit höchst gefährlich ist.

Aber die endliche Entscheidung der vorliegenden Frage führt ohne weiteres zu den ersten inneren allgemeinen Triebfedern des Gouvernements, der Gesetzgebung und der Polizei hinauf, und in dieser Hinsicht ist der Gesichtspunkt, in welchem von Berg den Gegenstand ansieht, höchst wichtig, denn es ist sicher, daß es von der mehr oder mindern Güte oder Schwäche der höheren Stufen der Gesetzgebung abhängt, wie weit man mit den Gefangenen ohne Nachteil des Staates allgemein schonend und menschlich umgehen könne oder nicht. Immer ist es die mehr oder mindere Wichtigkeit des Geständnisses der Verbrecher, welches die mehr oder mindere Rohheit der Gesetze gegen die Gefangenen veranlaßt, erlaubt und notwendig macht.

Diese Wichtigkeit aber ist einerseits auf den Verbrecher, andrerseits auf den Staat, der ihn gefangen setzt, relativ. Unumgänglich notwendig ist das Geständnis des Verbrechers nur in zwei Fällen: erstlich, wo Todesstrafen über den Verbrecher ein unwiderbringliches Unrecht verhängen würden, wenn man sich in der Präsumtion, daß er überwiesen, irrte, welche menschliche Schwachheit wahrlich erleuchteten Tribunalen begegnen kann, wie unerleuchteten. Zweitens ist dieses Geständnis unumgänglich nötig, wo nahe dringende Umstände zeigen, daß im Land durch Schonung der Gefangenen fortdauernde Verbrechen, an welchen die Gefangenen auch nur den entferntesten Anteil haben, die sie aber verhehlen wollen, zum öffentlichen Schaden Fuß fassen und ungehindert weiter greifen wollen.

Aber über diesen doppelten Gesichtspunkt ist unumgänglich zu bemerken, daß ein Staat die Todesstrafen immer als Zerstörung realer Kräfte anzusehen hat und folglich in jedem Fall verhüten muß, in welchem er den Zweck seiner Gesetzgebung auf eine minder schädliche Art erreichen kann; ferner, daß ein jeder Staat dieses in dem Grade kann, in welchem er durch den Vorschritt seiner Arbeitsamkeit, seiner gesicherten häuslichen Genießungen und seiner eingeschränkten Sitten beruhigten Wohlstand allgemein in allen Ständen verbreitet und durch eine auf diesen Wohlstand gegründete Ehrliebe und zu den Bedürfnissen der Nation hingelenkte Erleuchtung die Rohheit der alten Barbarei, die nur auf Blutgerüsten die Schauspiele fand, die bei ihr Eindruck machten, im Volk auslöscht, und so durch die Kraft einer festen, gegen die Anfänge der politischen Uebel stark wirkenden Gesetzgebung den Quellen der Verbrechen Einhalt thut.

Durch diese Weise und höhere Art, den Verbrechen Einhalt zu thun, werden natürlicher Weise die Todesstrafen in den weit mehreren Fällen unnotwendig und überflüssig, und die Gesetze, welche sie bestimmen, werden dann durch sich selber in ihr Grab sinken, wenn ihre Ausübung allgemein und auffallend dem Zweck ihrer Bestimmung nicht mehr entsprechen wird, und dann wird auch der Richter sich in die glückliche Lage versetzt sehen, bei zusammentreffenden irrführenden Umständen dem Angeklagten nie ein unwiderbringliches Unrecht zu thun.

Durch eben diese Verbrechen verhütende Gesetzgebung und Polizei werden ferner die Fälle, in welchen die Schonung der Gefangenen fortwirkende Gefahren über ein Land bringen, die ohne die Eingeständnisse der Gefangenen nicht leicht hintertrieben werden könnten, höchst unwahrscheinlich, und ich behaupte kühn, daß ein Land, in welchem die öffentliche Sicherheit gar viel von der rohen und harten Art, mit den gefangenen Verbrechern umzugehen, abhängt, ganz gewiß im Wesen seiner beruhigten Glückseligkeit, folglich seiner vollendeten Gesetzgebung, noch sehr weit zurück ist, es mag dann sonst in seinen Gala-Auftritten so aufgestutzt und aufgemutzt erscheinen, als es will.

Ew. Hochf. Durchl. erlauben mir, diesen Gesichtspunkt ein wenig zu verfolgen.

Gesetzgebung und Polizei müssen durch ihre Realwirkungen den Staat in den Stand stellen, ohne Gefahr schonend und menschlich gegen Verbrecher handeln zu können, und wo sie nicht so weit wirken, da muß man forschen, warum, und wo es fehle. Man muß immer trachten, von oben herab zu helfen, wo man mit einem auf tausende wirkt, und nicht ewig zurückstehen in der Armseligkeit, den Verbrecher-Wust nur in einzelnen Winkeln aufzuräumen.

Der Müßiggänger, wo er immer im Land ist, und Jedermann, der eine bürgerliche Verbrechen veranlassende Lebensart treibt oder Lebenswandel führt, alle Personen, welche von Unterdrückung, Gewaltthätigkeit, Brandschatzen und andern Sachen, welche das Menschenherz leicht hartherzig machen, ihr Brot haben, müssen dem Auge einer scharfen Polizei unterworfen und genau beobachtet werden; der Eintritt und Aufenthalt fremder im Land streifender Personen muß mit geschärften Bestrafungen erschwert und gehindert werden.

Alle Einwohner, deren Lebensart und Beruf ihnen geraden Weges nicht den Unterhalt, den sie genießen, und den Aufwand, den sie machen, verschaffen kann, müssen in beständiger Gefahr der schärfsten Untersuchungen über ihre Hausordnung und über ihre Erhaltungsweise stehen; der Müßigang muß als ein Staatsverbrechen angesehen und seine Beharrlichkeit als ein fortdauerndes Vergehen gegen die Sicherheit des Landes bestraft werden.

Der gesicherte häusliche Wohlstand ist der Lohn und Gegensatz der vielen Opfer, welche der Bürger besonders in polizierten Staaten den allgemeinen Verhältnissen seines Vaterlandes zu bringen, ich weiß nicht, ob ich sagen soll, gezwungen wird, oder schuldig ist; aber ich

segne das Land, wo er von Herzen fühlt, daß er es schuldig ist. Immer aber ist, diesen häuslichen Wohlstand bei Arbeit und Ordnung Jedermann im Land sicher zu stellen, der oberste Zweck der Gesetzgebung und Polizei und die Basis, worauf eine jede weise Staatskunst ihre Aussichten zur Beförderung der wahren Größe des Reichs und des öffentlichen Wohlstandes gründet und gründen muß, und darum müssen auch alle minder wichtigen Gesichtspunkte und Staatsbedürfnisse diesem obersten untergeordnet werden.

Ich zähle es unter die vorzüglichen Glückseligkeiten meines Lebens, daß ich hier fortfahren und in diesem Gutachten an meinen Landesherrn unverholen und ohne einiges Bedenken heraus sagen darf, die Grundsätze bei Eintreibung der Staats-Revenüen, die Kriegsgesetze, die Form und Wirkung des Militärs, die Grundsätze der Justizkammern, die Rechte der Herrschaftsherren, der Unterbeamten, der Schreiber, der Advokaten, die Vorzüge des Adels, der Einfluß der Geistlichkeit und des Hofes, kurz alle größeren und kleineren Triebfedern der Macht und der Regierung müssen dahin wirken, den großen Endzweck der Gesetzgebung, den Genuß eines reinen, gesicherten häuslichen Wohlstandes, der auf die Erfüllung seiner Pflichten, auf Thätigkeit und Fleiß, Genügsamkeit und Treu sich gründet, allem Volk aus allen Ständen sicher zu stellen. Und diese Unterordnung aller Privatverhältnisse und mindern Staatsbedürfnisse unter dieses oberste und erste ist wahrlich das einige wahre Mittel, den Quellen der Unordnungen, welche die Verbrechen erzeugen, Einhalt zu thun, und wo die Gesetze des Staats oder die Willkür der Regenten dieses erste Bedürfnis des gesellschaftlichen Lebens unbefriedigt lassen, da ist's dann unmöglich, daran zu denken, die Gefangenen mit Schonung zu behandeln, deren Thaten in allen Ecken wie mit Absicht genährt und gepflanzt werden, und bis soweit bin ich ganz von der Meinung von Bergs, wo Rohheit, Gesetzlosigkeit und Verbrechergeist allgemein im Land sind, wo sie hoch oben, im Geist der Gesetzgebung und in den Sitten der Beamten rc. Nahrung finden und das Volk nicht durch die verschiedenen Staatstriebräder zum ruhigen Genuß seiner Naturrechte und zur sanften Empfindung des Glücks seiner Menschlichkeit empor gehoben wird, da ist es bloße affektierte Empfindelei, mit den Gefangenen, die man so zu sagen in ihre Bande und Ketten gelockt und gepfiffen, mit schöngeisterischen Verzierungen Parade zu machen. Wahre Menschlichkeit und Schonung in der Art, mit den Gefangnen umzugehen, hängt mit dem Grad der Menschlichkeit, Schonung und Volkserhebung, die im ganzen Geist der Staatsverfassung herrscht, zusammen; und sie ist nach Maßgabe der Weisheit, Kraft und Ordnung der das Hausglück der Völker bestimmenden und leitenden gesetzgeberischen Gewalt groß oder klein. Der Staat, der Verbrecher fürchten muß, kann Verbrecher nicht schonen; nur da, wo Krankheiten nicht für gefährlich ansteckend gehalten werden, kann man die einzelnen Kranken mit ganzer Sorgfalt und Schonung behandeln, aber wo Lage und Luft, Umstände,

Diät und Sitten sämtlich zusammen stimmen, eine allgemeine Ansteckung besorgen zu machen, da muß auch eine weise und fromme Regierung oft unaussprechlich harte Verfügungen gegen die einzelnen Kranken treffen, und dieser Umstand ist's wahrlich auch, der das Schicksal der Gefangenen in der Hand des weisesten und besten Richters hart und elend machen kann.

Der große Punkt, Verbrecher menschlich behandeln zu dürfen, hängt also offenbar von der innern Ordnung, Kraft und Weisheit der Staatsgesetze und ihrer Verwaltung ab, und wenn Ew. Durchl. fortfahren, wie bisher, dem Aussaugen, dem Uebervorteilen, kurz aller Unordnung und Gewaltthätigkeit, die so allgemein die Quellen der meisten Verbrechen sind, Einhalt zu thun und Ordnung, reine häusliche Freuden und frohen Lebensgenuß in allem Volk zu verbreiten, so werden E. Hochf. Durchl. von selbst die Mittel gefunden und ausgeführt haben, welche die Richter ihres Landes in den Fall setzen werden, ohne Gefahr für den Staat die Gefangenen mit ausgezeichneter Schonung zu behandeln. Allenthalben muß sich der Gesetzgeber und Richter in Bestimmung des vorliegenden Gegenstandes nach den bestimmten Umständen seines Lokals und den größten Bedürfnissen desselben richten. Immer sollte freilich die Freiheit des nicht überwiesenen Menschen gesichert und nur der Verbrecher gebunden werden, aber das ist nicht möglich, als nur da, wo der Verdächtige auch beobachtet, der Lasterhafte verachtet, der Zweideutige hintan gesetzt, und der niederste Unterthan vor den Eingriffen des obersten sicher beschützt ist, und immer muß die Gefangenschaft in dem Grad dem Volk ein Gegenstand des Abscheues bleiben, in welchem seine Rohheit fordert, daß es durch Abscheu und Furcht geleitet werde. Fremdes Gauner-, Bettel- und Strolchenvolk kann ich kaum von der Notwendigkeit, durch ekelhafte dunkle Löcher und harte körperliche Strafen vom Eintritt ins Land abzuschrecken, lossprechen; vom einheimischen Volk können alle Personen, die nur in einzelnen Thaten gefehlt haben, ohne Nachteil in Gefangenschaften, die ihnen keine weitern Unannehmlichkeiten verursachen, verwahrt werden; aber Leute, deren Verbrechen nicht eine einzelne Handlung, sondern eine Land und Leute verheerende Reihe von Thaten, die weit und breit langes dauerndes Elend um sich her verbreitet; Leute, die mit ihrem Leben, das ist mit dem ganzen Geist und Ton ihrer Sitten und ihres Wandels Elend, Not und Jammer um sich her verbreiten; Leute, die ihr eigen Fleisch und Blut mit ihrem Müßigang, mit ihrem Umherstreifen, mit ihrem Strolchen- und Spielerleben vernachläßigt, zugrund gerichtet und verheert, und so auch ihre Kinder zu Verbrechern gegen den Staat gebildet, wie sie sind; Leute, die obrigkeitliche Gewalt und Ansehn anhaltend zur Unterdrückung ihres ärmern und schwächern Mitunterthanen mißbrauchen und so die Hartherzigkeit ihrer Schelmenstreiche und Blutsaugereien unter einem Mantel bedecken, der allem Volk das unverdächtigste Zeichen der gewissenhaftesten Treu und der heiligsten Gerechtigkeit sein

sollte; alle Personen, die in ihrem vorzüglichern Reichtum in der Art ihrer Berufe und Gewerbe Mittel und Wege gefunden, anhaltend sich landsbedrückender Verbrechen schuldig zu machen, scheinen mir imfall zu sein, durch tiefe und harte Umstände in ihrer Gefangenschaft zum Gefühl gebracht zu werden, daß mit Recht ein unbarmherziges Gericht über den ergehen soll, der nicht Barmherzigkeit geübt, und ich mache mir kein Bedenken, zu urteilen, die Gefangenschaftsart von Leuten, deren Leben anhaltende Hartherzigkeit voraussetzt und die durch Erstickung alles Gefühls von Schonung, Menschlichkeit und Liebe ihre Lagen, Berufe und vorzüglichen Kräfte ihrem Nebenmenschen gleichsam zur Qual und Marter gebraucht haben, müsse beängstigend und hart sein; hingegen die Gefangenen, die blos einzelner Handlungen schuldig, welche die Gesetze als Verbrechen bestimmen, dabei aber nicht durch die ganze Macht eines Herz und Seel verderbenden Lebenswandels unempfindlich worden, diese können nach meinem Urteil mit Schonung behandelt werden und ihre Gefangenschaft darf auf keine Weise etwas unnötig Plaghaftes und Beängstigendes mit sich bringen.

Nach Festsetzung dieses Unterschieds scheinen mir dann folgende Regeln notwendig.

Das Entsetzen, welches die Gefangenschaft auf Verbrecher von der ersten Art bringen soll, muß unerbittlich alle Personen treffen, die imfall sind.

Je größer, je mächtiger, je sittenverheerender, je menschenbedrückender der Gefangene gehandelt, je länger, je anhaltender, je unbarmherziger er seine Nebenmenschen geplagt, desto gewisser, desto anhaltender, desto Leib und Seel erschütternder soll seine Gefangenschaft sein.

Die Untersuchungsart der Verbrechen dieser Art Gefangener soll in hohem Grad erniedrigend, kränkend, ja selbst schmerzhaft sein, nicht Marter, die ihre Körper erschöpfen, aber Streiche, Ruten, Schande, Hunger, schlechtes Essen, wenn dieses wahrscheinlich zu Entdeckungen führt, die ihre Fehler zumteil wieder gut machen könnten, kann man unmöglich ganz abraten, — doch scheint es notwendig, noch diese Regel beizufügen, daß hier nichts Willkürliches bleibe, sondern dem grausamsten und hartherzigsten Verbrecher sicher auch das schlechteste Essen und das härteste Lager zuerkannt werde.

Das Gefängnis war im Geist unsrer Alten Strafe, und es scheint mir täglich mehr aufzufallen, daß es der rohern Klasse Verbrecher Strafe bleiben müsse.

Von dieser Tiefe in der Behandlung der abscheulichsten und verworfensten Menschen muß man dann hinauf steigen zu besserer Behandlung der weniger verabscheuenswürdigen Gefangenen bis zum sanften Schonen der verführten Unschuld, des überraschten Fehlers, auch wenn diese in Handlungen ausgebrochen, welche der Richter im Land selbst mit dem Tod bestrafen muß.

Aus diesem Unterschied fließt dann sehr natürlich der Grundsatz: Die Gesetze müssen die Behandlungen der Gefangenen in die Hand der

edelsten, unabhängendsten und erleuchtetsten Männer legen; zweitens, die Kriminalrichter und Inquisitoren müssen nicht leicht abgeändert werden; — drittens, die Gesetze, wie die Gefangenen sollen behandelt werden, müssen bestimmt, deutlich und höchst bindend sein. — Weiter glaube ich, Inquisitions-Richter müssen, um körperliches Leiden oder dem ersten Grad der Marter über einen Gefangenen zu erkennen, immer einhellig sein; die höhern Grade der Marter aber werden nach Maßgabe, daß es möglich, die Todesstrafen immer mehr einzuschränken, nach und nach täglich mehr unthunlich und überflüssig werden und ohne auffallendes Bedürfnis der Lokalumstände eines Staats ist und bleibt eine jede härtere peinliche Frage eine unverantwortliche Unmenschlichkeit gegen den armen schwachen Gefangenen.

Auch sollen alle Personen im Land, welche Interesse am Geständnis der Verbrecher haben können, von allem Einfluß auf die Behandlungsart der Gefangenen entfernt werden.

Alle Geldinteressen, welche Partikulare vom Verbrechen und ihrem Geständnis haben möchten, müssen aufhören, denn hier liegt vielleicht der Mittelpunkt der meisten Abscheulichkeiten, um deren willen Europa das Schicksal des Gefangenen allgemein aufmerksam macht. Die Nüancen von der abscheulichen Rohheit eines von Tills bis zum hohen reinen Adel von Bergs lassen uns Stufengrade von Hartherzigkeit und Unmenschlichkeit bemerken, die fast zahllos sein können, aber sämtlich haben sie alle ihre Quellen in den Revenuen der Stände, welche von den Lastern ihrer Nebenmenschen und von ihrer Behandlungsart Nutzen zu ziehn sich erkühnt haben. Aber alle Privatanmaßungen, die Fehler der Menschen zum Opferstock seines Hauses zu machen, sind sicher landsverderblich und fruchten zu nichts, als daß sie die Fehler pflanzen, die sie zu bestrafen scheinen.

Der Verbrecher im Land ist im eigentlichen Verstand durch sein Verbrechen in die Hand des Landesfürsten gefallen und soll daher im ganzen Verstand des Wortes mit des Fürsten Hand und unter des Fürsten Aug' und von Personen, welche hier im allerwenigsten Partikular-Interesse und Gesichtspunkte haben können, behandelt werden.

Ich weiß wohl, wohin dieser Grundsatz führt und wie viel Interesse sich dagegen verbindet; aber ich weiß auch, daß ohne seine Befolgung niemals eine allgemein gerechte Behandlung der Gefangenen möglich, und ich halte die Anmaßungen, eigenmächtig über Galgen und Rad disponieren, für eine dem echten Edlen unwürdige Liebhaberei, und wenn er unter einem Fürsten lebt, der eine weisere, menschlichere, und kräftigere Gesetzgebung wirksam machen will, als der Edelmann auf seiner Herrschaft einzuführen nicht in der Lage sein kann, so scheint er mir um so mehr schuldig, dem Vorschritt der Menschlichkeit seines Fürsten Hand zu bieten, als eben die mißverstandenen Vorrechte des Adels und kleiner Orte bis jetzt Millionen Gefangene in Hände von Menschen geworfen, die um ihrer Schwäche und Kleinheit willen in

Ewigkeit sich nie von der Notwendigkeit der Folter und des Rads werden befreien können.

No. 21. (23. 5.) S. 321—346.

*4. Die wahre Staatsweisheit in Behandlung der Gefangenen.

Der wahre hohe Fürstensinn schenkt von seinen Rechten am wenigsten die hin, welche ihm nichts eintragen; und die Schicksale über das Volk der Gefangenen selbst zu bestimmen, um Schonung und Menschlichkeit und empor hebende Gnade einer Klasse Leuten angedeihen zu lassen, welcher sonst Niemand ohne Gefahr des Staates Schonung und Gnade erweisen kann, soll in dieser Absicht notwendig als ein vorzügliches Recht eines jeden Thrones, auf dem ein Mensch sitzt, angesehen werden, indem das Gefühl edler menschlicher Thaten ewig die höchste Wonne der Sterblichen sein und bleiben wird, und es ist sicher nicht die niederste Fürstentugend, wenn er auch beim Schicksal des Gefangenen findet, daß seine Krone leidet, wenn eine unrechtmäßige Gewalt gegen das letzte Kind seines Reichs die Hand der Macht ausstreckt, und daß jeder den allgemeinen Bedürfnissen des Reichs zuwider laufende Gebrauch der Gewalt unrechtmäßig, und jede den öffentlichen Zweck der Gerechtigkeit verfehlende Härte gegen einen Menschen ungerecht ist.

Ich schreite weiter. — Die Behandlung der Gefangenen gehört mit zu den Mitteln des Staats, den Quellen der Verbrechen Einhalt zu thun, und hier liegt der eigentliche Mittelpunkt der Richtschnur aller Grundsätze der wahren und ausführbaren Menschlichkeit in der Behandlungsweise der Gefangenen, und die Grundursache der folgenden Regeln, welche ich über diesen Gegenstand für wahr halte:

1. Man muß die Verbrecher ungebessert nicht leicht wieder in Freiheit lassen; ihre Gefangenschaft und Strafe muß Rückruf zu einer Lebensart sein, die ihrer Natur nach den innern Quellen ihrer Verbrechen entgegen arbeitet, und auch nach ihrer Entlassung müssen sie weit mehr und genauer unter der Aufsicht des Staates bleiben, als alle unverdächtigen Einwohner des Staats; allenthalben muß man den Oberamtsleuten detaillierte jährliche Rechenschaft von ihrem ganzen Betragen, ihrer Unterhaltungsweise und ihrer Hausordnung ablegen und diese müssen die ersten Spuren der sich wieder erneuernden Ursachen ihrer Verbrechen an die oberen Justizgerichte schleunigst einberichten.

2. Bestrafte und wieder frei gelassene Verbrecher müssen durch ausgezeichnete Besserung und durch verdienstvolles Verhalten wieder gänzlich hergestellt und zu den öffentlichen Ehren ihres Standes fähig gemacht werden.

3. Man muß keine Gefangenen aus den Händen der Gerechtigkeit lassen, ohne auf das sorgfältigste zu versuchen, durch sie den Quellen ihrer Verbrechen im allgemeinen nachzuspüren und von ihnen selber Handbietung und Anleitung zu suchen, denselben Einhalt zu thun.

4. Ohne höchst dringende Staatsbedürfnisse muß Niemand für hundert und ein Jahr eingesperrt werden; Hoffnung auf Erlösung muß bei allen Gefangenen die Grundtriebe der Ehre, der Selbstliebe und der Menschenliebe wieder entwickeln, die sie bei ihrem lasterhaften Leben geschwächt und verloren; sie müssen im Leiden ihres Zustandes zum Gefühl gebracht werden, daß sie auch noch jetzt zu etwas gutem brauchbar, und daß ein rechtschaffenes gutes Betragen ihnen auch in ihrem gegenwärtigen Zustand heilsam und nützlich ist.

5. Deshalb müssen alle Gefängnisse und Zuchthäuser auf einen Fuß gesetzt werden, der dem Endzweck, die Gefangenen zum Gefühl ihrer Pflichten und alles dessen, was schön, edel und gut ist, zurück zu führen, angemessen ist.

6. Die Kinder der Verbrecher müssen sämtlich, bis der Staat der Besserung ihrer Sitten versichert ist, ihnen entrissen und unter der Aufsicht des Staats erzogen werden, denn der Geist der Verbrechen vervielfältigt sich im Leben der Kinder, welche von ungebesserten Verbrechern erzogen werden.

Das sind die Hauptgesichtspunkte und Hauptgrundsätze, nach welchen ein Fürst den Gefangenen auf eine weise und gerechte Art Schonung und Gnade erteilen kann und zu erteilen suchen soll; und wo einmal in einem Reich so ein edler, weiser und menschlicher, den Verbrechen entgegen wirkender Geist der Gesetzgebung und Macht auch in diesem Punkt herrscht, so ist dann alles übrige, was in der Behandlung der Gefangenen etwa noch zufällig sein mag, gar nicht mehr so wichtig, und wo man im großen und ganzen auf diesem Punkt steht, da hat es dann sicher nichts zu bedeuten, wenn etwa ein lebhafter Richter einem rohen Buben mit scharfen Rutenstreichen das Leugnen und Spitzbuben-Ausflüchten schwer macht.

Wenn die Todesstrafen einmal abgeschafft oder genugsam eingeschränkt sein werden, so wird der Grund des Leugnens in den meisten Fällen gehoben, und dann werden die berührten Grundsätze, mit den Gefangenen umzugehen, natürlich dahin führen, daß diese im ganzen Ton ihrer Umstände fühlen werden, daß ihr Geständnis und ihre eigene Mitwirkung, das Böse, das sie verursacht, selbst wieder gut zu machen, das vorzüglichste und sicherste Mittel sei, ihre Umstände zu erleichtern und angenehmer zu machen.

Diese Grundsätze aber führen dann zur ganzen Umänderung des Aeußerlichen der Gefängnishäuser. Lange Gefangenschaften werden auf diese Weise unumgänglich nötig, aber sie können nicht enge Winkel bleiben. Der Gefangene muß arbeiten können, er muß Atem schöpfen, Luft genießen, er muß Rechtthun, Fleiß, Anstelligkeit, Einsichten 2c. zeigen können; es ist nötig, daß man aus seinem Thun abstrahieren könne, wozu er brauchbar, denn auf diese Kenntnis allein kann ein wahrhaft weises, dem Staat nützliches Urteil über den Gefangenen gegründet werden. Große weitläufige Festungen sind die Oerter, in welchen allein eine große Anzahl gefangene Menschen menschlich und

zweckmäßig behandelt werden können. Die Verbrecher sind oft und viel Leute von den größten Anlagen, und wenn ich je in meinem Leben von einer Erfahrung mit Sicherheit und mit vielseitiger Gewißheit durch und durch überzeugt worden, so ist es von dieser, daß selbst in der niedersten Klasse von Menschen die Verbrechen und Thaten der Gefangenen fast immer mit den wichtigsten und verborgensten Staatsgebrechen tief verflochten und verbunden sind. Daher kann es nicht anders sein, als daß ihre Geschichte, wenn sie vom Menschenkenner und Staatsmann bis auf die ersten Quellen der Sitten und Angewöhnungen, die durch unmerkliche Gradationen sie zu ihren Verbrechen geleitet, genau und sorgfältig erforscht würden, dieses zu den wichtigsten Staatsbedürfnissen, besonders in Beziehung der Nationalsittlichkeit, Licht und Aufschlüsse geben müßte, und ich bin gewiß, daß ein oder zwei paar erleuchtete und zu diesem Endzweck besoldete Männer, die zu aller Freiheit im Nachforschen und Rapportgeben berechtiget und befelchnet (beauftragt) wären, in einem Jahr Wahrheiten vor den Thron bringen würden, die ungeachtet ihrer höchsten Importanz für den Nationalwohlstand sonst demselben noch Jahrhunderte verborgen geblieben wären.

Ich verlasse diesen Gesichtspunkt und wende mich auf eine andere Seite. So ungerecht die Vorteile sind, welche Partikulare von den Verbrechen ihrer Mitmenschen ziehen, so unanständig ist es, wenn selbst ein Landesfürst den Zustand der Gefangenen zu seinem Nutzen und Vorteil einzulenken klein genug denkt. So wichtig die Vergütung des Schadens, den ihre Verbrechen angerichtet, so unmöglich ist diese Wiedererstattung, ohne daß der Staat selbst sie in die Lage setzt und zu den Kräften empor hebt, in welchen sie auch nur des Gedankens und des Wunsches, diese Erstattung nach ihren Kräften leisten zu können, fähig werden können.

Die Verbrecher unerlesen, ungesondert nach den Kolonien einzupacken, sie in Freicorps zu stecken und an Karren zu öffentlichen Arbeiten anzuschmieden ohne die geringsten Einrichtungen, ihre ungleichen Kräfte so zu brauchen, daß sie an Leib und Seel versorgt und ihre sittliche Verdorbenheit durch empor hebende Leitung gebessert, ist ganz gewiß für die Nationalsittlichkeit und den vorzüglichen Endzweck der Gesetzgebung ein gar viel schlechteres Verfahren, als die kurze alte Todesstrafe. „Der Hund ist doch so auch noch zu etwas gut,“ sagt freilich das Hofdienstenvolk vom gemeinen Schrot allenthalben gar bald, aber es ist eben schlimm, daß dieses Volk auch fast allenthalben gemeiniglich gar viel besser Hunde brauchen, als Menschen bilden kann. Dem sei, wie ihm wolle, so ist sicher, ohne Anstalten, die Verbrecher wieder zu einem sittlichen braven Leben empor zu bilden, ist keine menschliche Behandlung der Gefangenen möglich, und was man, ohne sich an diesem Hauptgesichtspunkt festzuhalten, sonst etwa künstelt, ist meistens Rodamontade (Prahlerei) und langt nirgend hin.

Wenn dann aber so offenbar auffällt, daß die sittliche Verbesserung der Verbrecher der erste Gesichtspunkt eines Staates sein muß,

welcher den innern Quellen der Verbrechen Einhalt thun will, so ist eben so unumgänglich nötig, daß die Fürsten die Natur der Anstalten kennen, welche diesem vorzüglichen Endzweck aller Strafgesetzbung entsprechen mögen; diese zu erforschen, muß man sehr verschiedene Gesichtspunkte ins Auge fassen. Man muß den Unterschied der Gefangenen mit allem Detail ihrer Umstände bemerken, man muß sein Auge auf ihre Bedürfnisse, ihre Kenntnisse, ihre Fertigkeiten, auf die Natur ihrer besondern Fehler, auf ihre gewohnte alte Lebensmanier rc. werfen, und man darf nicht daran sinnen, eine große Anzahl Gefangene, bei welchen man eine wahrhafte sittliche Besserung und ihre eigene Mitwirkung zur Hemmung der Quellen ihrer Fehler bewirken will, auf einen gleichen Fuß zu behandeln; es müssen unumgänglich nach der Verschiedenheit dieser Personen Mittel und Wege da sein, sie ungleich und einen jeden wenigstens in den Hauptsachen, den Bedürfnissen seiner besondern Lage gemäß zu versorgen.

Dieser Begriff scheint im Anfang über die Maßen schwierig und zu Unordnungen und Verwirrungen hinlenkend, aber er ist es nicht mehr so sehr, wenn man das Ideal meiner Behauptungen bis in sein Detail verfolgt. Es ist wahr, es setzt voraus, daß die Gefangenen immer von einem sehr weisen und geübten Tribunal behandelt werden müssen: er setzt ferner voraus, daß die Glieder dieses Tribunals Kenntnisse mit einander verbunden besitzen, welche man freilich oft nicht bei einander verbunden antrifft, z. B. Kenntnis des Menschen im niedern Stand, verbunden mit tiefen Einsichten in den Einfluß und den Zusammenhang, den die Quellen der Verbrechen mit der Gesetzgebung und dem allgemeinen Zustand des Staats haben; item Kenntnisse der verschiedenen Berufsarten, bei denen gemeine Menschen ihr Brot gewinnen können, verbunden mit den Kenntnissen der größeren Oekonomie öffentlicher Anstalten.

Ich kann aber das Eigentliche der Schwierigkeiten und Vorteile des Ideals, wie's mich dünkt, nicht besser entwickeln, als wenn ich mich auf einige Details seiner Grundsätze und Endzwecke einlasse. Man muß vor allem annehmen, daß die Gefangenen und Verurteilten Menschen seien, mit allen Anlagen, Leidenschaften, Vorurteilen, Gewohnheiten und Anhänglichkeiten begabt und beladen, wie alle andern Leute, und daß daher kein verderblicherer Irrtum sein könne, als die Verbrecher nicht mehr mit der Art und Weise und dem Ton, mit dem man den übrigen Menschen ans Herz zu kommen gewohnt ist, regieren und leiten zu wollen. Gefängnis, Zucht- und Arbeitshaus ist nichts anderes und soll nichts anderes sein, als rückführende Schule des verirrten Menschen in die Bahn und den Zustand, in welchem er gewesen wäre ohne seine Verirrung; deshalb müssen diese Häuser alle den allgemeinen Bedürfnissen des Menschenherzens, wenn selbiges zu allem Guten zurückgeführt werden soll, angemessen sein und im ganzen ihres Tons den Bedürfnissen dieses wesentlichen Endzwecks der Sache selber entsprechen.

So wie die Gefängnisse am besten im freien Raum einer Festung zu etablieren, so fordern Zucht- und Arbeitshäuser noch viel mehr diesen freien weiten Raum. Der lange versicherte Aufenthalt der verurteilten Verbrecher muß in aller Absicht geschickt sein, die Kräfte des Leibes und der Seele zu stärken, Gemütsruhe, Zufriedenheit, Erquickungsstunden, Unterschied im Grad der Freiheit und der Lebensgenießungen nach Maßgabe ihres Verhaltens, Genuß der Folgen einer voreifernden Thätigkeit, Anstellung und Ordnung, kurz Belohnungen guter Sitten und wohlangewandter Kräfte und Kenntnisse müssen in dieser Wohnung der Trauer dem elenden Gefangenen gesichert sein, wie sie allen Menschen, die man in Ordnung halten und zu guten Sitten emporheben will, versichert sein müssen; besonders müssen diesen Unglücklichen solche Handlungen, welche große Fertigkeiten in der Ueberwindung derjenigen Fehler zeigen, welche die näheren Ursachen ihrer Verbrechen waren, wohl belohnt und zu Quellen ihres Glücks und der Erfüllung ihrer Wünsche und ihrer sich bessernden Umstände gemacht werden. —

Um diese Endzwecke meiner Anstalt erreichen zu können, würde ich anraten, auf dieser Festung gar verschiedene Branchen bürgerlicher und ländlicher Gewerbsamkeit zu etablieren; alle freien Einwohner des Orts müßten gänzlich nur von der gemeinen erwerbenden Klasse des Volkes sein, welche in ihren verschiedenen Gewerben Nutzen von der Hilfe der Gefangenen ziehen könnten. Die Fähigkeit, mehrere derselben in seinem Beruf gebrauchen und erhalten zu können, wäre der Titel, durch den das Bürgerrecht des Orts sicher erhalten werden könnte. Diejenigen Einwohner, welche durch Rat und That die Verbesserung der Umstände der Gefangenen und ihre sittliche Emporhebung befördert; diejenigen, welche durch vorzügliche Einrichtung ihrer Gewerbe oder durch Etablierung neuer, dem Lokal und den Gefangenen besonders angemessener Erwerbungszweige sich um das Allgemeine des Instituts oder um viele einzelne Gefangene verdient gemacht, wären die einzigen Personen, welche der Regierung zur Wahl für die bürgerliche Ortsobrigkeit auf der Festung könnten vorgeschlagen werden.

Alle Gefangenen haben einige Wochen Zeit, alle Arten von Arbeitsamkeit, die auf der Festung etabliert wären, zu erforschen und ihre Fertigkeiten darin genugsam zu probieren, ehe sie sich zu einer entschließen, sie haben sogar die Freiheit, unter allen Meistern, welche Arbeiter brauchen, den Mann selber auszuwählen, unter dem sie zu stehen wünschen, und wenn sie ihr Brot durch eine Art von Arbeitsamkeit, die noch nicht auf der Festung eingeführt wäre, noch besser zu verdienen sich imstand zu sein glaubten, so muß man ihnen, im Fall sie die Werkzeuge und den rohen Stoff zur Hand bringen können, Freiheit hierin lassen; ja es könnte Fälle geben, wo die Direktion der Anstalt ihnen noch selber Vorschuß dazu anschaffen müßte.

Die freien Einwohner auf der Festung sind nicht privilegierte Fabriken, noch viel weniger fürstliche Gewerbe, sondern gemeine Arbeiter;

denn dieser gewinnt weit mehr an einer einzelnen Menschenhand, als große Fabrikanstalten und fürstliche Gewerbe. Daher kann der gemeine Handwerksmann und der kleine Gewerber einem einzelnen, oft auch zwei, drei und vier Gehilfen seiner Arbeit weit mehr zahlen und weit mehr Genuß zum Lohn geben, als der große Unternehmer. Aus diesen Gründen muß der Landesfürst zu diesem Endzweck vielerlei solcher wohlhabenden kleinen Arbeitsleute und Gewerber auf diesen Platz sich niederzulassen anfrischen, und dieses ist durch geringe Erleichterungen etwa im Holz oder in kleinen freien Gartenstücken oft unglaublich leicht, aber es ist unaussprechlich wichtig, daß man sich diesfalls nicht von blendenden Projekten großer oder sich groß wünschender und großmachender Kaufmannshäuser blenden lasse; diese Häuser menagieren die Leute, die ihnen arbeiten müssen, gemeiniglich gar nicht, und ihre Anstalten mangeln fast allgemein des menschenfreundlichen, seelerhebenden Tones, der im Innern der Wohnstube des gemeinen Arbeitsmanns sich so oft findet; die Menschen in den größeren Arbeitsanstalten stehen nie eigentlich unter dem Auge des die Arbeit, die Einsichten, die Anstelligkeit, die Treue und Redlichkeit des dienenden Arbeiters genießenden und folglich auch belohnenden Hausvaters.

Es sind in diesen Anstalten immer eine Menge Untergeordnete, Herrschaft und Meisterleute; alles wird hier so gewaltsam immer nur zum Vorteil dieser Ober- und Unterherrschaften zugeschnitten und eingelenkt. Das Verdienst, die Auszeichnung des einzelnen Arbeiters, verschwindet so ganz im großen Gewirr, und die Endzwecke wahrer reiner emporhebender Menschenbildung fallen im steifen Manöver der großen Maschine wie notwendig als eine untergeordnete Nebenabsicht beiseits und sind wenigstens ohne alle Zweideutigkeit unendlich schwerer zu erreichen, als wo die Gefangenen in viele einzelne kleine Haushaltungen verteilt, leicht mit dem wesentlichen Interesse der Hausväter bekannt und für sie weit sichtbarer Einfluß auf ihren Wohlstand haben können, wenn sie mit gutem Herzen, mit Anhänglichkeit und Fleiß alle ihre Kräfte dahin lenken. Und dann weiß der gemeine Mensch immer am besten mit seinesgleichen umzugehen; er wird dem Verbrecher, der ihm arbeitet, Dank wissen, wenn er ihm Dank schuldig, er wird ihm, wenn er es verdient, Freud und Liebe, Schonung und Erquickung im Schoße seiner Haushaltung auf eine Art genießen lassen, die ihm ans Herz gehen, ihn mit seinem Zustand versöhnen und leicht bessern kann. Dieses alles aber wird von den großen Gewerbsanstalten Niemand, der ihren Geist ein wenig kennt, auch nur von fern vermuten; hingegen umgekehrt wird auch kaum Jemand, der den gewohnten Ton fleißiger und in der Ordnung stehender gemeiner arbeitender Haushaltungen kennt, leicht behaupten, daß das, was ich Menschliches und Gutmütiges zum Vorteil meiner Gefangenen von diesen hoffe, nicht zu erwarten sei, besonders wenn man, wie billig, die Sorgfalt des Gouvernements für die Sitten des Lokals, deren unumgängliche Notwendigkeit ich schon bemerkt, hinzudenkt, und ich glaube, im Ganzen dieser zu-

sammengeleiteten Umstände und Verhältnisse sei es nicht zuviel, wenn ich sogar behaupte, es werde in dieser Lage mehreren verurteilten Gefangenen möglich sein, durch Anstrengung ihrer Kräfte sich in Umstände zu setzen, Weib und Kind selbst am Ort ihrer Gefangenschaft erhalten zu können. Dieses Ziel der Besserung der Gefangenen müßte aber freilich immer eine späte Belohnung einer geprüften Besserung und die erste Stufe der bald wieder zu erhaltenden Freiheit sein.

No. 22. (30. 5.) S. 347—362.

---

*5. Weitere Einrichtung der Gefangenenanstalten. Behandlung der Kinder der Gefangenen.

(Beschluß von Arners Gutachten.)

Es müßte freilich auf dieser Festung auch ein Haus sein, wo Verbrecher, die sich in Privathäusern nicht in Ordnung halten ließen, durch Strenge und Strafen zur Arbeit und zu einem ordentlichen thätigen Leben gezwungen werden könnten. Dieses Haus müßte den ganzen Air der tiefsten unberatensten Sklaverei tragen, um den Wunsch, aus demselben errettet und in Privatdienste genommen zu werden, bei den Gefangenen lebhaft zu erhalten; alle Gefangenen müßten sich einige Tage in diesem Hause aufhalten, um das Elend zu sehen, welches sie sich durch übles Verhalten in den Privatdiensten zuziehen würden; alle Bestrafungen der Privatdienstleute müßten der bürgerlichen Ortsobrigkeit der Festung überlassen werden.

Die freien Einwohner, welche Gefangene in ihren Diensten hätten, müßten monatlich Rechenschaft ihres Verhaltens ablegen, und auch die Gefangenen hätten monatlich ihren Schutz- und Rechtstag, wo sie mit ihren Beschwerden einlangen könnten, und es müßte ihnen bei rechtmäßigen Beschwerden gegen Jedermann, der ihnen Unrecht thäte, mit Ernst Hand geboten werden. Die freien Einwohner müßten schuldig sein, die Gefangenen auf eine Art zu behandeln, welche dem Vorteil und Gewinst, so sie aus ihrer Arbeit ziehen würden, gemäß sein würde; und ein Gefangener, der bei einem andern Meister bessern Lohn und bessere Umstände zu finden weiß, hat unter gewissen Bedingnissen die Freiheit, seinem alten Meister den Dienst aufzukünden. Gleichfalls wenn er etwas erdient und sich imstand glaubt, sein Brot für sich selbst zu verdienen, so muß er auch hiefür frei sein.

Der Umfang der Festung muß groß sein; die Gefangenen müssen ihre Gemüsgärten und ihre Erdäpfel selber pflanzen; es muß in der Festung Freiheit, Gewerbsamkeit, Anstelligkeit herrschen, welche Ueberfluß erzeugen, die Bedürfnisse wohlfeil machen und das ganze Ideal, welches jetzt so sehr ein Traumgesicht scheint, zur dauerhaftesten menschenfreundlichsten und sichersten Anstalt erheben wird.

Der Gebrauch des Geldes, auch des erdienten Geldes ist den Gefangenen nicht frei, sondern sie müssen genaue Rechenschaft ablegen,

und die freien Einwohner des Orts müssen auf das sorgfältigste gehindert werden, die Gefangenen durch Nachsicht in der Arbeit, oder durch Wein, oder durch irgend andere Arten von Ausschweifungen nicht zu verderben und so den wesentlichen Endzwecken ihrer Gefangenschaft entgegen zu handeln.

Ich muß wiederholen, die Gefangenen müssen unter einer sehr genauen Aufsicht in Beziehung auf ihre Sitten gehalten werden, und es ist wesentlich, daß sie aufs sorgfältigste gesondert und sehr selten viele bei einander gelassen werden; es müssen Männer als Lehrer auf der Festung angestellt werden, welche vorzügliche Fähigkeiten haben, mit dem Volk umzugehen und dem Endzweck des Instituts sowohl im allgemeinen, als in Beziehung auf die einzelnen Gefangenen zu entsprechen.

Aber ich kann unmöglich in mehrere Details hineingehen, ich begnüge mich, im allgemeinen die Gesichtspunkte eröffnet zu haben, bei deren Befolgung ein Fürst den wichtigen Endzweck, die Gefangenen wahrhaft menschlich zu behandeln, wird erreichen können oder vielmehr durch deren Befolgung er einerseits den Quellen der Verbrechen Einhalt thun, andrerseits die Personen der Verbrecher dem Staat als nützliche Mitglieder erhalten und überhaupt die öffentliche Sicherheit auf einen solchen Fuß setzen wird, daß er um dieser willen nicht genötigt wird, seine Verbrecher auch nicht einmal in der Untersuchungszeit mit unmenschlicher und unverdienter Härte leiden zu machen.

Ich berühre nur noch einen Gesichtspunkt, nämlich die Art und Weise, mit welcher ein Fürst an den Kindern der Gefangenen handeln soll. Ich sagte und wiederhole, diese Unglücklichen gehören unter die Aufsicht des Staates; und ich behaupte, sie sind in der Hand eines weisen Fürsten das sicherste Mittel, die innern Endzwecke der Strafgesetzgebung bei ihren Eltern zu erreichen; sie sind das Pfand, das der Staat in seiner Hand hat, die Herzen der Gefangenen aus dem Grund wieder herzustellen und sie zu allem Guten zurückzuführen. Man kann es nicht genug wiederholen, die Verbrecher sind Menschen und gewiß überhaupt nicht schwerer zu gewinnen, als andere Leute. Wenn wir sie in ihrem Personal ins Auge fassen und nicht immer im idealischen Allgemeinen, im Kabinett, in Akten und Piecen und in Vergleichung mit den Kunststücken unsrer Gesetzgebungen betrachten, so werden wir in ihnen fast immer nur den schwachen, verirrten, leidenschaftlichen Menschen vor uns finden, wie wir ihn täglich in glücklicheren Umständen an unserer Seite, an unserm Tisch, in unsern Kirchen, in unsern Komödien, auf unsern Rathäusern, in unsern Konventen, auf den Lehrstühlen, auf den Börsen, auf den Weibermärkten, auf den Musterplätzen, kurz, allenthalben antreffen, — und diese innere Gleichheit der Gefangenen mit dem großen Haufen der übrigen leidenschaftlichen und irrenden Menschheit ist in meinen Augen für den Gesetzgeber und Landesvater einer der vorzüglichsten Winke von der Notwendigkeit, die Verbrecher durch die Gefangenschaft und Strafe

wieder in den Zustand gebesserter und durch Erfahrung weiser gemachter Menschen emporzuheben. —

Ich stehe einen Augenblick bei diesem Gesichtspunkt still, ehe ich mich wieder zu den Kindern der Gefangenen hinlenke. Es ist dem leidenschaftlichen, verirrten, lasterhaften Menschen wie eigen, sich immer mit freilich oft irrigen Vorstellungen von großem Unrecht, das ihm geschehen, vom Unleidlichen seiner Verhältnisse und seiner Lage, von der Unbehelflichkeit und Not, in der er steckte, von der Verwirrung seiner Umstände, von den Versuchungen und der Veranlassung zu seinen Thaten zu entschuldigen; und ebenso beschönt sich auch das bürgerliche Verbrechen gegen die Landesgesetze vor sich selber; es verkennt die Gerechtigkeit und Güte der Obrigkeit, die den Lauf seiner eigensüchtigen Gelüste hemmt, und es entschuldigt auf eben die Art seine politischen Vergehungen. Wie der sittlich fehlerhafte, wird auch dieser in tausend Fällen glauben, er leide Unrecht, die Gesetze seien nur zum Schaden des gemeinen Mannes, sie schränkten seine Freiheit ungerecht ein, und die Obrigkeit sehe in allem gänzlich nur auf sich selber und verbiete alles nur um ihrer selber willen &c. Die Aeußerung dieser Grundsätze sowohl aus dem Mund der bestraften Verbrecher, als auch der geheimen noch unbestraften Teilhaber ihrer Gesinnungen und Thaten sind aber im hohen Grad landesgefährlich und untergraben die ersten Grundsäulen der Sittlichkeit und des Hausglücks der Völker; deshalb ist es höchst wichtig, bei den Verbrechern sowohl, als beim Volk den Eindruck dieser Urteile auszulöschen. Das Volk ist immer unaussprechlich leicht zu verführen, und es kann nicht bedauernswürdiger verführt werden, als wenn es die Verbrechen des Landes sogar mit der Ungerechtigkeit, dem Eigennutz und der Unmenschlichkeit seiner Obern mit Recht entschuldigen zu können glaubt, und folglich durch innern Unwillen und Erbitterung über seine Lage dazu verleitet wird, weshalb ein weiser Fürst es als ein Hauptbedürfnis des Staats ansieht, daß die Gefangenen und das zusehende und urteilende Volk von der Menschlichkeit der Getzgebung und der obern Gewalt überzeugt werden.

Auch in diesem Gesichtspunkt sind die Kinder der Gefangenen ein Pfand in der Hand des Fürsten, den Unglücklichen zu überzeugen, daß er in der Hand der Gerechtigkeit ist, und durch diese Ueberzeugung ihn wieder zur Rückkehr zu seinen Pflichten &c. empor zu heben. Wenn die besser erzognen Kinder der Gefangenen ihnen von Zeit zu Zeit vor Augen gestellt würden, wenn sie die Sorgfalt des Staats, sie zu allem Guten zu erziehen und ihre Fertigkeiten, ihr Brot mit Gott und Ehren verdienen zu können, sähen, wenn sie sähen, daß der Staat um ihrer Fehler willen doch ihren Kindern nicht Unrecht thut und sie nicht einmal unbesorgt wie verlorne Schafe in der Irre herumlaufen läßt, sondern väterlich ob ihnen wacht, wenn sie diese Kinder selbst in ihrer Gefangenschaft mit Thränen und Liebe in ihre Arme fallen sähen; wenn sie selbige sich ihnen mit Ehrerbietung

nahen und im Angesicht ihrer Lehrer ihnen Rechenschaft ablegen sähen — o Menschen! welche Verbrecherseele würde sich da nicht wieder erheben? Welcher Mensch würde nicht wünschen, sich wieder zu bessern, um wieder im Schoß seiner Familie ein redliches Leben führen zu können? Die Naturverhältnisse des Menschen sind ewig die Gewährleistung der Reinigkeit seiner Sitten und auch seiner bürgerlichen Tugend, darum sollen die Fürsten dieses Band immer mehr zu verengern suchen, und der arme Gefangene hat dieser landesväterlichen Vorsorge am vorzüglichsten nötig.

Ich muß über diesen Gesichtspunkt noch einige Bemerkungen machen. Es ist selten ein äußerst ausgezeichneter Grad von Hartherzigkeit, sondern es sind oft und viel, von sehr zufälligen Umständen abhängende Verführungen und selbst im Innern des Gouvernements liegende Fehler, Nachlässigkeiten, Unordnungen, Anmaßungen und Schwächen dasjenige, was die meisten Gefangenen in obrigkeitliche Bande bringt. Darum meine ich, sei die Behauptung bei weitem nicht zu kühn, daß die Gefangenen so gut als andere Klassen von Menschen zur Empfindung alles dessen, was schön, edel und gut ist, zurückgebracht werden können, und daß deshalb der Staat vorzügliche Sorgfalt tragen solle, die Empfindung der Naturverhältnisse zwischen ihnen und ihren Kindern rein und ungekränkt zu erhalten, um sie auch hierdurch von den Unordnungen wieder zurückzuführen, in welchen sie gelebt, und welche sie in ihre Fehler zu fallen verleitet.

Der Staat, der bürgerliche Verbrechen um des Beispiels willen straft, muß um seines Endzwecks willen fast immer gegen den Fehlenden härter handeln, als dieser zu verdienen glauben wird, dieser Staat aber soll dann billig durch seine Sorgfalt für die Kinder dieser unglücklichen Opfer der Gerechtigkeit die Verbrecher wieder mit sich selber versöhnen und den Eindruck des Unrechts, welches fast alle Gefangenen zu leiden glauben, dadurch bei ihnen wieder auslöschen. Die Gerechtigkeit muß wie ein weiser strafender Vater die gekränkte Seele des geschlagenen Kindes mit der besten Wohlthat, die in seiner Hand ist, wieder empor heben und an sein Herz bringen.

Diese Pflichten des Staats gegen die Kinder der Gefangenen fordern die genauste Aufmerksamkeit; die Ungleichheiten der Lage ihrer Bestimmung und ihrer Heimat lassen an keine allgemeine Erziehungsanstalt für sie denken, sie müssen am Ort ihrer väterlichen Wohnung und im Genuß ihres Eigentums und ihrer Rechte von ihren Verwandten und Mitbürgern zu einem Beruf und zu einer Lebensart erzogen werden, der ihren Personalumständen angemessen ist; aber der Staat muß eine ganz besondere Aufmerksamkeit darauf werfen, ob ihr Dorf, ihr Pfarrer, ihre Verwandten, ihr Amtmann die Pflichten die ihnen diesfalls obliegen, genau erfüllen, ihre Personen müssen dem Auge einer festen Oberaufsicht unterworfen, und an diese muß bis auf die Details ihrer Umstände und ihrer Bedürfnisse Rechenschaft abgestattet werden. Kurz, der Mangel elterlicher Auferziehung muß ihnen durch eine sicher gestellte Aufmerksamkeit des Staats ersetzt werden.

Es ist auch nicht darum, daß ich glaube, es wäre zu kostbar, warum ich nicht anrate, sie in hierzu bestimmten Waisenhäusern zu erziehen, ich rate dieses vielmehr darum nicht an, weil ich glaube, viele Kinder, deren Bestimmung und Lage äußerst verschieden ist, können fast gar nicht zusammen in einem Waisenhause wohl erzogen und zu ihrer ungleichen Personalbestimmung recht vorbereitet und angeführt werden. Darum allein schränkte ich die Pflichten des Staats gegen diese Elenden auf eine genaue aufmerksame Leitung ihrer Auferziehung in ihren ungleichen Geburtsorten ein, und ich kann mich nicht enthalten, noch eine Anmerkung über die Schwierigkeiten in öffentlichen Waisenhäusern, den Realbedürfnissen der Erziehung vieler gar ungleicher Kinder zu entsprechen, beizufügen. —

Leben zu lernen, ist der Endzweck aller Auferziehung; auf verschiedene Art leben zu müssen, ist das Schicksal der Menschheit, und es in seiner Lage nicht zu können und nicht recht gelernt zu haben, das größte Unglück aller Stände und besonders die Quelle eines bejammernswürdigen Zustandes für die niedere Klasse von Menschen; und in der Auferziehung des Menschen ist eben das eigene unterscheidende Besondere der Individuallage eines jeden Hauses und einer jeden Person das, was so zu sagen den Mittelpunkt ausmacht, um den sich der Geist einer guten Auferziehung immer drehen und kehren sollte. Bei Vater und Mutter, bei Haus und Hof steht dann das Kind recht eigentlich so in diesem Mittelpunkt der vorzüglichsten Erziehungslage; auch bei Nachbarn, Freunden, Verwandten und Dorfgenossen, bei Leuten von gleichem Stand, Beruf, Sitten, Kenntnissen &c. steht das Landkind noch immer vorzüglich. Im Waisenhaus hingegen tritt an den Platz der natürlichen Anhänglichkeit, der Lokalkenntnisse und Hausbrauchübung eine künstliche Führung; eine gekünstelte Ordnung verändert den Geist und die Fertigkeiten der Naturordnung, in welcher der gemeine Mensch in seiner Hütte gebildet wird. Steife Abmessung von Zeit und That, Verminderung des Gefühls der Haus- und Notbedürfnisse, welche die Kräfte des gemeinen Mannes so trefflich für ihn entwickeln, mechanische Fertigkeiten, Kunstübung ohne Kunstliebe, Thätigkeit ohne eignen Willen, ohne Bedürfnisse und ohne nahe Endzwecke &c. ist Geist der Schule, die das Waisenkind in öffentlichen Anstalten bildet. Es kann ein guter Künstler, ein guter Soldat, ein Geistlicher, ein Gelehrter werden, aber ein glücklicher gemeiner Mensch, biegsam und geschmeidig zu den allerlei abwechselnden Bedürfnissen kleiner Landhaushaltungen, das wird das öffentlich erzogene Kind nicht leicht werden. Die allzusteife Ordnung, die wesentlich in allen größern Anstalten herrschen muß, hemmt den Geist des Menschen. Einige dieser Kinder, die Genie und Fertigkeit haben, fallen dann freilich auf Künste und werden glücklich, andere schränken sich auf einförmige Handwerke ein, — auch diese können hierzu gut gebildet ausfallen, aber das Ganze und Große derselben wird gemeiniglich unglücklich, denn es ist unter zehn Menschen immer kaum einer, der nicht für sein ganzes Leben

Schaden nimmt, wenn in seiner Auferziehung die Entwicklung des freien, selbstsuchenden und biegsamen häuslichen Sinnes vernachlässigt worden. Es ist deshalb die Hausauferziehung des gemeinen Menschen für die ersten Bedürfnisse seines Lebens ein fast unersetzliches Ding.

Die Erfahrung bestätigt diese Bemerkung allgemein, und man findet allenthalben die Waisenhauskinder nicht genug in den Ton der gemeinen Haushaltungen hineingestimmt, und das heißt nach meinem Urteil für ihre Lage und ihre Umstände nicht wohl erzogen; es ist in allem ihrem Thun eine so kalte abgemessene eiferlose Ordnung, sie sind so unfähig, mehrere Sachen auf einmal im Kopf zu haben oder in die Hand zu nehmen; ihre Arbeit ist still ordentlich, gleichförmig und abgemessen, aber nirgend ist der Drang der eifernden, mit Herz und Seel teilnehmenden Thätigkeit, welchen die täglichen Bedürfnisse des häuslichen Lebens so einfach und natürlich entwickeln. Aus diesen Gründen ist es, warum ich für die Kinder der Gefangenen ganz und gar keine öffentliche Anstalt anrate, sondern blos auf eine feste Oberaufsicht über ihre zerstreute Auferziehung schließe, und das ist, mein Fürst, alles, was ich Ihren Befehlen gemäß in Beziehung auf die Behandlungsart der Gefangenen zu berichten meiner schuldigen Pflicht gemäß nicht ermangeln wollen. Möge es unter allem, was Ihre Edeln Ihnen vorschlagen werden, das wenigste sein, so bin ich, mein Fürst, in demjenigen Stück überwunden, in welchem ich zum Wohl Ihres Lands hundertmal überwunden zu werden mir es zur wahren Ehre achte.

Ich hoffe, wenn Ew. Durchlaucht die Aussprüche der Erfahrnern befolgen werden, so werden Sie dennoch auch die Sprache meiner jugendlicheren Unerfahrenheit nicht mißbilligen, sondern meinem Herzen Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn es etwa meinen ihm immer folgsamen Kopf allzusehr auf unausführbare Gesichtspunkte gelenkt.

No. 23. (6. 6.) S. 363–378.

XIX. An mein Vaterland!
1782.

(Dieses Stück findet sich, wie schon in der Einleitung bemerkt ist, auch in der Cotta'schen Gesamtausgabe, aber mit einigen Veränderungen, die hier angefügt werden.)

Zermalmet sind ihre Heere, ihre Schlösser sind abgebrochen und ihre Bollwerke stürzten hinunter in unsere Thäler, — der Streit ist entschieden.

Du bist frei!

so sprach am Triumphtag des Bundes Helvetiens Schutzgeist zu unsern Vätern.

Aber du wirst deine Freiheit nicht länger behalten, als du sie selbst deinem Volk so rein gönnest und lässest, als ich dir sie jetzt gebe,

das setzte der Schutzgeist dem ersten Wort der Verheißung mit drohendem Ernste bei, seine Stirne faltete sich und sein Aug' schien umwölkt bei diesem Wort.

Helvetiens Männer verstanden die warnende Gottheit und lebten Jahrhunderte in Bergen und Thälern wie Brüder.

Oft glimmte zwar auch ein Funke der Zwietracht, aber der Schutzgeist Helvetiens zerstreute ihn schnell, denn die Männer Helvetiens lebten wie Brüder, und die Kinder der Großen und Edeln gingen Hand in Hand und Arm an Arm mit den Kindern des gemeinen Mannes, der, weil er höchst gefreit ist, auch edel ist. Kein Eidgenoß sagte dem kleinern: „Du bist nicht meinesgleichen."

Unser Volk fürchtete Gott und liebte seine Oberkeit. Sie war das gute Kind des Schutzgeistes des Landes und die Pflegerin und Amme seiner Freiheit.

Unser Volk war männlich und stark, treu und bieder, ungegleisnet und unbetrogen, arbeitsam und glücklich, sparsam und barmherzig und die Häuser der Großen und die Hütten der Gemeinen waren gesegnet.

Der große Helvetier war gemein, und der gemeine war stolz, denn beide waren glücklich und mäßig. —

Schutzgeist Helvetiens, zeig' mir wieder Helvetiens Vater!

Bild der Stifter des Bundes der Freiheit, erscheine, erscheine vor meinen Augen!

Ich seh' sie, ich seh' sie — große bärtige starkstämmige Männer, große Schwerter an ihrer Seite; aber ihr Antlitz freundlich und heiter, und am eisernen Arm öffnet ihre Hand sich leicht zur frommen Umarmung, ihr Handschlag ist ewige Treue; sie leben für den, den sie küssen, und sterben für den, dem sie huldigen.

Ich sehe sie, ich sehe sie, die Väter des Bundes im Tempel der Freiheit versammelt; Helvetiens Engel strahlt im Dunkel des Allerheiligsten! Die Väter des Bundes fallen nieder und schwören zu Gott und den Heiligen dem Vaterland ewige Freiheit.

Jetzt schallet eine Stimme durch die Hallen des Tempels. —

Die Rechte eurer Städte und eurer Länder sind der Schutz eurer Freiheit. Knieet nieder, ihr Väter, und schwöret von neuem! Und die Männer Helvetiens knieten nieder und schwuren dem Gesetz und den Rechten ihrer Städte und Länder ewige Treue.

Dreimal hallte es wieder in den Gewölben des Tempels, und dreimal strahlte der Engel im Allerheiligsten, wie die Flamme der himmlischen Sonne. —

Jahrhunderte blieb das Wunder beim Bundschwur im Angedenken der Söhne der Männer, die im Tempel waren.

Und die edeln Frauen lehrten Jahrhunderte die Kinder Helvetiens das Gebet der Väter, das sie beteten bei der Erscheinung des Engels der Freiheit im Tempel, und das Lied von der Umarmung der Eintracht am Nachtmahl des Tages.

Heilige das Angedenken des Tages! Kniee nieder, Helvetier, und danke dem Schutzgeist! Er gab uns Jahrhunderte Väter, die

Helvetiens Freiheit dem Volk Helvetiens gönnten und mit der Hand des Freundes den letzten Mitbürger die Würde fühlen ließen, das geliebte und geschonte, das geehrte und beschützte Kind seines Landesvaters zu sein.

Schutzgeist Helvetiens, du gabst uns Jahrhunderte Väter, die dem Gesetze des Staats gehorsam und unterthan waren, wie die ersten Väter des Bundes; Väter, die vom Vaterland nichts wollten, weil sie eigenes Brot hatten und wenig brauchten[1]).

Schutzgeist des Landes! Du gabst uns Jahrhunderte Väter, die sich dem Vaterland opferten und die Würde ihrer Geschlechter durch Einschränkung erhielten; Väter, die ihr Hausglück im Hausglück des Landes gesichert und im Tumult der Familienausschweifungen zernichtet wußten.

Schutzgeist des Landes! Jahrhunderte sahen die Väter Helvetiens nur auf die Bedürfnisse des öffentlichen Wohlstands und verachteten die Anmaßungen der Kinder des Mutwillens, die zum Unglück der Welt in den Palästen der Lieblinge und Gaukler der Könige geboren worden.

Jahrhunderte blühte Helvetien unter dem Szeter der Männer, die zum Volk nie sagten, wir sind deine Könige, und die ihre Kinder, ihre Städte, und ihre Länder mit dem Gewäsche dieser bösen Rede nie ansteckten[2]).

Eintracht und Friede, Lebensgenuß und Wonne, Frömmigkeit und Unschuld, Mut und Treue, Gerechtigkeit und Liebe, Gehorsam und Weisheit verband Helvetiens ungleiche Männer zu einem einzigen.

Schutzgeist des Landes! Vor deinem Altar kniete, sein Dankopfer der Freiheit bringend, der arme Helvetier an der Seite des Großen und Reichen, der sein Wohlthäter und sein Vater war.

Aber verhülle dein Antlitz — traure, Priester der Freiheit; deine Altäre sind opferleer. Das Volk Helvetiens räuchert auf Altären fremder Gottheiten. Das Volk Helvetiens ist worden wie das hungrige Volk in den Ländern der Könige, das in seiner Armut ob den kleinsten Brotsamen seiner ausgespitzten und zugeschnittnen Gerechtsame ängstlich wortelt[3]); — Söhne der Männer, die nur das Vaterland kannten, kennen jetzt nur sich selber und werden täglich pünktlicher ob dem, was

---

[1]) C. A.: „Schutzgeist Helvetiens! Du gabst uns Jahrhunderte Väter, die das Freiheitsrecht des Vaterlandes, das dem Geist der Briefe und Siegel aller Stände im Land zum Grund lag, als das oberste Staatsgesetz Helvetiens erkannten und diesem Gesetz des Staates gehorsam, unterthan und anhänglich waren, wie die letzten Kinder des Landes — Väter, die kein Brot aßen, das durch das Vaterlandsrecht und nach des Vaterlands Gesetz am Tisch der Witwe und des Waisen geschützt und gesichert sein und bleiben sollte — Väter, die dergleichen vom Vaterland nichts wollten, weil sie eigenes Brot hatten und wenig brauchten."

[2]) Der letzte Teil lautet in C. A.: „Die zu unserm Volke nie sagten: „Wir regieren dich als deine Könige und unser Recht gegen dich ist wie das Recht der Könige gegen ihr Volk."

[3]) Dieser letzte Satz von: „Das Volk Helvetiens" an fehlt in der C. A.

die Ehre und der Nutzen ihres Hauses, als ob dem, was die Ehre und der Nutzen des Vaterlandes, welches ihr Haus gemacht, und aus dem Nichts gezogen. —

Priester der Freiheit, verhülle dein Antlitz! Die Völker Helvetiens opfern auf den Altären der falschen Ehre, sie opfern auf den Altären des Geizes und der Verschwendung. —

Böse Menschen kläubeln und wörteln ob den Rechten der Väter des Landes, und Söhne der Edeln und mehr noch der Reichen stoßen Söhne des Volkes von sich weg und sagen zum Volk: Wir haben keine Gemeinschaft mit dir, denn wir sind die Söhne deiner Könige, denen du dienest. — Und unter Helvetiens Volk und unter den Verstoßenen sind Männer, deren Väter auf Thronen saßen am Tage des Bundes der Freiheit[4]).

Schutzgeist Helvetiens! Erscheine, erscheine doch wieder und sei uns gnädig, wie du den Vätern gnädig warest.

Zeige dich wieder im Wunderglanz deiner Erscheinung am Tage des Bundes der Freiheit!

Er kommt, er kommt, der Schutzgeist der Freiheit, ich seh ihn! ich seh ihn! aber sein Antlitz ist verhüllet, sein Auge weint, und im tiefen Trauerton schallet durch Berg und Thal die Warnung des Gottes, der Helvetien lieb hat:

Männer Helvetiens! was waret ihr am Tage, als ich eurem Land Freiheit gab, und was suchtet ihr da zu werden?

Männer Helvetiens! Bleibet, was ihr da waret, und suchet nicht mehr, als ihr da suchtet! — Ihr seid nicht Söhne der Könige, ihr Großen! Und ihr, Kinder des Landes, erkaufet wieder das Herz eurer Väter, und auch der irrenden unter den Söhnen der Großen, deren Ahnen ihr Dank und Liebe und Treue schuldig. —

Kinder des Landes! Zanket nicht mit euern Vätern, erkaufet ihr Herz wieder mit Liebe, Treue und Dank und Gehorsam.

Schutzgeist Helvetiens! Ertöne lauter! Dein Wort schalle durch Berg und Thal!

Männer Helvetiens! Fliehet die Zwietracht, durch Zwietracht sinket ihr hinunter in die Tiefen der Länder, die ihr Brot mit ihren Königen teilen[5]).

---

[4]) Der letzte Abschnitt lautet in C. A.: „Böse Menschen kläuben und wörteln ob den Rechten der Väter des Vaterlands, und eitle engherzige Söhne der Zeitgünstlinge im Land stoßen täglich unverschämter die Söhne des Volks von sich weg und sagen zu ihnen: „Wir haben keine Gemeinschaft mit euch, denn wir sind die Söhne der Könige, denen ihr dient." — Und unter Helvetiens Volk und unter den Verstoßenen, an die der Sinn dieser Rede gerichtet ist, sind Männer, deren Väter legitim auf Thronen*) saßen am Tage des Bundes der Freiheit. Es geschieht ihnen Unrecht, es geschieht ihnen großes Unrecht.

[5]) C. A.: „... sinket ihr in die Tiefen von Ländern hinunter, in denen Niemand kein Heimweh bekommt, in denen Niemand keinen Kuhreigen singt. Ja, Männer Helvetiens! durch Zwietracht sinket ihr in die Tiefe von Ländern

---

*) Thron heißt in der Schweizersprache der Sitz der ersten Magistratsperson.

Männer Helvetiens! große und kleine! Arbeit und Vaterlandsdienste bauten euere Häuser! Weichet nicht von den Sitten eurer Ahnen und von den Pflichten eures Standes! Ewig blühen nur euere Häuser, wenn sie auf Arbeit und Vaterlandsdienste gegründet sind.

Helvetiens Schutzgeist, ertöne lauter und donnere Wahrheit durch Berg und Thal, daß im Busen der Redlichen das Herz schlage und Helvetiens edle Männer um ihres Vaterlands willen ewig gemein und bürgerlich bleiben.

Schutzgeist Helvetiens! Ertöne lauter und donnere Wahrheit durch Berg und Thal, daß im Busen der Redlichen das Herz schlage und Helvetiens Männer ewig ihren Vätern treu bleiben und Dank sagen, und in Unschuld und Einfalt anhangen!

Schutzgeist Helvetiens! Ertöne lauter und donnere Wahrheit durch Berg und Thal, daß unsere Edlen ewig dem Land treu bleiben und dem Volk des Landes Dank haben, das ihnen Gutes gethan, wie kein König ihnen allen Gutes gethan hätte.

Schutzgeist des Landes! Ertöne lauter und donnere Wahrheit durch Berg und Thal, daß die Freiheit des Landes dem Volk ist, und daß ihre Verweser dem Land und dem Gesetz des Landes ewige Treue schuldig! — Donnere laut die ewige Wahrheit, daß die Freiheit aller in dem Schutz der Rechte von allen bestehet!

Engel der Freiheit! Schütze, ach, schütze den kleinen Teil Erde ewig in der Hand der Schweizer!

Schutzgeist des Landes! Erhalte die obern Schweizermänner ewig als Väter der niedern im Land, knüpfe immer enger das Band des allgemeinen Vaterlandes! Und dann erhebe uns wieder, und hauche den letzten Funken des Feuers im Schweizerblut zur lodernden Flamme auf, wenn Gefahren des Vaterlandes drohen und wilde Waldwasser gegen unsere Fluren antreiben; dann lodere den letzten Funken des Feuers im Schweizerblut auf, daß wir schlagen und sterben für's Vaterland, wenn das allgemeine Wohl es erheischt[6]).

Beilage zu dem, was voransteht.

— Ich las das Ding gestern vier Menschen vor.

O Gott, sagte der erste, und eine Zähre war in seinem Antlitz. —

Alte Thorheit für die Verstorbenen, sagt der andere, und schnupfte Tabak. —

> Ha, dirli, dirli, dirli dumm.
> So geht's, und anders nicht,
> Der Krug am Brunnen geht herum
> So lange, bis er bricht. —

das sagte der dritte. —

---

hinunter, in denen Niemand jauchzt und jubelt, als wer Gnadenbrot ißt, und es nicht achtet, daß Schweiß und Blut daran hängt und davon hinabtrieft." (Man sieht, daß Pestalozzi 1820 noch von demselben Geiste beseelt ist, wie 1782!)

[6]) C. A.: „daß wir dann nicht neutral bleiben, sondern uns schlagen und sterben für's Vaterland!"

— Der vierte gab dem Sänger Dirli dumms die Hand vors Maul und fand beim ersten und zweiten Beifall [7]). —

No. 24. (13. 6.) S. 379–390.

*XX. Der schimmernde Haufe und der Bettler.

Der schimmernde Haufe des Hofes zieht daher in unsäglicher Pracht. Auf der Stirn der ersten Dame glüht ein Stein und blitzt wie die Sterne des Himmels. — Verkauf' den Stein, du wirst zwanzig Dörfer nähren und kleiden mit seinem Wert.

Ha, das ist Reichtum! Heller blitzt der Stein, die Dame schwenkt, die schimmernden Haufen folgen gegen das Thor. Sie stehen, die Dame steht, es bettelt ein Mann unter dem Thor. —

Ruhe leuchtet aus seinem Antlitz, Frieden redet auf seiner Stirn, seine Wangen lächeln Gottes Segen, wie die junge Rose Gottes Segen lächelt. —

Die schimmernden Haufen stehen und staunen den Mann an. Sie fühlen seinen Reichtum und ihre Armut. Sie schweigen, die schimmernden Haufen. — Die erste Dame schwenkt gegen den Schatten, der blitzende Stein strahlt nicht mehr, das Auge der Fürstin ist dunkel und Wolken umhüllen die Stirn des folgenden Haufens.

Der Bettler bleibt am Thor, — ihn umwölkt kein Schatten.

Die Sonne scheint für ihn und nicht für die Fürstin und den schimmernden Haufen.

No. 24. (13. 6) 393. 394. Vgl. Gesetzgebung und Kindermord, welcher Schrift diese Stelle entnommen ist.

XXI. Der Sommer.

Wer dringt ins Heiligtum deiner Werkstätte treibender Sommertage, und bringt uns verständliche Worte, und deine Geheimnisse beleuchtende Bilder hervor?

---

[7]) C. A. hat noch folgende Zusätze:

Nachtrag von 1814. Vaterland! Dein großer, dein entscheidender Tag ist da. Wirst du an demselben und für denselben erwachen, wie deine Väter an ihrem großen, entscheidenden Tag im Grütli wach waren? Werden deine Väter an deinem Tage gerecht und deine Söhne weise sein, wie ihre Väter an ihrem großen, an ihrem entscheidenden Tage gerecht und weise waren?!!

Nachtrag von 1815. — Lücke. — Möge sie hinter meinem Grabe ein Mann im Geist dieser Bogen ausfüllen. Was ich allein noch zu sagen habe, ist dieses: daß die meisten dieser Bogen schon 1814 gedruckt worden, und also ihrethalben der Verdacht nicht auf mich fallen kann, daß ich den Mantel nach dem Winde hänge!!!

Nachtrag von 1820. Es sind wieder fünf Jahre verflossen und ich habe nichts Neues zu sagen.

In den Höhen der Sonne, in den Tiefen der Meere und im Abgrund der Erde ist alles in Bewegung, daß sich alles Leben erhalte.

Aber den Finger Gottes umhüllt Geheimnis, und das Innere seiner Natur liegt im ewigen Dunkel.

Dem Auge des Menschen ist vom Leben der Schöpfung nichts offen, als ein kleines Plätzchen auf dem wallenden Teppich, der über die Fläche des Erdballs gespannt ist.

Er selbst ist ein Würmchen am Teppich, aber dennoch bleibt er nicht ewig die nagende kriechende Raupe, er stirbt nicht im Staube der Falten des Teppichs.

Wenn er im Winter sein Haupt neigt und alle Sinne verliert und tot scheint, so erhebt er sich wieder und fliegt dann höher empor.

Im Kot des wallenden Teppichs bildet sich der Goldglanz zu den Flügeln seiner Auferstehung, und wie du dich nährest im Staub deines Kriechens, so erwachest du wieder zum Flug deines höhern Lebens, Würmchen am Teppich. —

Sommer Gottes! Mit Flammen vom Himmel bauest du allem, was lebet, sein Brot.

Mit Wasserwogen und gelasteten Wolken besprützest du die glühende Erde.

Von deinen Wassern belebt, steigt der brennende Staub in die Pflanzen der Erde.

Deine Gewalt, mächtiger Tag, verbindet die Kräfte des Himmels und der Erde und des Abgrunds, allem was atmet, Speise zu geben.

Aber Würmchen am Teppich, du kennst nichts von den innern Werkstätten der arbeitenden Natur und von dem ewigen Rollen des Weltalls träumst du wie von den Flügeln deiner Auferstehung; und träume nur, Würmchen am Teppich, wenn du schlummerst, aber glaube nicht, daß du Flügel habest oder die Tiefen der Schöpfung ergründest.

Wer will nur deine Gewitter malen, schrecklicher prächtiger Tag, wenn du sie in den Höhen der Erde um die Bergketten der Länder versammelst und deine Wogen hinunter strömen in die dürstenden Thäler?

Sommer Gottes! Dein Donner, der zwischen den Bergen rollet, ist über die Stimme der tausend ehernen Höhlen des Städte verheerenden Krieges.

Dein die Berge und die Thäler erheiternder Blitz ist höher und heller als alles Erdenfeuer, von der Hand der sterblichen Menschen entzündet.

Sommer Gottes! Du schlägst Halme und Gras mit alles verheerenden Steinen, du tötest den Hirten, der unter die Eiche vor deinem Gewitter entflieht; deine Fluten tragen seine Herde ins Meer, und du verbrennest Haus und Dorf, das deinem Feuerstrom im Weg steht.

Aber dein Feuerstrom und die Hagel erzeugende Kühlung der Luft reinigt den geschwängerten Dunstkreis, und der Sturm deiner

Winde verjagt größere Lebensgefahren und zerteilt die Quellen der schleichenden Seuchen und die Schrecknisse des allgemeinen Sterbens.

Unter deinen Wasserfluten ist nicht der zehntausendste Tropfen ein Aehre schlagender Stein, und diese Fluten erhalten die Speise des Erdballs und der Millionen Herden der Tiere.

Und der Mann, den du unter der Eiche schlägst, erwacht alsobald wieder und lobpreiset anbetend den leichten Uebergang ins ewige Leben.

Ha, wie er dem blitzenden Ruf, der ihn aufgelöst hat, lächelt! — Noch rollet sein Todesdonner durch Berg und Thal; er lächelt von seinem Staub entbunden dem Ewigen, Allgütigen Wonne, Anbetung und Dank. —

Auf dem Wasser der Meere bist du entsetzlich, stürmender Sommertag!

Der Finger Gottes hebt aus den Wassern und Meeren die Fluten empor, die den Erdball tränken und in seinen Höhen die Flüsse aller Länder erzeugen.

Die See stürmt am heißen Geburtstag der Wogen des Himmels und der Flüsse der Erde; ihre Wellen überwälzen das Lasten tragende Schiff, und tausend Heulende sinken wie ein nichtiger Tropfen in den Schoß der alles verschlingenden Meere.

Aber warum schwimmen die Tausende über dem stürmenden Abgrund? Warum betritt der Sohn der Erde, der mit seinem Fußtritt nur eine Spange weit schreitet, die mächtige Bahn des starken, gewaltigen Seetiers?

Wollust und Hochmut und Geiz treiben den Menschen über alle Meere der Erde und jagen ihn von Weltteil zu Weltteil.

Aber Wollust und Hochmut und Geiz töten den Menschen auf dem trockenen Boden, wie auf den Fluten des stürmenden Abgrunds.

Wer zu schnell lebt, stirbt unter den Balken des Strohdaches wie auf den Wogen des Meeres vor der Zeit!

Aber warum sehe ich nur deine stürmende Stunde, heißer Sommertag?

Dein Morgen ist wie das Antlitz des Engels der Schöpfung, milde wie im Frühling ist deine Sonne im Aufgang und der zitternde Tropfen des nächtlichen Thaus, der unsichtbar auf den Halmen der dürstenden Erde erzeugt wird, ist wie die Thräne der Wonne, die vom Auge der Mutter auf das Antlitz des Säuglings, der an ihrer Brust liegt, herabfällt.

Sommermorgen, du bist schön im Gesang des Feldes und des Waldes und im Blöken der weidenden Trift.

Lauter ertönt der Schall des Hirten, der sein Horn bläst und Kühe und Geißen aus den Ställen des Dorfes mit sich auf die Weide ruft, weit umher jauchzen die Hirten und die Flöten der Schäfer und der Bauer treibt mit langsamen Schritten den schweren Stier an den Pflug. Lange, lange zieht dann das dürstende Tier, ehe der müh-

selige Brotbauer ihm das Joch wieder abnimmt und an den Schatten der Krippe bindet.

Der Hirt treibt früher unter die Bäume und zur sprudelnden Quelle.

Am warmen Mittag liegen die Haufen der Mäher und Schnitter dann auf dem Boden, sie trocknen die schwitzende Stirn und ruhen hingestreckt hinter Hägen und Bäumen.

Die muntere Bäuerin springt wie ein Reh von der Arbeit heim, ihren Kleinen zu stillen.

Schnell entschlummert der leichtbefriedigte Sohn der ländlichen Hütte und die Bäuerin eilt wieder ins Feld und bringt ihrem Mann und Gesinde kühlende erquickende Speise.

Das frohe Arbeitsvolk scherzt dann seine Mittagsstunde durch.

Die Sonne brennt stärker am Nachmittag; bis an den Abend fallen heiße Tropfen dem Volk des Landes von Stirn und Wangen, und ihr leicht Gewand trieft von Schweiß um ihre Lenden.

Aber das Triefen des Schweißes ist dem Volk des Landes wie Gesundheit bringender Balsam. Leichter atmet der Jüngling vom Busen, wenn er beim Ernten Bäche geschwitzt, und das Mädchen, das naß, wie im Badhaus, singt beim Schneiden so hell, wie die ob ihm schwirrende Lerche des Feldes.

Ha, das Wehen der Mittagslüfte kühlt den singenden Schnitter, munterer schneiden jetzt Mädchen und Jünglinge; lauter jauchzen die Knaben und die Mädchen strecken die Hälse über die Halme und gucken umher und suchen die Köpfe der jauchzenden Knaben darüber; dann scherzen Knaben und Mädchen und schwatzen einen Augenblick, sich erholend, vom Feierabendtanz und vom Uebermorgen, an dem es Sonntag, und vom Krähhahnen und von den Bräuten im Dorf.

So schön bist du, Sommertag auch in der Last deiner brennenden Hitze. Sommertag, deine heiße Stunde ist wie die Bürde des edlen, Pflicht erfüllenden Mannes, leicht für den, der sie trägt und schön durch ihren innern Wert.

Sommertag, deine Schönheit ist nicht wie die Schönheit des bezaubernden Frühlings; untreu und leicht vorübergehend ist die Schönheit des Frühlings. — Der müßige Städter, der ihn zwecklos anstaunt, findet freilich ihn schöner als die heißen Tage des Sommers, aber der weisere Landmann, an dessen Thüren den ganzen Frühling das arme hungernde Volk bettelt, gibt dem warmen Sommertag weit vor dem zauberischen Frühling den Vorzug.

Wie seiner Gottheit opfert der Landmann bei heißer Erfüllung seiner Pflichten dem langen guten Segenstag sich selbst zum Dankopfer.

Wenn er im Sommertag seine Scheunen und Speicher füllt, fühlt er sich Herr seines Hauses und Vater seines Weibes und seiner Kinder.

Ha, er sammelt für alle Speise und Freude auf die Tage des Winters.

Ha, bis in die Tiefe der Nacht ist er ein Opfer des Tages, und sein Weib und seine Kinder, sein Gesinde und sein Vieh dienen dem Vater, wie die dienenden Männer am Altar dem Priester beim Opfer.

Jetzt nähert der Abend des Tages; der Säugling weint im Dorf, der schwitzenden Bäuerin schlägt das fromme Mutterherz, daß die Sonne sich neigt und ihr Säugling weinend und fern den schwellenden Busen sucht und nicht findet, aber noch ist der Wagen nicht voll, mit dem sie erst heim darf, — sie eilet und rechet und gabelt. Macht doch! eilt doch! sagt sie zu Magd und Knecht, zu Vater und Schwester; macht doch, eilt doch, es ruft mich eines daheim, und alle eilen, lachen und trösten die Gute, die alle Augenblick gegen die sinkende Sonne schielt; aber dennoch bleibt sie beim Wagen. Hinter dem Berge drohen schwarze Wolken Gewitter; die Winterspeise des Viehes muß nicht verwüstet sein, und die Bäuerin darf nicht vom Wagen. Wir müssen uns in die Zeiten schicken, und es schadet nichts, wenn es das Kind in der Wiege schon lernt, sagt der stoische Vater, die Heuhaufen auf dem Wagen abnehmend, zu seiner Frau, die ohne Widerrede folgsam gehorcht.

Am kühlen Abend geht Myenne durchs menschenleere Dorf gegen die Quelle auf dem einsamen Hügel, von der sie weit umher die Schönheit des Feldgewirrs am Sommerabend übersah.

Myenne ist das liebste, menschlichste Mädchen. Was ihre Hand arbeitet, erquickt den Leidenden, und was ihre Seele denkt, ist menschenfreundlich und gütig. Myenne hört das schreiende Kind der verspäteten Bäuerin; die Thür des Hauses ist zu; im offenen Tennthore findet das Fräulein keinen Gang in die Stube zum Kind; ängstlich sieht Myenne nach Hilfe, sie sieht fernhin ins Thal, aber es kommt keine Bäuerin und das Zetergeschrei wird immer stärker und stärker. — Mutig steigt jetzt Myenne über den Holzstoß durchs Fenster in die Stube der Bäuerin, nimmt das weinende Kind singend in ihren seidenen Schoß.

Myenne herzt und küßt die Unschuld, die ihr gleicht und die sie liebt; sie reicht ihm Finger und Wange dar; das Hungernde zieht mit vollen Zügen an der Spitze des Fingers und an der weichen Wange, schweigt ihr und wartet und lächelt. Myenne legt es jetzt in frische Windeln, die an der Stange am Fenster gesonnt hangen, nimmt dann aus den Schränken der Bäuerin Milch und Mehl, trägt mit eigener Hand dürre Reiser auf den Herd, feuert unter dem rußigen Töpfchen und kocht dem Kind mit Muttersorgfalt langsam den besten Brei. Singend speist sie den Säugling, wiegt ihn sanft, bis er wieder einschläft, dann eilt sie mit Freuden des Engels im Busen wieder auf ihren Hügel.

Erst nach langem kommt dann die Bäuerin zu ihrer Hütte, hört den Säugling nicht weinen, sie zittert, daß er nicht weint, so lang war sie fort; sie fürchtet Unglück und sieht nicht einmal die aufgeriegelte Thür, durch die sie schnell in die Stube hinein platzt.

Aber ha! wie sie da steht! Sie sieht den schlafenden Säugling und die Engelsarbeit der Edlen. Das hat Myenne gethan, zwischen Himmel und Erde ist Niemand, der das kann, als unsers Junkers Myenne, so sagte die Bäuerin, küßte den schlafenden Säugling und sprang dann auf die Bühne zum Heu abladenden Vater. Nein du, denk' doch, der Bub ist frisch eingewunden, hat gegessen und ist doch Niemand daheim gewesen, sagte sie zum Vater, und dieser antwortet: Bist närrisch worden ob der heutigen Arbeit, daß du so was erzählst? — Ha, erwiderte die Bäuerin, Myenne, Niemand als Myenne hat das gethan und den Buben eingewunden und gespeist. Ist auch das möglich? sagte der Bauer, und Myenne war das Gespräch dieser Leute den ganzen Abend.

Bei ihrer Rückkunft, die Sonne war schon untergegangen, sah sie die Bäuerin von ferne, sie nimmt den wieder erwachenden Säugling in den Arm, springt ihr weit eine lange Matte durch den Weg vor, nimmt ihr mit Thränen im Auge die Hand und küßt sie, lachend haschet der Säugling auf dem Arm der Mutter nach dem Arm der edlen Myenne, und der Vater, der sein Weib von ferne bei ihr sieht, springt in einem Schritt von der Bühne auf die Tenne und läuft, was er vermag, sein Weib nicht allein den Dank bezeugen zu lassen, den die arme niedere Menschheit der Vatertugend ihrer Edlen allenthalben gern gönnt, wo diese Vatertugend da ist.

Die Thränen der Dankenden erhoben das Herz Myennens, wie die Thränen eines dankenden Volkes das Herz eines Fürsten erheben.

Sommertag! Deine Freuden sind wie die Freuden der reifenden Tugend, ich stammle im Schatten des Laubes, das über den Falten des Teppichs, in dem ich webe, gespannt ist, mein Leben erquickt.

Neben mir kriechen unbedeckt von Laub und Schatten Würmer und tragen die brennende Hitze des Tages tausendmal stärker als ich, und gehen doch mit mir gleichen Schritt den Weg zu unser aller Vollendung; sie sind meine besseren Brüder, wo ich kann, soll ich mit ihnen den Schatten in den Falten meines Teppichs gern teilen.

Sommerabend, wer will dich beschreiben, wenn du am brennenden, luftleeren Tag endlich erscheinst?

Alles, was atmet, freut sich deiner kühlenden Ankunft.

Alles, was atmet, hat deiner vonnöten.

Das verborgene Wild schleicht aus seinen Höhlen und aus dem Schatten des Waldes und findet in deiner Kühlung auf dem Feld seine Speise.

Auch die zahmen Herden springen in deinen Nächten auf ihren Weiden.

Und der Mensch der Erde, von der Hitze des Tages ermattet, schläft deine erquickenden Stunden bis an den kommenden Morgen.

Sommertag, lehre die kriechende Raupe auf Erden, daß die Früchte des Lebens im brennenden Feuer und unter den Stürmen des bewegten Erdballs sich bilden. Aber dann auch, daß der sanfte stille

Regen und der balsamische Thau und die kühlende nächtliche Ruhe zu ihrer Vollendung so notwendig, als die brennende Sonne und die stürmenden Tage.

Lehre mich, Sommertag, der Mensch, vom Staub der Erde gebildet, wachse und reife, wie die Pflanze am Boden.

Heiße Sommertage bilden seine vorzüglichsten Kräfte und die Stürme seines kurzen Lebens reinigen ihm Kopf und Herz, aber ohne Kühlung und Schatten, ohne den nächtlichen Thau und den erquickenden Regen erschöpft die Hitze seines Tages ihn leicht, daß seine Kräfte schwinden, und er serbt und das Blasen der Winde über den ungekühlten brennenden Boden durchsengt ihn gänzlich, daß er plötzlich und unwiederbringlich dahin geht.

Auch die Gewächse der Erde wachsen bei windstillen Tagen am stärksten, und unter allen Pflanzen der Erde mag der Mensch am wenigsten unbeschadet vielen Wind um sich her ertragen.

Tag des Sommers, sei mir Bild der Auferziehung des Menschen!

Und du, edle Mutter, folge den Lehren der höheren Weisheit, deiner Lehrerin, Gottes Natur in ihrem Sommertag.

Dein Kind wächst am besten im kühlenden Schatten, wiege es sanft und viel in stillen Schlaf und ziehe schützende Vorhänge um es her gegen Wind und Durchzug; auch der Gärtner zieht für seine Pflanzen Mauern und Zäune gegen den Wind; öffne am Morgen dem milden Strahl der Sonne sein Fenster, reinige die dünstende Luft um es her und bade es viel mit reinem, kühlendem Wasser; die Natur badet die ganze wachsende Erde im Sommer mit Wasser.

Von Kühlung und Schatten erquickt und erhalten wird dein Kleines, dann kann es auch am Wind und an der Sonne hüpfen und springen wie das junge Reh, das im Dickicht des Waldes vor Wind und Sonne geschützt aufgewachsen, Sonne und Wind dennoch nicht scheut und am heißen Tag und unter Stürmen und Regen über Berg und Thal springt.

Mütter, Väter, und Erzieher der Menschen! Wärme und Kühlung erhält alles, was lebt.

Kühlung und Wärme richtig zu mischen, ist das Geheimnis der physischen und sittlichen Erziehung, und eure Weisheit besteht darin, daß ihr euren Boden und eure Pflanzen erforscht, in welchem Verhältnis ihr ihm Sonne scheinen lassen dürft und in welchem Verhältnis er Nacht und Schatten und Kühlung und Regen bedarf.

Die Völker der Erde serben und sterben, weil die Könige die Hitze zu sehr lieben und ihr Geschlecht zu viel im Feuer und im Sturm braucht und um die Häuser ihrer Knechte allzuviel Wind wehen läßt.

Ihr seid wohl Götter, ihr Könige, aber ihr seid nicht Schöpfer; wenn ihr euch Schöpfer glaubt, ihr Könige der Erde, so stirbt euer Geschlecht unter euern Händen; aber wenn ihr gütig seid und wie Gärtner im Sommer eure Pflanzen besorgt von Beet zu Beet und

ihnen nachgeht von Tag zu Tag, von Pflanzen zu Pflanzen, zu sehen, ob sie besorgt sind und bekommen, was Gottes Natur will, das sie haben, dann werden eure Kinder unter den Völkern der Erde sich auszeichnen, wie wenn die Allmacht in eurer Hand und ihr Schöpfer eures Volkes wäret.

Nr. 25. (20. 6.) 395—409.

XXII. Boono und Nelli.

I. Teil.

Zur Zeit der letzten Teurung lebten unter den elenden Leidenden auch Boono und Nelli. Sie hatte zehn Kinder, und schon in den vollen Jahren, die der Teurung vorgingen, kaum Nahrung und Decke, aber sie harrten in ihrer Not auf den Herrn des Himmels, dessen Kind der Mensch ist, und der Herr im Himmel ist Boono und Nelli erschienen, wie er selten den Kindern der Menschen erscheint.

Lange, ach, Wochen und Monate lang, war all ihr Vorrat hin; ihre Kleider und Betten, das Geschirr, womit sie in ihrem Elend kochten und arbeiteten, auch der Löffel vom Mund und das Spinnrad und die Lampe, in der kein Oel mehr war, ach! alles, alles war schon für Brot weg, sie arbeiteten vom frühen Morgen bis an den späten Abend, aber der Lohn ihrer Arbeit zahlte ihnen das teure Brod nicht, so sehr sie es sparten und so sehr sie jeden Bissen abteilten. Wütender Hunger nagte jetzt an Boono und Nelli und ihren Kindern. Ihr Priester sah das drückende Elend und half so gut er konnte, er gab dem Unglücklichen Frucht um die Hälfte des Wertes, sagte ihm aber: Boono, nur wenn du dieses zahlst, kann ich dir mehr geben. Boono zitterte seinen Dank, netzte die Hand des Priesters mit Thränen, konnte nicht reden und trug das Maß Frucht hin zu der armen leidenden Frau und zu den hungernden Kindern. Die Elenden aßen jetzt wieder und dankten Gott und den Menschen; aber der halbe Wert der Frucht war nicht in ihrer Hand, als sie die Speise gegessen, und die sich wieder erneuernde Not war doppelt bedrückend. Die schmachtende Mutter wiegte die kleinen beim hellen Mittag in Schlaf, daß sie der Hunger weniger schmerze, und die größeren suchten ihre Speise vor den harten Fenstern der Menschen und gruben in ihrer Not mit dem Vater Samenkorn und die Keime der Erdäpfel aus dem Boden des Feldes und nagten Blüten und Blätter an Stauden und Hägen und an der Rinde und den Aesten des Tannenbaums und an dem bittern Rübkraut. Längst war der nährende Habermark und der erquickende Sauerampfer und alle besseren Kräuter weit und breit in allen Wiesen vom hungernden Volk verschlungen.

Wenn die Kinder der Nelli so am Morgen aus der schlaflosen Hütte ins Feld gingen, ihren Hunger zu stillen, sagte ihre Mutter

allemal mit hoher erhebender Wehmut zu ihnen: Meine Lieben, ob ihr gleich eure Speise mit den Tieren des Feldes teilt, so seid ihr doch Kinder des Allerhöchsten und euer Vater liebt euch doch, wenn er schon sein Antlitz eine Weile vor euch verbirgt; entweder werdet ihr bald zu seinen ewigen Wohnungen eingehen oder ihr werdet wieder Brot finden, daß ihr in Freude und Dank und Lobpreisung ihn anbeten werdet. Und die Kinder des Elends fielen dann der guten Mutter um den Hals, faßten Mut in ihrem Leiden und hungerten nur halb, wenn sie in ihrer Not so an Gott dachten.

So vergingen von neuem wieder Monate, doch Boono ging nicht wieder zum Priester; vom Gefühl des Elends, daß er das alte nicht zahlen konnte, darnieder geschlagen, durfte er nichts neues mehr heischen. Aber das andere Volk der Armen ging alles wieder zum Priester und bat von neuem um Gottes willen um Brot, ob es schon wie Boono das alte auch noch nicht zahlen konnte. Ihr Lieben, antwortete der Priester den Armen, ich will euch noch einmal geben, aber dann nicht mehr. Hört um Gottes Willen, Gott weiß, ich kann dann nicht mehr, wenn ihr die Hälfte nicht zahlt. Das Volk der Armen weinte vor dem Priester zur Antwort und versprach zu zahlen, was es wußte und was es nicht wußte. Der Priester that es zum dritten Mal und weinte wie seine Armen, als er abermal sagte: Nun kann ich nicht mehr, Gott weiß, nun kann ich nicht mehr.

Auch Boono hatte nun dreimal Frucht empfangen, sein Priester sandte sie ihm, ob er gleich nicht kam, darum zu bitten; aber er that allemal die ernste Warnung hinzu, daß er ihm nichts mehr geben könne, wenn er die schuldige Hälfte nicht zahle. Aber Boono konnte es auch jetzt nicht, und sein Priester konnte ihm auch nicht mehr helfen, er konnte in der allgemeinen Not die Ordnung nicht stärker zerrütten, durch welche allein dem Volk der Armen noch Erleichterung geschafft werden konnte.

Boono hütete nun die Schweine im Wald und teilte mit ihnen die bittere Nahrung modernder Eicheln, und wenn er welche fand, die sich über den Winter wohl erhalten, schob er sie in seine Tasche und trug sie am späten Abend, wenn die Sonne schon untergegangen und er seine Schweine vom Berge wieder in die Ställe des Dorfes getrieben hatte, heim zu seiner Nelli und ihren armen Kindern.

Schmachtend und auf ihn harrend, traf er dann immer die elenden Hungrigen an, die dann gierig noch seine Eicheln verschlangen, ehe sie sich auf ihr Laub hinwarfen, die Erquickung der Nacht zu suchen, die sie dann vor Hunger und Elend nicht fanden.

Nelli hütete Tag und Nacht ihre Kinder, daß sie nicht stürben und nicht verzweifelten, sie stillte ihnen den brennenden Hunger mit lauem Wasser und drückte dem Säugling aus den fetten Gräsern, die die älteren Kinder zu ihrer Speise sammelten, den grünen Saft ins Mäuli; sie kaute den kleinern die harte Speise des Hungers in ihrem Mund, lehrte die größern durch Stille und Ruhe mit wenigem, mit

unglaublich wenigem sich zu leiden und zu erhalten, und Boono und Nelli und ihre Kinder trauten in aller dieser Not auf den Herrn des Himmels. Indessen ward diese immer größer und größer, bis sie endlich aufs höchste gestiegen. — Meine Hand zittert vom Bilde des Hungers des letzten Tages und vom Entsetzen der Nacht, in der die Elende jetzt Gott um ihren Tod, um den Tod ihres Mannes und um den Tod ihrer Kinder bittet.

Ich denke, das Bild des Weibes, das jetzt im Nagen des tötenden Hungers und unter dem Geheul sinkender Kinder und unter dem Beben des nahenden Todes betet und nicht verzweifelt, ich fühle, ich erwarme, aber ich kann das Unbeschreibliche nicht malen. —

Der Tag des Entsetzens war am Samstag vor Johanni im Sommer, und der Tag der Hilfe des Herrn war der darauf folgende Morgen.

Die Sonne stand an diesem schrecklichen Tag in vollem Glanz ihrer reinsten Pracht auf, der silberne Thau bebte auf den Blättern der Bäume und an den Spitzen des Grases; die Lerche schwirrte froh und der Waldgesang ertönte laut am windstillen Morgen, und Berg und Thal glänzten entzückend.

Boono sah den Aufgang der Sonne bei seiner Herde und fiel, vom Gefühl seines Elends und mit allen Jammerbildern seiner Hütte beladen, auf sein Antlitz. Er lag da ohne Worte und ohne Hoffnung und betete und hoffte dennoch. So liegt, wenn Gottes Erdbeben Städte zerstreut, in tiefen Gewölben ein verschütteter Mensch und wartet nach langem Harren ohne Hoffnung auf den Tod, aber er schöpft dennoch immer beim Ton der grabenden Schaufel, beim Rasseln der fallenden Steine und beim dumpfen Laut der jammernden Oberwelt von neuem Hoffnung; so schöpfte auch Boono beim Anblick der erquickenden Sonne von neuem Hoffnung auf die Hilfe des Herrn.

Nelli sah die Sonne auf ihrem harten Lager in ihrer Hungerhütte, umgeben vom tötenden Aechzen der entkräfteten Kinder; ihre Thränen fielen häufig beim Anblick der tröstenden Dämmerung, die nach der langen, langen, schlaflosen Nacht endlich anbrach. Nelli erhob sich von ihrem Lager, fast starrte ihr Mund, fast schwanden ihre Sinne dahin, dennoch hob sie sich zum Vater der Menschen empor und betete; aber ich will das Unbeschreibliche nicht malen und das Weib nicht, das unter der Last dieses Tages nicht verzweifelt. Ich wende mein Auge nach der Seite, von welcher den Elenden die Hilfe des Herrn erscheint.

An diesem Samstag ruhten Nerino und Silvia auf einem Landhaus in der Nähe der armen Hütte, in welcher Nelli und ihre Kinder trostlos schmachteten.

Nerino erwachte an diesem Morgen früh, warf sich in sein kommlich Gewand, stopfte seine Pfeife und lag zum ganzen Genuß des herrlichen kommenden Schauspiels im Fenster. Da überrascht ihn bei den ersten Strahlen des Aufgangs der Sonne sein Weibchen. So bravo, so bravo! sagte Nerino und war an ihrer Seite so froh als ein König.

Die ersten Strahlen der Sonne schienen auf den Gipfel des nahen Berges, auf dem Boono hütete; Silvia sah die Schönheit des Gipfels in aller seiner Pracht und gelüstete heute auf diese Höhe zu steigen; sie zeigte mit ihrem Finger Nerino die Spitze des Berges, auf dem eben Boono betend vor Gott lag und sagte: Auf dieser Höhe muß es doch unaussprechlich schön sein, wir gehen heute dahin. — Nerino war's herzlich zufrieden, aber der Tag war ihnen nicht günstig, sie verfehlten im Gebüsch früh den Fußsteig und irrten kreuz und quer im Gebirge; ein lohnsüchtiger Bauer, der den Weg selber nicht kannte, führte sie irr; sie trauten ihm lang und gingen ihm gedankenlos nach, wo er voranging; sie achteten es nicht, daß die Sonne bald vor ihnen, bald hinter ihnen, bald auf der rechten, bald auf der linken; sie achteten es nicht, daß der Mann bei jedem Scheideweg den Fuß still hielt und mit aufgesperrtem Maul links und rechts guckte, nicht, daß er über Hügel und Bord, kreuz und quer immer nur Höhen und Oeffnungen suchte, — sie waren nämlich erst diesen Sommer getraut. Endlich merkte Silvia an ihrer Ermüdung, daß sie doch zu lang nirgendwo hinkämen und sagte es dem Nerino, der dann alsobald dem schwitzenden Bauern vom Ehrlichsein in Worten und in Werken etwas lauttönender erzählte, als er sonst in seiner Freundlichkeit zu reden gewohnt ist.

Dieser hatte den Lohn noch nicht und war also so zahm wie ein Lamm, bereute seinen Fehler, aber versicherte heilig, daß er jetzt wieder auf dem rechten Wege sei.

Es war aber doch nicht wahr; sie kamen an einen Hügel, der so steil und gäh, daß selbst Hirt und Jäger ihm auswichen, wo sie nur konnten; sie klommen, sich an Stauden und Felsen mühsam empor windend, hinter dem Bauern hinan, Silvia verlor in diesem Gebüsch ihren Brautring, und sie kamen erschöpft und außer Atem auf die Ebene, in welcher Boono seine Schweine unter alten Eichen umher trieb.

Empört über seinen Führer, rief Nerino dem Hirten: Nachbar, wenn du im Gebirg den Weg weißt, so laß deine Schweine deinem Gespan, und komm' ein paar Stunden mit uns, aber sei kein Schurke wie dieser, der die Wege nicht weiß und uns doch zu führen versprochen. Ich bin von Kindheit im Gebirge erzogen und weiß alle Wege und Stege, Herr, darauf dürft ihr zählen, antwortete Boono. Nun so komm' mit uns, sagte Nerino, und Boono empfahl die Herde seinem Gespan und lispelte ihm ins Ohr: Ich will den Lohn mit dir teilen, wenn du wohl hütest. — Das mußt du, antwortete ihm leise der Weidbub, denn es ist spät und ich muß für dich heimtreiben, du kommst vorher nicht wieder. Nerino und Silvia ruhten eine Weile auf diesem Hügel und setzten sich ins Gras bei einer sprudelnden Quelle, sie gaben auch dem magern Hirten von ihrem Wein und von ihrem Brot und Fleisch; aber Boono sparte das Brot und das Fleisch, und trank nur den Wein; und Burli der Hausknecht des Nerino, der das bemerkte, sagte zu ihm: Du trinkest, scheint's, lieber, als daß du issest? Boono

antwortete: Jetzt wohl, — aber ein Seufzer schwoll sichtbar aus seinem Innersten. Silvia bemerkt es und sagte: Warum seufzest du, Hirt, und redest so wenig? Thränen fielen jetzt Boono von seinen Augen; er sagte aber nicht ein Wort weiter, aber Nerino drang in ihn, daß er sage, wo es ihm fehle.

Ach, guter Herr! erwiderte der Hirt, ihr wißt ja die allgemeine Not des Landes, und mein Weib und meine Kinder hungern daheim, darum rührte ich das Brot und das Fleisch nicht an; den Wein, den ich nicht heimtragen kann, trank ich aus Hunger so schnell hinunter. Eine Thräne fiel Silvia vom Auge, als sie das hörte; Nerino sagte dem Knecht: Burli, ist dir jetzt begreiflich, warum der lieber ißt als trinkt? Und Silvia und er gaben dann dem armen Hirten noch dreimal so viel Brot und Fleisch für sein Weib und seine hungernden Kinder. Dann führte der Hirt sie auf die oberste Höhe des Berges; aber trübe Wolken umhüllten die Sonne und Abendnebel bekränzten die weite Aussicht mit Schatten; auch bemerkte jetzt Silvia, daß sie den Brautring verloren; — ihr Auge war dunkel, wie der Abend des Tags; Freude und Gesang wichen von ihren Lippen; endlich sagte sie zu Nerino: Ich habe etwas verloren, ich gäbe viel Geld, wenn ich's wieder hätte, — und zeigte ihm mit einer Thräne im Auge den ringleeren Finger. Für viel Geld kann man viel wiederfinden, sagte Nerino, was gäbest du dem, der ihn wiederbrächte? Silvia antwortete: Gern zwanzig Gulden, und noch mehr. Da rief Nerino dem Hirten und sagte: Boono, meine Frau hat einen Ring verloren, der ihr recht lieb ist; es ist ein Stein am Ring, der glänzt und zeigt sich vielleicht gern, wenn man ihn recht sucht; und findest du ihn, und bringst ihn ihr, so gibt sie dir zwanzig Gulden zum Lohn. Es wird wohl Gottes Wille sein, daß ich ihn finde; ich weiß Gottlob Schritt für Schritt, wo ihr hergekommen, antwortet der Hirt.

Indessen war es schon Abend, und Boono mußte, ehe er den Ring suchen konnte, Silvia und Nerino den nächsten Weg den Berg hinab gegen ihren Landsitz führen. Am Fuß des Bergs war es schon dunkel und noch waren sie fern von ihrem Landsitz. Such' uns hier eine Leuchte, Boono, sagte Nerino zum Hirten; der Weg ist nicht eben, und es sind Häge und Steppen und nasse kotige Plätze, ehe wir hinein kommen.

Boono ging in sieben Bauernhäuser in diesem Dorf, das am Fuß des Berges liegt, und kam sieben Mal ohne eine Leuchte heraus; endlich zum achten Mal brachte er eine aus der kleinsten Hütte eines armen Mannes; ihr Licht war nur schwach, aber Silvia sah dennoch die zitternden Thränen im Auge des Boono, mit der er dieselbe erbettelt, und es ging ihr ans Herz, denn sie vermutete die Ursach. Endlich kamen sie ermüdet und finster unter ihr Dach.

II. Teil.

Bald darauf stürmten Gewitter; der hohe Donner rollte weit umher, das Feuer des blitzenden Himmels leuchtete schreckhaft, die Wasserwogen leerten sich unter wirbelnden Winden fürchterlich aus, Menschen und Vieh verbargen sich vor dem tobenden Himmel und Silvia trauerte um Mitternacht ob ihrem Brautring, den sie nun vom Gewitter weggespült und vollends ohne den Trost, daß es noch möglich, ihn wieder zu finden, verloren glaubte. Aber Boono's Hoffnung sank nicht so bald nieder; — er eilte mitten im Gewitter wieder gegen den Fußsteig, auf dem er Nerino und Silvia den Berg hinan klimmen gesehen, er deckte die Lampe mit seinem Rock vor dem Regen und Wind den weiten Weg; aber schon unten am Berg dunkelte sie wieder, so wenig Oel war darin, und Boono ging in dem Dorf, wo er sie entlehnt, wieder in die Hütte des Armen und gab ihm wieder von dem Brot und dem Fleisch, welche er heute seinen Kindern gespart, damit er ihm die Lampe noch einmal fülle. — Ach Gott! wie that's ihm so weh, das Brot und das Fleisch wegzuschenken, und sein Weib und seine Kinder fast hungersterbend zu wissen. — Wenn ich dann den Ring nicht finde und so das Essen umsonst wegkommt, dachte der Elende, und der Gedanken schauerte ihm so durch Leib und Seele, daß er stammelte bei seiner Bitte um Oel, und an beiden Armen zitterte, als er das Brot aus dem Sack nahm.

Er wartete eine Weile in dieser Hütte, er saß da, sein Antlitz niedergebeugt zur Erde, und redete nichts. — Endlich, da der Sturm sich wieder gelegt, nahm er seine Leuchte zur Hand, sagte: Das walt' Gott, und ging im tiefen Dunkel der Nacht auf die Straße gegen den Fußsteig, auf welchem Silvia, den Berg hinauf klimmend, das Kleinod verloren. Er ging mit kurzen Schritten den steilen Weg, zündete links und rechts die ganze Breite der Bahn und in die Höhe, er rührte mit seinem Stab allenthalben das Laub und den Herd (die Erde), den das Gewässer zusammen geschwemmt, er bückte sich unter die Stauden, er forschte in den Klimsen der Steine, aber vergeblich — lange, lange forschte er vergeblich auf beiden Seiten der Bahn und in ihrer Mitte. Oft trügte ihn zwar das Merkmal des Ringes, dessen Stein beim Schimmer der Lampe glänzen sollte, aber dann waren es Tropfen des Regens am niedern zitternden Gras und an den höhern Stauden. Wenn ihn dann so ein Regentropfen täuschte, daß er gierig danach haschte, und der zitternde Tropfen dann plötzlich zu Boden fiel und verschwand, so bebte sein Herz, sein Aug sah schmachtend gen Himmel, und es tönte aus seinem beklemmten Busen laut ein seufzender Atem; — dann zündete er wieder fort und suchte standhaft mit langer geduldiger Sorgfalt das Kleinod; aber vergeblich; er fand's nicht; — wohl tausendmal betrog ihn der Schimmer nasser Steine und Blätter, und er suchte bis weit nach Mitternacht immer vergeblich. —

Endlich stand er, von der Hitze des Tages, und vom Laufen des Abends, und vom Suchen der Nacht, und vom Fieber des schlagenden

Busens, der von Hoffnung und Todesangst immer abwechselnd bebte, und von der ganzen Last der schlaflosen Jammerwoche auf das äußerste entkräftet, am Fuß der letzten Höhe des Berges. — Mitleidig sah der elende Erschöpfte den steilen stürzenden Pfad und die tiefen Risse im verschwemmten Boden. Ich kann nicht mehr, ich mag unmöglich weiter! Und tausendmal ist der Stein hier weggeschwemmt, wenn er auch hier verloren worden, so dachte der arme kurz atmende Mann bei Ansicht der untersten Tritte der letzten Höhe des Berges, stand dann eine Weile zum Himmel empor seufzend still, dann dachte er wieder an sein armes verhungerndes Weib und an seine Kinder, dann erhob er sich wieder: Ich darf, ich kann nicht ablassen zu suchen; wenn er noch zu finden, und ich würde es versäumen, und ihn bis auf den letzten Tritt, den ich gehen kann, nicht aussuchen — was wär' ich für ein Mann und ein Vater? so sagte Boono, von neuem wieder Mut fassend, zu sich selber, es war ihm, so sagte er hundertmal nachher, es war ihm in diesem Augenblick, als wenn er sich und die Seinen alle tot vor seinen Augen, und den Ring, den er suchte, zu seinen Füßen sähe, es war ihm, wie wenn sein Weib und seine Kinder ihr Auge von ihm weg wandten und mit starrem Blick nur den Ring anstaunten, den er nicht vollends suchen mögen, und wie wenn die ganze Last des Todes der Seinen mit Entsetzen auf ihm lag, weil er versäumt, zu thun, was er gekonnt, sie zu erretten. So wird's dem Menschen oft, wenn er im Drang erschöpfender Pflichten mit seiner Tugend die Bedürfnisse seiner Natur überstreiten und für seine Pflicht fast mehr thun muß als er kann. Gottes Stärke hebt den armen Sterblichen also durch das innere Gefühl seiner höchsten Bestimmung über sich selber empor; dann segnet der Herr im Himmel den Menschen, wenn er ihn gelehrt sich zu überwinden.

Boono raffte sich jetzt wieder vom Stein auf, auf den er, von Entkräftung überwältigt, beinahe mehr hingesunken, als sich gelegt; mit bebendem, schwankendem Schritt klomm er jetzt diese letzte Höhe empor; seine Lampe leuchtete nur noch schwach einen kleinen Raum um ihn her; der arme Mann trug das schwache Licht von der Rechten zur Linken, und von der Linken zur Rechten am Weg, und suchte mit unabläßlicher Geduld von neuem das Kleinod. Aber ach mein Gott! links und rechts betrogen ihn immer nur schimmerde Tropfen vom Regen, und glänzende Steine und Würmchen, die schienen.

Er hatte den Hügel fast auf die oberste Höhe erstiegen, und noch nicht gefunden, was er suchte, seine Unruhe ward jetzt beklemmende Sorge, seine Thränen rollten häufig, seine Hoffnung war nun gänzlich verschwunden, er rang mit seinen Händen über seinem Haupt und weinte laut, dann sah er wieder gen Himmel und betete.

O Gott, mein Weib und meine Kinder sterben vor Hunger, und deine Hilfe ist noch fern. Dann wieder: O Gott! laß es genug sein, laß mich ihr Elend nicht mehr sehen und nimm mich vor ihnen hin. Und dann wieder: O Gott nein! laß mich ihr Trost sein, bis sie ver-

schieden, bis ich dem letzten seine Augen zugedrückt, dann nimm auch mich hin, Vater im Himmel! — Dann wieder: Mein Gott! nicht mein Wille, sondern dein Wille geschehe.

Jetzt hob er noch einmal seine Lampe empor, und das Kleinod hing zu seiner Rechten an einer Staude.

Ein Mensch, der vom reißenden Strom weggeschwemmt und nach langem Hilferufen endlich sinkt und dann erst, wenn seine Sinne betäubt, aus dem Wasser gezogen und errettet wird, so ein Mensch weiß beim ersten Erwachen nicht, wie ihm ist: so war es Boono beim Anblick des Ringes und beim ersten Gefühl seiner Rettung. Und wenn Engel des Herrn dem Menschen erscheinen, so durchströmt den Sterblichen ein unbeschreibliches Gefühl von Schauer und Wonne, von Ehrfurcht und Demut, von tiefer Zerknirschung und von starker Erhebung. Dieses unbegreibliche der überirdischen Erscheinung fühlte Boono, als er das Kleinod eine Weile anstaunte, ehe er's anrührte. Denn wie ein Geweihter im Tempel die Herrlichkeit des höchsten Heiligtums mit Ehrfurcht vom Altar weg in seine Hand nimmt, so nahm Boono das Kleinod des Herrn von der heiligen Staude in seine Hand und sank von Dank und Lobpreisung hin auf sein Antlitz. Da löschte seine Lampe aus und er entschlief von der vollendeten Entkräftung nun ganz überwunden, auf dem Boden, auf den er beim Anblick des Kleinods von Dank und Wehmut hinsank.

Indessen hatte Nelli und ihre Kinder den unbeschreiblichen Tag und die Jammernacht, an der auch der Vater nicht einmal heimkam, und selbst die Eicheln mangelten, die sie andere Abende noch erquickten, nun auch überstanden. Schon seit langem floh die Elenden alle Nächte der Schlaf, aber jetzt nach der Vollendung des entsetzlichsten Tages überfiel in der Mitternachtstunde ein rettender Schlaf die arme Nelli und ihre Kinder.

Boono erwachte mit der Sonne wieder auf seinem Stein, und wie ein Mensch, dem von goldenen Bergen und gefundenen Schätzen geträumt, beim Erwachen gemeiniglich alsobald und mit Herzklopfen nach ihnen hascht, so haschte Boono im Augenblick des Erwachens mit schlagendem Busen nach dem Kleinod, das er gestern gefunden und das ihm beim Entschlafen aus seiner Hand gefallen. Er fand es heute wieder am Boden an seiner Seite, er dankte von neuem Gott und eilte, so früh es war, in die Wohnung des Nerino, der sich von Herzen freute und ihm alsobald zahlte, was er ihm versprochen, und dann der Silvia, noch ehe sie erwachte, ihren Ring wieder ansteckte. Ihr erster Gedanke war das verlorene Kleinod, traurig sah sie nach der Hand und dem Finger, an dem er steckte, aber sie jauchzte wie ein Kind vor Freuden, als sie ihn wieder sah und Nerino hinter dem Vorhang, wo er ihrem Erwachen und ihrer Freude aufpaßte, hervorguckte.

Von Nerino weg sprang Boono eilends zu seinem Priester und erzählte vor Eilfertigkeit und Hunger und Sorgen nicht einmal zuerst,

was ihm begegnet. Ehrwürdiger, sagte er blos, hier ist mein Geld für die Frucht, die ihr mir gabt, lohn's euch Gott, Herr Pfarrer, ich bin nicht mehr so unglücklich, nehmt da die Hälfte des Wertes, was ihr mir mehr geben wollt, zum voraus, und legte mit eilender Ungeduld wieder Frucht heischend die zwei Goldstücke auf seinen Tisch. Unglücklicher, antwortete der Priester, dein Ungestüm, ehe es Tag ist, würde dich verraten, wenn es sonst nichts thät. — Du hast einen Straßenraub begangen, Elender! Du und Gold kommen nicht so zusammen, darum fliehe, weil meine Thür noch offen.

In tiefer Bestürzung wußte Boono fast nicht, was er sagen sollte; nach und nach erholte er sich aber so weit, daß er dem Geistlichen so viele Umstände von dem gestrigen Tag erzählen konnte, bis er ihm endlich glaubte. Dann erzählte Boono von dem Drang der Not und von dem Aeußersten des Hungers, der die Seinen jetzt quäle und vielleicht in diesem Augenblick sterben machen könne. Der Priester ging alsobald aufs Wort mit ihm in seine Küche und gab ihm mit eigner Hand für einmal die dastehende Suppe der Dienstboten und Brot. Boono dankte mit kurzen Worten, eilte schnell fort und war bald in seiner Hütte.

Sie sind alle Hungers gestorben, war der entsetzliche Gedanke, der Boono erschütterte, als er beim Oeffnen seiner Thür keine Menschenstimme hörte; ein kalter Schweiß floß von seiner Stirn, als er mit starrem Auge auf das Bett seiner Frau hinstürzte; lange hielt er zweifelnd und forschend sein Antlitz über sie hin, bis der Hauch des Atems ihm ihr Leben verbürgte; alle schliefen und er ging von Kind zu Kind, ehe er völlig beruhigt war, dann zog er seine Schuhe aus, daß er Niemand erwecke, und füllte die hölzerne Bank mit seiner Speise, stellte sie dann so erfüllt vor das Bett seiner Lieben und schnitt dann für alle ein Stückchen von seinem Brot und legte es der schlafenden Frau und den Kindern in ihre mageren blassen Hände, und beim Erwachen fanden alle die Speise nahe an ihrem Mund; aber sowie das Elend des vorigen Tages so unbeschreiblich, so ist es auch die Szene der Wonne, die beim Erwachen dieser Elenden erfolgte.

Nr. 29. (18. 7.) S. 49—61.

XXIII. Dem Angedenken des edlen Menschenfreundes Herrn Ratschreiber Iselin von Basel.

Findet sich im ersten Bande S. 236—253.

XXIV. Etwas zur Beleuchtung der Erziehungsart meines Knaben.

Dieses in allen Lehr- und Büchersachen noch so unwissende Kind saß vor wenig Wochen mit sich selber spielend neben seiner Mama. Du! sagte die Mama, es ist morgen des Papas Namenstag, willst du ihm nicht auch etwas darauf machen? Ja, wenn ich schreiben könnte, antwortete der Kleine. Und die Mutter: Ich will es dir schon schreiben, wenn du mir etwas sagen willst.

Ohne weiteres probierte er jetzt: Die Stube auf- und abgehend, mit sich selber murmelnd und halb singend, was er sagen wollte, kam er bald darauf zu der Mama, lehnte sich an sie und staunte sie lächelnd an, ohne zu reden. Was willst du, Lieber? sagte Mama. Du weißt wohl, erwiderte der Knabe.

Mama. Hast du mir etwas für Papa?

Jac. Ja, wenn du jetzt schreiben willst.

Da schrieb seine Mutter ihm von Wort zu Wort folgendes nach; er gab es ihr wie singend an und sagte, es müssen Verse sein.

„Ich wünsche meinem lieben Papa heut am Namenstag
Ich wünsche, daß du viel mehr erlebest,
Und ich danke dir hundert tausendmal
Für deine Gutthaten, die du mir gethan.
Ich danke dir, daß du mich so lieb und lustig auferzogen hast,
Ich danke dir noch tausendmal für deine Gutthaten,
Die du mir all die Zeit meines Lebens gethan hast,
Tausend und aber tausend weiß ich nicht, —
Wie vielmal möcht' ich dir danken!
Jetzt will ich dir sagen, wie's mir aus dem Herzen geht.
Es freut mich, es freut mich erschrecklich,
Wenn du kannst sagen,
Ich habe meinen Sohn zur Freud' auferzogen,
Dann freut es mich,
Dann freut es mich im Herzen —
Wenn ich kann sagen,
Ich bin seine Lust und seine Freude;
Dann will ich erst danken
Für das, was du mir in meinem Leben gethan hast.
Es wird dich und mich freuen
An dem Tag, wo ich es sagen kann.
Dann wollen wir zusammen lustig sein
Und Freud' haben in unserm ganzen Leben;
Dann wollen wir Gott anrufen zusammen,
Und meine liebe Mama wird dann auch mit uns beten,
Dann wollen wir zusammen arbeiten wie Schäflein,
Daß wir unser Leben mit Gott und Ehren können durchbringen,
Und zufrieden sein mit dem, was uns Gott gibt.

Jetzt komm, mein lieber Papa,
Jetzt wollen wir einander lieben und küssen
Und die Mama,
Ich will mit beiden Armen
Alle drei unsere Köpf zusammen nehmen."

Leser! Ich bitte dich, wenn mein Vaterauge mich blendet, so sag' es mir.

Bringt die beste Schule und Kunstführung in diesem Zeitpunkt das Kind in dem wesentlichsten, was es als Kind sein soll, weiter, oder bringt sie es in der Vorbereitung zu dem, was ihm als erwachsenen Menschen am wesentlichsten nützlich sein wird, höher?

Ist dieses unverwirrte Naturgefühl für die echte Bestimmung der Menschheit und für die ersten Grundsäulen eines weisen und tugendhaften Lebens beim Schulkind auch so rein da?

Mangelt es dir, Leser, daß er Gott nicht aus Kunstwörtern, sondern aus seiner guten Natur und aus seinen ihm sichtbaren Wohlthaten zu erkennen gelernt hat?

Mangelt es dir, Leser, daß er seine erste Weltkenntnis aus meiner Wohnstube und weder aus Rom und Griechenland, noch aus Jerusalem schöpft, und daß er die erste Kenntnis seiner Pflichten in seinen Verhältnissen gegen mich und seine Mutter findet und lernt und nicht aus Erklärungen von allerlei Leuten, die mit einander über die Worte der Pflichten der Menschen streiten und die ihm allerseits fremd und unbekannt geblieben sind, herausklaubeln muß?

Leser, zweifelst du, das Viele, so mein Kind jetzt noch nicht weiß, werde es hindern, die Wahrheit, soweit sie dasselbe in seinem Leben angehen wird, mit festem Schritt zu erforschen?

Zweifelst du, der Mangel an Wörterkenntnis in seinem jugendlichen Alter werde den Vorschritt der Sacherkenntnisse, denen er sich widmen wird, hemmen, so sind deine Erfahrungen und Gesichtspunkte über diesen Gegenstand den meinigen schnurstracks entgegen.

Freunde der Wahrheit! Es ist vielleicht das erste Bedürfnis der Erde, die Kinder in allen Ständen Vater und Mutter wieder um so viel näher zu bringen, als sie in unserm Jahrhundert allgemein von ihnen entfernt worden, und das zweite, den Erschöpfungen, welche Europa's Jugend durch das voreilige Ausbrüten der Mannbarkeit ihres Geistes und ihres Körpers zugrund richtet, zu steuern, und nach meiner Ueberzeugung ist dieser doppelte Endzweck nur durch die Erneuerung der Achtung, welche unsere Alten für die heiligen Bande der Haushaltungen und den Stand der Hausväter und Hausmütter hatten, zu erzielen möglich.

Dieses aber würde freilich neben anderen Inkonvenienzen den ausschweifenden Ruhm und die Gewalt von tausenderlei fremden Menschen vermindern, welche die armen Kinder unserer Zeit dem Staat, dem Fürsten, der Komödie, dem lieben Gott und aller Welt zum Dienst und zum Gefallen auferziehen und ausmodeln, bis sie entweder aus

Gehorsam am Leib oder an der Seele die Schwindsucht erhalten oder aus Ungebundenheit die trostlosen Meister ihrer Bubenjahre anspeien und fortjagen.

Es scheint mir das kränkendste Kennzeichen, daß es unserm Jahrhundert an Hauptgrundsätzen zur Bildung wahrer glücklichmachender menschlicher Weisheit mangelt, daß man es noch sagen muß, daß Kinder unter ihren Vater gehören und daß dieser in tausend Fällen weit am vorzüglichsten dasjenige wisse und könne, was seine Kinder am notwendigsten wissen und können müssen.

Das Zeitalter ist im allgemeinen gewiß nicht glücklich und nicht weise, in welchen Sachen von dieser Art nicht durch allgemeine Sitten praktisch als wahr angenommen und durch Ausübung außer allen Zweifel, außer alle Frage und Untersuchung gesetzt sind.

Muß ein Kind mehr wissen und lernen, als sein Vater es lehren kann, so muß der Lehrer sein Nebenwerk in des Vaters Arbeit so hineinwirken, wie ein Weber eine Blume in ein ganzes Stück Zeug hineinwirkt; wenn aber ein Lehrer mit seiner Arbeit sich nicht so zu sagen in dem Werk des Vaters verliert, sondern uneingedenk, daß er ein fremder Mann ist, dennoch mit seiner Arbeit überwiegend auf den Kopf und das Herz seiner Kinder wirken will, da müssen die Kinder in Beziehung auf Vater und Mutter in sehr schlechten Umständen sein, wenn ihre Auferziehung nicht um deswillen schlechter werden wird, als sie ohne diesen Einfluß worden wäre. Der Fall ist sehr selten, daß Muttererde für jede Pflanze nicht die beste, und eben so selten ist es, daß die väterliche Auferziehung nicht für jedes Kind die beste wäre. Aber ich weiß freilich auch wohl, daß der Luxus, der Aberglaube, die dritte Vingtieme (ein Kartenspiel) und allerlei andere Umstände auf der armen Erde machen, daß fast niemand mehr seinen Kindern so recht Vater und Mutter sein kann, und dann ist's freilich gut, daß man zum Trost dieses Uebels Schulen errichtet hat und steif und fest darauf hält, daß das arme Volk seine Arznei bedenklich einnehme, so lang es so krank ist; aber doch dauert es einen auch, daß es seit der Reformation jetzt über 150 Jahre diese Arznei mit so viel Mühseligkeit und mit so wenig Erfolg immer eingenommen.

Doch was mag ich immer von Sachen reden, die fast das ganze menschliche Geschlecht angehen, da ich auch so wohl weiß, daß es eben darum so übel in unsern Zeiten auf der Welt steht, weil eben in allen Winkeln tausenderlei Leute von dem ganzen Menschengeschlecht und gar wenige von ihren nächsten Brüdern und von ihrer Hausthür reden.

Leser, ich erzähle dir auf diesem Absprung noch ein paar Worte von meinem Kind.

Da vor ein paar Jahren uns die Nachricht von dem Todesfall seiner Großmama, die er in seinem Leben wenig gesehen, kam, und seine Mama in ihrem Bett innig weinte, umschlang das Kind seine

Mutter, weinte mit ihr und sagte: „Gelt, Mama, es ist dir jetzt just, wie's mir wäre, wenn du mir stürbest?"

Der Lauf seiner Erziehung macht ihn für Spiel und Freude und Freiheit sehr empfindlich; Jedermann sieht, daß dieses just das Gegenteil der bürgerlichen Biegsamkeit und Arbeitsamkeit ist, und auch Weise fragen mich oft ängstlich: Wo wird das enden? und fürchten sich vor der Klippe, aber ich fürchte mich nicht und ich glaube nicht, daß Jemand sich weiter deshalb fürchten würde, der letzthin den Knaben ganz im Auge gehabt und den Ausdruck der Stärke, Entschlossenheit und Ueberzeugung gesehen hätte, mit welchem er mir in einer Unterredung über die Notwendigkeit eines arbeitsamen thätigen Lebens geantwortet.

„Ja, Papa, es ist wahr, man muß arbeiten, und ich will auch etwas arbeiten lernen, aber wenn ich es dann kann, so mußt du nicht mehr so viel arbeiten, ich will lieber, du lebest länger und arbeitest denn minder."

Leser! Wird dieses Kind den Genuß seines jungen Lebens mißbrauchen und sich zur Unthätigkeit bilden? Ich fürchte das nicht, und so lang ich es nicht fürchte, so sehe ich auch von allen anscheinenden Versäumnissen in der Führung seiner Jugendjahre keinen Schaden, wohl aber vielen Nutzen.

Nr. 34. (22. 8.) S. 133—144.

---

*XXV. Auf den Tod der Gattin Füßli's.

Nach einem Briefe von H. H. Füßli, in welchem derselbe die Impfung der Kinder empfiehlt, schreibt Pestalozzi:

Der Verfasser dieses Briefes hat in diesen Tagen den größten Verlust, den ein Mensch leiden kann, gelitten. Ich weine mit ihm; — meine Leser kennen ihn und bedauern ihn, und ich kann ihnen diese Zeilen der Freundschaft an den Leidenden nicht vorenthalten.

Füßli, du opferst dein Leben deiner Pflicht,
Und dein Weib stirbt am dreizehnten Kind. —
Mein Geliebter, deine Leiden sind groß,
Aber erhole dich wieder, fürchte dich nicht.
Und glaub's dem Geprüften:
Thränen und Leiden bilden die Menschheit im Staub,
Und im Jammer versunken
Lebt der Mensch an der Quelle der Weisheit.
Geliebter! Der volle Becher der Schmerzen,
Den deine Kinder jetzt trinken,
Sei ihnen Becher der Weisheit und Tugend
Und des Wachstums zu jeder Größe,
Welcher sie fähig. —
Dann wirst du ruhig, heiter und gesegnet

Das Opfer deines Tages vollenden,
Wie es dein Weib jetzt vollendet.
Und dein Vaterland wird dann um dich weinen,
Wie deine Kinder jetzt um ihre Mutter weinen.

Nr. 35. (29. 8.) 151.

XXVI. Etwas über die Religion.

Erstes Stück.

Der Mensch glaubt um seiner selbst willen an Gott, denn was macht das Gott, wenn der Mensch nicht an ihn glaubt, und was irret es ihn, wenn er wie ein Vieh lebt auf Erden?

Siehe, der Herr zernichtet Welten und löscht Sonnen aus am weiten Himmel.

Darum, was liegt ihm am nichtigen Dienst der eitlen Kinder der Menschen?

Aber der Mensch erntet den Segen des Herrn.

Der Sterbliche liegt im Schoß der Güter des Allmächtigen.

Darum ist Liebe Gottes auf Erden, und die Liebe Gottes ist der Glaube der Menschen.

So wie der Säugling an der Brust seiner Mutter im Genuß seiner Wonne ihr seinen Glauben emporlächelt, also opfert der Mensch der Erde seinen Glauben dem Allmächtigen.

Aber das lachende Antlitz der Unschuld ist minder heiter, wenn des Menschen Kind jetzt redet und den Dank seines Herzens mit Worten ausspricht, und der Glaube des Menschen an Gott verliert, sobald sie viel von ihm reden.

Und was will doch der Sterbliche von Gott reden, was will er von ihm sagen, als: Er ist gut, er ist Vater, und Dank und Dank?

Was weiß der Mensch mehr von Gott, und was kann er mehr von ihm reden?

Daß doch die Erde ihre Stimme vereinigte und nur sagte:

Er ist gut —
Er ist Vater!
Und Dank und Dank!

Und dann schwiege, und anbetete, und glaubte, und hoffte auf seine ewige Güte und auf Licht jenseits des Grabes.

Aber der Mensch der Erde ist an's Sichtbare verwöhnt und genügt sich nicht am Unsichtbaren.

Er betet die Fußstapfen des Ewigen im Staub und die Spuren seiner Güte und seines Zornes an, als ob sie Gott selber wären.

Der Mensch macht das Bild seines Retters zum Bild seines Engels und malt sein feindliches Schicksal mit Zügen von Menschen, die er haßt, und mit Klauen vor Tieren, die er verachtet.

Aber der Mensch ist beim Aufgang der Sonne und bei ihrem Niedergang im kalten Norden und im heißen Mittag so ungleich, als die Pflanzen des Bodens unter diesem Himmel.

Die Sonne verändert ihn unter den Zonen und Polen wie das Kraut des Feldes.

Die Geschlechter der Menschen arten unter einem fremden Himmel aus wie die Pflanzen und Tiere.

Und der Glaube des Menschen an Gott ist auf Erden so ungleich, als die Luft und die Nahrung ihrer Geschlechter.

Denn die Spuren der Güte des Herrn und die Pfade der Allmacht im Staub sind in jedem Himmelsstrich anders, darum ist auch in jedem Himmelsstrich das Bild des Ewigen ungleich.

Aber es ist nicht an dir, Mensch unter den bessern Zonen, das Bild des Gottes, den deine Brüder, deren Scheitel die nähere Sonne verbrennt und deren Hirnschale der kalte Nord platt drückt, anbeten, zu verspotten.

Der Herr im Himmel verzeiht der armen Raupe gar gern, daß sie die Staude, die sie nährt und schützt und erhält, verehrt.

Irrtum im Dienst des Herrn ist das Schicksal des Menschen im Staub.

Oder wer dienet ihm ganz den reinen Dienst des Unsichtbaren?

Wessen Seele ist leer von irgend einem Bildnis im Dienst, den es dem Ewigen weihet?

Danke nur Gott, Raupe an deiner Pflanze, und verehre sein Bild in der Fülle seiner Güte, in welcher du lebest, webest und bist.

Aber wenn du, dankende Raupe, die Rose nagst und dein Bruder die Blätter des Birnbaums oder die Schößlinge des Weidestockes oder das niedere Gras des Feldes, und er dann seinen Gott auf den Blättern des Birnbaumes, auf den Schößlingen des Weidestockes und im niedern Gras des Bodens findet und anbetet, so zürne nicht, Raupe, der Rose! Dein Bruder hat so gut Recht als du, und sein Gottesdienst gilt so viel, als der deine.

Mensch, warum hassest du denn deinen Bruder, der Gott nicht dienet, wie du?

Wenn dich deine Leidenschaften plagen, du Armer, so laß dich heilen und brauche nicht den Namen deines Gottes, wenn du in deinem Unsinn wider deinen Bruder rasest; er und du sehen die Fußstapfen des Herrn ungleich gebildet.

O ihr Menschen! So ungleich ihr dem Herrn dienet, so dienet ihr ihm immer recht, wenn ihr Kinder bleibt eures Vaters und einander liebt und einander helft, den ungleichen Dienst eures Gottes in der allgemeinen Uebereinstimmung eurer Menschenliebe zu heiligen.

Ihr Menschen, warum dienet ihr Gott und warum fallet ihr nieder vor seinen Gesandten und vor seinen Engeln, als nur, daß ihr euch selber heiliget und reiniget von der Gewalt der Leidenschaften

und Sünden, denen alle Menschheit in dem Maße unterworfen ist, als sie Gott nicht fürchten und ihm nicht dienen?

Also ist dein Gottesdienst, Mensch, Hut über dich selber und Schutzwehr gegen deine Gefahren.

Dein Gottesdienst, o Mensch, ist dein eigener Dienst.

Und darum, o Sterblicher, ist dein Gottesdienst für dich immer nur in dem Grade wahr, als er dir nützet.

Deine Heiligung, Mensch, die Minderung deiner Sünde ist der Zweck deines Dienstes.

Und das Bild deines Gottes und die wörtliche Lehre deiner Priester sind immer nur Mittel zu diesem Endzweck.

Dein Gott und dein Erlöser, o Mensch, will dich durch Ueberwindung deiner Leidenschaften zur echten Weisheit des Lebens und durch die Weisheit des Lebens zum wahren Dienst des Unsichtbaren emporheben.

Und in eben dem Maß, in welchem du dich zum wahren Dienst des Unsichtbaren bildest, in eben dem Maß wirst du dich über den Staub der Fußstapfen des Herrn, welchen die Kinder der Menschen verehren, emporheben.

Aber wenn du auch zuunterst an den Stufen des Tempels der Weisheit stehest, o Mensch, so höre es dennoch:

Für Menschen ist die Liebe der einige wahre Gottesdienst; aus ihr allein quillt der wahre Glaube der Menschen.

Sie allein führt den Menschen zum Leben.

Wo sie nicht ist, da ist Tod und Verderben auf Erden.

Der Mensch ohne Liebe ist ohne Hoffnung, und der Elende, den Neid und Haß und Zorn überwältigen, den verfolgt Entsetzen.

Des Menschen beste Kräfte ersterben, wenn er seinen Bruder nicht liebt, und er liebt seinen Bruder nicht, wenn er Gottes nicht achtet.

Darum erkenne, o Mensch: Gottesvergessenheit ist die Quelle des Todes und der Entkräftung der Menschen.

Nr. 35. (29. 8.) S. 152—160.

Zweites Stück.

Wenn du Gott vergissest, vergissest du deiner selber, denn die Liebe Gottes ist dein Leben, o Sterblicher, sie ist das Band der Kräfte deines Kopfes und deines Herzens, und die Auflösung dieses heiligen Bandes deiner Kräfte ist die Quelle ihrer Zerrüttung, und ihre Zerrüttung gebiert die Sünde, die dich tötet, o Mensch! Darum hüte der Quelle deines Lebens und des Bandes deiner edelsten Kräfte und liebe Gott!

Siehe dich um, o Sterblicher, und betrachte, was der Mensch ist, der Gott nicht liebt.

Setz' ihn auf die Throne der Erde, gib ihm Gewalt über die Kinder der Menschen, laß ihn die Meere der Erde beherrschen, und

gib ihre weiten Ufer alle unter seinen Szepter, aber laß den Mann ohne Liebe Gottes, du wirst den frommen Bettler seines Reiches glücklicher finden als ihn.

Mach' ihn noch höher, gib ihm Engelsverstand und überirdische Klugheit, befestige seine Gewalt, daß er unerschüttert herrsche, und laß ihn glücklich sein und seinen Willen auf der ganzen Erde keinen Widerstand leiden, aber denk' ihn unbefestigt von der Liebe Gottes, so wirst du, wenn du deine Seele heiter und deine Tage ruhig wünschest, nicht wünschen zu sein, was er ist.

Gib ihm sogar ein Herz voll Unschuld und Liebe, aber laß ihn Gottes vergessen, er wird sein Herz verlieren und sich selbst in seinem eigenen Gram verzehren.

Der Mensch auf dem Thron hat wie der Mensch in der Strohhütte Gottes nötig, und auf Thronen und in strohernen Hütten wird das Kind der Erde, das Gottes vergißt, zum verlorenen, verworfenen Geschöpf der Erde.

Es wird sich selber zur Last,
Es wird sich selber zerstören, —

unter allem, was atmet auf Erden, wird kein Geschöpf sich selber zur Last.

Unter allem, was lebt, zerstört kein Geschöpf sich selbst seine Eingeweide. Nur der Mensch, der Gottes vergißt, nur er wird sich selber zur Last, nur er zerstört sich selber.

Oder siehe dich um und forsche: Wo grämt sich ein Vieh auf den Tod? — Wo wütet ein Tier in sich selber, daß seine Säfte vertrocknen und sein Gehirn aufgelöst wird? — Oder erschöpft sich auch ein Hund im Nachjagen der Wollust, daß er sich selber zur Last wird?

Nur der Mensch, wenn er Gottes nicht achtet, zerstört seine Eingeweide und reibt sich auf.

Die Bande des Lebens sind Bande der Tugend, und sie zerreißen, wo der Mensch Gottes nicht achtet.

Siehe die Blüte der gottesvergessenen Jugend! Die Stunde ihrer Schönheit gehet vorüber, wie die Leuchte des Wetters. Hell ist der Blitzglanz im Dunkeln des Wetters, aber schnell folget der Donner vom Himmel und der tötende Strahl und der Früchte und Blüten zerschlagende Hagel. — So zerschlägt die Gottesvergessenheit die Blüte der Jugend. Harm runzelt die Stirn der Jungfrau, ehe sie ein Weib ist, und der gierige Jüngling ist erschöpft, ehe er die Zeichen des Mannes trägt.

Ja sie welket, die Blüte der Menschheit, die Gottes nicht achtet, sie welket und stirbt wie die Blüten des Frühlings, die vom Nebel ersticken und von tötenden Mittagswinden versengt abfallen.

Und wenn er auch in der Blüte nicht stürbe, der Jüngling, der Gottes vergißt, sondern wie's unter hunderten einem gelingt, doch Mann würde und Greis, so gewinnt der Gottesvergessene mehr Leiden und Plage, als Jahre und Tage.

Der Mann, der im Anblick des Weibes nicht den Engel des Herrn verehrt, dessen Hand ihn zur Anbetung des Allmächtigen führt, dieser Mann findet nicht Frieden beim Aufgang der Sonne und nicht bei ihrem Niedergang, er findet nicht Frieden in der Freude der Ernte, nicht in den Reihen des Frühlings und nicht in den Thränen des Bettlers.

Das Leben dieses Mannes ist das Leben des unsteten Treibsandes, von seichtem Strom der Untiefen bewegt; — der nichtige Sand schwillt zu Bergen und vergeht wieder, wie wenn er nicht da war, auf ihm scheitert der Schiffer, und wer ihm naht, sinkt in den Abgrund.

Das ist das Bild des Lebens des Menschen, der Gottes nicht achtet, und das Bild seines grauen Alters erregt Entsetzen.

Wenn ihn jetzt in der Mitternachtstunde der Schlaf flieht, wenn die gierige Brut, die er ohne Gott erzogen, nun auf seinen Tod und auf seinen Raub lauert, wenn seine Kinder jetzt seines Alters und seiner Erschöpfung spotten und er da sitzt, an das Nichts der Erde gekettet, und hinter ihm und vor ihm sonst nichts hat, dann siehst du, o Mensch, was der Sterbliche ohne Gott ist; er hat nichts auf Erden, weil er nichts hofft im Himmel.

Aber wer Gott fürchtet, hat alles auf Erden, weil er alles hofft im Himmel. Ihm scheint die Sonne, ihm wölbt sich der sternenvolle Himmel, ihm duftet die Blüte des Morgens; sein ist die Pracht des Tages, sein die Milde des Abends und sein die Erquickung der göttlichen Gaben der Nacht.

Das Auge des Jünglings lacht Wonne, die Stirn des Mannes ist heiterer Ernst, und die milden Falten des Greises verbürgen die Ruhe der nahenden Stunde seines Todes.

Unverführt wallet das sanfte Mädchen, von der Furcht Gottes beschützt, die bildenden Tage seines Frühlings und enthüllet sich unverdorben, wie im Schoß der schützenden Knospe die schöne Rose sich unverdorben enthüllet. Bescheidenheit und Stille ist die Zierde des Weibes, das Gott fürchtet, und die Arbeit des Hauses ist Wonne in der Hand der Frau, die an Gott denkt, wenn sie für ihren Mann und für ihre Kinder arbeitet.

Der Segen des Lebens ist dein Teil, o Mensch, wenn du Gott fürchtest, und in der Stunde des Todes siehest du Himmel und Erde für dich geschaffen.

Wenn du die Erde verlässest, so hast du ihrer satt, und deine Kinder sind, sie nach dir zu genießen, gebildet, du aber gehest ruhig und heiter ins Thal der Schatten, du kennest Gott und trauest auf deine Tugend, die du durch Gottes Erkenntnis erhalten.

Nr. 36. (5. 9.) 170—173.

XXVII. Beschluß einer zernichteten Rede über die Verfassung eines Schweizerischen Freistaats.

Ich rede im Jubelton von den Hoffnungen der Zukunft und von den Aussichten der Wiederherstellung der Grundsätze der Väter; indessen schlägt in meinem Busen mein Herz mir bang, immer, immer wird mir schwerer, immer banger ums Herz, was ist das? was ist das? Ach, wie wenn ich von Träumen erwache und von Bildern mich trenne, denen der Wunsch meines Lebens oft und vergeblich nachstrebt, wenn ich von diesen Träumen erwache und matt und ermüdet hinstaune ins mühselige Thal des Lebens, wo alles Wünschen so eitel, wie mir dann mein Herz schlägt und mein Auge weint, so schlägt mein Herz, so ermattet ist meine Seele! Was ist Wahrheit im Menschenleben? Was wirkt sie? Warum muß ich doch warm sein für Wahrheit, die nichts wirkt? Warum mich ermüden mit Träumen und rauben mir immer die Ruhe und den Lebensgenuß und den stillen lachenden Frieden des Herzens? Wie oft bin ich schon von Träumen entschlummert, von wachenden Träumen voll schwerer ermüdender Arbeit! Ach, wenn dann Arbeit und Leiden dem Träumenden nichts war und ein hohes Ziel mich stärkte und um mich her Menschen wohlthätige Träume liebten und oft dem Träumer entgegenlächelten, daß sein Mut wuchs, wenn ich sie hörte loben das Anklimmen auf steilen Bergen, loben den Mut des Retters, der ans sinkende Schiff schwimmt, und dann meine Hoffnung mich doch täuschte, wenn ich scheitern sah alle, die darauf bauten, — wie war mir? wie war mir! Was ist Wahrheit im Menschenleben? was wirkt sie? so dacht' ich und staunte hinab ins mühselige Thal des Lebens. — Oft schlug mir mein Herz so, wie es mir jetzt schlägt, daß ich ermattet und kraftlos dastand! Was thu ich? was thu ich? Warum muß ich den thörichten Träumen meines Lebens noch diese Rede hinzusetzen?

Es wird mir leichter, da ich's gestehe. Das Schlagen meines Herzens ist der Gedanke: es ist unnütz und vergebens, dein Thun! Aber auch das Schlagen meines Herzens ist Schrecken des Träumens! Wahrheit wirket ewig Gutes, aber die Menschen werfen ihr Auge in einen Winkel, und so sie nicht da vor ihren Augen aufblühet und duftet, wie die volle geöffnete Rose, so glauben sie selbige völlig verloren. Jede Wahrheit ist zwar guter Samen, aber sie gedeiht nur auf reinem Boden. —

Ich erwache von Furcht und Träumen und finde Standpunkt!

Ernster Freund der Wahrheit! Ihren stillen Segen in dir selbst zu nützen und zu genießen, das ist der erste Segen der Wahrheitsliebe; ob dann aber *deine* Wahrheit dir immer einseitig ist und immer mit tausendfachem, oft von dir selbst herrührendem Schatten umwickelt ist, ob diese *deine* Wahrheit just an deiner Seite und just in der kleinen Stunde deines nichtigen Daseins wirke, das ist nicht *deine* Sache.

Bereite das Feld, worauf du säen willst, wenn du Ernte hoffest. Hast du aber Laune, auf unbereitetes Feld zu sähen, so steht's dir auch frei, aber erwarte keine Ernte. Wo die Menschheit vom innern Gefühl gegenseitiger Bescheidenheit, Liebe, Achtung und Dankbarkeit leer ist, da wird die Wahrheit nichts wirken, da ist ödes und wüstes Feld und aller Same verloren. — Das ewige Rufen und Abwägen und Ausmessen: Was ist Wahrheit? was ist Gerechtigkeit? und was die Pflicht der Oberen und Unteren? — o ihr Weisen und Guten, wäget doch einmal ab, was alles dieses wirke und gewirkt habe?

Sehet die mächtige Ausübungskraft für die schwersten Pflichten der Menschheit in der Unschuld des reinen Familiensinnes und erkennet, daß reine unbefleckte Sitten und aufrichtige Menschenliebe einen kraftvollen unbestochenen Sinn für jede Pflicht der Menschheit und erhabenes Wahrheitsgefühl bescheren; erkennet diesen mächtigen Sinn der Einfalt und Unschuld, die nicht abwägt und nicht ausmißt, aber im Innern des Menschen vom Vater der Menschheit gebildet, sich schnell zu jeder Pflicht erleuchten und zu jeder Tugend emporheben läßt.

Und dann gehet hin, ihr Weisen der Erde, zu pflanzen Unschuld und Liebe und diesen reinen Sinn für Wahrheit und Recht; erhebet die niederste Menschheit wieder zum Gefühl ihrer Würde und ihrer Gleichheit mit euch, ihr Weisen! Wenn ihr innigen Brudersinn unter den Menschen um euch her pflanzet, dann bereitet ihr den Acker zur Saat, dann wird eure Wahrheit und eure Erleuchtung Segen werden, die es sonst nicht ist.

Oder was meinet ihr, ihr Menschen, wenn ihr aufstehet und rufet: Das ist Gerechtigkeit und ausgerechnete Pflicht der Oberen und Unteren so wahr und gewiß, wie ja und Amen, — wird das Volk, das Genießungen sucht, euch hören, und werden die, so auf Unkosten der andern sich lustig machen, euch achten? Sehet umher auf der weiten Erde, was all das Geschrei nütze! Weder häusliches noch bürgerliches Glück, am wenigsten die Sicherung der großen seltenen Segengenießungen freier Verfassungen sind ohne allgemeines warmes inniges Menschlichkeitsgefühl zu erzielen; ohne dieses sind die Gerechtigkeitsansprüche der Oberen gegen die Unteren Geißeln in der Hand der Gewalt und die der Unteren gegen die Oberen Seifenblasen spielender Kinder.

Vaterland! Im innern Haus deiner guten Bürger findest du das wahre Bild der Freiheit. Reiner Vatersinn und reiner Kindersinn ist die Quelle alles Haussegens und die Stütze aller Freiheitsgenießungen; wo diese mangelt, da wird Freiheit Quelle der Zerrüttung des Hauses. Vaterland! Dieser heilige häusliche Sinn war das Gesetz unsrer Alten, er war die Quelle und Stütze unsrer Freiheit. Vaterland! Möchtest du noch in diesen Höhen leben und ihre ganze Einfalt noch tragen! Vaterland! Möchtest du empfinden, daß, wo diese heiligen Bande im Geist des Volkes und der Regierung mangeln, weder wahre Regierungskraft noch Freiheit möglich. Möchtest du empfinden, Vater-

land, daß deine häusliche Tugend und deine häuslichen Laster über das Wohl und Weh deiner Verfassung entscheiden.

Ob du es empfindest, oder ob du es nicht empfindest, so ist's gleich wahr: Wo der Sohn frech ist und trotzet, da wird der Vater hart und böse und vergißt, daß künftige Geschlechter, die sein Fleisch und Blut sind, ob diesem Vaterzorn verloren gehen werden; und wenn der Vater hart ist und zürnet gegen die Thaten der Unschuld und hindert die freien Freuden und die frohe Lust seiner gesegneten Kinder, da verlieren diese den guten dankbaren Kindersinn und künftige Geschlechter tragen den Fluch der aufgelösten Bande der Natur. — Im sumpfigen Schlamm wächst das schwellende Wasserrohr schnell auf und wallet in hohen Wogen, wenn unter ihm der Kot seiner Füße bewegt ist, aber das reine Gras der himmelhohen Alpe sprösselt in zarter Feinheit hervor und reift gemächlich zum himmelhohen duftenden Gras und milchreichen Futter.

Freiheit, du heilige Pflanze der Menschheit! Nicht schnelle Auswüchse sumpfiger Wiesen sind deine Früchte, in reinen himmelduftenden Höhen wächst die heilige Pflanze still empor zum häuslichen Segensgenuß. Darum bist du es, du, die du allen Segen der Welt gründest, allen Kindersinn und alle Vaterherzen rein bildest, du, die du alle Menschen gemeinsam einen Allvater anbeten und uns alle im Ernst und in der Wahrheit als Brüder, als Kinder eines Vaters einander zu lieben verbindest, Geheiligte Gottes, Religion! Du bist es allein, die der Menschheit Gerechtigkeit und Freiheit bescheeret.

Unsere Väter erkannten es und bauten alle Hoffnung für des Landes Wohl und ihre ganze Verfassung auf Gottes Ehre und die Ehre der Religion, daher war der Stand des Lehrers mit so ausgezeichneter Ehre und Segen zur Erfüllung seiner Bestimmung emporgehoben und gestärkt, auch bildeten Lehren Gottes aus seinem Mund den freien Sinn der Väter sanfter, bescheidener, liebreicher und segensvoller, als sonst der Sinn der Edlen und Herrscher unter den Völkern, deren Verfassung frei ist, zu sein selten gewohnt ist. — Aber ich schweige.

Edle Freie, worauf wollt ihr die Hoffnung für den wieder herzustellenden Volkssegen unserer Verfassung gründen? Gefühl seiner innern Würde, Gefühl der Würde der Menschheit hebt zwar zuzeiten einen Menschen unter tausenden empor zum Patrioten, daß er sich opfere der Menschheit und Freiheit. Aber Gottesfurcht und Glauben an die höhere Bestimmung der Menschheit bildet im Volk stillwirkend, aber allgemein zu tausendmal tausend Thaten sich opfernder Güte und Liebe.

Und edler und größer ist die freie gesegnete Menschheit, wenn Gottes Dank und der Ewigkeit Hoffnung sie leitet, schützet und heiliget, und des Volkes und des Patrioten Tugend dem Vaterland sichert, und dich, Geist der Freiheit und der Verfassung, im Heiligtum Gottes uns weihet.

Im Jänner 1779. Nr. 36. (5. 10.) S. 161–169.

* XXVIII. Von der Erziehung.

Erstes Stück.

Zu leben, in seinem Stand glücklich zu sein und in seinem Kreis nützlich zu werden, ist die Bestimmung des Menschen, ist das Ziel der Auferziehung der Kinder.

Deshalb ist der sorgfältige Gebrauch der Mittel und Wege, durch welche ein jedes Kind in seiner Lage natürlich und leicht zu den Fertigkeiten, Gesinnungen, Urteilen und Anhänglichkeiten gebracht werden kann, durch welche es in seinem Stande glücklich und in seiner Lage ein nützliches Mitglied der Gesellschaft wird, das Fundament einer jeden guten Auferziehung. Und daraus fließt wieder, daß so ungleich die Lagen der Menschen, so ungleich ihre Bedürfnisse, ihre Sitten und ihre Anhänglichkeiten sind, so ungleich sind auch für einen jeden Menschen die Mittel und Wege, ihn zu denjenigen Gesinnungen und Fertigkeiten zu bilden, durch deren Ausbildung er wahrscheinlich in seiner Lage ein beruhigter und glücklicher Mensch werden wird. Deshalb sind die allgemeinen Erziehungsregeln, die auf alle Klima, auf alle Regierungsformen, auf alle Berufsarten passen, samt und sonders genau so viel, als gleichartige Sonntagspredigten, die so oft und viel ganze Gemeinden erbauen und hingegen so selten einem einzelnen Menschen auf den rechten Weg helfen.

Indessen ist es gut in der Welt, daß, während die Lehrer der Menschen von ihren Höhen herab dem Volk mit Unbestimmtheit erzählen, was recht ist, oft Weiber in ländlichen Hütten mit aller Bestimmtheit thun und ausführen, was jene allzumal in den Tag hinein schwatzen, wenn sie von etwas reden, das sie nicht selbst ausüben. Und es ist besonders im Fach der Auferziehung gut, daß die Hausumstände der gemeinen Leute, folglich der meisten Menschen, so sind, daß fast allenthalben die Eltern, wie notwendig, natürlich und von selbst darauf fallen müssen, worauf es in ihrer Lage und unter ihren Umständen eigentlich ankomme, ihre Kinder recht zu erziehen; wäre das nicht und müßten die Menschen auf die Speisen der Weisen warten, um ihre Kinder zu nähren, das Geschlecht der Menschen würde wahrlich in allen vier Enden der Erde aussterben. Darum sollten wir doch den Unweisen und Unbemerkten unsres eitlen Bodens den Dank, denen wir ihnen schuldig, nicht so ganz versagen, wie wir es thun; denn wahrlich, wo wir uns immer umsehen, so ist allenthalben der ordentliche gemeine Mann für ihn und seine Lage besser erzogen, als die höheren Leute und Leutchens, die unter die Hände der Heerscharen der philosophischen Knaben geraten, die ob ihrem Studieren, ob ihrem Abstrahieren und ob ihrem Empfinden täglich mehr alles Sehen und Hören verlieren und deshalb auch natürlich für sich und ihre Eleven aus der Hausarbeit nichts machen.

Preise Niemand selig, ehe er tot ist, sagten die Alten, und ich sage nach ihnen: Lobe keines Menschen Weisheit und Tugend, bis du

siehst, wie er für seine Kinder gesorgt und wie diese der Sorgfalt ihres Vaters für sie entsprochen. Der Eifer, seine Vaterpflicht zu erfüllen, ist der Mittelpunkt der menschlichen Tugend und die Klugheit im Gebrauch der schicklichen Mittel zu diesem Endzweck ist der Probstein der echten menschlichen Weisheit in ihrem wichtigsten Fach.

Und nun, ihr Menschen, ihr wisset, die Erfahrung ist das Siegel der Wahrheit, sie sei euch in diesem wichtigen Gegenstand der Leitstern, dem ihr folget; darum sehet euch vor, erforschet und suchet unter den Menschen diejenigen, so ihre Haushaltungen und Gewerbe am besten in Ordnung halten, denn sie sind es, welche für ihre Lage und Bestimmung am besten auferzogen worden. Suchet die Edelsitze, die Bürgerhäuser und die Bauernhütten, deren gleicher Wohlstand Jahrhunderte dauerte, denn da sind die Grundsätze der wahren Auferziehung der Menschen seit Jahrhunderten ausgeübt worden.

Und wenn ihr finden werdet, was ich gefunden, so werdet ihr sehen, daß die Hausordnung aller dieser Leute, so ungleich ihr Stand, dennoch in ihrem Wesen völlig übereinstimmt; ihr werdet sie allenthalben sehr einfach finden und allenthalben sehen, daß Weib und Mann von Vater und Großvater Sitten und Weisen gelernt haben, auf deren Befolgung das Glück ihrer Haushaltung in späteren Jahrhunderten beruhen wird, wie es in früheren Jahrhunderten darauf gegründet worden. Ihr werdet finden, daß die Zugabe der Schulkunst und Methodenführung, welche diese Leute außer ihrer väterlichen Wohnung genossen, gar nicht dasjenige war, was eigentlich die Anlagen, Sitten und Gesinnungen und Fertigkeiten gebildet, wodurch das Glück dieser Häuser jemals gegründet worden, wodurch es jetzt erhalten und wodurch es in Zukunft vor seinen wesenlichsten Gefahren sichergestellt wird.

Auf der andern Seite werdet ihr ebenso allgemein unter den Edelleuten, unter den Bürgern und unter den Landleuten häusliche Zerrüttung und häusliches Unglück in eben dem Grad finden, als die Lebensart und Sitten dieser Stände von den Sitten, dem Ton und der Lebensart ihrer Väter und Vorfahren abgewichen; ihr werdet die Quelle des Untergangs des größten häuslichen Wohlstandes weitaus am meisten bei Kindern finden, deren Stimmung und Bildung den Bedürfnissen ihrer besonderen Lage nicht gemäß gewesen, bei Kindern, die von fremden, die wesentlichen Erziehungsvorteile ihrer Lage mißkennenden Leuten verkünstelt und zu Sachen angezogen worden, die mit dem, was sie ihrem Haus und für ihr Haus hätten werden sollen, nicht harmonierten, oder auch bei Kindern, deren Leidenschaften und Neigungen von ihren unbesonnenen Vätern höher gestimmt worden, als selbige hernach im Genuß ihrer bestimmten und eingeschränkten Lage leicht habe befriedigen können. Ihr werdet die ersten Quellen der unwiderbringlichsten häuslichen Zerrütttung oft auf hohen Schulen entspringen, oft in guten, aber zu allgemeinen Erziehungsanstalten sich nähren und allenthalben, wo die Führung des Menschen am künst-

lichsten ist, am allergefährlichsten ausbrechen sehen. Ihr werdet die häusliche Zerrüttung im Stand der Gelehrten, der Geistlichen, der Advokaten, kurz aller der Menschen, bei deren Erziehung die Kunstführung ein großes Uebergewicht erhalten, immer am ausgebreitetsten finden. Ihr werdet es gewiß finden, daß die Realbildung zur Befriedigung der Bedürfnisse des gemeinen Lebens allenthalben immer in dem Grad vernachlässigt worden, als die Kinder der Menschen unvorsichtig oder gewaltsam von dem Attachement an den Stand und Beruf ihres väterlichen Hauses abgezogen und zu einem Sprung nach einem Brotkorb, der höher liegt, als des Vaters seiner, verleitet worden.

Zweifelst du aber, mein Leser, an der Wahrheit dieses Satzes, oder macht es dir zu viel Mühe, ihn gemächlich und langsam zu untersuchen, so gehe hin und laß dir die Register der bürgerlichen Spitäler und Waisenhäuser zeigen und suche nach, was für Bürger allda versorgt und was für Kinder allda angenommen werden, so wirst du gewiß schnell auf das fallen, was in dieser Sache wahr ist, daß nämlich Vernachlässigung der gemeinen Hausauferziehung und Entfernung der Kinder von der ganzen Kraft des bildenden Eindrucks ihrer häuslichen Lage und ihres väterlichen Berufes eine der ersten Quellen des immer mehr steigenden häuslichen Unglücks der Welt ist, und daß alle Erziehungsmethoden, die den gemeinen Bürger weit außer das Mühseligste und Engste des väterlichen Berufes und der väterlichen Lage hinaus führen und seine Kinder mehr auf alle Fälle zu etwas anderm, als auf das Wahrscheinlichste und Nächste vorbereiten und sie in allem Mischmasch des Krieges, des Katheders, der Kanzel, der Oekonomie, der Finanz, bis auf die Barbierkünste hinunter mehr imbuieren (anstreichen, äußerlich zurichten), als in der Kunst den eigentlichen Fleck wohl besorgen zu können, wo sie doch im Alter zuletzt allein sichere Nachtherberge finden werden, daß, sage ich, alle diese Erziehungsmethoden fehlerhaft sind, deshalb in meinen Augen einer der gefährlichsten Umstände der Zeit.

Das ist der immer höher steigende Brillantisme der vielerlei Gattungen Erziehungsmeister, deren Kunststücke so auffallend und allgemein schön scheinen, daß keine Seele mehr an ihrer Vollkommenheit würde zweifeln dürfen, wenn nicht allenthalben aus diesen brillanten Erziehungen üble Haushalter entsprössen, deren Thun und Lassen auch die geduldigsten Sklaven des Tons auf die Ursachen des so allgemeinen Fehlschlagens der verkünstelten Erziehungsmethoden aufmerksam macht.

Der Mensch, wenn er werden soll, was er sein muß, muß als Kind sein und als Kind thun, was ihn als Kind glücklich macht. Er muß als Kind alles, aber nicht mehr sein, als er sein kann, ohne sich in dem zu verderben, was er in seiner Lage und in seinem Stand als Mann werden wird. Das ist in meinen Augen das erste Grundgesetz einer guten Auferziehung, und es muß in allen Lagen im aus-

gedehntesten Sinn das erste und große Augenmerk des Erziehers und Vaters sein, wenn er sein Kind zum Ziel eines beruhigten häuslichen Lebens zu bringen im Sinn hat.

In diesem Gesichtspunkt ist es, liebe Leutchens der neuen Welt, daß ich trotz aller Weisheitslaternen unserer Zeit den einfachen Gang der Auferziehung unserer Alten verehre; ach sie gingen so grad in ihrem Thun und thaten so recht, sie begnügten sich am hellen Mittag an der lieben Sonne, wir aber verschlafen den hellen Tag, wandeln mit unsern Kindern in dem dunklen Schatten nächtlicher Stunden und folgen den Irrwischen blendender Dünste und Lichter, deren Glanz einem Jeden Gift ist, den sie irr führen. Das große Geheimnis der Erziehung unserer Alten, durch welches sie die Klippen der neueren Kunstwerke so natürlich vermieden, bestand darin, daß sie in allen Lagen immer so geschwind als möglich Hilfe von ihren Kindern in ihren Haushaltungen zu erzielen suchten. Dieser Endzweck leitete sie unendlich leichter auf die Hauptgesichtspunkte der wahren Auferziehung des Menschen, als uns unsere neuen Theorien, welche den Hauptgesichtspunkt des Gegenstandes, den ersten Hausendzweck des einzelnen Menschen, immer mehr von dem Erziehungston der Menschen entfernen.

Und wenn ich mich an die verehrenswürdigsten Ueberreste der besseren Erziehungszeit unserer Alten hinwende und diejenigen Menschen ins Auge fasse, die durch ihr Leben, durch ihre Hausordnung und durch auffallend weises Verhalten in ihrer Lage und in ihrem Beruf beweisen, daß sie wohl erzogen worden, so finde ich an ihnen fast allenthalben Leute, die in das, was ich eben sagte, mit warmem Herzen einstimmen, und wenn ich dann genau und eigentlich nachforsche, was die bestimmten Ursachen ihrer vorzüglichsten Ausbildung für ihren Hauswohlstand gewesen, so finde ich sie niemals in der Führung ihrer akademischen Jahre, niemals in den Systemen ihrer wissenschaftlichen Lehre, sondern immer in ihrer häuslichen Lage, in den Umständen, Gesinnungen und Sitten ihrer Eltern und Verwandten und tausendmal in Sachen, die unser jetziges Zeitalter als höchst unbedeutende Kleinigkeiten beinahe keiner Aufmerksamkeit würdigt.

Hier sagt mir ein weiser Vater: Ich habe mein Glück und das Glück meines Hauses einem Knecht meines Vaters zu danken, dessen Strenge mich nötigte, hundert und tausend Sachen in meinem Haus anzugreifen und zu behandeln, die ich ohne diesen Umstand liegen gelassen hätte, von denen ich jetzt deutlich und klar sehe, daß sie es eigentlich sind, die mich zu dem gemacht, was ich bin. — Ein andrer sagte mir: Mein Vater erzog mich, wie wenn ich alles, was er mir hinterlassen, selbst erwerben müßte, und der Gang meines Lebens hat mir bewiesen, daß, wenn er nicht diese Vorsicht gebraucht hätte, das gewiß zugrund gegangen wäre, was er mir hinterlassen. — Wieder ein anderer: Ich bin so ganz in meinen Beruf und Gewerb hineingezogen worden, wie wenn mein Kopf und mein Herz und alle meine fünf Sinne auf Gottes Boden keine weitere Bestimmung hätten, als

in meines Vaters Werkstatt zu leben und zu sterben; und jetzt erkenne ich vollkommen, daß ich alles, was ich in der Welt und außer der Werkstatt worden, dem Umstand zu danken habe, daß ich meine Jugend so steif und anhaltend in derselben zubringen müssen. Auf diese Art sind beinahe fast allgemein die Ursachen beschaffen, welche die weisesten Menschen, die Väter der glücklichsten Haushaltung, als die Quellen ihres Wohlstandes, folglich als die Fundamente, auf welche eine zu gleichen Zwecken führende Auferziehung gebaut werden muß, mir angaben.

Und wenn ich weiter nachforsche, wie es doch komme, daß die vorzüglichsten Haushalter und die edelsten Menschen gemeiniglich durch solche dem Erziehungston unserer Zeit so sehr entgegenstehenden Umstände gebildet worden sind, so finde ich, daß weitaus die mehreren Gewerbe, Unterhaltungsweisen und Lebensbestimmungen der Menschen von einer Natur seien, daß sie, wenn ihnen genug gethan werden muß, den Menschen beinahe ganz erfüllen und ihn so zu reden mit Leib und Seel einnehmen müssen, und daß deshalb fast in allen Ständen das Festhalten in der Lehr- und Arbeitsstube bei der Auferziehung der Kinder den Ausschlag gibt.

Nach den Erziehungsmanieren unserer Zeit hingegen weiß man allenthalben nicht genug Nebensachen zuzubringen und einzuschalten, um die guten Kinder recht lang in der Freiheit, das heißt, ungeübt von dem armen Lebenskarren, in welchen man dieselben am Ende doch einspannen muß, laufen zu lassen. Um aber das Leere dieser auffallenden Versäumnis in den wesentlichsten Bedürfnissen wahrer menschlicher Weisheit dem Anschein nach auszufüllen, bewegt man jetzt Süden und Norden, um Spiele zu erfinden, die Kinder auf das aufmerksam zu machen, was man sie in Osten und Westen lehren will. Aber es ist ein altes Wort: Wer gern weit in die Ferne guckt, der fällt leicht in der Nähe die Steg herunter. Unsere Alten spielten nach der Arbeit, und das mag wirklich besser sein, als wenn man vor ihr und mit ihr spielt, sie wußten von allen unsern tausend Künsten, die Kinder aufmerksam zu machen, kein Wort; sie machten sie halt früh allerlei thun und dadurch wurden sie natürlich und ohne alle Kunst aufmerksam auf das, was man sie hernach lehrte. Wer täglich viel und allerlei machen und recht machen muß, der wird gewiß auch zur Aufmerksamkeit gebildet, und wo die Aufmerksamkeit beim Arbeiten gebildet worden, da ist sie dann ja beim Lehren schon da und leicht zu brauchen.

Wir aber kehren die Methode freilich jetzt ganz um und wollen bei unsern Kindern ihre Aufmerksamkeit auf fremde und künstliche Dinge heften, ehe ihr Kopf von Vater und Mutter durch häusliche Arbeit und häusliche Aufmerksamkeiten in Ordnung gebracht und zur allgemeineren künstlichen Aufmerksamkeit in Lehr- und Schulsachen vorbereitet worden. Das heißt aber nach meinem Sinn: Wir wollen den Wagen vor dem Roß angespannt sehen, weil es kurios läßt, und suchen

dann, um die Narrenhandlung nicht auffallend zu machen, den Wagen durch ein Uhrwerk zu treiben, und das hat freilich alles seinen Weg. Unter müßigen Leuten gedeihen nur Kunststücke; sie bezahlen auch gemeiniglich gern Leute, die Kapriolen machen wie mutige Pferde; nur dies allein ist zu bemerken, daß wir Menschen von einer andern Gattung uns nicht verwundern dürfen, wenn solche Fuhrwerke dann nicht gut und nicht lange gehen. Denn die Erziehung des Menschen zur Maschine und zum Figurieren kann am Ende sicher nie gut ausschlagen, auch ist der Erfolg aller dieser Künste und das tägliche Abnehmen wahrer reiner häuslicher Weisheit auffallend, seitdem unter denjenigen Menschen, die man in unsern Tagen wohl erzogen heißt, eine so ungeheuer große Anzahl bloße Figuranten werden. Es ist aber unleugbar, daß die allerlei Spielmethoden der neueren Auferziehungsmanier unsere Kinder haufenweis zum Elend dieses Figurantenlebens emporhebt und ausrüstet, eines Lebens, dessen Folgen Europa schon von seinem Irrtum zurückgebracht hätte, wenn ein böser Genius diese Leute nicht allenthalben lehrte, daß viele Kinder ihre Figur entstellen, folglich ihnen das nehmen, woran ihnen alles liegt und gegen welches die traurige Kinderware ihnen nicht in Betracht kommen kann.

Es gibt in der Welt so viel Maßstäbe und Vergleichungen, sollte dies wohl eine der unrichtigsten sein?

Der Mensch ist in dem Grad nicht Vater und nicht Mutter, er ist in dem Grad unfähig, die wahren für sein Haus schicklichen Erziehungsgrundsätze zu befolgen, als er Figurant ist. Und er wird gemeiniglich in dem Grad Figurant, als seine Kindheit Erziehungsmeistern und Erziehungsmethoden unterworfen worden, von deren äußerer Form man in der Welt viel redet.

Holde Einfalt, bester Segen,
Den der Himmel Herzen gibt,
Von der Menge krummer Wegen
Schützest du den, der dich liebt,
Aber nicht den, der dich lobt.

Aber es fehlt an der Hauptsache. Einfalt ohne Tugend und Unschuld ist blos Affenarbeit, und das Rechtthun der Eltern, ihre Unschuld, ihre Liebe, ihre Treue in Worten und Werken, kurz ihre innere häusliche Weisheit und Tugend ist das wahre Fundament der echten Einfalt in der Auferziehung der Kinder. Wer in seinem Beruf früh und spät arbeitet und den Segen seines Fleißes, seiner Tugend und seiner Redlichkeit an der Seite eines frommen Weibes und herzlicher Kinder froh und heiter genießt, der wird in der Auferziehung derselben in dem Wesentlichen der Sache nicht leicht auf Abwege hineingehen.

Daher komme ich in allem, was ich über diesen Gegenstand sage, immer dahin zurück, nicht Anstalten, Haus- und Schullehrer zu bilden, sondern das Anbahnen und Festhalten alles dessen, was die Einwohner der Staaten und des Landes zu braven Leuten, zu verständigen Hausvätern und zu glücklichen gesegneten Bürgern macht, das ist es, worauf

ein Fürst im großen die Hoffnung der wahrhaft guten Auferziehung der Kinder seines Reiches bauen muß. Auf eben diese Art halte ich dafür, die Glückseligkeit Europas hange nicht von den steigenden Erkenntnisbranchen, die wir Philosophie nennen, die aber unter dem armen Volk so selten Jemand zu seinem Recht oder zu Brot verhelfen, ab, sondern vielmehr davon, daß die Fürsten wieder Väter werden in ihren Häusern und mit Herzensteilnehmung die ungleichen Bedürfnisse ihrer Kinder als ihre eigenen Angelegenheiten ansehen lernen. Gott! wann wird man einst zurückkommen von der Armseligkeit, aus leeren Worten alles zu machen und dem Tand von allerlei Chimären die Genießung des Volkes aufzuopfern?

Es kommt in der Welt alles darauf an, daß der Mensch, der etwas thun soll, seine Pflicht als seine Angelegenheit ansehen lerne. Es ist freilich der allgemeine innere Zweck aller Staatsverfassung, sowie aller Erziehung, daß der Mensch in den kurzen Stunden seines Daseins wohl versorgt sei. Aber was hilft das dem niedern Mann im Land, wenn sein Fürst nicht fühlt, daß es seine eigene Angelegenheit ist, ihn wohl zu versorgen? Je besser der westindische Pflanzer seine Angelegenheiten berechnet, desto besser hält er seine Sklaven, und es ist unwidersprechlich, daß die Pflanzer sie gemeiniglich mit einer Sorgfalt nähren, erhalten und ihnen so viel erquickende und beruhigende Lebensgenießungen gönnen, daß der niedere europäische Bauer in tausend Gegenden ohne alle Vergleichung weit hinter diesen Leuten zurücksteht. Dann ist aber freilich auch wahr, daß der Grad des Glückswohlstandes dieser Sklaven von dem Grad abhängt, in welchem der Herr seine eigenen Vorteile richtig berechnet.

Das macht dich zittern, guter, für deine Freiheit empfindsamer des H. Römischen Reiches Bürger, es macht dich exzipieren, schlauer Rechtsgelehrter aus Frankreich, es macht dich dickthun, Junker, der du ein Dorf hast, und es macht dich das Heil deiner Angehörigen ausposaunen, du Hochedler aus einer der tausend Formen der Magistratur? Aber, liebe Leute und ihr empfindsamen Leutchens, ihr seid zu furchtsam. Wessen Hab und Gut, wessen Tisch und Bett darauf ruht, daß er recht rechnen lerne, der lernt es gemeiniglich leicht und recht gut. Darum verbessert sich auch das Schicksal der westindischen Sklaven sichtbar und ihr Zustand ist dem Vorurteil ihres Namens zumtrotz einer Zufriedenstellung und Beruhigung fähig, die, wie ich schon sagte, weit über das hinauf ist, was das mindere europäische Volk hie und da in seinem Leben genießt.

Freilich wenn der Glanz der Fürsten, der Magistratur und ihrer Amtsknechte auch allenthalben so ganz vom Richtig-rechnen-können abhängen würde, wie das Hausglück der Sklaven des Pflanzers davon abhängt, wenn der Fürst, die Magistraturen und die Heerschaaren ihrer philosophischen und unphilosophischen Amtsknechte den Bauer auch so mit Verstand, wie der Pflanzer den Sklaven als eine Ware ansehen würde, deren schlechte Beschaffenheit unmittelbar auf ihren

Geldseckel wirken müßte, so würde das schlechte Volk im Lande weit und breit auch anders versorgt sein, als es wirklich ist, und die Erziehung des Bürgers und Bauern würde unter diesen Umständen gewiß bald besser werden, als sie jetzt ist. Aber unsere Weltweisen träumen sich in Höhen und unsere Fürsten leben in Höhen, wo sie die Dinge des gemeinen Lebens nicht achten, folglich auch nicht über sie rechnen lernen. Deshalb auch das Volk des Landes, das mit Leib und Seele solchen Führern folgt, nicht gewohnt ist, bei der Auferziehung seiner Kinder sein Augenmerk also auf ihre innere Beschaffenheit zu werfen, wie der Kaufmann sein Augenmerk auf die innere Beschaffenheit seiner Waren wirft. Wenn das wäre, so würde man allgemein den äußeren Zustand des Volkes besser besorgen, damit seine innere Beschaffenheit nicht Schaden nehme, wie dieses ein jeder Kaufmann mit der schlechtesten Ware, wie mit der besten ohne weiteres thun muß, und dann wäre die Auferziehung bald auf dem rechten Wege. Aber wo das mangelt, da verfault das Volk, und die wenigen, die unter dem Haufen glänzen, sind dann, damit ich in der Sprache des Orients rede, den Gräbern gleich, deren Aeußeres zwar geziert, deren Inneres aber ein stinkendes Aas ist.

Nr. 37. (12. 9.) 177—192.

Zweites Stück.

Die ersten Bedürfnisse des Menschen sind körperlich und sinnlich, und die Befriedigung dieser sinnlichen und körperlichen Bedürfnisse ist das, was den ersten bildenden Eindruck auf das Kind des Menschen in seinem Dasein auf Erden macht, das heißt, sie ist die erste Grundlage seiner Auferziehung, und die erste Entwicklung seiner Kräfte und Anlagen beruht auf ihr. Abhängig und unbehilflich mehr als kein Geschöpf der Erde fühlt das Kind des Menschen an der Brust seiner Mutter und auf dem Schoß seiner Amme die ersten Eindrücke der Sittlichkeit im dunkeln Empfinden der Liebe und des Dankes, welche beim armen Menschen fast immer durch das Gefühl seiner Schwäche und seines fortdauernden Bedürfnisses am reinsten erhalten werden.

Diese sinnlichen und körperlichen Bedürfnisse führen das Kind dann nach und nach zu jeder Entwicklung der Anlagen seines Geistes und seines Körpers. Hungernd streckt es seine Hand nach Brot aus, und es schreitet nach dem Ort, wo seine Milch steht, es lernt die Liebe derer gewinnen, von denen es Hilfe will, sein Auge forscht in deinem, was dein Herz für oder wider dasselbe denke, es kennt die Töne deiner Liebe, deiner Freude und deines Zornes, weil es dich braucht und um seiner Bedürfnisse willen auf dich achten muß. So sind seine körperlichen Bedürfnisse Grundlage der Entwicklung seiner Kräfte; sie führen ihn einfach und gerade zu dem doppelten Fundament aller wahren menschlichen Weisheit und Tugend, nämlich zum Dank und zur Liebe, welche der Grund aller menschlichen Sittlichkeit ist, und

zum eigenen Nachstreben nach Brot, das ist zur Arbeit, welche die Sittlichkeit und Tugend der Menschen auf Erden sicher stellt.

Die Natur entwickelt also die Anlagen der Menschheit durch die Aufmerksamkeit des Kindes auf die Befriedigung seiner körperlichen Bedürfnisse, und die Nahrungs-Aufmerksamkeit des Menschen in seinen älteren Jahren ist nichts anderes, als der gerade Fortgang der einfachen Bahn, in welcher die Natur einen jeden Menschen an Ort und Stelle für seine Lage und Umstände vorzüglich entwickelt und ausbildet, so wie der Vorschritt der Sittlichkeit des Menschen nichts anderes ist, als die Ausdehnung, die nähere Entwicklung, die Erheiterung und Bestimmung der Empfindungen des Dankes und der Liebe, welche der befriedigte, erquickte und geliebkoste Säugling schon fühlt. Deshalb meine ganze Meinung in Absicht auf die Auferziehung des Menschen nur dahin geht, daß man die Kinder mit Sorgfalt auf diesem einfachen Wege lasse, und trachte, durch Arbeit und Dankbarkeit die Sitten, die Gewohnheiten und Fertigkeiten in ihnen zu entwickeln, welche ein jedes in seiner Lage notwendig hat.

Aber dann sind freilich die einzelnen Lagen des Menschen so millionenfach ungleich, daß es mich dünkt, wenn alle Tiere der Erde jedes zu seiner Laufbahn auferzogen werden müßte, sie alle müßten nicht zu ungleicheren Dingen angeführt werden, als der Mensch allein. Aber wenn die Tiere der Erde Auferziehung nötig hätten, wie unser Geschlecht, so würde man doch den Wolf und das Schaf, den Fuchs und den Hasen nicht in die gleiche Schule schicken; wir würden die Würmer, die an der Erde nagen, nicht dem Adler auf den Rücken legen, daß er mit ihnen nach der Sonne fliege; wir würden das Tigerfutter nicht dem Elephanten, und das Elephantenfutter nicht dem Tigertier vorlegen; wir würden die Spatzen nicht mit Ameiseneiern, und die Nachtigall nicht mit dem Korn des Feldes, das Spatzenspeise ist, nähren wollen. Aber die Auferziehung des Menschen ist gar oft so ein Mischmasch von Spatzenspeise und Ameiseneiern, von reinem Elephantenfutter und von Aesern, welche nur Raubtiere fressen.

Darum würde es dem Menschen, ob er gleich Herr der Erde ist, gut sein, wenn er recht acht hätte, wie das liebe Vieh seine Jungen auferzieht; es würde ihm gut sein, wenn er sähe und merkte, daß die Mutter des Kalbes das junge Tier nicht will fliegen lehren, daß der alte Esel seinen Sohn in Geduld und Zufriedenheit übt und ihn warnt vor den Sprüngen des leichtbeinigen Rehbocks und vor dem Träumen des feurigen Rosses und vor den Gelüsten nach Hafer, mit dem die vornehmeren Tiere seines Stalles sich nähren; es würde ihm gut sein, wenn er sähe und merkte, daß alles Vieh der Erde seine Jungen für ihre Nahrung erzieht und lernte dieses auch zu thun und seine Kinder für ihre Nahrung zu erziehen. Zwar hat der Mensch Kräfte, die ihn höher heben, als die Tiere des Feldes, die nur Futter suchen, aber doch beruht das Glück seines Lebens darauf, daß auch er seine Nahrung finde, und er ist nicht wie das Vieh des Feldes zum voraus diesfalls

sichergestellt und hierzu eingerichtet. Irrtum und Liederlichkeit rauben ihm sein Brot, und das Kind der Erde, das übel erzogen, kann seine Anlagen und Kräfte nicht zu seiner Befriedigung brauchen, wie das Vieh des Feldes seine Kräfte und Anlagen ohne Leitung sicher zu seiner Befriedigung anwendet.

Darum beruht der ganze Erfolg der menschlichen Erziehung darauf, daß ein jedes Kind vorzüglich seinen äußerlichen und körperlichen Bedürfnissen genug zu thun lernt, und laß es dich nicht irren, du eitler, immer voreilender Mensch, daß deine erste Sorgfalt für deine Kinder lange blos ihre Sinne und ihre körperlichen Bedürfnisse zum Ziel haben muß; besorge ihren Körper so lange vorzüglich, als sich die Bedürfnisse ihres Körpers vorzüglich auszeichnen. Die Natur hat die höheren Anlagen des Menschen wie mit einer Schale umhüllt; zerschlägst du diese Schale, ehe sie sich von sich selbst öffnet, so enthüllst du eine unreife Perle und zernichtest den Schatz des Lebens, den du deinem Kinde hättest erhalten sollen. Weisheit und Tugend ist das späte Ziel des reifenden Alters, und die Pflichten der Religion sind nicht die Speisen des Säuglings und ihre Opfer nicht ein Spielwerk der Kinder.

Die voreilende Entwicklung des Kopfes und des Herzens zernichtet die wahren Kräfte des Menschen und macht aus deinen Kindern, was du selbst bist, wenn du vor (aus) unzeitigem Gelüsten die unreifen Früchte deines besten Baumes abpflückst und frissest. Und ebenso ist im allgemeinen die Entwicklung des Kopfes und des Herzens auf einen Punkt und nach einer Richtung, die am Ende den Menschen nicht befriedigt, sondern ihm nur Mühe macht und Unruhe, nicht wert. Wenn die Kinder um mich her um Brot schreien und an meiner Seite zu Tagedieben werden, und ich indessen algebraische Kalkuls auflöse oder die allgemeinen Bedürfnisse des Reiches, die ohne mein Zuthun befriedigt werden, berechne, oder auch von Dingen der Ewigkeit träume, so versäume ich den ersten Dienst, den der Mensch seinem Schöpfer, der Bürger seinem Vaterland und ein Vater seinem Kind schuldig, denn dieser ist unzweideutig, daß er ein guter Haushalter werde und Weib und Kind bei ihm wohl versorgt sei.

Aber freilich ist auch wahr, daß die meisten Menschen unserer Zeit nicht selber dran schuldig, daß sie dieses nicht sind, denn brave Hausväter und brave Hausmütter werden im allgemeinen fast nur diejenigen Menschen, die in ihrer Jugend für ihre Individuallage und eigentlich zum Broterwerben angezogen worden. Daher ist die feste Aufmerksamkeit auf eines jeden Kindes Individuallage eine der ersten und wesentlichsten Erziehungsregeln, auch führen alle allgemeineren Erziehungsgrundsätze, die nicht einen bestimmten einzelnen Menschen, sondern unser ganzes Geschlecht im Auge haben, so leicht irr.

Der Mensch ist überhaupt sehr unfähig, allgemeine große Gesichtspunkte zu umfassen, und hingegen sehr geschickt, einen bestimmten einzelnen Gegenstand richtig ins Auge zu fassen und sich ganz in denselben hineinzuarbeiten, und man findet eher tausend Menschen, die

imstande sind, aus der Beobachtung ihrer eigenen Kinder sich richtige Erziehungsgrundsätze für sie zu abstrahieren, als einen einzigen, der durch Nachdenken über die Natur und die allgemeinen Bedürfnisse des Menschen sich fähig macht, in einem besondern Fall ein einzelnes Kind den Bedürfnissen seiner bestimmten Lage gemäß zu erziehen. Du bist der und der, und du mußt das und das und so und so werden, sagten die Alten und hatten dann fest im Auge, was sie wollten, was sie könnten und was sein müsse, und ihre Kinder gerieten gemeiniglich wohl in diesem engen Gleis. Der Mensch kann tausenderlei werden, und das Kind muß zu allem vorbereitet werden, sagen wir Jungen und träumen uns Bilder von der Menschheit, die wir nicht kennen und geben indessen auf den Buben nicht Achtung, den du Hans heißt, und der Bub wird nichts nutz, weil wir umnebelt von den Träumen der Menschheit den Hans vergessen, in welchem der Mensch, den wir erziehen wollten, aufgewachsen.

Wahre menschliche Erziehungsregeln müssen nicht nur an sich wahr sein, sondern auch in Absicht auf die Personen, von welchen man die Ausführung derselben erwarten muß, und in dieser Absicht ist der Grundsatz, die erste Entwicklung der menschlichen Kräfte auf häusliche Arbeitsamkeit zu gründen, auffallend wahr, da Vater und Mutter, welche im allgemeinen die einzigen Erzieher der Menschheit sind und sein sollen, immer durch tausend Umstände in ihren Haushaltungen auf diesen Grundsatz geführt und zu demselben gebildet werden.

Aber auch unabhängend von diesem und unabhängend von der Schwäche und Eingeschränktheit derjenigen Personen, in deren Hand im allgemeinen die Auferziehung der Kinder liegt, sind die Nahrungs-Gesichtspunkte und die Arbeitsamkeit an sich selbst das sicherste Fundament einer jeden guten Auferziehung. Die Aufmerksamkeit des Kindes zu heften, seine Beurteilungs-Fähigkeit zu schärfen und zu üben und sein Herz zu edlen Gesinnungen zu erheben, ist, glaube ich, unzweideutig das Wesentliche aller Erziehungsendzwecke, und die Uebung der jugendlichen Arbeitsamkeit in häuslichen Gegenständen ist ganz gewiß zu Erzielung dieser drei verschiedenen Gesichtspunkte vorzüglich geschickt.

Arbeit überhaupt ist die sicherste Uebung der Aufmerksamkeit, weil das Rechtmachen der Arbeit ohne anhaltende Aufmerksamkeit nicht möglich, und das Verschiedene und Ungleiche, welches die häuslichen Arbeiten, deren Kinder fähig sind, ihnen anbieten, bildet ihre Fähigkeit, mehrere und ungleiche Gegenstände auf einmal festzuhalten. Und ebenso übt der Mensch im ganzen seine Beurteilungskraft nie richtiger, als wenn er früh zu vielen Arten Geschäften gebraucht wird, denn alle Arten von Arbeiten und Geschäften müssen immer unter Umständen und Verhältnissen angegriffen und ausgeführt werden, in welchen der Mangel einer richtigen Beurteilungskraft gemeiniglich stündlich und augenblicklich auffällt. Und in Beziehung der allgemeinen

Veredlung des Herzens und Anbahnung aller häuslichen und bürgerlichen Tugend ist die Uebung des kindlichen Gehorsams der bereitwilligen Gefälligkeit gegen Eltern, Verwandte und Hausgenossen so auffallend am sichersten durch frühe Uebung in häuslichen Geschäften und kindlicher Teilnehmung an häuslichen Angelegenheiten zu erzielen, daß ich den Mangel der diesfälligen Uebung für Kinder durch keine andere Erkenntnisart ersetzbar glaube.

Und überhaupt ist Buch- und Kunstführung in keiner Hinsicht Ersatz der häuslichen Bildung; die beste Geschichte, das rührendste Tableau im Buch ist für das Kind so zu sagen wie ein Traumgesicht ohne Zusammenhang, ohne Uebereinstimmung, ohne innere Wahrheit; aber das, so in der Wohnstube vor den Augen des Kindes vorgeht, ist natürlich in seinem Kopf mit tausend vorhergegangenen ähnlichen Bildern aus gleichem Fach verbunden und hat also für das Kind innere Wahrheit, daher dasselbe durch den Umgang mit Hausgenossen und Nachbarn äußerst leicht und hingegen durch Bücher und künstliche Lehrmethoden äußerst schwer zu richtiger Menschenerkenntnis und zu einem nicht voreilenden Beobachtungsgeist gebildet werden kann.

Und nun, ihr Menschen, ist es euch ein geringes, den Beobachtungsgeist eurer Kinder irre lenken zu lassen. Alle menschliche Philosophie ist das Resultat richtiger Erfahrungen, und diese sind die Folgen eines festen, nicht schwankenden und nicht irre geleiteten Beobachtungsgeistes. So vielseitig ist der Nachteil der ersten Bildung der menschlichen Kräfte durch bloße wörtliche Lehre gegen die erste Ausbildung derselben durch häusliche Arbeitsamkeit.

Man lasse sich doch nicht immer von leeren Träumen blenden, man halte sich fest an den letzten Endzweck alles menschlichen Lernens, nämlich ans Verstehen und Können der Sachen, die einen jeden Menschen in seiner Lage befriedigen; man fasse im Ernst ins Auge, was das Wesentliche unserer Berufe, Bestimmungen und Plätze, auf deren guter Ausfüllung das Glück und die Ruhe unsrer Tage ankommt, sei. Wie oft ist es unbesiegliche Geduld im langsamen Leiern an einem einförmigen Rad, wie oft ist es festes Aufsehen auf tausenderlei kleine Dinge, was unsere Häuser in ihrem Wesen beruhigt, und wie allgemein sind die Tänzersprünge und der Genieflug, zu dem wir unsere Kinder emporheben, der Ruin aller häuslichen Ruhe und Glückseligkeit, und doch träumen wir fort und versäumen täglich mehr, unsere Kinder zu diesem genauen Anschauen alles dessen, was man thut, zu dieser unbesieglichen Geduld in allem, was sein muß, und zu der festesten Ordnung, die das Glück ihres Lebens ausmacht, zu bilden.

Der Mensch ist so wenig zum Schwatzen bestimmt und hat so viel Brot nötig, welches er nicht ohne Arbeit findet, daß es unbegreiflich ist, daß man ihn mit so viel Kraft zum ersten anzieht und das zweite so auffallend vernachlässigt. Und das ökonomische Wohl des Menschen gründet sich nicht auf blindes Glück, sondern auf eine Auferziehung, die ihn stimmt, weise zu leben in seinem Kreis, und diese

Weisheit des Menschen, die auf seine Kindeskinder ruhiges Brot herabbringt, ist das stille Resultat der Erfahrungen des Lebens und der gebildeten Ueberwindungskraft in allen Pflichten, deren Erfüllung des Menschen häuslichen Wohlstand befördert, und diese allen Menschen in ihren so ungleichen Lagen gleich nötige Ueberwindungskraft bildet sich wieder leicht und natürlich durch die frühe Angewöhnung des Kindes an die Arbeiten, die seinem Haus Brot geben, und sie macht Menschen aus Kindern, die dann im Alter allenthalben, wo man sie hinstellt, zuhaus sind, da hingegen die Knaben, die immer nur mit Worten gelehrt werden, immer im reifen Alter nirgends zuhaus sind. Ach das Voreilen ihrer Erkenntnisse und das unzeitige Hinlenken ihres Wissens zu allgemeinen Grundsätzen vor ihren Erfahrungen ist wie das Brüten der Henne, die keine Eier unter sich hat. Wer viel arbeitet und viel erfährt und dadurch in den Sachen, mit denen er am meistens beschäftigt ist, auf allgemeine Regeln und Grundsätze fällt, der geht in seinem Weg sicherer, hat im Laufe seines Lebens das, was er braucht, wo und wenn er's braucht, bei sich und macht die Anwendung davon, wenn der Fall kommt; wer aber sich früh den Kopf mit allgemeinen Regeln und Grundsätzen füllen läßt, die Resultate von Erfahrungen sind, die er nicht hatte, und von Lebensläufen, die den seinigen gar nicht gleich sahen, und dann diese Grundsätze doch anwenden will, ob er gleich die Sachen, von denen sie abstrahiert worden, nicht kennt, dessen Weltweisheit wird gleich dem lustigen Kindergeschwätz der städtischen Knaben, die auf ihren Spaziergängen mit den Bauern, die Stroh führen, von ihren schönen Heuwagen reden.

Allgemeine Regeln, ehe der Kopf des Menschen zur Beobachtung des Einzelnen, zur Sonderung der Geschlechter und Arten zur Erforschung des Details und zur Bemerkung der ungleichen Seiten, die eine jede Sache hat, wohl angeführt ist, führen die Menschen immer von dem echten Wahrheitssinn und von allem Fundament echter philosophischer Kenntnis ab. Lerne dein Handwerk, und dann, wenn du es kannst, darfst du auch davon reden, so sprachen die Alten. Wir aber lernen (lehren) unsere Kinder prophezeien, ehe sie buchstabieren, schwatzen, ehe sie arbeiten, und raten, ehe sie ausmessen. Lustig ist's dann freilich, wenn sie ihre Künste spiegeln, aber traurig hingegen, wenn sie im Alter um dieser ihrer Knabenfreuden willen hungern müssen.

Im gemeinen Leben und in den niedern Ständen geht zwar das Ding Gottlob für sie noch immer auf die alte Manier. Bei Handwerkern und bei allen Berufen, wo man nur die Arbeit und nicht das Geschwätz und das Figurieren zahlt, lehrt man auch jetzt noch die Knaben nicht vom Handwerk sprechen, bis sie das Handwerk können. Der Altmeister und die Gesellen würden den Jungen, der in der Lehrzeit, anstatt zu arbeiten, raisonnieren wollte, mit der Elle auf die Finger und auf den Rücken lehren, er müsse den Handwerksverstand mit arbeiten und nicht mit schwatzen erkaufen. Und der Altmeister und die Gesellen haben wahrlich in allen Fächern des mensch-

lichen Lebens Recht. Die Erkenntnis der wohlthätigen brauchbaren Wahrheit, die das Glück des Menschen in seinen ersten Bedürfnissen bildet und ihn zu einem reinen häuslichen Sinn emporhebt, wird bei allen Menschen durch die Arbeit ihrer jugendlichen Jahre entwickelt. Ich weiß zwar wohl, daß Hausarbeit in den Augen unsers Zeitalters ein zu verächtliches Ding ist, um auf dieselbe die bessere Auferziehung des Bürgers zu bauen. Die Knaben in unsern Schulen bekommen große Begriffe von der Bestimmung des Menschen, von den Rechten des Bürgers, von der Liebe zum Vaterland u. s. w. Parturiunt montes, nascitur mus.

Was ist das alles im Bubenmund, und in unserm Zeitalter, und im Verderben unsers häuslichen Lebens? Lehr' deinen Knaben Vater und Mutter folgen, arbeiten, zu dem Seinen schauen, auf Gott hoffen und in Demut einherwandeln, so hast du den Bürger gebildet, der das thut, wovon unsere Knaben jetzt sprechen, und den Weisen, der in Befolgung der wichtigsten Wahrheiten glücklich ist, und den Hausvater, der seine Kinder mit dem nährt und ruhig setzt, mit dem die Schwätzer unsrer Tage ihren Kindern von allen fünf Sinnen nur die Ohren befriedigen, und du wirst hierdurch auch den Vorschritt der Worterkenntnisse des Zeitalters nicht hemmen, denn Menschen, bei denen die Fundamente ihrer Kenntnisse auf einen solchen Fuß gelegt sind, werden in jedem Fach, auf welches sie sich werfen werden, große Schritte thun.

Nr. 39. (26. 9.) S. 209—224.

Drittes Stück.

Die zufriedene Gleichmütigkeit des Lebens, der heitere, von eitlen Wünschen leere Blick des Menschen, sein frohes Hinwallen in den Schranken seines Standes und die Mäßigung der Leidenschaften, die den Menschen in jedem Lauf seines Lebens verwirren, hemmen und unglücklich machen, zu allem diesem bildest du ihn durch nichts reiner und sicherer, als wenn du ihn früh im Genuß häuslicher Freuden und in den Schranken häuslicher Pflichten seine Größe, seine Tugend, seine Weisheit und sein Glück suchen und finden lehrst. Der gesunde Verstand, der dem Menschen in allen Lagen, Verhältnissen und Umständen so unumgänglich nötig ist, wird auf keine Weise einfacher und sicherer entwickelt und auf keine Art ordentlicher, genauer und zweckmäßiger gestimmt, als wenn er nach den Bedürfnissen der häuslichen Lagen entwickelt wird, denn er wird auf diese Art auf das Brauchbare, auf das Nahe, auf das Notwendige, auf das Nützliche hingelenkt.

Und nirgends, nirgends, auf Gottes Boden nirgends wird der einfache, jede einzelne Sache festhaltende und ganz vollendende, unzerstreute Sinn und das gleichmütige Ausharren der notwendigen Arbeit und das Siegel der menschlichen Weisheit und Größe, die Geduld, seinen Mitmenschen zu tragen und ihn trotz aller Fehler, die er hat, und aller Hindernisse, die im Wege sind, zu brauchen und zu lenken zu seinem Ziel; nirgends, nirgends wird überhaupt die Festigkeit des

menschlichen Charakters und die Einheit, die ihn bestimmt, ausbildet und brauchbar macht, so gut gesichert und gebildet, als durch den Zwang der häuslichen Gesichtspunkte und der ganzen häuslichen Ordnung; darum werden überhaupt die Menschen, die in Unternehmungen eines thätigen Lebens mit großem Erfolg handeln, so selten diejenigen sein, die in ihrer Jugend eine gar künstliche Erziehung genossen; und selbst in den Wissenschaften, zu welchen der Mensch am wenigsten durch häusliche Endzwecke gebildet zu werden scheint, findet man dennoch in allen Fächern die größten Männer aus Häusern entspringen, oder so zu sagen aus Löchern herauskriechen, wo ihre Bildung nichts weniger als künstlich war; man sieht in allen Fächern der Wissenschaften sich Männer hervorthun, die in ihrer Jugend völlig nur für ihre häusliche Lage gebildet und erst mit reifendem Körper und reifendem Kopf sich auf wissenschaftliche Kenntnisse geworfen.

Der Mensch muß in allen Fächern des Lebens an Leib und Seele gesund sein, wenn er irgendworin was rechtes werden will, er muß in allen Fächern des menschlichen Lebens an Leib und Seele gesund sein, wenn er nicht unglücklich und durch sein Unglück sich in Gefahr gesetzt sehen soll, mit tausend oft unbesieglichen Hindernissen gegen den Vorschritt in den Kenntnissen seines Standes, seines Berufs und seiner Liebhabereien zu kämpfen, — und ewig wird die Bildung des Menschen zu häuslicher Weisheit die erste Grundlage seiner sittlichen und körperlichen Gesundheit und folglich das Fundament alles dessen sein, was durch die Erhaltung dieser gedoppelten Gesundheit gutes für ihn bewirkt wird, und hingegen umgekehrt, ewig wird der Mangel an Bildung des Menschen zu häuslicher Weisheit die erste Grundursache alles des Unglücks und Elends sein, welches durch die allgemeine Zerrüttung dieser gedoppelten Gesundheit des Menschen über sein armes Geschlecht gebracht wird.

Aber irre ich mich jetzt, wenn ich sage, der Mangel an häuslicher Weisheit, der Mangel an gesundem Verstand, an heiterem Herzen, an stillem Wohlstand, an ruhiger Behaglichkeit, an Uebereinstimmung unsrer Sitten mit unsern Lagen und unsern Kräften, mit unsern Wünschen, kurz, das Dasein aller Zeichen der Zerrüttung unsrer edelsten Anlagen und unsrer uns notwendigsten Kräfte, oder der Mangel innerer Uebereinstimmung der Gesundheit an Leib und Seele sei das eigentliche Merkmal der Erleuchtung unsrer Zeit, und das eigentliche Hindernis des Vorschritts der größeren Tugenden, welche zur häuslichen Beruhigung unsers Geschlechts notwendig sind, nichts weniger als des Vorschritts unsrer wissenschaftlichen Erkenntnis? Irre ich mich, wenn ich sage, es wirft den Stand der Gelehrten in den Kot, daß ihre Heerschaaren ohne häusliche Sitten, ohne häusliche Erziehung, ohne physische Kräfte, ohne Vermögen, ohne Erwerbungsfähigkeit, kurz in allem, was den Menschen in dieser Welt brauchbar macht, ungeübt und unerfahren sind? Hemmt es den Vorschritt der Erkenntnisse des Zeitalters nicht, daß unsere Wissenschäftler ohne Ordnung, ohne Ge-

duld und ohne Standhaftigkeit sind und ohne haushälterische Kenntnisse dahin leben und darum so oft in solche Verwirrungen und Not geraten, daß sie mitten im Lauf ihrer wissenschaftlichen Bemühungen sich zu armseligen Taglöhner-Arbeiten und Handlanger-Diensten erniedrigen müssen? — Hemmt es den Lauf der Kunst nicht, daß unsere Künstler, weil sie nicht haushälterisch erzogen, ihre Freiheit um ihrer Unordnung willen so allgemein aufopfern müssen? — Ach, die allgemeine Studentenzerstreuung der wissenschaftlich gebildeten Leute und die Unbiegsamkeit der krummgesessenen Jugend, die man ungeachtet des immer steigenden Mangels von Menschenfischern doch täglich mehr immer nur zu Wortfischern bildet, ist der wahren Weisheit des Lebens unendlich mehr hinderlich, als man glaubt, und auch die Fundamente der wichtigsten wissenschaftlichen Kenntnisse beruhen auf einer Bildung, die im häuslichen Leben weit sicherer erzielt wird, als durch akademische Leitung.

Wer in der Jugend die Papillons nicht mit eigenen Händen hascht und nicht über Berg und Thal springt, Kräuter zu suchen, der wird trotz aller Mühseligkeit seiner Pultarbeit in seinem Fach nicht leicht weit kommen und trotz aller seiner Arbeit in demselben sich Irrtümern und Mängeln ausgesetzt sehen, denen er, wenn seine Gliedmaßen in der Jugend in aller Einfalt natürlich geübt und er zur Anstelligkeit, zur Geschäftigkeit gebildet worden wäre, nicht ausgesetzt sein würde.

Und der Rechtsgelehrte, vergraben im Staub seiner Akten, ohne jugendliches Interesse für häusliches Glück und häusliche Freuden, ohne Gefühl für die ersten Bedürfnisse des Lebens und die Fundamente der Beruhigung des Volkes, — Fluch über den Erdball ist jede Feder der Gerichtshöfe, die Menschen brauchen, die nicht durch frühe Bildung zu dem reinen tugendhaften Weisheitssinn, der sich nur in der Wohnstube, nur an der Seite häuslicher Treue und Sorgfalt bildet, vor den Gefahren ihres Berufes gesichert worden! Und der Geistliche, der die Grundbegriffe seiner gottesdienstlichen Lehre nicht an der Seite seiner frommen, gottesfürchtigen Mutter tiefer empfunden, als in der Zeit seiner akademischen Jahre, wird mit seiner Religionslehre in hundert Fällen neun und neunzig mal die Einfalt des armen Volkes, die das Glück seines Standes ausmacht, stoßen und ein Hirt werden, dessen Stimme seine Schafe nicht folgen können, weil sie selbige nicht verstehen. Und in allen Ständen ist es so, selbst der Krieger, von dem man dieses am wenigsten glauben sollte, selbst er, wenn ihm lange Uebung in kindlichem Gehorsam und die leichte Biegsamkeit des häuslichen Lebens in seiner Jugendbildung mangelt, ist in den wesentlichsten Bedürfnissen seines Standes zurückgesetzt. Dieser Mangel der Bildung häuslicher Weisheit aber ist in allen Fächern der menschlichen Kenntnisse und Berufe durch keinen Gegensatz irgendeiner wissenschaftlichen Führung zu ersetzen. Häusliche Weisheit ist in der Bildung des Menschen, wie der Stamm am Baum; auf ihn müssen alle Zweige menschlicher Kenntnisse, Wissenschaften und Lebensbestimmungen wie

aufgepfropft und eingeimpft werden. Aber wo dieser Stamm selbst serbt und schwach ist, da sterben die eingepfropften Reiser, und die eingeimpften Schosse verwelken.

Und nun erheb' dein Antlitz, Zeitalter, und betrachte das allgemeine Welken der wissenschaftlichen Blüten, die keine Früchte tragen, weil allenthalben der Stamm am Baum faul ist, und die Kenntnisse, mit denen man links und rechts das Volk, das nur die Oberfläche der Sachen anstaunt, blendet, von allem Fundament häuslicher Weisheit und häuslicher Tugend entblößt sind. Zeitalter, erhebe dein Antlitz und zeuge wieder dich selbst, dein Wissen beruhigt das Volk nicht, deine Gelehrten gähnen vor Langerweile und hängen ihre Köpfe vor Sorgen; ewige Hypochonderien vergraben allenthalben den Funken von Hoffnung, den die Jugendjahre dieses Volkes versprachen, und mißmutig sich selbst zur Last, mit ihrem Beruf und Stand unzufrieden, unthätig und ungenutzt, geht tausenden von ihnen das Leben höchst armselig vorüber, weil in ihren Jugendjahren ihnen genugsamer häuslicher Genuß und genugsame häusliche Bildung mangelten. Von den Heerscharen, die in akademischen Sümpfen ersticken, bis auf den Träumer, der in den Armen der Frau von Warrens das Pflichtgefühl für ein ordentliches Leben und einen häuslichen Beruf in sich selber verdunkelte und hiermit die Grundlagen der Leiden seines Lebens legte, bis auf ihn hinauf, auf den in seinen Anlagen so edlen und großen, aber vom Mangel gänzlicher häuslicher Ausbildung so sehr in seinem Innersten erniedrigten, zerschlagenen, gekränkten, unbefriedigten, unerrettbaren und in jeder Höhe seines Lebens so unaussprechlich tief leidenden Rousseau, bis auf ihn hinauf redet die Geschichte der Menschheit allenthalben laut: Wer nicht in seiner Jugend in den festen Schranken eines ordentlichen Hauses gewandelt und nicht von seinen Eltern zu seinem Nahrungserwerb sorgfältig angeführt, vorbereitet und ausgebildet worden, der wird sich mit allem Guten und allen Anlagen, die er haben mag, auf einen mißlichen Fuß in diese arme Welt hinein geworfen sehen.

Das ist so wahr und so allgemein anerkannt, daß man es selbst in Sprichwörtern als die unwidersprechliche Meinung des Volkes ausgedrückt findet. Wenn die Alten einen Menschen des gänzlichen Mangels eines an verständiger Handlungsart in seinen wichtigsten Verhältnissen und einer für seine wichtigsten Bedürfnisse gänzlich fehlgeschlagene Bildung des Kopfes und des Herzens beschuldigen wollten, so sagten sie von ihm: „Er weiß nicht, wo das Brot herkommt," und eben dieses, er weiß nicht, wo das Brot herkommt, ist der eigentliche Mittelpunkt der Erziehungsfehler der Zeit, den ich rüge. Was hat der Mensch von allem seinem Wissen, wenn er nicht weiß, wo das Brot herkommt? Seiner häuslichen Lage genug zu thun und sich und die Seinen in seinem Stand unabhängend von fremder Gnade und ungekränkt von Kummer und Leiden erhalten zu können, ist die erste Bestimmung des Mannes der Erde, für den Gott ein Weib schuf. Aber die Erziehung der Zeit führt unsre Kinder täglich weiter weg

von der einfachen Bildung zu dieser ihrer ersten Bestimmung, und dennoch sind die Gegenstände der Nahrung die ersten Gegenstände der wahren menschlichen Weisheit, und das erste Ziel der höheren Kräfte des Hausvaters ist natürlich und billig die Erhöhung und Sicherstellung der Nahrungsquellen seines Hauses, und die wahre Weisheit in der Erhöhung der Nahrungsquellen führt am natürlichsten zur Ausbreitung der vorzüglichsten ersten und wichtigsten Erleuchtung des bürgerlichen Standes und zu immer größerer Ausbreitung der allgemeinen Verbindungen und gegenseitigen Abhänglichkeiten der Menschen, welche am einfachsten und sichersten den Geist der Menschlichkeit und Liebe bildet, der das Glück unseres Geschlechts ist.

Hingegen ist es die Modeweisheit unserer Zeit, welche den haushälterischen Geist allenthalben immer mehr entfernt und uns täglich mehr von unsern Berufen hinweg zu allen geistlichen und weltlichen Charlatanerien hinlockt. Diese Modeweisheit und Volkserleuchtung unsrer Zeit, welche die Bürger der Monarchien zu Enthusiasten anarchistischer Grundsätze und die Bürger der Republiken zu Lobrednern der monarchischen Gewalt bildet: diese Modeweisheit unsrer Zeit, die die Häuser der Edelleute durch kaufmännische Wagstücke und die Häuser der Kaufleute durch Kavaliers-Erziehung ihrer Söhne zugrund richtet, diese Modeweisheit unsrer Zeit, die ohne häuslichen Sinn, ohne männliche Stärke, ohne innere Menschlichkeit und Liebe ewig nur auf armen Worten herumreitet und allenthalben alle wichtigen Genießungen des Volkes und die wahren Rechte der Menschheit durch Wortklaubereien verwirrt und Fratzengeschwätz aufopfert, sie, die den Geist der Magistratur eigensüchtig, eingeschränkt, unedelmütig und unväterlich bildet, sie, die den kindlichen Sinn des Bürgers zernichtet und ihn entweder für sein Vaterland gleichgiltig macht oder ihn zum müßigen Demagogen bildet, der die Väter des Landes mit Undank zahlt und durch die boshafte Freude sie zu kränken, ihre Herzen überhaupt gegen den niedern Mitbürger und auch gegen die betrogenen Unschuldigen hart macht, sie, die den Wohlstand der Nationen zum Spiel von Faktionen macht, deren Stoß sich immer mit dem Ruin allgemeiner bürgerlicher Genießungen endet. Diese Modeweisheit unsrer Zeit, die uns alles lehrt, als nur zu thun, was uns gerechtes Brot gibt und beruhigte häusliche Genießungen versichert, diese Modeweisheit lehrt uns, mitten im stolzen Verachten des armen Broterwerbes unsinnig Geld verschwenden. Und wir werden deshalb niederträchtig, wir verleumden, wir schmeicheln uns ein, wir drängen uns zu, wir krümmen und schmiegen uns, kurz, wir stehlen, wir betteln, wir erschleichen das Brot, das wir zu verdienen nicht gelernt haben, und mit allem und allem gehen wir doch verloren; denn wo einmal der rechte häusliche Sinn dahin ist, da hilft alles Schmiegen, Biegen und Stehlen nicht in die Länge. Armes Zeitalter! Wie tief sinken die Hausväter bei ihrem Komödiantenleben!

Spielt eure Rolle gut, ihr Herren, aber versorgt eure Kinder, ehe das Spiel aus ist, denn ihr erzieht sie so, daß sie sich selbst nicht

versorgen werden, und ich wünsche für euch von Herzen, daß ihr sie vor dem Regen unter's Dach bringt. Ich will euch gern gestehen, so wie ihr einmal seid, ist wider eure Manier gar nichts einzuwenden, als nur, daß ihr hättet anders werden sollen, aber so wie ihr einmal seid, könnt ihr nicht leicht anders handeln und nicht mehr wohl anders werden, und ihr würdet mich selber dauern, wenn ihr euch in euren Umständen nicht so gut als möglich aus dem Spiel ziehen könntet, — nur erlaubt mir diese Bitte: Wenn es euch glückt und eure Kinder in der Lotterie, in die ihr für sie setzet, gewonnen haben, was ihr sie zu gewinnen machen suchen müßt, so seid auch nur hintennach gegen eure Mitmenschen und die Nachwelt so barmherzig und gesteht das Herzklopfen und die Hypochondrie, die euch plagten, und die Verlegenheiten, in denen ihr lebtet, und die Krümmungen und Biegungen und Schmiegungen, welchen ihr euch unterziehen mußtet, bis das Spiel aus war; ihr könnt es dann ja ohne eure weitere Präjudiz! Es vorher zu thun, weiß ich zu wohl, wo ihr zuhaus seid, um es euch nur zuzumuten.

Armes Zeitalter! Wie tief wirst du sinken, bis das Spiel des unhäuslichen Lebens unserer wohlerzogenen Welt sich enden wird! Sie wird ihr Spiel so hoch treiben, und ihr Affengefolg wird so groß und so blind werden, als die Schule, die von Vernay ausging. Atqui, ego sum Atheus — sagte aus dieser Schule ein Narr, der auf einer Gallerie sich präsentieren wollte, und nicht bemerkt wurde, dem unhöflichen Bibliothekarius, der ihn stehen ließ, ins Ohr, und ein Magistrat aus eben dieser Schule rief, als einer aus den Vätern des Landes, bei denen er saß, von Gott und der Religion redete, zurück hinter die Schranken: „Ich kann nicht begreifen, was Gott und die Religion hier zu thun haben mögen", um sich hiemit einem Philosophen zu empfehlen, der da stand. Das Vaterland dieses Magistrats wird vielleicht empfinden, was Gott und die Religion im Kreis der Väter des Landes zu thun haben mochten.

Aber unsere wohlerzogenen Leute können auch nicht begreifen, was feste, strenge und anhaltende gemeine Brotarbeit für einen Einfluß zur menschlichen wahren Weisheit und Tugend haben möge; hingegen werden nach ihnen es ihre Kinder gar richtig begreifen.

Nr. 40. (3. 10.) S. 225—240.

XXIX. Epistel über die Freundschaft an Phryne.

Edle! Laß mich dir ein Blatt weihen, ohne daß du weißt, daß ich dirs weihe; Mädchen, ich sehe dich, wie du mit offenem Auge staunest und forschest, wen ich meine, und links und rechts sinnest und eher auf das Unwahrscheinlichste fällst, als auf dich selber. Mädchen, ich weihe dein Blatt der Freundschaft und nicht der Liebe. Alles liebt sich eine Weile und alles wird wieder eine Weile geliebt; Jünglinge und Mädchen, Knaben und Männer, Frauen und Töchter lieben sich

Stunden und Tage; jeder Reiz bringt dir einen Arm her, der dich umschlingt, und einen Mund, der dich küsset und jede Laune verbindet zur Liebe, aber sie ist ein bloßer nichtiger Sommertraum, du erwachst in ihrem Genuß einige schöne Morgen und bist ihre Tage über selig, aber sie dauern nicht lange, schnell eilen die herbstlichen Tage hinzu, deine Träume verschwinden und du bist bei deinem Erwachen minder glücklich.

Darum lobe ich die Freundschaft, sie ist nicht vorübergehend, wie die Träume des Sommers, sie ist wie ein Fels, auf dem ein Haus stehet.

Mädchen, du kennst die Reize der Liebe, du glänzest in der vollen Blüte der reifenden Schönheit; wer dir naht, bringt dir Verehrung zum Opfer, auch ich stand vor dir, wie ein Pilger am Altar steht, vor dem er anbetet.

Phryne, du kennst die Liebe, das Wonnelächeln der Güte strömt von deinen Lippen; aber Mädchen, die Freundschaft ist größer als die Liebe, laß mich mit dir von ihr reden und zürne nicht, wenn es scheint, daß ich glaube, du kennest das Schönste, das in der Welt ist, vielleicht minder als ich. — Phryne, du bist noch jung und blühst noch in deinen Frühlingstagen, ich aber, Mädchen, bin alt und eile den herbstlichen Tagen entgegen; schon fallen die Blätter des Sommers an meiner Seite. Mädchen, höre! Die Freundschaft ist keine Blüte des Frühlings, sie ist eine herbstliche Pflanze, darum zürnst du nicht, daß es scheint, ich möchte denken, sie besser zu kennen, als du; aber wisse, ich würde nicht mit dir von ihr reden, wenn deine offene Frühlingsblüte mir nicht das nahe Reifen der Frucht, von der ich rede, versicherte. Edle, sie ist, was mein Alter erquickt, was die Leiden meiner Jugend versüßt und die Thorheiten meines Lebens entschädigt.

Mädchen, lange glaubte ich auch, die Liebe sei der Segen der Welt, und alle Liebe sei Freundschaft, — und wenn je ein Kind Liebe suchte und traut und gläubig den Menschen in die Arme fiel und in ihrem Schatten seine Wonne suchte, so war ich's, aber die Menschen spielen mit denen, die lieben, den Ball und werfen sie von einer Hand in die andere; sie küssen freilich inzwischen das gute Vögelchen, das sie so umherwerfen, aber sie werfen es so lang und so gewaltsam und so ohne Schonung in alle Ecken, bis es zerbrochen und unbrauchbar ihnen aus der Hand fällt, dann gehen sie unbekümmert wegen des Vögelchens, mit dem sie spielten, weiter spazieren.

Edle, ich liebte, ich hing Jünglingen und Mädchen am Arm, ich küßte und herzte unmündige Kinder, ich teilte mit ihnen mein Brot, ich glaubte dem Wort des Mannes, den ich liebte, und meinte, was mir ein Bruder und ein Mensch, dem ich gutes wünschte und gutes that, sagte, sei wahr, aber die Menschen spielen mit denen, die lieben, den Ball. — Edle, ich kenne die nicht mehr, die mich liebten, und die mich umarmten und küßten, haben meiner vergessen, wie wenn ich nicht in der Welt wäre.

O Edle! Kinder, die ich herzte und liebte, und Unmündige, mit denen ich mein Brot teilte, haben als Jünglinge und Mädchen meiner gespottet von wegen des Elends, das ich litt, weil ich sie liebte, und Väter und Mütter von diesen Knaben und Mädchen haben mich in meiner Stube ausgehöhnt für das, was ich ihren Kindern that. Mädchen! Niemand erwidert die Liebe, selbst die Bande des Bluts versichern sie dem armen Menschengeschlecht nicht. Brüder, die sich täglich umarmen, reißen sich um eine Erbschaft wie Wölfe und umarmen sich nicht mehr, und das Band der Ehe, auch dieses sichert die Liebe nicht unter den Menschen; der Mensch liebt in seinem Gatten sich selber und vergißt seinen Gatten, wenn ihn etwas anderes besser beschäftigt. Darum, Phryne, weihe dem Mann eine Thräne, der für die Liebe geschaffen. Niemand erwidert ihm das Bedürfnis seines Herzens, und er ist zum Leiden geschaffen.

So wie Aldo liebt, liebt Niemand auf Erden; denke dir alle Reize der Natur vereinigt und eine Seele erhabener und größer, als ich keine kenne, — dennoch führten ihn kleine Mädchen irre und Knaben betrogen sein Herz, und Männer zahlten seine Liebe mit Undank, Freunde mißbrauchten sein Wort, sein Bruder that ihm Unrecht und sein Vater mißkennt ihn. Er lachte des Spiels der Mädchen, er verachtete die Knaben und Männer, die ihn betrogen, er weihte der Thorheit seiner Freunde eine Thräne, er diente seinem Bruder, damit er ihn wieder liebe, und opferte sich seinem Vater, damit er ihn nicht länger mißkenne. Aber Aldo wird so standhaft mißkannt, als er liebt.

Mädchen! Kleine Menschen kennen die Leiden der größern nicht. Du aber, Phryne, fühlst seine Schmerzen, und ich möchte dir, Mädchen, den vollen Ausdruck des Augenblicks malen, in welchem ich die Größe seiner Leiden gesehen, ich möchte dir das Bild der Erschütterung der edelsten und reinsten verschmähten Kinderliebe vor Augen stellen; aber wenn du Griechenlands Marmor nicht kennst, so ahnt dir die Stärke des Bildes nicht, das ich dir nicht zeigen kann.

Siehe! Beim Untergang der Sonne stand er auf seinem Bergschloß im Schatten des Nußbaums an meiner Seite, sein Haupt fiel bebend zurück, sein Auge war starr, weit geöffnet schnaubte sein Mund nach Luft in die beklemmte, atemlose Brust, dann lehnte er sich an meinen Arm, holte eine Weile aus seinem Innersten den starken, kurzen, ihn erleichternden Atem und sagte dann zum Himmel empor blickend: Mein Vater! mein Vater! Wenn du wüßtest, wie ich dich liebe! Dann flossen seine Thränen über seine Wangen, und er schluchzte und bebte an meiner Seite in der Tiefe seines Jammers und des Grams, den er still in sich schluckt. Mädchen! Vermagst du die Kraft des gepeinigten Löwen und das Leiden der edelsten, kindlichsten, verschmähten Liebe zu denken, so vermagst du den Ausdruck zu denken, den ich nicht zu schildern vermag.

Und, Mädchen, er ist nicht allein, er ist in der Tiefe seiner Leiden und in der Stärke seiner Liebe und im Unglück ihrer Ver-

schmähung nicht einzig. — Atalia ist ein Weib, wie er ein Mann ist. Phryne, denke dir alle Reize weiblicher Anmut und männlicher Stärke vereinigt, denke dir ein Weib vom sanftesten Gefühl und von der erhabensten Ueberwindung, ein Weib, dessen Liebe Engel beseligte und dessen Leben Liebe und Pflicht ist — Phryne, denke dir ein Weib, dessen Worte alle ein unnachahmlicher Ausdruck der heitersten, entwickeltsten, gütigsten Seele sind, die bei jedem Laut ihres Mundes auf ihren Lippen schwebt, aus ihrem Auge strahlt und auf ihrer Stirn redet! Aber der Gatte, den Atalia wählte und dem sie sich opfert und den sie innig liebt, erwidert ihr keine Liebe. Kein Schatten von Anmut und Dank und Freude erquickt das Leben der edelsten unter den Frauen. Sie lebt wie eine Verworfene und betet klagend wie eine Witwe zu Gott, der ihre Tage leitet. Sie trägt ihre Leiden still, Niemand weiß ihre Klage; aber ihr Gram verzehrt ihre Jahre, und sie eilet zur Grube. — Phryne! Mitten unter ihrem Leiden bildet Atalia den Sohn ihres Herzens zur höchsten innigsten unglaublichsten sich opfernden Liebe gegen den Vater, der sie nicht liebt, empor; und es ist ihre Wonne, ihre Lust und ihr inniger Trost, daß das Pfand ihrer Liebe edelmütig und kindlich, sein Herz dem Irrenden weiht, der beides verschmäht.

Mädchen! Ich führe dich einst zu dieser Frau und zeige dir den Jüngling, der ihr Sohn und ihr Bild ist. Vor einigen Wochen schien ein tödliches Fieber den Jüngling der Edlen rauben zu wollen. Ich sah sie im tiefsten Schmerz ihres Herzens dennoch mit erhabener hoher Geduld für ihn beten: O mein Sohn, wenn du mich noch verlässest, so habe ich Niemand mehr auf Erden! Nicht Worte waren's, Phryne, nein, es war Ausdruck der tiefgefühltesten Wahrheit, und dennoch war Gottes Ergebung auf ihren Lippen. Mädchen, überlaß mich jetzt eine Weile meinen Thränen, — ich staune dem Leiden der Menschen, die lieben, nach.

Phryne, Phryne! Ich schreibe dir wieder, die Liebe befriedigt uns nicht, sie ist ein Spiel der jugendlichen Tage des Lebens; von tausend Blüten des Frühlings reift kaum eine zur herbstlichen Frucht, und von tausend Umarmungen der Liebe reift kaum eine zur innigen beruhigenden Freundschaft; darum, meine Phryne, heilige der Freundschaft ein Opfer und laß mich jetzt eine Weile von ihr mit dir reden. Sie ist die Vollendung der unreifen Blüte der Liebe und aller Segnungen der Erde. Mädchen, wer einen Freund hat, der hat alle seine Kräfte gedoppelt, er besitzt alles und gibt alles, er teilt seine Leiden, er teilt seine Freuden; was er mitteilt, besitzt er dennoch, und was er empfängt, nimmt er dem Freund nicht.

Phryne, die Liebe reift zu diesem Ziel, wenn zwei Herzen sich finden, die in keinem Schatten sich stoßen, Menschen, die über Hügel und Berge, über Stauden und Stöcke, durch Dickicht und Sümpfe sich Fuß halten und gleichen Schritt wandeln können. — Mädchen, die Liebe glänzt oft wie die helle Sonne am Mittag; aber dunkle Schatten

umhüllen immer schnell ihren Glanz; das stille Band der Freundschaft ist unbeweglich und rein wie der Morgenstern am hellen Himmel. — Mädchen, die Freundschaft ist tausendmal mehr, als sie scheint, und scheint tausendmal minder, als sie ist; die Liebe hingegen ist dies alles just umgekehrt im Schein und Wesen.

Aber, Mädchen, ich bin auch alt geworden, ehe ich die Freundschaft kannte, und lebte alle meine Jahre in den unbefriedigenden Träumen des kindischen Glaubens an die Liebe der Menschen. Jetzt bin ich von meinen Träumen erwacht, denn ich fand einen Freund; hätte ich ihn nicht gefunden, ich wäre unbefriedigt zur Grube gesunken und ich hätte mein Alter ohne eine Stütze, an die ich mich hinlehnen könnte, nahen gesehen, aber ich fand ihn, den Edlen und Guten, an den ich mich hinlehnte, durch ihn lebe ich wieder auf, in ihm erneuern sich meine Kräfte, durch ihn erwacht in mir wieder, was schon erstorben schien. Phryne, ich träume nicht, es ist wahr, der Mensch, der Liebe sucht und keine findet, der Mensch, der sich zurückgestoßen sieht, wo er sich anschmiegt, und verachtet, wo er sich opfert und betrogen, wo er traut, und niedergestoßen, wo er hinanklimmt und zertreten, wo er emporstrebt; — der Mensch, den die eitlen Träume von den guten Menschen, die auf Erden leben, zugrund richten, muß früh altern. Ach es ist nicht anders möglich, er sehnt sich nach dem helfenden tröstenden Grab, ehe seine Stunde da ist.

Mädchen, oft staunte ich so gegen das Grab hin und mein Auge fand Erquickung, wenn es auf das Welken meiner blassen verdorrten Hand hinabblickte und das Klopfen des Busens, das zehrende Fieber redete und meinen Atem verkürzte, war mir wie das Schlagen der Stunde dem Gefangenen, der nahe Erlösung hofft. Mädchen, so staunte ich oft gegen das Grab hin und vergaß den Jammer der Meinen und achtete das Leiden, das mein Tod über sie bringen würde, nichts, weil mein Leben keine Freude über sie brachte.

Aber, Mädchen, seitdem ich einen Freund habe, vergesse ich der Meinen nicht mehr; ich lebe wieder für sie und strebe mit der Kraft des Jünglings empor, ihr Vater und Bruder zu sein; seitdem ich einen Freund habe, gehe ich für sie kühn und mutvoll einher und sehe standhaft dem Mann unter die Augen, der in meiner Schwäche über mich hinwandelte, wie man über den Staub, der am Boden liegt, hinwandelt. Mädchen! Das danke ich der Freundschaft, darum lobe ich sie.

Die Liebe teilen Weise und Thoren, Kleine und Große. Fromme und Lasterhafte umarmen sich gleich; aber zur Freundschaft erheben sich nur die Geprüften. Phryne! Nie wird der Thor des Weisen Freund, und der Schalk wird nie der Freund des Unschuldigen, sie bindet den Großen nie an ein armes Nichts, und der Kleine tritt durch sie dem Großen nie auf die Achsel, daß er ihn umhertrage.

Die Freundschaft bildet sich nur durch innere Gleichheit und einiges Ebenmaß der Kräfte. Zwischen Zwerg und Riesen, zwischen Affen und Bärenführer, zwischen der Ameise und dem Ameisenfresser,

kurz zwischen allen Geschöpfen, die so gar abstehen, gibt's nie eine Freundschaft.

Nicht selten geschieht zwar wohl, daß eine launige Liebe für einen Augenblick solche ungleiche Dinge verbindet, und es ist auch wahr, daß unter den Menschen gar viele um einer solchen Augenblickslaune willen mit einander ins lange Jahr dingen, ob sie wohl noch ungleicher sind. Mädchen! Das ist das Verderben der Liebe; sie ist der Ursprung des Uebels, und glaub' mir, Phryne! Haller hat nur seiner Mariane und seiner Doris zu gefallen diesen Ursprung besungen, ohne ihrer zu gedenken.

Phryne, glaub' mir, die Liebe ist der Ursprung des Uebels, sie ist die Mutter des Hasses, des Neides und der häuslichen Zerwürfnis; sie gebiert den Mord; Raub und Diebstahl ist ihr Spielwerk; sie säugt Empörung und Aufruhr an beiden Brüsten; sie allein ist übrig geblieben von den Heeren der Zauberer, die mit überirdischen Kräften Berge versetzen, die Sonne am Mittag verdunkeln und am Abend den Mond Blut weinen machen; sie erscheint und verschwindet, wie sie will, sie läuft durch Feuer und Wasser, sie rast und betet, sie prophezeit und vergiftet, sie lebt in den Lüften und reitet auf Stecken, sie tanzt in der Mitternachtstunde, und Verheerung und Krieg, und Mißwachs und Hagel kommt über den Ort, wo sie sich absetzt; aber das ärgste, das sie dem Menschen anthut, ist, daß sie ihm die Augen verbindet, wenn er an ihrer Hand ins lange Jahr dinget.

Mädchen, es scheinet nicht möglich, der Bauernknabe kauft doch keine Katze im Sack, und die Liebe verblendet den Menschen, daß er thut, was der Bauernknabe nicht thut. Phryne, wenn du einst ein Kind hast und es ist über sieben Jahr alt, so laß es nicht mehr die blinde Kuh spielen, denn es ist das schlimmste Spiel auf Erden. Mädchen, lehre dein Kind früh an den Ursprung des Uebels denken und sich vor der bösen Liebe segnen, bis es reif ist und weise wie du — dann, Mädchen, darf es die seltene Ausnahme der edleren Liebe preisen, bei der man alle fünf Sinne behält.

Phryne, ich stimme dir bei und preise die Liebe, die sich zur Freundschaft erhebt, denn sie beseligt den Menschen mit dauernden Freuden und führt ihn beruhigend durch die dornigen Pfade des Lebens zur Grube, und namenlos ist der Segen der Freundschaft, wenn er den Gatten beseligt, an dessen Hand wir die Pilgrimstage des Lebens hinwandeln. Phryne, so beseligt Elisens Liebe Menalk. — Er war Witwer, um ihn her weinten Scharen von Kindern, sie hatten keine Mutter, und Elise fühlte, was sie war und was sie konnte, und gab Menalken ihre Hand und ward die Mutter seiner Waisen. Menalk verlor seine Habe, aber Elise verlor den Mut nicht und fühlte im Elend, wer sie war und was sie konnte, und rettete im Elend mit ihrer Größe ihren Mann und ihre Kinder durch den Teil, den sie an einer Anstalt nahm, der ohne sie nicht zustande gekommen wäre, und die jetzt steht und fest und gesegnet die Tage eines Hauses versichert,

das Segen verdient, — weit umher bitten die edelsten Väter Elise: Erzieh' auch uns unsere Kinder, denn weit und breit finden sie keine Mutter wie diese.

Aber, Phryne, die Liebe bildet sich nur in den größeren Seelen zur rettenden Freundschaft; ohne Selbsterkenntnis und Stärke, ohne Weisheit, Geduld und innere Würde bleibt die Liebe der Menschen ewig nur das schwache Band der guten Tage, das sich alsobald auflöst, wenn das unschmackhafte Wasser der Trübsal daherrinnt und die Stürme des Lebens, den innern Wert der Menschen zu prüfen, daher rauschen.

Darum fühle, o Phryne, deine innere Würde, preise mit mir die höheren Freuden der Freundschaft, der du entgegen wallest, und blicke nicht zürnend auf mich herunter, daß es meine Laune war, dir auf diese Art zu sagen, daß ich dich liebe. —

(Siehe die alte Zürcherische Kopulations-Formel.)

Nr. 42. (17. 10.) S. 257—272.

XXX. An Herrn Sch . . . v. Z . . .

Erster Brief.

Mein Herr!

Es ist mir angenehm, es öffentlich zu sagen, wie sehr ich Ihnen danke, daß sie mich mit so viel Güte und Zutrauen erinnert, meine Bemerkungen über Erziehung und Politik könnten keine Wirkung machen, weil meine Gesichtspunkte und Endzwecke allzusehr von demjenigen abstehen, was wir in Gottes Namen einmal jetzt sind und was wir, weil wir so sind, nunmehr allein thun können und thun wollen. Sie wünschten deshalb, daß ich mein Augenmerk mehr auf solche Bestimmungen meiner Gegenstände hinlenkte, welche uns näher berühren, welche näher auf den Punkt, auf welchem wir stehen, wirken und uns eigentlich, so wie wir sind, Nutzen schaffen und lehrreich sein könnten.

Erlauben Sie mir jetzt über diese Bemerkung nicht eine Epistel zu meiner Rechtfertigung, sondern ein paar Worte, den Gesichtspunkt zu bestimmen, in welchem ich den Gegenstand ansehe.

Den Menschen ins allgemeine hinein Lehren zu geben, die immediat auf den Punkt passen, auf welchem sie stehen, setzt voraus, sie stehen wirklich im allgemeinen auf einem Punkt, und dies ist meines Erachtens nicht so.

So wie wir im allgemeinen sind, sind wir, wie mich dünkt, nichts, als ein Chaos von Verwirrung und Ungleichheit; alles, Stand, Religion, Politik, Reichtum, Vorurteil, Sitten rc. macht aus uns einen Mischmasch, der im allgemeinen keiner ihn nahe berührenden und bestimmt treffenden Lehren und Grundsätze fähig, und dieses ist es,

welches den Menschenfreund in Blättern, die nicht für eine einzelne Person geschrieben, notwendig zu allgemeinen Gesichtspunkten und auf solche Wahrheiten führt, welche auf die innere ewige unveränderliche Natur unseres Wesens gebaut sind. Der Nürnberger und der Pariser können für ihre Lokalbildung nicht ungleichere Bestimmungen nötig haben, als selber ein Züricher innerhalb unserer Thore im ersten und letzten Haus der Stadt nötig haben mag.

Die ganzen Verschiedenheiten in der Bildung des Geistlichen, des Militärs, des Kanzlisten, des Kaufmanns und dann sogar die Verschiedenheit selbst unter dem Personal dieser Leute von gleicher Bestimmung und am gleichen Ort, welche sich auf den Unterschied von Vermögen, Verwandtschaft, Liaison und Haussitten gründen, sind so groß, daß ich nichts als einen Irrgarten sehe, in welchem sich Jedermann verirren muß, wenn er in Bestimmung der Regeln, nach welchen ein jeder einzelne Mensch gebildet werden muß, mehr als ein einziges Haus ins Auge faßt. — Mein Freund! Welche tiefe Kenntnis der tausend einzelnen Lagen würde es fordern, einzutreten in das Chaos dieser Verhältnisse, um aus ihnen die Modifikationen zu abstrahieren, nach welchen das, was an sich wahr ist, für uns, wie wir sind, im allgemeinen brauchbar werden kann.

Wer ist das uns? Bestimmen Sie, mein Freund, wer wir sind, dann will ich näher treten und bestimmen, was wir, wie wir sind, thun sollen und thun können. Aber so lang wir uns alle Wochen verändern, so lang unsre Staatsgrundsätze mit den Köpfen, die sterben, abwechseln, so lang unsre Sitten und unser ganzes Dasein von kleinen Zufälligkeiten so leicht gemodelt werden, als der Sonnenschein bei uns wächsene Nasen modelte, so lassen sie mich, Freund, ruhig ein wenig beiseits stehen und Sachen sagen, die dem brauchbar sind, der selber abwiegen kann, wie er meine Wahrheit brauchen oder nicht brauchen könne. Ich halte dafür, daß man für denjenigen, der allgemeine Wahrheiten nicht auf seine Lage anwenden und bei größeren Gesichtspunkten und Aussichten nicht die Schranken suchen und finden kann, in denen ihm sein Eigentum und sein Wirkungskreis selber steht, daß, sage ich, für solche Leute unmöglich in einem allgemeinen öffentlichen Blatt recht zu sorgen ist, man möchte ihnen auch auftischen, was man immer wollte.

Ich denke und wünsche mir jetzt ganz entgegengesetzte Leser, nämlich solche, die wissen, wo sie zuhaus und in den ersten Bestimmungen ihres Lebens nicht ohne eigene Erfahrung und Ueberlegung sind; mit diesen, die wohl freilich die wenigeren sein mögen, ist es eigentlich, mit denen ich rede. Ich möchte einen jeden ernsten Hausvater dieser Art, der mitten im Chaos unsers Daseins Licht und Wahrheit und festen Standpunkt suchte, aus dem Wirrwarr, in dem wir leben, ein wenig beiseits auf eine leichte Anhöhe führen, wo er im reineren Dunstkreis Luft schöpfen und Gesundheit atmen sollte, um dann mit erneuerten Kräften in die Nebel seiner Thalhütten hinunter zu

steigen und dannzumal mehr seiner wiederhergestellten Gesundheit zu genießen, als blos das arme nichtige wörtliche Bild der Wahrheit, die er mit mir in einer stillen heiteren Stunde fand, nachzuschnitzeln und nachzuäffen. Ich möchte kurz mit dem Verdienst, keinen Affen gebildet zu haben, in meine Grube und schreie darum so laut: Weichet von mir alle, die ihr nicht selbst mehr denket, als ich euch sage! — Noch einmal: Ich suche mit Niemand zu reden, der außerstand oder ohne Willen ist, das Allgemeine, was ich sage und was ich allein sagen kann, bestimmt auf seine Lage anzuwenden.

Das ist das einzige, was ich von der Wahrheitsliebe meiner Leser fordere, aber auch das einzige, was ich mir von der Vorstellungsart meiner Blätter in Beziehung der wichtigeren Gegenstände, die sie behandeln, verspreche. Ich füge nur noch dieses bei: Ich wünschte freilich die Menschen bei einfacheren Sitten glücklicher, aber ich liebe sie auch, wie sie sind, und es ist mir innig wohl bei ihnen im Thal der Schatten des Irrtums und der Leidenschaften. Ich fühle ungeachtet der Träumerstunden in meiner Einsiedlerhütte, daß ich dennoch auch tief in diesem Thal der Schatten wohne und daß die Träume einer bessern Welt, die zwar oft den Schlummer meiner Morgenstunde erquicken, dennoch einen gar kleinen Einfluß auf mein eigentliches Leben, in welchem ich vollends wach bin, haben, daß ich vielmehr meine ganzen Tage über von der alles bezwingenden Macht der Umstände und dem stehenden Fuß dessen, was nun niemals da ist und wirkt, umhergetrieben und gelenkt werde, wie meine Mitbrüder und Mitschwestern alle, die auf diesem Ameisenhaufen herumkriechen.

Sehen Sie, Freund, wie wenig ich aus den Träumen dieser Blätter mache; sie sind zwar das Bild meiner heitersten Stunden, das Denkmal meiner herzlichsten Wünsche und der Ausdruck meiner innersten Empfindung und meiner besten Ueberzeugung, aber ich weiß auch, daß die Anwendung derselben auf einen einzelnen Fall eine Sache ist, die ohne alle Vergleichung mehr fordert, als die bloße Darstellung des Bildes von einer allgemeinen Wahrheit.

Indessen glaube ich mir ohne Unbescheidenheit das Zeugnis geben zu dürfen, daß ich, wenn von der Anwendung meiner allgemeinen Sätze im praktischen Leben die Rede ist, mich nicht von Blendwerk ihrer unbestimmten Schönheit irre leiten lasse, sondern in jedem gegebenen einzelnen Falle nichts weiter suche, als aus den einmal dastehenden Umständen des Falles zur Erreichung meiner Endzwecke so viel Vorteil zu ziehen als möglich, und es ist soweit der große Gesichtspunkt meines Thuns, mich nicht von allgemeinen Sätzen zu idealischen Chimären hinlenken zu lassen, daß ich sie versichern kann, daß ich, wenn ich z. B. mit zwanzig Vätern wegen der Auferziehung ihrer Kinder in Korrespondenz stände, ich mich für ein jedes derselben so genau nach seiner bestimmten einzelnen Lage richten würde, daß die Ungleichheit, mit welcher ich in einem jeden Falle raten und handeln würde, so groß werden müßte, um Jedermann, der etwas entfernt

stehen und doch urteilen wollte, auf die Vermutung zu bringen, ich hätte gar kein System; denn ich bin von der Notwendigkeit, alle einzelnen Erziehungen nach den Bedürfnissen der Individuallage zu modeln, so überzeugt, daß ich, wenn ich vielseitigen praktischen Einfluß hätte, in die bizarrsten Ungleichheiten verfallen würde. Eben diese Ueberzeugung ist auch das Fundament, worauf meine Grundsätze von dem Bedürfnis der Wohnstube, des elterlichen Einflusses, der Handarbeit ꝛc. sich gründen.

Aber ich habe, denke ich, schon zu vieles geschwatzt für meinen Endzweck.

Indessen hoffe ich, Sie überzeugen sich hierdurch der Aufmerksamkeit, die ich auf Ihre Urteile werfe, und gönnen mir die Freundschaft Ihrer Offenherzigkeit, die ich Ihnen immer verdanken werde, ferner. —

Ich habe die Ehre, mit wahrer Hochachtung zu sein ꝛc.

P.

Nr. 43. (24. 10.) S. 273—281.

Zweiter Brief.

Daß ich die flüchtige, von Ihnen zufällig und zwecklos eingeworfene Bemerkung über einige meiner Blätter zu einem öffentlichen Gebrauch aufgeschnappt, war eine Thorheit und dann noch eine von denen, die nicht einmal in dem Fach meiner Alltagssünden registriert sind; denn bisher habe ich mich sonst selten weder von einem gerechten, noch ungerechten Urteil bewegen lassen, auch nur zu sagen, daß ich es gehört habe, und es war ganz gewiß nur die besondere Achtung, die ich für das Ihrige hegte, was mich zu diesem Brief veranlaßte; aber daß ich Ihre Meinung mit der Sorglosigkeit und Unbestimmtheit ausgedrückt, mit der ich jetzt selber finde, daß sie da steht, das ist etwas, worüber ich mich bei Ihnen entschuldigen sollte, aber nicht entschuldigen kann, denn ich weiß gerade zu meiner ganzen Entschuldigung kein Wort mehr zu sagen als letzthin in W . . . st . . , da ich mein Glas auf den Tisch ausleerte, sagte: „Es ist mir in Gottes Namen schon mehr so begegnet.“

Ich hatte beim Schreiben Ihres Briefes nur Sie und nicht die Leser meines Blattes im Auge und wollte, unbekümmert über den Ausdruck Ihrer Gedanken, eigentlich nur Ihnen sagen, wie ich den Gegenstand ansehe, das heißt aber weniger nicht, als, ich verstehe mich nicht darauf, Briefe in öffentliche Blätter zu stellen, und ich bescheide mich über die Wahrheit dieses Satzes von ganzem Herzen und finde es nicht nur im Briefschreiben, sondern bei tausend anderen Gelegenheiten, daß ich den Fehler habe, einen Gegenstand auf einmal nur auf einer Seite anzusehen, und dann in diesem Augenblick für die andern Seiten derselben halb blind zu sein.

Nach und nach komme ich dann freilich auch von der Rechten zur Linken und endlich und endlich oft gar auf alle vier Seiten, aber

bis ich um eine einzige Sache völlig rund herum bin, geht es gar lang. Es gab daher auch so viele Leute, die, weil sie glaubten, ich würde die ganze Zeit meines Lebens dazu nötig haben, darum behaupteten, ich würde nie etwas ganz lernen, folglich nie zu irgend etwas ganz brauchbar werden; und ich gestehe, die kindische Steife, mit welcher ich alle Gegenstände, die mich reizten, so lange auf einer einzelnen Seite festhielt, machte die Hoffnung auf eine etwelche Schwabenreifung in meinen vierziger Jahren höchst unwahrscheinlich. Und im vollen Ernst, ich bin noch jetzt in Sachen, denen ich nur einzelne Augenblicke widme, so unvorsichtig, als vor zwanzig Jahren, und ich brauche zu Sachen, wo mich doch tausend Erfahrungen belehrt hätten, was ich thun sollte, Zeit wie ein Dummkopf, wenn ich nicht oft über die gemeinsten Dinge Sottisen sagen und Fehltritte thun soll. Und unter diese zähle ich meinen ganzen Brief an Sie im vorletzten Blatt.

Um Ihretwillen reut mich die Kahlheit, mit der ich Ihre bestimmter geäußerte Meinung vortrug. Um meinetwillen reut mich das Gewäsch meiner antwortlichen Meinung, das Ihnen nicht einmal antwortete. Und überhaupt ist mir leid, daß Sie der unschuldige Anlaß waren, bei welchem ich das erstemal in meinem Leben meine Gesichtspunkte rechtfertigen wollte.

Der Gesichtspunkt, mit welchem ein jeder Mensch die Gegenstände ansieht, ist nach meinem Urteil nicht sowohl seine eigene Sache, als die Sache der Umstände und der Vorsehung, welche ihm genau seine Augen und keine anderen gegeben, und ihm gewisse Seiten der Wahrheit nahe und gewisse andere fern gestellt hat. Deshalb sehen auch alle Menschen auf einem Punkt hell und sind dann wieder in anderen Punkten ganz und halb blind. Und daß diese meine relative Blindheit denen nicht auffallen solle, die just für solche Gegenstände offene Augen haben, für welche meine zugeschlossen, und die für solche Erfahrungen auf einem guten Standpunkt stehen, welche in meinem Standpunkt völlig außer meinem Gesichtkreis stehen, das will ich nicht einmal wünschen.

Es ist eine von den ersten Erfahrungen meines Lebens, daß der Mensch in der guten Bahn der rechten Wahrheitsliebe nicht richtiger vorschreite, als wenn er täglich mehr erfährt, was er nicht ist und nicht kann und nicht sieht und täglich mehr nachforscht, was andere Leute besser wissen, richtiger erfahren, genauer kennen, näher besitzen und eigentümlicher benutzen, als er. Deshalb das stille Nachforschen nach der innern Wahrheit, welche fast ein jeder Widerspruch zum Grund hat, den Menschen immer mehr erleuchten, hingegen eine jede Rechtfertigung, die uns Niemand abnötigt, sicher auch immer die Summe unserer Thorheiten vermehren, die Macht unsrer Leidenschaften erhöhen und die Finsternis unsrer Augen verstärken wird.

Es ist mir leid, mein Herr, daß ich dem letzten Brief an Sie diesen Kommentar beifügen mußte, aber ich finde, daß er ihn nötig

hat, und daß ich schuldig bin, Ihnen meine diesfälligen Gesinnungen öffentlich zu sagen.

Ich habe die Ehre mit Hochachtung zu sein

P.

Nr. 45. (7. 11.) S. 315—320.

---

* XXXI. Der Bauernschuhmacher.

1. Kapitel.

Leser, laß mich heute von Jemand mit dir reden, den ich nicht kenne, und dich den Charakter eines Mannes vermuten machen, den ich mir nur an den Veränderungen, die er an seinen Fenstern, an seinem Hausdach und an seiner Gartenthür vorgenommen, abstrahiert. Ich muß dir dabei sagen, Leser, ich meine, es ist die beste Manier, die Menschen kennen zu lernen, gar nicht nachzusehen, wer sie sind, sondern nur, was sie thun, und gar nicht sehr aufzumerken, was sie reden, sondern lieber zu sehen, wie früh sie aufstehn und wie spät sie niedergehn, und was sie den Tag über auf ihren Tisch stellen, und überhaupt gar nicht urteilen zu wollen, was sie sind, als nur aus dem, was man eigentlich gesehen, was sie gemacht haben. So würden zwar freilich die Lebensbeschreibungen der Menschen etwas kürzer werden, aber man würde sie dann auch brauchen können; jetzt dienen sie uns nur zur Kurzweil, wie die Gespenstergeschichten unserer Großväter und die Lebensbeschreibungen der Heiligen unseren Ahnen.

Der Mann, von dem ich rede, macht zwar freilich keine Ansprüche, jemals also zu unserer Kurzweil und zu unserem Spielwerk zu werden, und auf der andern Seite weiß ich auch nicht, wie du es aufnehmen wirst, Leser, wenn ich dir mit ihm austische, denn es ist nur ein Bauernschuhmacher und seine ganze Größe besteht in dem schönen Stiefel, den er auf seinen neuen Schornstein zu oberst auf dem Dach hat abmalen lassen. Dieser Stiefel ist für ihn das Bild der Vollendung seines Zieles und der Glanz seiner Laufbahn, und er muß ihn erquicken, der Stiefel oben am Dach, weit mehr als alle Triumphbogen die Sieger der Erde erquicken, die fast immer nur über sie lügen. Dieser Stiefel lügt über meinen Mann kein Haar, und er darf an ihn glauben, wie kaum einer dem andern an das Gekritz und Gekratz, das auf den großen Bogen, die man ihnen macht, geschrieben steht, glauben darf.

Aber ich greife vor und fange meine Lobrede just so an, wie wenn ich Jemand unter den Händen hätte, von dem ich nicht in aller Einfalt geradezu sagen könnte, was ich von ihm zu sagen habe.

In meiner Nachbarschaft, oben an der ersten Gasse eines Dorfes, nahe bei der Kirche steht ein Haus, vor fünfzehn Jahren war es ein Häuschen, klein und alt; kaum war sein Dach noch gut; seine Fenster

waren mürb, im obern Gaden waren gar keine; Scheiben fehlten die Menge, und vor den Oeffnungen war Papier mit Schuhmacherharz angeklebt; die Thür des Hauses war faul und die Fensterläden drohten von ihren Klöben in die Straße herunterzufallen. Einmal im Sommer war das Fenster offen, da sah ich einen Mann an seinem Werktisch sitzen; er saß da so einsam und fleißig und nähte mit starken nervigen Armen und hinter die Ellenbogen zurückgestutztem Hemd seine Schuhe so eifrig und streng, daß ich eine Weile stillstand und nach ihm blickte; er sah mich nicht, denn er saß einwärts gekehrt gegen die Stube. So mutig als er mit seinem Draht auszog, so heiter sang er, und wenn er mit dem Hammer schlug, pfiff er nach dem Takt. Etwa der zehnte Teil einer Haut Sohlleder und etwas weniges Kalbfell lag ordentlich zusammengelegt auf der Bank, viele alte Schuhe standen in einer Reihe beim Ofen, ein oder zwei paar neue standen neben dem Betbuch und der Bibel an der Seite des Mannes auf einem kleinen Gesims; sonst war nichts in der Stube als noch ein wenig Werkzeug, aber auch kein Staub und kein Kot war auf dem Boden, er war fast so reinlich und sauber als der Tisch; nicht der geringste Abgang vom Leder lag zerstreut, er hatte auf dem Tisch und in der Stube seinen ordentlichen Platz; das Waschbecken des Leders war im dunkelsten Winkel und um dasselbe her war kein Gefletz von Wasser.

Nach einer Weile kam ein Weib in die Stube, armmütig gekleidet, aber gesund und reinlich, ihre Miene war mehr bedächtlich und ernsthaft, als fröhlich, dennoch lächelte sie mit der Plattenspeise, die sie in der Hand hatte, gegen ihren Mann; dieser erwiderte ihr das Lächeln mit dem Nicken seines Kopfes so gut und so stark, daß ihm seine Kappe fast abfiel, dann legte er seine Schuhe beiseits, stand auf und setzte sich beim Tisch auf eine Seite, daß ich weiter mußte, damit er nicht frage, was ich da wolle.

Das sind arme Leute, aber sie sind in der Ordnung, und es ist ihnen nicht übel, — das ist alles, was ich beim Weggehen dachte. Es ist freilich recht wenig und es dünkt mich jetzt selber schlecht, daß ich nicht mehr dabei dachte; so ein Städter, der allenthalben zuguckt, wo er etwas sieht, sollte wohl hundert mal mehr dabei denken, wenn er so eine Stube sieht, die auf unserm Erdboden immer seltener und bald so rar wird, als die Sachen, die man in den Kabinetten in gläsernen Kasten versorgt und wohl und gut unter dem Schlüssel hält, damit sie von den weisen Herren, die da kommen sie anzuschauen, keiner wegstehle.

Dennoch blickte ich in Zukunft, wenn ich neben dem Haus vorbeiging, immer gegen dasselbe; ich fand zwar das Fenster lange, lange nicht mehr offen, ich sah aber von außen, wie der Mann zu dem Seinen Sorge trug; er band die Läden, die hinunterfallen wollten, zuerst nur mit Stricken fest, er fügte Stückchen Holz zwischen die Löcher, die an der faulen Thür, am Dach und an den Fensterläden waren; in seinem Garten stand schönes Kraut und seine Beete waren

wohl gehackt und gedüngt, das ist aber auch alles, was ich bei Jahr und Tag sah. Ein Jahr darauf kam ein neuer Laden und ein neues Fenster in die Stube; die andern blieben noch ein Jahr, wie sie waren, dann kamen sie auch weg; noch später kam es an die Hausthür und an den Gartenzaun, und alle Jahr gab's auch etwas neues im Garten, und mit der neuen Hausthür kamen auch jetzt Blumengeschirre unter die Fenster, und ringsum wurden Reben gepflanzt, die einst eine Laube um das Haus bilden würden.

Vom Anfang an, von dem ersten Nagel, den er an die faulen Läden schlug, machte er jedes einzelne Stück, das er besserte, völlig recht und ganz, und das Fenster des ersten Jahres war so dauerhaft und gut und denen völlig gleich, die er vier Jahre danach machte.

So lange ging's, bis ich wieder in seine Stube hinein gucken konnte, da aber traf sich's, daß wieder ein Fenster offen stand; ich staunte, so war alles neu und doch alles Alte noch da; an gleichem Ort stand noch Bibel und Betbuch, am gleichen Ort die neuen und die alten Schuh, am gleichen Ort Pfrieme und Alsen, an gleichem Ort das Sohlleder und Kalbfell und die Abschnitze, aber alles war jetzt zehnmal mehr; ich sah einen Vorrat von Leder aufgehäuft in der Nebenstube, wie bei einem Gerber, — drei Gesellen schafften und sangen jetzt mit dem Meister, und der neuen Schuhe waren's jetzt die Menge, und allerlei große und kleine, schwarze und halbrote, und dann bunte Weiberschuhe von allen Farben und Stiefel, gewichste und trockene, auch von allerlei Art. Zinnerne Teller und Kannen standen glänzend hell auf den Gesimsen der vollen Wände, ebenso glänzte ein kupfernes Handbecken, an seiner Seite hing ein starkes reinliches, aber ungebleichtes Handtuch, in der Mitte der Stube ein Kind, Wonne lächelnd und heiter, und schön wie ein Engel, und wach und spielend und froh, wie das Kätzchen, das neben ihm mit dem Band seiner Wiege spielte.

Seine Mutter saß ihm zur Seite, sie schien mir völlig die gleiche bedächtliche ernsthafte junge Frau, wie vor vier Jahren, aber jetzt war's von Sorgen befreite gleichmütige Heiterkeit, was vormals noch stille Bekümmernis redete. Sie war schön, und mehr als schön; der Anblick der gleichmütigen Heiterkeit einer Frau, wenn die Stunde ihrer Hoffnung auffallend nahe, ist etwas, das jedes Menschenherz weit mehr erquicken muß, als alle Schönheit. Sie war reinlich und nicht mehr armmütig, aber doch nur für Haus- und Feldarbeit, und nirgends weiter zweckend, gekleidet.

Mein Meister schien gar um kein Haar geändert, er saß da auf seinem Stuhl, vollkommen wie wenn man ihn vor vier Jahren so abgemalt hätte; man sah weder Schatten noch Spuren von den tausenderlei Veränderungen, welche allerlei Dinge auf Erden dem Menschen in vier Jahren an Mund und Augen, an Kinn und Backen zu machen und anzuthun pflegen; er war weder fetter noch hagerer, weder schwärzer noch weißer; seine Haare waren wie damals gekämmt, und Wams und

Fürfell und Kappe war wie eins und eben dasselbe, nur eher etwas neuer als älter, kurz, er saß so natürlich da, wie vor vier Jahren, daß ein Gespenst, wenn es in der Gestalt eines Verstorbenen in der Mitternachtstunde auf seinem Stuhle sitzt und für ihn arbeitet, ihm nicht natürlicher und gleicher da sitzen kann, als er da saß.

Aber auch jetzt, Leser, ich mag nicht hinter dem Berg tragen, auch jetzt dachte ich bei diesem Anblick nicht viel mehr als vor vier Jahren; er ging mir zwar rührender ein, daß ich mich länger und angenehmer mit dem Bild dieser Stube beschäftigte, das aber heißt, wie du wohl weißt, Leser, nicht denken, und dauert so lange, bis man wieder etwas anderes sieht, kurz, ich sah das Häuschen jetzt zehn Jahre nicht mehr und dachte zehn Jahre nicht mehr an dasselbe.

Nach zehn Jahren sah ich es wieder, aber du mußt jetzt warten, Leser; es ist Samstag, der Buchdrucker will meinen Bogen, und ich habe jetzt nichts mehr. Nr. 44. (31. 10.) S. 289–298.

2. Kapitel.

Nach zehn Jahren sah ich ihn wieder, denn so lange kam ich nicht mehr in diese Gegend. Ich traf ihn ein Stück außerhalb des Dorfes an; er führte mit einem Knaben einen Wagen nach den Wiesen des Dorfes, es war eben Heuet; er ging neben seinem Bauernwagen so steif und krumm einher, daß ich mich sogleich wieder an ihn und an sein fleißiges Sitzen und an seinen Schuhmacherstuhl erinnerte.

Er gefiel mir aber gar nicht bei seiner Bauernarbeit. Was macht doch der jetzt bei einem Heuwagen? Es war ihm so wohl bei seinem Leder, und jetzt will er sich gewiß auch mit Bauernhoffart verderben, so dachte ich, als ich den Mann langsam mit seinen drei Kühen daher rücken sah. Vielleicht aber ist der Zug doch nicht sein, dachte ich wieder, da ich die schönen Tiere am Wagen sah, und tröstete mich wahrlich mit diesem Gedanken für den fleißigen Mann, dessen Andenken ich ehrte. Er war mir aber nicht sobald nahe, so sah ich, daß der Wagen gewiß sein war; ich sah den alten Schuhmacher leibhaftig am ganzen Zug; die Halftern der Tiere waren von rotem und weißem Leder, die Zotteln von Hanf an ihren Ohren waren ebenso schuhmacherisch, häufig mit Leder umwunden, ebenso das Kopfkissen unter dem Joch, und an diesem glänzte mit neuem Rötel der Name des Meisters H. L. und die Jahrzahl des Joches 1780 und auf beiden Seiten ein schöner bäurischer Schnörkel, und die Kühe selber schienen hoffärtig mit den schönen Hörnern ihre Köpfe hinauf und hinunter zu schütteln, sie waren aber auch so reinlich und geputzt wie krankes Judenvieh*), das auf den

*) Ich armer Schriftsteller! — Mein Bub fängt an überlaut zu lachen und bringt mir die Nachricht, daß die Juden nicht alles kranke Vieh aufputzen, indem man einigen die Krankheiten nur desto leichter ansehen würde, je geputzter es wäre. Die Pferde, sagt er, die putzen sie verflucht aus und reiten mit ihnen beim schlechten Wetter auf allen Fußwegen, daß sie unbespritzt von Kot an Bauch und Beinen mit ihnen auf den Markt kommen, und bei schönem Wetter decken sie sie mit Tüchern bis an die Stadt.

Markt fährt; der Wagen war wie gewaschen, und oben und unten waren die Schinnen mit Rötel geziert, Ketten und Eisenwerk waren kohlschwarz, und der Wagen hatte alle Zugaben, was man notwendig brauchte und was minder notwendig war; er selber hatte eine Geißel in der Hand so schön als ein Kutscher, der im vollen Staat fährt, aber er war dabei auffallend noch der alte Schuhmacher, daß ich im Augenblick sah, daß, ob er wohl Kühe und Wagen und vielleicht auch Wiesen bekommen haben mag, bei alledem dennoch bei seinem Handwerk geblieben und kein Bauer geworden.

Es tröstete mich auch alsobald für ihn, als ich sah, daß es nur Kühe waren, mit denen er fuhr, denn diese verderben einen Handwerksmann auf dem Lande nicht leicht, wenn er sie nur melkt, wenig mit ihnen zu Acker fährt und gar nicht mit ihnen handelt; mit den Wiesen ist's gleichfalls nicht anders, sie können neben einem Handwerk gar leicht bestehen, wenn nämlich das Handwerk ein vernünftiger Mann treibt. — Aber mit Roß und Stieren, da gnad' Gott dem gemeinen Handwerker, wenn er hier hineinsetzt und mit solchen Tieren große Aecker und viel Korn baut; seine großen Aecker und seine vielen Garben können ihm in einem Jahr die Schuhe und Stiefeln alle, die er in zehn Jahren gemacht hat, wieder auffressen, und es ist sicher nicht gut, es allgemein zu verhehlen, daß es an vielen Orten um den Kornbau ein kitzliches und ganz eigenes Ding ist, und daß ein Handwerker selten Recht hat, wenn er sich einen Bauernhof aufladet, denn es braucht jetzt gar grobe und starke Leute für den Kornbau, und es gibt bei dieser Arbeit entsetzlich viel zu tragen und zu leiden, und ich muß es geradezu sagen: wenn Linguet schon eine böse Zunge hat, so wird seine Unwahrheit über den Brotbau dennoch in dem Grade wahr werden, als der arme Bauer in der reichen Welt täglich härter nach dem Maßstab behandelt wird, welchen der reiche Bauer in der armen Welt hätte tragen können und nicht getragen hat.

Aber das gehört nicht hierher. — Ich grüßte meinen Schuhmacher freundlich und fragte ihn, ob er Heu einführen wollte. Er sieht's ja, war seine ganze Antwort, und dabei hielt er keinen Augenblick still, sondern ging genau wie seine Kühe mit dem Wagen weiter, und ich kam auch bald auf den Hügel, von dessen Höhe man auf das Häuschen hinab sieht, in welchem der Mann wohnte.

Von ferne sah ich, daß es ganz neu geworden; in diesem Augenblick entfalteten sich die Bilder des Fleißes, der Sorgfalt und der häuslichen Tugenden dieses Mannes, die seit vielen Jahren in meiner Seele lagen, auf einmal; ich sah auf einmal in meinem Schuhmacher das Bild der obersten Weisheit des Lebens, nämlich, wie der Mensch auf der armen Erde rechtmäßiger Weise von nichts zu etwas, von einem kleinen Haus zu einem großen, von einer Katze zu drei Kühen, und von kummerhaften sorgenvollen Lagen zu einem beruhigten behaglichen Zustand kommen kann, und ich fand auch hier in meinem Schuhmacher Alles in Einem, das Oberste mit dem Niedersten verbunden;

weit von fern hörte ich das Jauchzen zufriedener Kinder und den Gesang der schaffenden Knechte und das Blöken der Schafe, mit denen die Kinder spielten. Wie ein Pilger mit Ehrfurcht dem Haus nahet, auf dessen Altar er opfern will, so nahte ich mich mit Ehrfurcht dem Haus, das so laut den Segen der Menschheit redete.

Leser! Der Eindruck ist unbeschreiblich, den das Haus auf mich machte, und doch weiß ich so wenig davon zu sagen, als: Es war aus einem kleinen ein großes und aus einem alten ein neues, aber das neue und große war über das alte und kleine wie herüber gegossen; das alte kleine war mitten im großen neuen noch ganz da, und vom ersten Fensterladen, den der Mann am alten Häuschen neu machte, schickte sich alles so völlig zum neuen, wie wenn er beim ersten Nagel, den er ans alte Haus schlug, schon zum voraus gewußt hätte, daß er fünfzehn Jahre später das ganze große über das kleine alte, genau wie er's jetzt machte, hinüber, ich weiß nicht, ob ich jetzt noch einmal sagen darf, gießen, oder ob ich jetzt sagen muß, bauen wollte.

Leser! So wie der erste Fensterladen vor fünfzehn Jahren zeigte, daß der Mann das Geld ganz hatte, was er kostete, und noch etwas dazu, weil er zweckmäßig und dauerhaft und bis auf die Verzierungen in seiner Art vollkommen vollendet ausfiel, so vollkommen und zweckmäßig und zur Dauerhaftigkeit versorgt, und gänzlich vollendet, und sogar zum Ueberfluß ausstaffiert war jetzt auch der ganze neue Bau und zeigte, daß der Mann sich so wenig bei demselben überrechnet, als beim ersten Fenster; aber auch am ganzen Bau war um kein Haar mehr Eitelkeit, als an diesem ersten Fenster; mit gleicher Farbe und mit gleichen Schnörkeln, mit welchen er dieses angestrichen, war jetzt auch das ganze Haus verziert. Es ist jetzt das schönste im Dorf, aber doch ist es immer noch ein Schuhmacherhaus, nur mit dem Unterschied, daß wie es vor Jahren nur für drei Gesellen ordentlich und zum Ueberfluß eingerichtet war, es jetzt nicht minder ordentlich und zum Ueberfluß für Heu und Stroh, für Kühe und Säue, und für anwachsende junge Schuhmacher und Schuhmachersweiber zum voraus gut eingerichtet ist.

Ich ging jetzt rund um das Haus herum und wollte dasselbe von allen Seiten sehen; Annehmlichkeit und behaglicher Wohlstand, häusliche Freuden und haushälterische Sorgfalt und vorzügliche Kenntnis in allem, was den Bewohnern des Hauses unter den Händen gewesen, war von allen Seiten auffallend, weit und breit würdest du nirgend alle Kommlichkeit zur Arbeit und alle Gemächlichkeit zur Ruhe so vereinigt finden; neben der stillen friedlichen Reblaube quoll ein sprudelnder Brunnen, weit umher hing die reinliche Wäsche der Kinder an schönen gehobelten Stangen, die auf zwei schönen jungen neugepflanzten Bäumen ruhten, in der Mitte der Laube sangen zwei kleine Mädchen und spannen mitunter wie spielend Baumwollengarn, drei Knaben fand ich auf der Tenne, die im neuen Heu spielten und jauchzten.

Ich gelüstete in die Stube hinein und dachte Wunder, was der Mann da neues würde gemacht haben, ich rief also vor der Thür: Ist kein Schuhmacher hier? — Wohl freilich, antworteten ein paar Stimmen, und ein himmelschönes Mädchen öffnete die Thür, ich ging hinein, klagte über einen Fehler an einem Schuh, dem sie mit einigen Stichen halfen.

Aber das war nicht, was ich wollte; ich erwartete eine neue auf tausenderlei Art verzierte Stube, fand aber ganz die alte, wie sie vor zehn Jahren schon war; alles, alles war genau noch wie damals und lag genau noch wo damals, selbst das Kind mitten in der Stube, das in der Wiege schlief, schien dem zu gleichen, das vor zehn Jahren da lag; und auch die Frau war beinahe nicht geändert; ich sagte zu dieser, ich hätte in einem so neuen Haus auch eine neue Stube erwartet; sie sah mich steif an und erwiderte: Wo fehlt's dieser? Ich war betroffen, sie sah's, lächelte und sagte weiter: Diese alte Stube hat uns unser neues Haus gebaut, darum bleibt sie stehen, und mein Mann und ich glauben halt, wer das Alte wegwerfe, komme zu nichts Neuem. Ich hatte jetzt vollends genug, wollte weiter, frug den Schuhknecht um die Rechnung, er lachte zur Antwort, die Frau aber sagte: Für Fußgänger, die reisen, machen wir sonst nie eine Rechnung, wenn's aber den Herrn zürnen sollte, so wär's ein halber Kreuzer, ich lachte auch wieder, gab dem Knecht, was ich wollte, ging dann weiter, und erst im Weggehen sah ich den schön gemalten Stiefel oben am Schornstein des Hauses am Dach, womit ich meine Märe anfing.

Nr. 45. (7. 11.) S. 305—314.

---

* XXXII. Ueber Rechtsgrundsätze.

Ich glaube, gegenwärtiger Entwurf werde das schweizerische Publikum in vielen Gegenden unsers Landes sehr interessieren, und dieses werde meinem Wunsch beistimmen, daß die erleuchtetsten Richter und Rechtsgelehrten zusammen stimmen möchten, um für unser Vaterland ein so wohlthätiges Handbuch zustande zu bringen.

Ich begleite den Aufsatz mit einer einzigen Anmerkung, zwar ganz und gar nicht als Rechtsgelehrter, aber als Mensch und Bürger, und in dieser Qualität fühlend, daß die Rechtsgelehrsamkeit der Menschheit und dem Bürger zum Dienst da ist und da sein solle, und daß sie gemeiniglich just darum ausartet, weil sie diesen Gesichtspunkt verkennt.

Der Herausgeber.

Kurzer Entwurf eines kleinen Handbuchs für Richter und Sachwalter, nebst einer kleinen Beilage an meine Amtsbrüder, die Notarii publici.
Von Herrn Landschreiber K . . . von W . . . schw . .

I. Zueignung an sämtliche Richter und Sachwalter meines lieben Vaterlandes.

a) Vorzüge unseres eidgenössischen vor dem deutschen Zivil-Recht und Prozeß-Form, in Ansehung ihrer ungleich wenigeren Entfern- oder Abweichung von dem simplen Recht der Natur und Vernunft.
b) Unumgängliche Notwendigkeit der Kenntnis des jeden Orts etablierten positiven Zivil-Rechts; Nutzbarkeit eines kurzen portativen systematischen Entwurfs desselben.
c) Lücken, Mängel und Unbestimmtheit unserer eidgenössischen Zivil-Rechte und der daraus fließenden notwendigen Pflicht der Richter und Sachwalter, ihren Kopf und Herz mit den allgemeinsten und auf die vorkommenden wichtigsten Fälle anwendbarsten Grundsätze des Rechts der Natur und Vernunft wohl bekannt zu machen.
d) Absicht und Schwierigkeit dieses gegenwärtigen Versuchs.
e) Vorzügliche Würde des Richter- und Sachwalteramts, insofern solches vernünftig oder gewissenhaft verwaltet wird. — Unmittelbare Folgen desselben, teils in Hinsicht auf den öffentlichen Kredit und Wohlstand, teils auf die eigene innerliche Ruhe des Gewissens und die harmonische Stimmung und Erhöhung unserer sittlichen Kräfte. Schädliche, verabscheuenswürdige Folgen des Gegenteils.
f) Beschluß: Kräftige und nachdrückliche Erinnerung aus dem königl. preuß. Manifest vom 14. Dezember 1779 an sämtliche Justiz-Kollegia:

Ein Justiz-Kollegium, das Ungerechtigkeiten ausübt, ist gefährlicher und schlimmer als eine Diebsbande; vor dieser kann man sich schützen, aber vor Schelmen, die den Mantel der Justiz gebrauchen, um ihre üblen Passionen auszuführen, vor diesen kann sich kein Mensch hüten; die sind ärger als die größten Spitzbuben, die in der Welt sind, und meritieren eine gedoppelte Bestrafung.

II. Die allgemeinsten und anwendbarsten Grundsätze des Rechts, der Natur und Vernunft.
III. a) Pflicht der Sachwalter bei Entstehung eines Prozesses gegen ihre Klienten, voraus aber gegen Recht und Billigkeit.
b) Methodische Behandlung des Prozesses.
c) Vernünftiges Arrangement der Gründe oder Rechtssätze.
d) Deutlichkeit und Bestimmtheit im Vortrag.
e) Natürliche und ungekünstelte Schlußfolge.

IV. a) Vorzügliche Pflicht der Richter in gütlicher Ausgleichung der streitenden Parteien und den schicklichsten Mitteln, solche zu bewirken.
b) Vernünftige Methode, nach der man bei rechtlicher Untersuchung und Beurteilung beidseitiger Gründe und gemachter Rechtssätze zu Werk gehen muß.
1. Enumeration der Gründe und ihre Gegeneinanderstellung nach ihrem wahren innern Gehalt.
2. Hauptrücksicht auf die vorgelegten schriftlichen Urkunden, ihren Geist, Sinn und Sprachgebrauch und auf das jeden Orts etablierte Zivilrecht.
3. Hauptrücksicht auf die kundschaftlichen mündlichen Erweise.
4. Nötige Vorsicht und Klugheit bei Stellung und Abhörung der Kundschaften.
V. a) Scheinbarer Widerspruch zwischen Recht und Billigkeit.
b) Darstellung eines dahin dienenden schicklichen Exempels.
c) Auflösung dieses scheinbaren Widerspruchs.

VI. Vernünftige Handlungsart in problematischen Fällen und bei bloßen Probabilitäten.

VII. Wohlmeinende Erinnerung an meine Amtsbrüder, die Notarii publici.
a) Notwendigkeit, den Verstand durch gründliche Erkenntnis des natürlichen und positiven Rechts zu kultivieren.
c) Mangel irgend einer öffentlichen Anstalt hierzu.
d) Mittel, diesen Mangel durch eigene Kultur und durch das Lesen der besten dahinein schlagenden neuesten Schriften, und besonders durch Errichtung einer gemeinschaftlichen arbeitenden thätigen Gesellschaft gewissermaßen zu ersetzen.

e) Vernünftige Methode bei Abfassung einer richterlichen Sentenz.
f) Formular eines Brouillons am Gerichtstage selbst.
g) Formular des nachher ins Reine geschriebenen Urteilsspruchs.
h) Formular eines Appellations-Rezesses.

Nachschrift des Herausgebers. Ich stimme vollkommen ein, das Notariat und die Advokaten sind wesentliche Bedürfnisse der öffentlichen Sicherheit und des besonderen Rechts, aber ohne heitere und zweideutige Gesetze, ohne Einfachheit im Gang der Rechte, ohne feste Einschränkung der Sporteln, ohne Festsetzung der wirksamsten Strafen gegen den Kindermord, dessen sich das verderbte Personal dieser Stellen so oft gegen Unglückliche, die sich in ihre Arme werfen, sie um ihre Vaterhilfe anflehen, und die Hand noch zum voraus reichlich bezahlen, die sie hintennach plötzlich erwürgt, oder durch langsames Entkräften zum Tod bringt, schuldig macht, ohne dieses ist die Ausartung dieses Standes zur vorzüglichsten Quelle der größten Nationalübel nicht zu verhüten.

Dieser Stand, der in seiner innern Natur so wichtig und so heilig und so nahe mit dem Stand und den Pflichten der Landesväter und Richter verbunden ist, sollte auch äußerlich nie erniedrigt werden.

Er wird aber erniedrigt, nicht wenn man ihn mit Freiheit und Wahrheit vor seiner Ausartung warnt, nicht wenn man der Unordnung seiner Einkünfte entgegenarbeitet, nicht wenn man den Leichtsinn und die Nachlässigkeit derselben geahndet wünscht, sondern vielmehr im Gegenteil, wenn das öffentliche Auge ihn mißkennt und aus Verachtung oder Furcht seine Fehler nicht rügt, wenn die Unordnung seiner Einkünfte die Ordnung seiner Sitten mit Gewalt untergräbt und sein Leichtsinn und seine Gewaltthätigkeiten allgemein straflos dahingehen.

Er wird erniedrigt, wenn seine Einkünfte und nicht das Bedürfnis des Rechts und der Sicherheit sichtbar auffallend und volksdrückend die Grundstimmung seiner Einmischung wird, wenn er instand der auflauernden Fermiers und ihres Gefolges hinabsinkt 2c.

Er wird erniedrigt, wenn er sich an die Verbrecher im Volk, die Schutz nötig haben, und an die Reichen im Volk, die die Gewaltthätigkeit lieben, anschmiegt.

Er wird erniedrigt, wenn die Vollmacht, sich ihm zu widmen und seine Geschäfte zu betreiben, Menschen erteilt wird, die ohne Rechtskenntnis, ohne Vermögen, ohne häusliche Ordnung und ohne erprobte Sitten sind.

Er wird erniedrigt, wenn Jedermann im Lande ohne weiteres den Advokaten machen kann, und auch, wenn die Rechte der größeren und kleineren Federn solche Gnadenbedürfnisse werden, bei deren Erteilung die feste Rücksicht auf das allgemeine Wohl nicht mehr der Hauptgesichtspunkt des Gegenstandes ist und es nicht mehr sein kann.

Die Erhaltung der wahren Ehrenfestigkeit dieses Standes ist ohne Vorsorge für die Sitten desselben nicht möglich. Und die Größe seiner Einkünfte ist der wahren Ehre desselben in dem Grade gefähr-

lich, als diese Einkünfte, ohne eigene Geschäftskenntnisse und Arbeitsamkeit, das heißt, ohne wahres Verdienst in dem Fach, für welches man bezahlt wird, erhalten und genossen werden können.

Ich wünsche sehr, daß in dem projektierten Handbuch auch auf solche Umstände Rücksicht gemacht werde, indem alle Vorsorge für die äußere Form des Rechtsmarsches immer ohne Wirkung für's Volk bleibt, wo nicht ernste Maßnahmen (mesures sagt P.) zur Sicherstellung der inneren Ausartung dieses Standes genommen werden.

Nr. 49. (5. 12.) S. 369—378.

XXXIII. Ein paar Stellen aus dem zernichteten Manuskript über die Gesetzgebung eines schweizerischen Freistaats.

1. Daß es uns wohl gehe und unsere öffentlichen und häuslichen Angelegenheiten getreulich und vorsichitg behandelt werden, das ist der einzige Endzweck der Freiheit.

Daß euch ihr Name nicht täusche, Edle! Sie ist nichts anderes, als Befreiung von Hindernissen dieses guten Endzwecks der Bürger. Unsere Väter wurden und nannten sich frei, da sie die Hindernisse ihres Wohlstands besiegten, und so viele freie Völker uns die Geschichte vor Augen legt, so haben alle, so ungleich und verwirrt die Begriffe der meisten über die Natur und das Wesen der Freiheit waren, dennoch allgemein den innern Segen derselben in dem Einfluß, welchen die Verfassungen für den Wohlstand der einzelnen Glieder des Staates haben, gesucht, und sobald die Völker von diesem reinen Ziel der Freiheit abwichen, sobald sie den Gesichtspunkt, daß selbige allgemeinen Volkssegen befördern solle, aus den Augen verloren und die Freiheit zum Spielwerk übermütiger Leidenschaften mißbrauchten, so haben sie alsobald auch allgemein ihre Freiheit wieder verloren. Aber das ist der Gang des Menschenlebens: Der Sohn des armen Mannes faßt Entschlüsse voll Mut zum Fleiß und zur Tugend, um in Not und Elend sich selbst zu helfen, um sich Nahrung und Decke sicher zu stellen. Sein Fleiß wird gesegnet, der Sohnssohn wird groß, aber er vergißt dann, daß Bedürfnisse und Not seinen Wohlstand gegründet, spielt mit seinem Reichtum adelige Fratzen, und Ruhe und Wohlstand und Lebensgenuß ist dahin. Freiheit! Du Segen unsrer Väter! Du warst Bedürfnis ihres Herzens, ihrer Umstände und Quelle ihres Brotes.

Daß wir sind, daß wir mit den ganzen Genießungen unseres Lebens da sind, haben wir dir zu danken, Freiheit! Denn öde wärest du und wüst, unbevölkert und unbebaut, Vaterland, wenn Freiheit dir nicht tausend Quellen des Lebens, der Erleuchtung und Segens voller Genießungen eröffnet hätte.

Edle Männer! Daß diese Genießungen nicht ausarten, die Quelle des Segens uns zu entreißen, dahin soll sie lenken des Patrioten Sorge unsrer Zeit; daß der Edle und Reiche, in dessen Hand der Segen der Freiheit so unterscheidend und vorzüglich gelegt ist, der Quelle aller Genießungen seines Lebens, der Freiheit seines Vaterlandes, die ihm sein Haus so groß baute, nicht vergesse, und im Uebergewicht seiner Genießungen den Wohlstand unserer Gemeinen nicht zertrümmere; daß die Freiheit und der Wohlstand aller, als die feste Stütze und Sicherheit aller Genießungen der einzelnen Glieder das Augenmerk des Vaterlandes bleibe und in jeder Ordnung Weisheit und Vaterlandstugend sich mehre, das ist Sorge und Endzweck des Patrioten.

---

2. Dank dem Geist der Verfassung, Vaterland! Industrie, gesicherte und allgemeine segnende Industrie war die erste Folge der Freiheit. Vaterland! Suche hier die ersten Quellen alles deines Wohlstandes und aller frohen Genießungen deiner Söhne! — Und du, edler Jüngling, dessen Herz beim Anblick seines Wohlthäters warm schlägt, stehe hier stille, daß dich ein heiliger Schauer durchdringe bei der hohen reinen Quelle des Landessegens! — Und du, zarter und blasser Staatswissenschäftler, der du die Väter verachtest, daß sie sich so sehr mit den gemeinen Bürgerberufen abgaben und den innern Haussegen des Bürgers so sehr zum obersten Zweck ihrer Regierungskraft machten: höre Wahrheit! Die Angelegenheiten gemeiner bürgerlicher Berufe sind immer je der weisesten Regierung größter Gegenstand. — Knabe voll Staatskunst, frage den großen Minister, und nicht den roten Kadetten, und nicht den blassen Juristen, ob's Wahrheit. Nicht einmal über die ausschließenden Handwerksrechte unserer Väter lasse ich dich blos spötteln! Das Vaterland und das Bürgerrecht waren dem arbeitsamen Mann, dem Künstler, der Industrie, jeder Erleuchtung und jedem Verdienst offen, und hierin lag großes und weises Gegengewicht gegen das Einseitige ihrer Berufsgesetze und erhabene Emporbildung des Bürgers zum reinen Genuß wahrer Freiheit, die keine Verdienste, keine Größe fremd hält, beneidet und entfernt, sondern anzieht und braucht, und in ihrem Genuß selbst zu höherem und reinerem Segen emporwächst. Daß Freiheit Brot schafft, daß der Mensch um des Brotes willen Freiheit sucht, daß Hindernisse in Gewinn und Gewerbssachen die Tyrannei ist, die den Wunsch der Freiheit in den meisten Völkern rege macht, das vergißt der stolze große Bürger des freien Staates, der den ausartenden Landessegen so oft ausschließend nutzet, nur gar zu gern, und es ist doch so wahr. Ohne Endzweck für häuslichen Wohlstand, diesen obersten Segen der Menschheit, ist es unbegreiflich, daß ein Volk Freiheit mit Aufopferung suchen sollte; offenbar war diese Sorge für allgemein gesicherten Brotsegen der erste Endzweck unserer Väter in ihrer Freiheitsverfassung, denn sie

brauchten ihre ganze Regierungskraft und ihren Einfluß, diese Abträglichkeit der gemeinen Berufe durch feste Bande heiliger Verfassungsgesetze ihren Kindern und Geschlechtern sicher zu stellen. Daher kam es auch, daß bei ihnen dem verständigen und thätigen Bürger in den meisten Berufen gar leicht war, mit seiner Arbeit die ehrbare und ehrenfeste Sitte und Haushaltungsart seiner Mitbürger, die am Ruder saßen, zu erschwingen. Nationalton und Nationalsitten waren allgemein mäßig, eingeschränkt und der mittleren Ertragenheit der bürgerlichen Berufe angemessen, und so war Freiheit und Gleichheit unsern Vätern durch den allgemeinen Haussegen des Bürgers gesichert. Wen Gott lieb hat, dem gibt er ein Haus in Zürich, das war Landesrede des Bürgers, der seinen Segen fühlte, und des Fremden, der ihn beneidete, nicht den Segen des eitlen Freiheitsnamens, sondern den reinen Segen eines allgemeinen häuslichen Wohlstands. Wahre Freiheit ist Volkssegen, wahre Freiheit wohnt nicht in den Hütten des Hungers und des tiefen niedern Elendes, so wenig als in den Palästen des adeligen Städters, der die gemeinen Berufszweige des Bürgers verachtet und beschimpft.

---

3. Vaterland! Soll ich jetzt schweigen? Darf ich verbergen die mangelnden Sitten, die mangelnde reine innere Kraft des Freiheitsgeistes unsers Volkes? Soll ich schweigen und nicht tadeln das eitle Freiheitsgeschwätz der unvermögenden Knaben? Schweigen und nicht bitten die Redlichen, daß sie auferziehen die Kinder, ehe sie sie waffnen, und heilen die Kranken im Spital, ehe sie sie zum Streit rüsten, und des schwachen Volkes mit starker Speise schonen, daß sie sich nicht im Schleichfieber ihrer Siechtage erhitzen und sterben? — Nicht unsere Rechte zu mehren, nicht sie in einem neuen blendenden Licht der wachsenden Eitelkeit unserer Jugend darzustellen, sondern das Volk zu guten Sitten, zur Sicherstellung seines Brotes, zur Beruhigung seiner häuslichen Lage, zu seiner ehemaligen innern Würde und Freiheitsfähigkeit wieder empor zu heben, das ist Bedürfnis der Zeit, und die Weisen und Guten zur Einigkeit dieses Endzwecks zu lenken, und Licht und Wahrheit über diesen Gesichtspunkt zu verbreiten, ist das Ziel der Patrioten.

---

4. Ruhe, Lebensgenuß, die Rechte, Segnungen und Genießungen der Menschheit durch Fleiß, Arbeit und Ordnung im ehrbaren Stand gemeiner bürgerlicher Berufe sich zu versichern, das ist der Geist und Endzweck unserer Verfassung.

Nach Maßgabe, daß unser Volk und unsere Regierung diesen Endzweck aus dem Gesicht verliert, verliert sich unsere Freiheit, und wir werden in den Zustand gemeiner beherrschter Städter hinuntergeworfen. Nr. 52. (26. 12.) S. 423—431.

---

* XXXIV. Kleinere Stücke.

Ungleiche Manieren. 1. Karl XII. nahm den französischen Gesandten, der über ihn sein Maul brauchte, lachend beim Arme: „Kommen Sie", sagte er zu ihm, „wir wollen uns über den König lustig machen." (Veni, maledicamus de Rege.) —

2. Peter I. machte den Russen, der wider die Alleinherrschaft des Czaars schrieb, sein Buch auf offenem Markt auffressen. —

3. Die Regierung in Anhalt-Zerbst wollte Schmohlen für die bösen Briefe, die er an Pestalozzi schrieb, selbst aus Adlers Klauen reißen, aber Friedrich liebt die Wahrheit. —

4. Das Parlament hat die zweite Edition des Abbé Reynal's Buch verdammt, wie ihr wißt, und ihm gerufen, daß er nach Paris komme, Antwort zu geben: und Linguet wird nach dem Zeugnis des Aufsehers in der Bastille über Niemand etwas Böses mehr sagen. —

Nr. 2. (10. 1.) S. 27. 28.

---

* Anekdote.

Ein Dilettant der Kriegskunst hatte eine kleine Provinzialstadt mit seinem Martialgeist so angesteckt, daß ein großer Teil der Bürger vor Paradier-Arbeit nicht die halbe Zeit mehr schafften, und ein andrer Teil auch, wie wirklich im Sold stehende Offiziere nicht heiratete oder wenigstens nicht viel mit seinen Weibern lebte, und als er es nun so weit gebracht, glaubte er seine Vaterstadt der möglichsten Vollkommenheit nahe und sah mit Götterzufriedenheit hinab auf das Werk seiner Hände. — Einst kam durch einen Zufall ein fremder General nach der Stadt des Dilettanten und es traf sich, daß der Liebhaber just auf seiner Ebene manövrierte; der General lächelte an seiner Seite und sagte: Es ist schön, aber das Feld ist nicht in der ganzen Welt so eben, wie ein Teller. — Ich dachte es auch schon, antwortete der Dilettant; man wird bergan und in hohlen Wegen Abänderungen machen müssen. — Der General schwenkte sein Pferd, um dem Liebhaber nicht ins Angesicht zu lachen, und ritt nach dem Wirtshause.

Nr. 2. (10. 1.) S. 31. 32.

Mischmasch.

1. Nilson ist gutmütig und liebreich, sein Herz ist still, seine Seele im Frieden und sein Kopf so offen. — Wie der stille Mond ganze Nächte durch Erbarmen auf den armen verirrten Wanderer herabwinkt, so wirft Nilson das Antlitz seiner Liebe huldreich auf dich herunter, wenn du in der Not bist; aber erwarte so wenig, daß er dir helfe, als daß das Licht des Mondes den armen Nachtwanderer

erwärme; je mehr du nach ihm heraufsehen wirst, je mehr wirst du frieren. —

2. Wie der Sturmwind vor sich her niederschlägt, was ihm im Wege steht, so zerstört und zermalmt Aldo, was ihm im Wege steht, wenn seine Seele empört ist; aber wie die brausende See die weite Erde im hellen, glänzenden Lächeln umstrahlt, wenn der Sturm sich gelegt hat, so umfaßt die Güte Aldos jede Grenze, die sein Auge erreicht, wenn seine Seele im Frieden. —

3. Sehe ich ein ländliches Mädchen, wie es im Schoß einer edlen Mutter und an der Seite seines arbeitenden Vaters in reiner Unschuld emporwächst, so preise ich den sichern Gang der unverdorbenen Natur und lobe den Schöpfer der Menschen, dessen Werke gut sind; aber sehe ich dich, Arminia, belastet mit Adel und Reichtum und Hoheit, und doch rein wie ein ländliches Mädchen, dann falle ich nieder; — um dich her schweben Engel, und mit dir geschahen Wunder. —

4. Gehe zu der Eiche, du Geizhals, und wenn du den ausgesogenen magern pflanzenleeren Boden um den Baum siehst, so denke an deine Schuldner; wenn die Winde wehen und die Eicheln fallen, an deine Schätze; wenn der Hirt die Schweine zutreibt, an deine Erben, und wenn dir die Eisenhärte des Holzes ins Auge fällt, an dich selber. — Aber wenn der Bauer mit der Axt an den Baum geht, dann eile weiter, du möchtest sonst etwas sehen, daß dich an das Aeußerste erinnerte. —

5. Seladon eilt zu jeder Umarmung, aber seine Freundschaft ist wandelbar. — Menalipp bietet Niemand die Hand, den er nicht kennt, aber bist du sein Freund, so bleibst du es ewig. Seladon teilt sein Herz unter tausende und mißt die Gaben der Freundschaft und Liebe nach den Bedürfnissen der Menge, Menalipp ist nicht für Jedermann und nicht jede Stunde dienstfertig, aber im Augenblick einer Not, die ihm ans Herz geht, vergißt er die Welt und sich selber und dient ohne Ordnung, ohne Maß und Gewicht und ohne Rücksicht auf etwas anderes dem Freund und dem Leidenden. Seladon heißt die Menschenliebe selber, und Menalipp hält man für hartherzig.

6. Tanze, Cicilia, tanze, die ganze Natur tanzt in ihrem Frühling; aber werde weise, wie Isabella, welche die Kräfte ihres Herbstes nicht in deinen Reihen verschwendete.

7. Der Mensch ist wenig auf Erden, aber der, so ihn beherrscht, und der, so ihn lehret, maßt sich viel an.

8. Die Güte des Mannes ist wie die Mittagsonne und die Güte des Weibes wie die Morgenröte und die Abendämmerung. —

9. Aus dem Hamburger Journal (Oktober 1781, p. 287). Ein hier jüngst angekommener fremder Gesandter hatte von einer gewissen vornehmen und geistreichen Gräfin in Wien ein Quartier gemietet; er machte nach einigen Wochen Bedenklichkeiten, es anzunehmen, und schrieb ihr noch über das einen äußerst unhöflichen und etwas beleidigenden Brief. Die Gräfin legte alle Schriften nebst diesem

Brief zusammen und schrieb nur folgende Worte dazu, indem sie alle dem Fürsten Kannitz zuschickte: Mon Prince! Puisque vous êtes le Colonel de ce regiment, je vous prie de me marquer ce que je dois repondre à ce Corporal. —

Nr. 18. (3. 5.) S. 279—283.

Anekdoten zur Ehre der Menschheit.

1. Herr Mongodin, von armen aber redlichen Eltern geboren, widmete sich dem geistlichen Stand und äußerte darin die demselben angemessenen Einsichten und Tugenden. Nachdem er sich während seines Vikariats durch Handlungen der Wohlthätigkeit und durch unermüdeten Eifer rühmlich ausgezeichnet hatte, ward er auf Verlangen und einmütigen Wunsch der ganzen Gemeinde zum Rektor oder Pfarrer von St. Aubin in der Stadt Rennes ernannt. Da fand er einen Thaler jährlicher Einkünfte für die Armen gestiftet, und bei seinem Tode, der ungefähr zwanzig Jahre hernach einfiel, ließ er eine Stiftung von ungefähr siebenhundert Pfunden zu ihren Gunsten zurück. Wohlthätigkeit, Almosen und Eintracht waren die gewöhnlichen Texte seiner Predigten; nur auf der Kanzel empfahl er die Mildthätigkeit und flößte Teilnehmung an dem Schicksal der Unglücklichen ein, außer derselben flehte er sie nicht an; ihn sah man nicht von Haus zu Haus schleichen, Almosen zu betteln, die vielleicht bisweilen der Hochmut geschenkt, dabei aber leise über den Ungestüm des Forderers gemurrt hätte. Niemals erlaubte er, in seiner Gemeinde Steuern für die Armen zu erheben; und da das Parlament den Gemeinden von Rennes erlaubte, Kapitalien aufzunehmen, so gestattete er der seinigen nicht, diesem Beispiel zu folgen; er selber sorgte für ihre Bedürfnisse; seine Zehnten wurde dazu verwendet. „Mein Einkommen", sagte er, „gehört den Unglücklichen; ich bin ihr Kassierer, zu mir sollen sie kommen, um einzuziehen, was man ihnen schuldig ist." Niemals schickte er solche hilflos weg. Bisweilen befand er sich selber in Augenblicken des Mangels, dann teilte er mit ihnen seine Mahlzeit. Niemals hatten seine Anverwandten ausschließungsweise Anteil an seinen Wohlthaten; einige an den Bettelstab gebrachte empfingen nur das Almosenbrot. Er selber nährte sich davon: er pflanzte Erdbirnen und machte daraus ein sehr schmackhaftes Brot. Nach seinem Tode bestand sein Vermögen in vierzig Thalern; durch ein eigenhändig geschriebenes Testament vermachte er das, so ihm die Gemeinde schuldig sein konnte, den dürftigsten. Mehr als zweihundert Handwerker haben ihm ihr zeitliches Glück zu danken; nach seinem Tode zählte man bis auf sechzig Kinder, die er ein Handwerk erlernen ließ; dies war seine Lieblingsbeschäftigung. Seine letzte Handlung war noch eine Handlung der Wohlthätigkeit; noch an seinem Sterbetage gab er morgens um sechs Uhr seinem Vikar zwanzig Thaler, um einer unglücklichen Dienstmagd,

die von ihrem Herrn betrogen und weggeschickt worden war, einen anständigen Aufenthalt zu verschaffen.

Die Tugenden des Herrn Mongodin sind ein rührendes und seltenes Schauspiel für die Menschheit; sie zu feiern, müssen sich Religion und Weltweisheit vereinen. Seine Gemeinde hat ihm ein Denkmal errichtet; die Erkenntlichkeit, die es stiftete, hat es mit dieser einfältigen Aufschrift verziert, die gleichwohl die Tugenden des verehrungswürdigen Pfarrers dem Gedächtnis erfrischt:

Hic jacet
Andreas Jacobus Mongodin
Hujus Pārochiae Rector
Cleri Dioecesani Procurator
Virtute, Consilio, Exemploque potens
Pauperum Pater, pauper ipse
Ut divinae Providentiae subsidio
Sic et in victu parsimonia dives
Egenis alimenta. vestes abunde suffecit;
Hancque sacram Aedem
Refecit, ampliavit, exornavit
In sacro Poenitentiae Tribunali sedens.
Animam Deo reddidit
V. Cal. Mart. An. MDCCLXXV.
Memores posuere hujus Parochiae
administri.

(Gazette de deux Ponts. 1775.)

---

2. Anno 1759 kommandierte der Herr Graf von Stainville einen sehr beträchtlichen Trupp Krieger; gegen ihn stand der Herr von Bülow, ein preußischer Offizier, ebenfalls an der Spitze eines zahlreichen Korps. Die französischen Truppen befanden sich in der Lage, sich mit ihren Feinden durch die geschicktesten Wendungen messen zu können; oben an der Abtei von Jachein im Waldegger Lande fiel ein sehr hitziges Gefecht vor. Nachdem dieses zum Vorteil der Franzosen sich geendet hatte, stieg man in der Abtei ab. Die französischen Truppen brachen in die jauchzende Freude aus, die immer ein glücklicher Erfolg einflößt, und auf den Dörfern nahm man allenthalben die Bestürzung wahr, die jede kriegerische Verrichtung verbreitet. Mitten in diesem Tumulte ward dem Herrn von Stadler, dem Adjutant des Herrn Grafen von Stainville, aufgetragen, Gerstenfelder aufzusuchen, um daraus für die Pferde seines Generals Futter holen zu lassen. Ihm begegnet ein Wiedertäufer. Er befiehlt ihm, ihm anzuzeigen, wo er solche entdecken könnte. Dieser gute Mann entschuldigt sich darüber mit einer Kaltblütigkeit, gleichweit entfernt vom Trotze, wie von der Furcht. Man zwang ihn dazu, er ging voraus und ermahnte die andern, ihm zu folgen.

Der Herr von Stadler im Gefolge seines Führers durchkreuzte ein kleines Wäldchen. Da er schon einen beträchtlichen Strich Erdreichs zurückgelegt hatte, nahm er wahr, daß er schon bei vielen Gerstenfeldern vorübergegangen war, ohne daß ihm der Wiedertäufer davon Anzeige gemacht hätte. Er fragte ihn, was der Grund davon sei. Der Greis ging noch einige Schritte vorwärts, wandte sich dann gegen ihn um und sagte: „Diese andern Felder gehören nicht mir, dieses hingegen ist das meinige; schicken Sie mir eine Sense und sagen Sie mir, wieviel Gerste Sie für ihres Generals Pferde nötig haben."

(Siehe Les Soirées Alsaciennes.)

Nr. 43. (24. 10.) S. 282—288.

---

3. Ungefähr achtzehn Jahre ist's jetzt, daß ein Schneider von London, Namens Swith, sehr dürftig und ohne irgend eine andere Hilfe, als einen Freund, ebenso dürftig als er selber, Namens Thoms, seines Handwerks ein Weber, nach Ostindien reiste, in der Hoffnung, daselbst sein Glück zu machen. Es gelang ihm, er heiratete daselbst ein reiches Mädchen, das eine ebenso reiche Schwester hatte; beide wollten mit Swith in sein Vaterland reisen, wo er über alle Unfälle weg zu sein glaubte. In London angelangt, erinnerte er sich ohne Mühe seiner vorigen Armut. Dieser Gedanke bringt ihm auch seinen alten redlichen Freund Thoms ins Gedächtnis; er fliegt zu seinem Kameraden hin, von dem er nicht wieder erkannt wird, fragt ihn, ob er in glücklichen Umständen sei, ob er ein eignes Haus habe, ob er verheiratet sei, u. s. w. Auf alle diese Fragen folgen verneinende Antworten, und bei jeder äußert Swith eine so lebhafte Freude, daß der Weber mit einem wahnsinnigen oder mit einem reichen Mann, der seines Elendes spotten wollte, zu reden glaubte. In wenig Stunden wird ihm sein Irrtum benommen; ein Wagen hält vor seiner Hausthür still; man befiehlt ihm hineinzusteigen; er steigt hinein. Man langt bei einem schönen Hause an; Thomas erkennt darin sogleich seinen Freund Swith, der nun seine alten Kleider wieder angezogen hatte und zu ihm sagte: „Mein Freund, als wir nichts hatten, setzten wir unsere beiden Nichts zusammen und trösteten uns darüber; der erste von uns, der einen Schilling gewann, teilte ihn mit dem andern, der keinen hatte; dieses Haus mit allem, was es in sich hält, ist dein; sieh hier, die Schwester meiner Frau, sie verlangt einen ehrlichen Mann zum Gatten; sie ist reich; ich hab' ihr von dir gesprochen, sie ist's zufrieden, dir ihre Hand zu geben. Ehedem schon nannt' ich dich meinen Bruder, nun bist du's wirklich. Laß uns alles vergessen, nur die Freundschaft nicht, die uns vereint und die nur mit unserm Leben enden soll!" —

(Journal Encyclopedique 1775.)

---

4. Unter so vielen Beispielen von Grausamkeit, verursacht in der schreckenvollen Nacht der Parisischen Bluthochzeit, haben die Geschichtschreiber nur ein einziges Beispiel von Großmut aufbewahrt, das auch selber noch das Gepräge der Wildheit dieses Zeitalters trägt. Vezins, ein Edelmann von Querey, war seit langer Zeit mit einem seiner Nachbarn entzweit, Namens Regnier, von reformierter Religion, dessen Tod er mehr als einmal geschworen hatte. Beide befanden sich in Paris, und Regnier zitterte, daß Vezins sich die günstige Gelegenheit zu nutz machen und den eingewurzelten Haß, mit dem er ihn verfolgte, auf Unkosten seines Lebens befriedigen würde. Eben da er diesem traurigen Gedanken nachhing, wird die Thür seines Zimmers eingestürzt und Vezins tritt, den Degen in der Hand, von zwei Soldaten begleitet ein. „Folg' mir", sagte er zu Regnier in einem harten und trotzigen Tone. Dieser, wie vom Donner gerührt, geht zwischen den beiden Trabanten und glaubt seinem Tode entgegen zu gehen. Vezins heißt ihn zu Pferde steigen, verläßt die Stadt in Eile, läßt ihn, ohne mit ihm ein Wort zu verlieren, ohne ein einziges Mal still zu halten, bis in Querey auf sein Schloß führen. „Nun", sagte er zu ihm, „seid ihr in Sicherheit; ich hätte mich dieses Anlasses bedienen können, um mich zu rächen; allein unter wackeren Leuten muß man die Gefahr teilen; darum hab' ich euch gerettet; wenn's euch nun belieben wird, werdet ihr mich bereit finden, unsere Zwistigkeiten beizulegen, wie's Edelleuten gebührt." Regnier antwortete ihm nur durch Versicherungen der Dankbarkeit und bat ihn um seine Freundschaft. „Ich lasse euch die Freiheit, mich zu lieben oder zu hassen", antwortete ihm der rohe Vezins, „und ich hab' euch nur hierher bringen lassen, um euch instand zu setzen, diese Wahl zu treffen." Ohne Regnier's Antwort zu erwarten, gibt er seinem Pferde einen Sporenstreich und verreist. —

Nr. 44. (31. 10.) S. 299—304.

---

5. Beders stand seit ungefähr fünfunddreißig Jahren unter dem Regiment Condé; seine Sanftmut, seine Tapferkeit, sein unermüdeter Eifer, seine Pflicht zu erfüllen, hatten ihm die Stelle eines Quartiermeisters erworben, nachdem er stufenweise Korporal, Wachtmeister und Fourier gewesen war. Alle Offiziere vom Regiment beehrten ihn in allen Rücksichten mit wohlverdienter Achtung; sie erwarteten mit Ungeduld den Augenblick, ihm davon Proben zu geben; er bot sich ihnen auf eine für sie schmerzliche Weise an, die aber ihrer Empfindlichkeit Ehre macht. Dieser wackere Mann, den seine lang geleisteten Dienste und seine Wunden nötigten, seinen Abschied zu begehren, erhielt ihn. Er teilte diese Nachricht seinen Kameraden mit, eben als sie beim Mittagmahl saßen. Alle gestanden ihm die Notwendigkeit seiner Bitte ein; allein aus aller Augen träufelten Thränen, als sie sich auf dem Punkte sahen, einen solchen Kameraden zu verlieren. Sie konnten sich

nicht von ihm trennen. Endlich nahm ein dabeistehender Offizier das Wort und sagte: „Die Ursache unsrer Trauer ist gerecht; allein wir können uns einen Beweggrund zum Troste geben. Unser Freund Beders verläßt uns; sein Alter befiehlt es ihm; allein damit er sich bis auf den letzten Augenblick seines Lebens an die Freundschaft erinnere, die das ganze Regiment Condé für ihn hatte, und als Denkmal der Trauer, ihn zu verlieren, so laßt uns zusammentreten und ihm ein Jahrgehalt von zweihundert Pfunden aussetzen. Er ist nicht reich, diese kleine Summe kann ihm durchhelfen, und jedesmal, wenn er sein Vierteljahrsgeld beziehen wird, wird er sich seiner alten Kameraden erinnern!" Dieser Vorschlag fand Beifall, und unter lautem Jubelgeschrei ward die Sache einmütig abgeschlossen.

---

6. An dem Tage, wo die Neuigkeit der Wiedereinsetzung des Parlaments zu Metz anlangte, sah man die vornehmsten Offiziere sich auf das Rathaus begeben. Der Pöbel, neugierig zu wissen, was sie dahin rief, drängte sich in zahlreicher Menge hinzu. Zwei reiche Kaufleute, von der gleichen Neugierde hingerissen, kamen auch hin und vernahmen mit Entzücken, was dort vorging. Als sie um das Rathaus herumspazierten, um das Vergnügen zu haben, was sie wußten, denen, so es noch nicht wußten, erzählen zu können, blieben sie von ungefähr vor einem Hause stehen, woraus man das Geräte eines armen Weibes heruntertrug, das ihre Schuldgläubiger unter Aufsicht des Richters wollten verkaufen lassen. Die geplünderte Unglückliche erhob ein Jammergeschrei, das bis zu ihren Ohren drang. „An einem so glücklichen Tag, als dieser ist", riefen sogleich die beiden Kaufleute, „wo die Freude allgemein sein soll, muß keiner unserer Mitbürger sein, der sie nicht teilen könne und Thränen zu vergießen habe!" Sie nähern sich und fragen, wie stark die Schuldforderung sei. Leider war sie nicht größer als sechs Louisdor; Sie bezahlen sie dem Gerichtsdiener; dieser, von einer so großmütigen Handlung gerührt, vergißt den Geist seines Handwerks und eifert dieses Beispiel nachzuahmen, indem er die Sporteln seines Amtes und seine Unkosten nachläßt. Der Lastträger, der das Geräte in die Gasse hinunter geschleppt hatte, eilte seinerseits auch, sie wieder in das Zimmer des armen Weibes hinauf zu tragen, und wollte den Lohn, den er zu jeder andern Zeit für seine Mühe gefordert hätte, auch nicht annehmen.

---

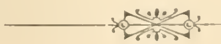
7. Der Graf von P..., der beträchtliche Ländereien in Bearn besitzt, gab 1775 allen seinen Pächtern Befehl, allen seinen Lehnsleuten und Bauern, deren Hornvieh die allgemein herrschende Seuche weggerafft und sie selber in Dürftigkeit gestürzt hätte, die reichlichste Hilfe zu leisten. Seine Wohlthätigkeit kannte keine Grenzen; er forderte,

daß man für ihn unumschränkt alle die zur Unterstützung der armen Familien, bei denen er Vaterstelle vertreten müßte, notwendigen Summen aufnehmen sollte. Seine Pächter, welche wußten, daß kein sicheres Mittel wäre, sein Zutrauen zu gewinnen, als seine Großmut nicht einzuschränken, haben ihm eine reiche Ernte von Ruhm und Freude verschafft. Als man in Paris diese Art von Verschwendung der Wohlthaten in seiner Gegenwart bewunderte, war seine Antwort, der reine Ausguß einer edlen und einfältigen Seele, die gutes thut, ohne darin ein Verdienst zu finden: „Was hab' ich denn für meine Lehnsleute und Bauern gethan? Ich bin Zehntenherr; wenn ich ihnen helfe, ihre Landbau-Werkstätte wieder aufrichten, so arbeite ich für mich; ich schenke nichts; ich leihe Geld aus und werde gewiß den Zins davon empfangen."

---

8. Herr Dentand, Bürger von Genf und Mitglied der Akademie der Wissenschaften von Harlem, erzählt 1779 in einem aus dem Haag geschriebenen Brief folgende Geschichte, davon er Zeuge gewesen ist. Bei der Geburt des Sohnes des Großfürsten von Rußland erhielten die an den verschiedenen Höfen von Europa sich aufhaltenden Gesandten dieser Krone eine gewisse Summe, das Fest dieser glücklichen Begebenheit zu feiern. Der Prinz von Gallizin, bevollmächtigter Botschafter S. R. K. M. im Haag, glaubte den Absichten seiner wohlthätigen Kaiserin nicht besser entsprechen zu können, als wenn er die zweitausend Rubel, die er empfangen hatte, eher zur Unterstützung einiger Unglücklichen, als zu einem Feste, dessen Pracht nicht immer die Freude herbeilockt, verwendete; allein dieses Geld auf eine große Anzahl Dürftiger verteilt, wäre wahrscheinlich auch einigen dieser Hilfe unwürdigen Personen zum Lose gefallen und hätte keiner von ihnen einen anhaltenden und fühlbaren Wohlstand verschaffen können. Der Prinz und seine verehrungswürdige Gemahlin entschlossen sich also, die Sphäre, in welcher sie ihre Hilfe verbreiten wollten, zu verengern, um sie für die wirksamer zu machen, die würdig wären, ihre Gegenstände zu werden. Demzufolge haben sie diese Summe zu Ankaufung eines Meierhofes für eine redliche und dürftige Familie verwendet; sie haben daraus für zwei andere tugendhafte Familien zwei ausgerüstete Buden gekauft, um sie instand zu setzen, ihren Fleiß zu üben; sie haben einem jungen armen und adeligen Fräulein einen ehrenvollen Zufluchtsort verschafft, einen jungen Menschen, den seine Eltern nicht erziehen konnten, einem Berufe zugeführt und einer jener unglücklichen Früchte der Verführung, die die Armut schon in der Wiege erwürgt oder bisweilen für das ganze Leben verdirbt, das Leben gefristet, usw.

Nr. 46. (14. 12.) S. 321—327.



Nachwort.

Das Schweizer-Blatt enthält noch einige Stücke, die nicht in unsre Sammlung aufgenommen sind. Es sind folgende: Einige Stellen „über Gesetzgebung und Kindermord", welche teilweise schon in dieser Schrift enthalten sind, teilweise als Anhang dazu gegeben werden sollen.

Zwei Anzeigen von „Christoph und Else" sind in die Vorrede dieses Werkes aufgenommen. —

In Nr. 11. S. 111 und 112. Beitrag zum Fabelhaufen. Wird in die Fabeln aufgenommen.

Außerdem enthält das Schweizer-Blatt noch folgende nicht von Pestalozzi herrührende Stücke:

In Nr. 5. S. 80. Stoff zu einem Gemälde von T . . sch . . n. Ein Greis vergleicht sein Absterben dem einer alten Eiche, die am Gipfel schon grau und tot.

In Nr. 17. S. 270–272. Eine Stelle aus dem Froschmäusler, oder der Frosch und Mäuse wunderbare Haushaltung, einem Buch von 1637. Gedicht. Ein Richter rät einem Verklagten gegen das Versprechen eines Pelzes und einer Geldsumme, sich stumm zu stellen und nur „bläh" zu sagen. Er gewinnt den Prozeß, als aber der Richter von ihm seinen Lohn verlangt, erhält er auch weiter nichts, als „bläh".

In Nr. 20. S. 320. Ein paar alte Verse.

Blinder Mensch, thu weg die Decke,
Die vor deinen Augen ist;
Selber dich in dir erwecke,
Und bedenke, wer du bist. —
Was du nicht bist, willst du sein,
Was du bist, will dir nicht ein.

In Nr. 24. S. 390 362. Abendlied eines Landmanns. Gedicht von r . . d . . g. — Im Abendrote preist die unvernünftige Natur, wie der Mensch den Schöpfer.

In Nr. 26. 2. Band. S. 15. 16. Der Landmann hinter dem Pflug. Gedicht v. r. l. d. g. n. — Lob des Pfluges und dessen, der ihn erfunden.

Nr. 31. S. 81—96. enthält nur Gedichte von r. k.

1. Der glückliche Bauer. Ein Schweizerlied. 1779. Lob des ländlichen Familienlebens mit folgendem Schluß:

Ein frohes Herz, ein Herz voll reiner Triebe,
Ein Gläschen stets vom altem Wein,
Ein hübsches Weib, das Liebe gibt um Liebe,
Im Himmel kanns nicht besser sein!

2. Das Kameel und der Esel. Eine Fabel. 1781. Das Kameel schwimmt durch einen Fluß und rät dem Esel ein gleiches, der es aber ablehnt, weil das Wasser für ihn zu tief. Moral:

Lerne, Freund, dich selber kennen!
Preist dich auch ein Dummkopf hoch,
Aengstlich prüfe deine Kräfte,
Wag' aus deiner Sphär' dich nicht.

3. Der Esel, ein Staatsminister. Fabel, 1781. — Eine politische Satire. Der Esel meldet sich beim Löwen zu einem vakanten Ministerposten, weil er von den Tieren nur mit Spottnamen belegt wird. Er möchte lieber „Ihr Herrlichkeit" heißen; „Langohr und Esel wird' alsdann vergessen sein."

„Ha", spricht der Löw, „geh zu den klügern Menschen!
Durch hoher Gönner Schutz wirst du Geheimer Rat!
Durch Gunst und Ränke kriegt der Mann die Würde,
Die meisten Würden dort entbehren ihren Mann.
Bei uns ist's umgekehrt!" . . .

4. Der Kobold. 1782. Amors Schelmereien, die nur Hymnen bannen kann.

5. Der Ochs und der Hund. Eine Fabel nach Desbillons. Der Hund als Bild des Neides, indem er den Ochsen nicht vom Heu fressen lassen will.

6. Das gute Gedächtnis. 1773. Damon. Daphne. Liebeslied.

7. Liebeserklärung eines Blinden. 1781. Der Blinde sieht in der Liebe den Himmel offen und Sonne, Mond und Sterne.

8. Der bekehrte Geizhalz.

Die Mildigkeit empfahl ein Pfarrer einst mit Feuer.
„Noch heut' bekehr' ich mich", rief Harpax aus
„Nichts ist so göttlich schön, als eine Liebessteuer,
Ich geh' und bettle sie von Haus zu Haus."

Zu Nr. 32. S. 108—112. Gedichte von r . . k.

1. Der Geizige. 1782. Er nennt Freuden, Liebe, Paläste, Freundschaft nichtig und vergänglich, während ihm sein Geld bleibt. Auch bleibt, wer den Geldschrank hütet, frei von Lastern.

2. Das Schwein und die Löwin. Eine Fabel. Das Schwein wirft der Löwin vor, daß sie nur ein Junges nähre, welche darauf erwidert: „Aber einen Löwen."

„Der innere Gehalt, und nicht die Zahl
Bestimmt dem Weisen nur den Wert der Dinge."

3. An Themiren. 1781. Lied über das Glück der Liebe.

Zu Nr. 35. S. 145—150. Auszug eines Schreibens an den Herausgeber vom 14. August 1782 von H. H. Füßli. Inhalt schon im Text angegeben.

Zu Nr. 36. S. 174—176. Bei dem Grabe der Jungfer A. Kleophea Ott. Trauer- und Trostgedicht v. J. C. H . . z . l. (Hirzel) in Hexametern, die freilich den formellen Anforderungen wenig entsprechen.

Nr. 38. S. 193—208. B . . oder Schwägi der Thorschreiber (der Schwager Thorschreiber) mit der Unterschrift „M. aus B. Aus dem deutschen Merkur. 1782. Julius" Fesselnde Erzählungen aus dessen Leben als Krieger und als Thorschreiber. Das tiefere sittliche Fundament dieses einfachen Lebens ist die Hauptsache.

Zu Nr. 41. S. 241—251. Das Glück des Thoren. Nach der vierten Satyre des Boileau. Gedicht von r . . k, geißelt den Hochmut antiker Gelehrsamkeit, die Hohlheit der gesellschaftlichen Formen, die unkeusche Frömmigkeit, die Frechheit und Verzagtheit der Freigeister und andere Thorheiten.

S. 252—256. Herrn Landvogt Tscharner von Schenkenberg Schreiben an Herrn Dreyerherr Münch von Basel bei Anlaß des Todes Herrn Ratschreiber Iselin, unterzeichnet: Kehrsatz, den 24. Heumonat 1782.

Zu Nr. 46. S. 327—336. Gedichte von r . . k.

1. Die schöne Winzerin. Ein Winzer ertappt die Winzerin beim Naschen seiner Trauben. (Etwas zu frei.)

2. Alt und Jung. 1782. Ein Alter heiratet ein junges Mädchen.

3. Liebeserklärung eines Schlossers. Erinnert in einigen Bildern an die zweite schlesische Dichterschule, ist aber kräftiger an innerem Gehalt.

Nr. 47. S. 337—352. und in Nr. 48. S. 353—361 (Fortsetzung): Die Kunst, den Menschen gut zu finden. Regeln der Lebensklugheit im Umgange. — Das Stück wird durch folgende Einleitung eingeführt: „Dieser Aufsatz ist mir von einem schätzbaren Freunde, Herrn L . . schr . . r K . . v W . . mit dem geäußerten Wunsch, daß selbiger in diesem periodischen Blatt bekannt gemacht werde, zugesandt worden; dieser Herr hat denselben vor Jahren aus der Hand Herrn Spaldings, des Verfassers desselben, empfangen, welcher

Umstand mehr als genug ist, demselben vorzügliche Aufmerksamkeit zu schenken. Der Herausgeber."

In Nr. 48. S. 362–368. Gedichte v. r . . f.

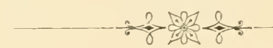
1. Empfindungen bei C . . . Grabe. 1781. Ein Nachruf an einen Freund.

2. Der Esel und der Hofmann. Eine Erzählung (erzählendes Gedicht, 1782. Ein geschlagener Esel wird von einem vorübergehenden Hofmann in Schutz genommen, worauf der Besitzer den Esel um Verzeihung bittet, weil er nicht gewußt,

„Daß Euer Herrlichkeit an unsers Fürsten Hof
Solch treue Freund' und hohe Gönner hätte."

In Nr. 49. S. 378–384 und Nr. 50 und 51. S. 385–416 enthalten die ausgelöschten Stellen aus dem Manuskript über Gesetzgebung und Kindermord, welche dieser Schrift als Anhang beigegeben werden sollen.

In Nr. 52. S. 417–422. Ode auf Isaak Iselins Tod von Friedrich Eberhard von Rochow, Domherrn zu Halberstadt, unterzeichnet Rekan, den 21. November 1782.



Figuren zu meinem ABC-Buch

oder zu den

Anfangsgründen meines Denkens.

(Fabeln.)



Sui nemo tam similis est, quam omnes sunt omnium. Itaque quaecunque est hominis natura una in omnes valet.

Cicero.

Einleitung.

Die „Figuren zu meinem ABCbuch oder zu den Anfangsgründen meines Denkens" erschienen zuerst 1797 in „Basel, gedruckt bei Samuel Flik." Die zweite Auflage erschien unter dem Titel: „Fabeln von Heinrich Pestalozzi. Zweite Auflage. Basel 1803 bei Samuel Flik, Sohn." Außer dem Titel ist in dieser zweiten Auflage nicht die geringste Aenderung vorgenommen. In die Cotta'sche Ausgabe ist die Sammlung wieder unter dem ersten Titel aufgenommen und bildet da den zehnten Band.

Der etwas sonderbare Titel „Figuren zu meinem ABCbuch" erklärt sich aus der Vorrede zur ersten Ausgabe des 3. Teiles von Lienhard und Gertrud (Band III, S 25); Pestalozzi nennt dort „Lienhard und Gertrud" ein „ABCbuch der Menschheit." Die „Figuren zu meinem ABCbuch" sollen also weitere Ausführungen und Erläuterungen dessen sein, was er in „Lienhard und Gertrud" anstrebte. Unsre Ausgabe hat den Titel der ersten und der Cotta'schen Ausgabe angenommen, und „Fabeln" in Parenthese dazu gesetzt.

Pestalozzi sah in den damaligen politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen eine Hauptquelle der Versunkenheit des Volkes und um diesem Uebel abzuhelfen, deckt er hier unter bildlichen Darstellungen diese innern Schäden mit furchtlosem Freimute auf. Die Fabeln haben darum meist eine sozialpolitische Tendenz, und es ist ja ganz natürlich, daß ihm, dem Menschenmaler, zu seinen Figuren Persönlichkeiten und Zustände gesessen haben müssen, wie er sie in seiner Umgebung aus eigner Anschauung kennen gelernt. Aber Pestalozzi war weit entfernt von persönlichen Angriffen, ihm galt nur das Allgemeine; er wollte „die tierischen Ansichten und Ansprüche der Menschennatur, in welcher großen oder kleinen Tiergestalt sie zum Vorschein kommen, allgemein als dem Heil des Menschengeschlechts und seiner hohen Bestimmung entgegenstehend" darstellen und er offenbart dabei einen psychologischen Scharfblick und eine sittliche Tiefe, daß diese Figuren zu den besten geistigen Produkten Pestalozzi's gehören. Die meisten sind auch in der Form vollendet, kurz, scharf, in fließender Sprache, daß sie wohl mit den Lessing'schen Fabeln in eine Reihe gestellt werden können. Freilich dürfen wir den heutigen Begriff der Fabel hier nicht verwenden.

Pestalozzi hat die Stücke der ersten Ausgabe nach und nach in den Jahren 1780 bis 1790 verfaßt; sie machten bei ihrem Erscheinen Aufsehen, trugen aber dem Verfasser nur den größern Haß der regierenden Häuser ein. Merkwürdiger Weise haben sie in späterer Zeit nicht die Beachtung gefunden, die sie verdienen. Die Biographieen erwähnen sie nur ganz kurz, trotzdem in ihnen ein Stück des pestalozzischen Wesens sich offenbart. Ein näheres Eingehen auf dieselben findet sich in Diesterweg's „Rheinischen Blättern für Erziehung und Unterricht" 1845. 5. Heft. S. 167.

Unter den Manuskripten findet sich noch folgende Vorrede, welche allerdings durchstrichen ist, wahrscheinlich weil Pestalozzi die folgende dafür

entwarf, aber sie hat doch eine gewisse Bedeutung und darum geben wir sie hier auch wieder.

„Vorrede.

Alle Vergleichungen hinken, — auch die meinigen thun es. Aber die Manier ist doch gut und ich mußte sie brauchen.

Ich wollte einigen Gedankenreihen durch starke Verhaue hierdurch Luft machen. Diese Gedankenfolgen sind mein Zweck. Die Mittel sind mir nichts; ich mußte den Bogen „(die Gedanken die auf diesem Bogen enthalten sind,) „nach den Gesetzen des Flüsterers entwerfen" (ich durfte nicht offen und frei werden, sondern nur flüstern) „und wünsche nichts so sehr, als daß sein hinkendes Elend eilends von den geraden Rechten des Redens verdrängt werde." (Das sinkende Elend ist die Notwendigkeit, im Flüstertone zu reden, er wünscht aber sehr, daß man bald gerade heraus reden könne.)

Die vordere Seite trägt folgenden, ebenfalls durchstrichenen Titel: „Hinkende Mittel der Aufklärung. Ein Volksbogen" und die Jahreszahl 1796.

Die Vorrede zur ersten Ausgabe lautet:

„Was soll ich zu diesen Bogen sagen?

Wenn du nichts zu ihnen hinzudenkst, Leser, so wirst du ihre Einfalt unerträglich finden.

Wenn aber deine Erfahrungen ähnliche Gefühle bei dir rege machen werden, wie diejenigen, die mich belebten, da ich sie hinwarf, so wirst du ihre Einfalt lieben.

Du wirst sie aber auch hassen, wenn die Beschränktheit eines Kopfes ohne Grundsätze und ohne ausgedehnte Erfahrungen dich verleiten wird, das, was ich für das Menschengeschlecht wahr fand, für etwas anzusehen, das ich eigens von der Nase deines Herrn Vetters oder deiner Frau Base abkopiert habe."

Außerdem enthält die erste Ausgabe noch folgendes Stück über

„Die Veranlassung dieses Buches".

„Die Welt ist immer sich selbst gleich, und doch ist der Mensch über Alles, was ist, so ungleicher Meinung, — also sagte der Bauer Waldmann, neben welchem ich am Tische saß.

Seine Frau antwortete ihm: Die Welt ist wohl gleich; aber um Mitternacht fällt sie dir anders in die Augen, als in der Mittagsstunde, und beim Nebel anders, als beim Sonnenschein.

Es ist nicht nur das, sagte der Knecht Stoffel, der auch am Tische saß, der Stier sieht sie anders an als das Pferd, der Hund anders als der Esel, der Fisch anders als der Vogel und das Gras anders als der Stein.

Vergiß nicht, Stoffel, sagte der Großvater im Lehnsessel, die Welt fällt dem Menschen nur dann recht in die Augen, wenn sie ihm auf eine Art darein fällt, wie sie keinem Gras und keinem Stein und keinem Vieh auf Erden also darein fallen kann.

Ich merkte mir das und fragte mich seither bei allem, was in der Welt immer einen merklichen Eindruck auf mich machte: War es Tag oder Nacht, — Sonnenschein oder Nebel, da ich es sah; oder war es Katze oder Hund, Affe oder Elephant, Fuchs oder Esel, welcher mir die Sache vor die Augen brachte? vorzüglich aber fragte ich mich selbst: Fällt mir mein Gegenstand also in die Augen, wie er keinem Vieh auf Erden darein fallen kann?"

Auf der Rückseite dieser einleitenden Worte findet sich folgende Sentenz:

„Früher oder später, aber immer gewiß wird sich die Natur an allem Thun der Menschen rächen, das wider sie selbst ist."

Die Cotta'sche Ausgabe enthält noch folgende

„Vorrede zu der neuen Ausgabe dieser Bogen.

Es war in Tagen der annähernden französischen Revolution und in den ersten Spuren der Gefahren, die ihr Einfluß auf die Schweiz haben könnte, daß meine Volks-, Vaterlands- und Freiheitsliebe mich unwiderstehlich hinriß, diese Bogen zu schreiben Sie tragen auch als ein bestimmtes Resultat meiner, durch den Eindruck dieser Epoche belebten Einbildungskraft auf der einen Seite das Gepräge des Einflusses dieses Zeitpunktes auf die Augenblicksdarstellung meiner Ansichten über die wesentlichen Fundamente unserer sozietätischen Verhältnisse sichtbar an sich, auf der anderen Seite aber sind viele derselben hinwieder eben so sehr ein vollgiltiges Zeugnis meines tiefen, innern Gefühls von der in diesem Zeitpunkt sichtbar gewordenen, allgemeinen Abschwächung der wesentlichen Fundamente, auf welchen der alte Segenszustand des Schweizerlandes ruhete, als auch von meiner damals eben so lebhaften Ueberzeugung von der Gefahr, die in unserm Vaterlande jeder Versuch, diese alten Fundamente unsers bürgerlichen Wohlstandes durch die Teilnahme an den sich damals organisierenden Volksbewegungen und den ihnen zugrunde liegenden Ansprüchen auf mehr oder minder direkte Volksgewalt auf unser Vaterland haben mußte.

Der Irrtum und die unpsychologische Taktlosigkeit, die den Gang dieser Weltepoche von Anfang an bezeichnete, stand mir damals schon lebhaft vor Augen; und man kann sich auch nicht wohl stärker und offener darüber aussprechen, als dieses einerseits mit klaren und bestimmten Worten in einigen dieser figürlichen Darstellungen geschieht, und als es andrerseits aus dem Geist aller offen herausfällt. Sie alle erklären den Fundamentalirrtum dieses Zeitpunkts, den selbstsüchtig belebten Anspruch an Volksgewalt, als dem Wohl und Segen des Menschengeschlechts und seiner Bestimmung wesentlich entgegenstehend. Ich habe deshalb dieses Denkmal meiner, in diesem Zeitpunkte so sehr belebten Ansichten so unverändert stehen lassen, wie es damals aus meiner Feder floß. Indessen konnte ich mir doch nicht verhehlen, daß meine hie und da durch Zeit und Ort etwas unbestimmte und beschränkte Belebung meiner diesfälligen Ansichten, besonders in der bildlichen Gestalt, in der sie dargestellt worden, gegenwärtig einiger Mißdeutungen fähig seien, und im Zusammenhang mit Gesichtspunkten, die ganz nicht die meinigen sind, und mit Thatsachen ins Aug' gefaßt werden könnten, die in den Jahren zwischen 1780 und 1790, in welchen diese Bogen geschrieben worden, noch gar nicht geschehen sind. Ich habe deshalb, ohne demjenigen im geringsten vorgreifen zu wollen, was ein jeder beim Lesen dieser Schrift gern selbst denkt, dennoch gut gefunden, in dieser neuen Ausgabe hie und da einen Wink zu geben, in welcher Ausdehnung oder in welcher Beschränkung ich meine Figuren selber ins Aug gefaßt habe.

Zu diesem Endzwecke, und auch damit diejenigen meiner Leser, die in diesen Figuren gar nichts zu denken finden möchten, wenigstens auf eine, wenn auch einseitige Ansicht dessen, was sich dabei denken läßt, hingeführt werden, habe ich gut gefunden, fast einer jeden dieser Figuren nach dem Strich ———— einen meist ganz kleinen Zusatz beizufügen, der den Leser wenigstens von einer Seite auf das Wesentliche des Gesichtspunktes, den ich bei jeder Figur selber im Auge hatte, aufmerksam zu machen geeignet ist. Ich glaube auch dadurch, daß ich die tierischen Ansichten und Ansprüche der Menschennatur, in welcher großen oder kleinen Tiergestalt sie zum Vorschein kommen, allgemein als dem Heil des Menschengeschlechts und seiner hohen Bestimmung entgegenwirkend, erklärt und so viel mir bewußt ist, diesen Gesichtspunkt in keiner einzigen dieser Figuren aus dem Auge gelassen, von der Rechtlichkeit meines Zeitalters fordern und von seiner Billigkeit erwarten zu dürfen, daß ich diesfalls in keiner derselben wesentlich mißverstanden und als ein Mensch angesehn werde, der durch bürgerliche Verirrungen den frommen, reinen, heiligen Sinn der Menschlichkeit in sich selber verhärtet und sogar mit

Bewußtsein das Seinige dazu beizutragen gesucht, diesen guten, frommen Sinn der Menschennatur zum Dienst vorübergehender Zeitverirrungen in seinen Mitbürgern selber zu schwächen und zu verderben.“ —

Die Erweiterungen der Cotta'schen Ausgabe sind geistvolle Zusätze und Erläuterungen, wie sie eben nur ein Pestalozzi schreiben konnte. Er spricht sich in obiger Vorrede selbst über den Zweck dieser Zusätze aus. Außerdem enthält dieselbe vier neue Stücke: Nr. 225, 226, 227 und 228. Sonst aber weisen die Figuren in der Cotta'schen Ausgabe nur wenige und unwesentliche Aenderungen der ersten Ausgabe auf, dieselben sind in den „Bemerkungen“ am Schlusse genau angegeben.

Wir haben in der jetzigen Ausgabe die Cotta'sche Ausgabe zugrunde gelegt, weil es sich am bequemsten machte und haben daran keinerlei Veränderungen vorgenommen außer inbezug auf Orthographie und Interpunktion und an drei Stellen die stilistische Fassung. Nr. 172 ist aus der ersten Ausgabe. Nr. 176 aus dem „Schweizer-Blatt“ nachgetragen.

Außerdem enthält die jetzige Ausgabe noch zwei neue, bisher nicht veröffentlichte Nachträge aus Manuskripten (Nr. 240—246 und Nr. 247—269), zu welchen besondere Einleitungen gegeben sind.



1. Der Menschenmaler.

Er stand da — sie drängten sich um ihn her, und einer sagte: Du bist also unser Maler geworden? Du hättest wahrlich besser gethan, uns unsre Schuhe zu flicken.

Er antwortete ihnen: Ich hätte sie euch geflickt, ich hätte für euch Steine getragen, ich hätte für euch Wasser geschöpft, ich wäre für euch gestorben, aber ihr wolltet meiner nicht, und es blieb mir in der gezwungenen Leerheit meines zertretenen Daseins nichts übrig, als malen zu lernen.

Als ich diese erste Figur zu meinem ABCbuch einem Manne vorlas, der es recht wohl versteht, die Welt, wie sie wirklich ist, zu gebrauchen und dann auch hinwieder sich von ihr gebrauchen zu lassen, sagte er zu mir: So, so, Sie wollen also ein Menschenmaler werden? Es braucht viel, sehr viel, dieses Handwerk mit Erfolg zu treiben.

Ich erwiderte: Ich werde in keinem Falle mehr oder etwas anderes von ihnen malerisch darzustellen suchen, als ich bei ihnen und an ihnen wirklich geseh'n.

Er. Sagen Sie lieber: Als was ich von ihnen wirklich geseh'n zu haben glaube.

Ich. Warum meinen Sie, daß ich nicht sagen dürfe, das was ich bei ihnen wirklich geseh'n?

Er. Weil Sie das, was Sie geseh'n, mit Mißmut ins Aug' gefaßt; und wer etwas mit Mißmut ansieht, sieht es nicht, wie es ist, sondern wie es ihm in seiner Stimmung ins Aug' fällt.

Ich. Aber warum glauben Sie, daß ich alles mit Mißmut ins Aug' gefaßt habe?

Er. Weil Sie es selber sagen. —

Ich stutzte und er fuhr fort: Kann man stärker den Mißmut seiner Seele ausdrücken, als wenn man von seinen nächsten Umgebungen sagt: „Ich hätte euch eure Schuhe geflickt, ich hätte für euch Steine getragen, ich wäre für euch gestorben, aber ihr habt meiner nichts wollen.“ Wahrlich, wer so redet, der kann nicht wollen, daß man dem Kolorit seiner Farben ganz traue.

Ich war betroffen und weiß gar nicht mehr, was ich ihm geantwortet. Aber jetzt, da ich diese Figuren fast nach vierzig Jahren

noch einmal ins Aug' fasse, finde ich, der Mann, der wie damals auch jetzt über vieles gar nicht wie ich dachte, aber die Welt und die Menschen besser als ich kannte, habe in seinem Urteil, ich hätte die Menschen in diesem Zeitpunkt mit Mißmut ins Aug' gefaßt, nicht ganz Unrecht gehabt, und ich müsse bei jeder dieser Figuren mich selbst fragen: Habe ich die Gegenstände, die ich dabei im Aug' gehabt, richtig angeseh'n? und hinwieder: Sehe ich sie jetzt mit unbefangenen Augen an?

Ich glaube zwar nicht, daß ich meine Ansichten über vieles merklich geändert; ich bin vielmehr überzeugt, daß ich die meisten Gegenstände des Menschenlebens heute noch wie damals mit kindlicher Unbefangenheit ins Aug' fasse. Doch darf ich auch nicht denken, so alt geworden zu sein, ohne daß viele meiner Ansichten in mir selbst einige Veränderungen erlitten. Es liegt in der Menschennatur und es ist unausweichlich, der Mensch verstärkt und verfeinert innerhalb einer solchen großen Epoche die Wahrheit seiner Ansichten und besonders seiner Lieblingsansichten fühlbar, oder er verhärtet sich in dem Irrtum derselben eben so sehr.

2. Der Raupenfänger.

Sie flog vor ihm als Schmetterling einher. Er jagte ihr durch Feld und Flur nach; aber das Volk, das die Erde baute, klagte, er verderbe ihm mit seinem Thun sein Gras und sein Korn.

Sie kroch vor ihm auf dem wachsenden Kohlstocke, auf dem blättervollen Baume und an der grünenden Hecke; er hasche sie wieder; aber sie starb in seiner Hand und er warf sie als ein faulendes Aas weg.

Jetzt hing sie am sich entblätternden Baume und an den kahlen Wänden des Hauses; er haschte sie noch einmal und wartet jetzt, bis ihre tote Larve für ihn sicher zum Leben erwacht.

Wenn du die Wahrheit suchst, so jage ihr nicht nach, hasche nicht nach ihr, warte ihrer in Liebe, Ruhe und Geduld. Thust du dieses, sie kommt selbst zu dir; sie klopft an deiner Thür an und will Wohnung bei dir machen; besonders aber jag' ihr nicht nach, wenn sie vor dir in den Lüften schwebt und von dir weg fliegt. Jagst du ihr dann nach, so zertrittst du mit deinen Jagdsprüngen nach ihr Segenswahrheiten, die du schon im Besitz hast, und die dir ohne alles Maß mehr wert sind, als die, denen du nachjagst. Am allerwenigsten reiße die Wahrheit, wenn sie vor deinen Augen, zu deinen Füßen gedeiht, mit harter, frevler Gewalt von dem Platze weg, auf dem sie Nahrung findet, um sie, ohne Rücksicht auf ihre Nahrung, hinzutragen, wo es dich gelüstet. Thust du dieses, so wird sie in deiner Hand zum stinkenden Aas. Nur allein wenn du der Wahrheit, in welchem Zustand sie auch vor dir steht, wäre es auch in einer tot scheinenden Hülle,

mit Ruhe, Geduld und Liebe wartest, bis sie für dich sich zum Leben entfaltet, nur dann wird die Wahrheit, die du suchst, heilige, segnende Wahrheit, nur dann wird sie für dich wirkliche Wahrheit sein.

3. Der Regentropfen.

Die Erde sagte zu ihm: Wer bist du? Er antwortete: Ich erscheine in meiner Geburtsstadt als das nichtigste aller verachteten Wesen, ich stehe auf dem Boden als Nebel, in den Höhen trage ich die Farbe des Elends; aber von ihrem Verderben entzündet, durchblitze ich mich selber im Lichtglanz. Die tote Straße und den unbesäcten Acker verwandle ich in Kot; aber ich segne die Saaten des Landes, — und wenn mich die kalten windigen Höhen der Oberwelt ergreifen und drängen, so falle ich als verhärteter Stein und als verheerender Guß aus den Wolken.

Also — was des Segens empfänglich, das segnet der Regentropfen, was aber an sich selbst in seinem Zustand eines Segens nicht empfänglich, das segnet er nicht, er kann es in dem Zustand, in dem er ist, nicht segnen, und was den Keim des Verderbens in sich selbst trägt, dessen Verderben erhöht er durch eben die Kraft, durch die er das, was des Segens empfänglich, segnet.

4. Der Kiesel und der Fels.

Was nützt es, daß du dein Haupt über die Wellen empor hebst? Du hälst seinen Lauf doch nicht auf — also sagten neidische Kiesel, die der Strom fortrollte, zum Felsen, der in den Wellen stehen blieb.

Aber der Fels antwortete ihnen: Ich liebe das Stehenbleiben, auch wenn ich nichts nütze; und ein Kranich, der auf dem Fels stand, rief lächelnd in die Fluten hinab zu den rollenden Steinen: Wenn euch der Strom einmal an den Felsen anlegt und ihr dann selber zum Liegenbleiben kommt, so werdet auch ihr nicht mehr sagen, daß er nichts nütze.

Wer Kraft hat, gefällt sich in seiner Kraft, auch wenn sie ihn für den Augenblick nichts nützt. Er läßt sich auch lieber von einem Vogel, der für seine Ruhe und Sicherheit auf ihm absitzt, eine Lobrede auf seine Kraft machen, als daß er sie selber macht.

5. Der Berg und die Ebene.

Der Berg sagte zur Ebene: Ich bin höher als du.

Kann sein, erwiderte die Ebene; aber ich bin alles, und du bist nur eine Ausnahme von mir.

Der Teil wäre immer so gern mehr als das Ganze; das Zufällige erhebt sich so gern über das Wesentliche; alles Gemeine spricht so gern die Eigentümlichkeit des Vorzüglichen an; der Dachziegel selber scheint sich in seiner Höhe weit mehr zu fühlen, als die Quaderstücke, auf denen die Mauern seines Hauses ruhen. Auch das Menschengeschlecht wirft allgemein auf die Ausnahmen der Dinge eine weit größere Aufmerksamkeit, als auf das, was diese Dinge allgemein sind. Das geht so weit, daß man gewöhnlich in den Anstalten für Blinde und Taubstumme einen sehr großen psychologischen Takt in ihren Unterrichtsweisen angewandt findet und allgemein als notwendig anerkennt, indessen man in gewohnten Volksschulen kaum daran denkt, daß für den Unterricht gemeiner Kinder, die alle fünf Sinne in der Ordnung haben, auch so ein psychologischer Takt in ihrer Unterrichtsweise notwendig wäre.

6. See und Fluß.

Ich ruhe in ewiger Klarheit und Stille in meinem unveränderlichen Selbst. — Und ich fließe in ewiger Freiheit ins Weltmeer. —

Also streiten sich See und Fluß miteinander. Die Thoren! Der See dankt die Klarheit und Ruhe seines Wassers den Flüssen und Bächen, die in wilden, trüben Wirbeln in sein Bett hineinströmen; und Fluß und Bach neigen sich in aller Unruhe ihres Laufes und mit allem Kot, den sie mit sich führen, zu der Ruhe und dem Gleichgewicht, in dem sich der See in stiller, klarer Reinheit spiegelt. [1])

Die Selbstsucht der Menschennatur rühmt sich in allen Verhältnissen jeder Kraft und jedes Vorzugs, die sie in sich selbst fühlt, und ist grenzenlos unaufmerksam auf die Mittel und Ursachen, durch welche ihr diese Kräfte und Vorzüge eigen geworden.

Die tote Natur ist unfühlend, und die lebendige, insofern ihr Leben von der Selbstsucht des Fleisches und des Bluts ausgeht, ist es auf eine Art noch weit mehr.

7. Das Meer und alle Wasser der Erde.

Ich umfasse das All' der Welten, ich wohne im Unergründlichen und eure Wasser alle fließen in meinen Schoß, — also sagte das Meer zu allen Wassern der Erde.

Diese antworteten ihm: Aber eben darum, weil du alles Gift, alle Salze und alles Verderben der Erde in dir selber gesammelt, bist du auch unermeßlich und unergründlich verdorben.

Die Fische des Meeres und des Landes nahmen teil an diesem Streit. Der Walfisch und die zahllosen Bewohner des Abgrundes erwiderten: Unser Wasser ist nicht verdorben; das Salz ist die Würze des Wassers, und wir werden darin groß und stark und mehren uns

und füllen die Meere, und im unermeßlichen Schlamm unsers Abgrunds wächst uns unermeßliche Nahrung; ihr aber bleibet Zwerge und eurer sind nur wenige.

Die Fische des süßen Wassers erwiderten: Nur unser Wasser ist rein; wir allein sind reine Fische. Wir brauchen keine unermeßlichen Sümpfe zu unserer Nahrung und im Schlamm unserer Ufer leben nur Krebse, Schlangen und Kröten [2]).

8. Schwamm und Gras.

Der Schwamm sagte zum Gras: Ich schieße in einem Augenblick auf, indessen du einen ganzen Sommer durch wachsen mußt, um zu werden, was ich in einem Augenblick bin.

Es ist wahr, erwiderte das Gras, ehe ich etwas wert bin, kann dein ewiger Unwert hundert Mal entstehen und hundert Mal wieder vergehen.

Das schnell Entstehende und schnell Vergehende der tausendfältig wechselnden Treibhausresultate unsrer Zeitverkünstlungs-Erscheinungen verhält sich zu dem Unwandelbaren, Ewigbleibenden der wahren Entfaltungsmittel der Kräfte und Anlagen der Menschen-Natur, wie der elende Schwamm, der auf dem Misthaufen in einer Nacht entsteht, und in der andern wieder vergeht, zu allen Pflanzen der Erde, die zu ihrem Wachstum Jahre brauchen.

9. Sonne und Mond.

Wenn der Mond sich verdunkelt, so ist er dann nur, wie er in sich selbst ist, und du achtest es nicht; aber wenn die Sonne in einen Schatten fällt [3]), so verdunkelt sich das Licht, das in ihrer Natur selbst liegt, und deine ganze Aufmerksamkeit wird auf den Schatten gerichtet, der auf sie fällt.

Bei dem gemeinen Menschen achtest du es nicht viel, wenn du schon etwas Schwaches und Gemeines von ihm hörst, aber wenn dir von einem Menschen, den du hoch achtest, plötzlich eine Schwäche und ein Fehler auffällt, so vergissest du in diesem Augenblick leicht seinen in dir selbst tief gegründeten Wert und siehst und fühlst jetzt nur die vorübergehende Blöße, die er sich in diesem Augenblick gegeben; und wahrlich, je kleiner du selbst bist, desto größer scheint dir diese Augenblicksschwäche des Mannes.

10. Noch einmal Sonne und Mond.

Das Mondenlicht ist entlehnt, — es ist ewig kalt, niemals sich selbst gleich, und wenn es hell scheint, so ist es gewiß Nacht.

Die Sonne hat ihren Strahl in sich selbst, sie ist ewig warm, ewig sich selbst gleich, und wenn sie scheint, so ist es gewiß Tag.

Viele Dinge, die die Menschen Wahrheit heißen, sind eben so ewig kalt und niemals sich selbst gleich; je größeres Gewicht der Mensch einer solchen Scheinwahrheit gibt, desto mehr lebt er in der Finsternis.

Die Wahrheit, die nicht Schein-, sondern wirkliche Wahrheit ist und das Menschengeschlecht segnet, hat den Strahl ihres lebendigen Seins in sich selbst. Sie ist ewig warm; sie ist ewig sich selbst gleich; wo sie strahlt, ist es gewiß Tag, und jemehr der Mensch ihr in sich selbst Gewicht gibt, jemehr lebt er im Licht.

11. Der Strahl und der Graswurm.

Die Menschen klagen so viel über mich, und ich nage doch nur an einem armseligen Blatt, du hingegen verbrennst Häuser und Dörfer. Also sagte der Graswurm zum schrecklichen Strahl.

Kleiner Heuchler! donnerte ihm dieser herunter, du verheerst mit stillem Blätterfressen weit mehr, als ich mit meiner lauten gewaltigen Kraft.

Unbemerkte, aber in die Fundamente des häuslichen Wohls des niedern Volks tief eingreifende Landesübel, von denen du oft Jahre lang keinen öffentlichen Laut hörst, wirken gemeiniglich weit verderblicher, als einzelne Verheerungen und Schrecknisse, von denen die Jahrbücher aller Länder voll sind.

12. Der Sturm und die Schneeflocke.

Der Sturm brach hie und dort einen Ast von den Bäumen, aber da er nachließ, fiel ohne ein Lüftchen ein Schnee, dessen kleine Flocken tausend Aeste von den Bäumen brachen, gegen einen, den der Sturm abriß.

Es ist ein altes Sprichwort: Stille Wasser fressen auch Grund. Darum verachte die klein scheinende Kraft nicht; der Regentropfen, der von der Rinne fällt, durchlöchert den Felsen.

13. Das Himmelblau und die Wolken.

Ein Bauernkind verachtete die Wolken und sagte zum Vater: Wenn sie nur den schönen blauen Himmel nie mehr bedeckten! Der Vater antwortete ihm: Armes Kind! was hast du vom schönen Himmelblau? Die grauen Wolken sind für uns der segnende Himmel

---

Wenn ich Scharen glänzender Müßiggänger, die als fruges consumere nati in Gold und Seide strotzen, und neben ihnen einen Kirchgang in Zwillich gekleideter Landarbeiter vorbeigehen sehe, so denke ich an dieses Himmelblau und na dieses Wolkengrau.

14. Die brennbare Erde.

Diese Erde ist außerordentlich fett, sagte ein Mann, der sie fühlte.

Aber einer, der sie kannte, antwortete: Sie ist so fett, daß wenn ein Funken darein fällt, so frißt sie sich selbst auf.

Europas mäßige Fruchtbarkeit ist dem Menschengeschlechte unendlich mehr wert, als Asiens schwülstiger Reichtum; und die mäßige Wohlhabenheit des Landeigentümers und Landbauers auf dem Kontinent ist der Menschennatur unendlich angemessener und dem Menschengeschlechte unendlich segensreicher, als der schwülstige Reichtum der englischen Millionärs dem eigentumslosen englischen Volk ist.

15. Die wasserreiche Erde.

Dieses Thal muß gesegnet sein, sagte ein Mann, da er eine Menge Quellen vom nahen Berge in dasselbe hinabfließen sah.

Aber ein Mann, der im Thal wohnte, antwortete: Es sind der Quellen zu viel da, sie machen die Ebene zum Sumpf.

So werden oft einzelne, an sich unbedeutend kleine Punkte des Landes durch unverhältnismäßige Quellen des Reichtums, die in sie hineinfließen, zu einem unfruchtbaren Sumpf, indessen die größten Bezirke dieses Landes, denen diese Quellen zum Segen werden könnten, aus Mangel an Wasser zu dürren Angern werden, auf denen keine fetten Stiere, sondern nur magere Schafe unbefriedigende Nahrung finden.

16. Die Brücke und der Weg.

Die Brücke sagte zum Weg: Was schönes an dir ist, bin ich.

Kann sein, erwiderte der Weg, aber wenn du abgetragen oder weggeschwemmt wirst, bleibe ich, und warte ruhig bis man dich wieder macht.

So sagte ein Mann, der in einer Hauptstadt Bürger war: Im ganzen Reiche sieht man nicht so viel Schönes und Rares, als in der kleinsten Gasse unserer Stadt. Ihm antwortete ein Mann, der kein Spießbürger dieser Stadt war: Aber wenn deine Stadt nicht mehr

unsere Hauptstadt ist, so bleibt jeder Winkel im Lande doch wenigstens, was er vorher war, nur deine Stadt allein nicht.

17. Der gebrochene Marmor.

Als die Menschen weit her kamen, um die Schönheit eines gebrochenen Stückes Marmor zu sehen, sagte der Fels, von dem er gebrochen war, zu ihm: Elendes Nichts, du lagst in meinem Bauche, wie die Ameise in ihrem Haufen, was brüstest du dich? — Der Marmor antwortete: Ich brüstete mich auch nicht, so lange ich darin lag; ich brüste mich nur, seitdem ich aus demselben heraus bin.

Die unermeßlichsten Schätze, die in der Erde verborgen, sind wie ein Licht unter dem Viertel und haben nur insoweit einen Wert, als sie aus den Tiefen, in denen sie begraben liegen, zu Tage gefördert und ans Licht gebracht werden; so ist auch eine kleine Kraft, die im Volk entfaltet, zur Reifung gebracht und zu Tag gefördert wird, dem Lande mehr wert, als unendlich größere Kräfte, die unentwickelt im Volk nur noch schlummern.

18. Die Quelle und der Berg.

Wenn die Menschen mein Inwendiges kennten, so würden sie den elenden Schweiß, der aus meinem Kote fließt, nicht verehren, also sagte der Berg, da die Menschen einer Quelle an seinem Fuße opferten.

Die Quelle aber antwortete ihm: Sie verehren mich nur, weil ich zu ihnen herauskomme und ihr Land fruchtbar mache.

Aller Staatsreichtum, der nicht so segnend im Lande herumfließend, an den Hausthüren der Bürger anklopft, ihnen sein Dasein verkündet und seine Kraft in ihre Hand legt, ist für die Bürger gar nicht und für den Staat nur halb da.

19. Die Entstehung der Berge.

Die Erde wunderte sich einmal, wie die Berge sich auf ihr hätten bilden können.

Diese antworteten ihr: Es geschah nur durch die Verhärtung dessen, was du schon selbst bist.

Die Verhärtung der Bestandteile der Erde erzeugt viele Höhen und Größen, aber je höher die Erde als Berg dasteht, je unfruchtbarer werden auch ihre Gipfel; und wo ihre obersten Höhen im eis-

kalten Dunstkreise mit ewigem Schnee bedeckt stehen, da wächst weder Laub noch Gras mehr.

20. Ebenisten- und Naturstärke.

Mein Meister setzt die Pracht meiner Teile so gut zusammen, als die Natur das tote Wesen deiner Fasern; — also sagte eine künstliche Ebenisten-Arbeit zu einem einfachen Schreinerschrank. Aber da sie beide an einen feuchten Ort hingestellt wurden, löste sich die Ebenisten-Arbeit ganz auf, und der alte Schrank blieb in der unverkünstelten Einfachheit seiner Naturkraft, was er vorher war.

Die Zeitverkünstlung, deren schimmernder Trug aus der Kraftlosigkeit ihrer Teile hervorgeht, löst sich wie diese Ebenisten-Arbeit in die Nichtigkeit ihrer schwachen Bestandteile auf, sobald Tage und Stunden erscheinen, die zur Prüfung ihrer Kräfte, wie die Stunden des Trübsals zur Prüfung der menschlichen Weisheit und Frömmigkeit geeignet sind.

21. Der Vogelsang.

Wenn Leander durch einen Wald ging, in welchem Vogelsang war, sagte er: „Hier ist ein milder Himmel!" und wenn er auf den Bäumen keine Singvögel antraf, so sagte er: „Hier wehen die Nordwinde!"

Das ist wohl wahr, aber der Reisende würde sich doch irren, der die frohen Menschen allgemein in dem milden, von Weihrauch duftenden Dunstkreis des Innern der Zimmer in hohen Palästen suchte und glaubte, wo Arme in Wind und Regen, in Hitze und Frost arbeiten müssen, da sei das Menschengeschlecht allgemein niedergeschlagen und traurig.

22. Das Feuer und das Eisen.

Das Feuer sagte zum Eisen: Ich bin dein rechtmäßiger Herr.

Das Eisen antwortete: Ich kenne deine Gewalt über mich; aber ich achte sie nie weniger für rechtmäßig, als wenn du mich schmelzest.

Diese Antwort mißfiel der hochfahrenden Flamme; sie knisterte, rauchte und sprach: Der mich schuf, gab mir meine Gewalt über dich.

Das Eisen erwiderte: Es sind indessen doch nur Menschenhände, die mich in die Esse und in den Tiegel legen [4]).

Ein Prachtgeländer von Eisen, das dieses Gespräch hörte, erwiderte: Ich lobe mir das Feuer, das mich schmelzt, ich lobe mir die Zange, die mich in die Esse legt und die Menschenhand, die mich

schmiedet, sonst wäre ich noch elendes Erz, deren es Berge voll hat, und auf das niemand achtet.

So verschieden sind die Ansichten über den nämlichen Gegenstand, wenn sie von verschiedenen Standpunkten ins Aug gefaßt werden.

23. Handlanger-Werk.

Zangen, Hammer und Feile sagten zu allem Eisen: Unser Herr, der Schmied, waffnet seine Rechte mit uns, wenn er euch schmiedet.

Alles Eisen schwieg, nur ein altes Hufeisen antwortete: Ich habe einmal einen König sagen gehört, er verachte unter den Menschen niemand so sehr, als diejenigen, die er sich an die Hand dingen müsse, um die andern durch sie zu packen, zu hämmern und zu feilen.

Es ist der Menschennatur unwürdig, ihre Kräfte mißbrauchen zu lassen: aber es ist ihrer noch unwürdiger, sie zu mißbrauchen.

24. Die Anbetung des Teufels.

Als einst das Feuer einen Wald stärker als gewöhnlich brandschatzte, sagte ein alter erschrockener Stock zu den übriggebliebenen Tannen: „Ich habe einst gehört, die Menschen beten den Teufel an, und dann thue er ihnen nichts; wie wäre es, wenn wir das Feuer anbeteten, vielleicht wäre es auch dankbar wie der Teufel."

Dieser Vorschlag gefiel den furchtsamen Tannen, aber das Feuer war nicht dankbar; es knisterte von nun an vor Hohnlächeln noch lauter, wenn es die dummen Tannen verzehrte, und forderte jetzt nebst seinem altem Feuerrecht noch als ein Altarrecht einen ewigbrennenden Holzstoß, zum Dienst der ihm versprochenen Anbetung.

25. Der Zyklopen-Schutz.

In der Zyklopen-Zeit dachte ein Schwächling: Ich will mich seinem Schutz anbefehlen, er thut mir dann nichts.

Das ist wohlgethan, sagte der Zyklop; nimm jetzt nur diesen Faden in die Hand, und ich will dich daran leiten, wo du links oder rechts gehen mußt.

Dieses Mitgehen mit dem einäugigen Großen erschreckte den Schwächling; er zitterte am ganzen Leibe, doch er nahm den Faden in die Hand, aber schon morgens sagte der Zyklop: Dieser Faden könnte brechen, und bot ihm dafür eine Schnur in die Hand.

Wenige Tage darauf sagte ihm der Riese: Der Faden und die Schnur waren nur für die Probezeit, für die Zukunft mußt du dieses

Schutzseil in die Hand nehmen, und mir schwören, dasselbe weder bei Tage noch bei Nacht aus den Händen fallen zu lassen.

Totenblaß schwur jetzt der Mensch, was nicht möglich war, zu halten. Das Seil fiel ihm bald aus den Händen, und er eilte nicht, es von dem Boden, auf den es hinfiel, aufzuheben.

Darüber zürnte der Wütrich und sagte: Das ist Untreue und Meineid, dem muß man vorbeugen. Mit dem knüttelte er ihm das Schutzseil um beide Hände. Also gebunden seufzte der Mann: Selig sind die, die er ohne Schutz frißt, und nagte dann einmal eine Nacht durch mit den Zähnen an diesem Schutzseile, und wollte es durchfressen, aber das Ungeheuer erwachte, ehe er los war, und band ihm jetzt das gefürchtete Seil um den kitzlichen Hals mit ernster Bedrohung des schrecklichen Zuknüpfens beim ersten Fehler wider den heiligen Schutz.

26. Zwei Füllen.

Zwei Füllen, die sich in Wuchs und Bildung, wie ein Ei dem andern glichen, fielen in ungleiche Hände. Das eine kaufte ein Bauer und gewöhnte es ohne Rücksicht auf die Veredlung seiner Natur zum niedern Dienste am Pflug und an den Karren; das andere fiel in die Hand eines Bereiters. Dieser baute die Kunst seines Dienstes auf die Veredlung seiner Natur, d. i. auf die Erhaltung und Ausbildung seiner Feinheit, seiner Kraft, seines Muts [5]). Es war ein edles Geschöpf, indessen das andere alle Spuren seiner edlern Natur an sich selber verlor.

Väter und Mütter! Wenn eure Kinder weder an eurer, noch an der Hand derer, denen ihr sie übergebet, Reiz und Mittel zur Ausbildung ihrer Anlagen finden, so sind diese Kräfte für sie in dem Grad umsonst, als sie groß sind, und die edlern Anlagen der Menschennatur sind ihnen sogar in dem Grad gefährlich und verderblich, als sie groß sind.

27. Die zwei Bären.

Ein Bärenführer führte zwei Bären im Lande herum. Der eine davon war schon ausgewachsen, als er ihn in einer Grube fing, und es brauchte viele Wochen lang große Prügelgewalt, ehe er sich daran gewöhnen wollte, auf zwei Beinen zu stehn und nach der Trommel zu tanzen. Doch endlich und endlich ward er ein abgerichteter Tanzbär.

Den zweiten hatte er von einem Jäger bekommen, der ihn noch ganz jung aus seinem Neste genommen. Dieser lernte das auf zwei Beinen stehen und nach der Trommel tanzen wie von sich selbst. Er stellte sich nicht nur sogleich auf seine zwei Beine, wenn der Meister

ihm von ferne einen Bissen Fleisch zeigte, er gewöhnte sich sogar daran, sobald der Meister nur um den Weg war, sogleich stundenlang auf seinen zwei Hinterfüßen vor ihm stehen zu bleiben, und so mit ihm herumzugehen. Dadurch gewöhnte er sich aber auch das auf allen vieren Gehen endlich ganz ab. Er ging, wie der Orangutang, den ganzen Tag mit einem Stocke in der Tatze seinem Meister nach, wo er immer zum Tanz ihn hinführte.

So einen Tanzbären hatte die Gegend noch nie gesehn. Wenn er in ein Dorf kam, so liefen alle Bauern aus ihren Häusern, der Schulmeister ließ sogar die Kinder aus der Schule, um den Wunderbären zu sehen. Das schien für den Bärenführer ein großes Glück. Er gewann mehr als noch je ein Polack mit seinen Tanzbären gewonnen.

Die Bauern fütterten ihm seine zwei Tiere umsonst; aber der Meister machte keinen guten Gebrauch von seinem Glücke; er übersoff und überfraß sich jetzt alle Tage; damit schwächte er sich nur, bekam geschwollene Beine, und als er einst mit seinem Bären besoffen über einen Steg mußte, glitschte ihm sein Fuß aus; er fiel in den Bach und verwundete sich tödlich am Kopfe. Beide Bären sprangen ihm nach, rissen ihn aus dem Wasser und leckten seine Wunden. Aber es half nichts. Er starb unter ihrer Sorgfalt.

Jetzt hatten die armen Tiere keinen Meister, keine Speise, den Hunger im Leibe und die Schnörren im Maulkorb, so daß, wenn sie auch im Hunger den toten Meister hätten fressen wollen, es ihnen nicht möglich gewesen wäre. Sie versuchten zwar mit ihren Klauen ihre Körbe vom Maul zu reißen; aber sie verwundeten nur ihre Schnörren und brachten die Körbe nicht los.

Nun ertönte ihr Geheul weit und breit durch die waldige Einöde und lockte endlich einige ihrer freien Waldbrüder zu ihnen. Diese nahmen ihre Not zu Herzen und bissen ihnen mit ihren Bärenzähnen die Eisengitter entzwei, hinter denen die armen Tiere ohne diese Hilfe hätten verhungern müssen.

Darauf gaben sie ihnen zu verstehn, sie müßten mit ihnen in die Tiefe des Waldes, wo sie Honig und Wildbret finden würden. Aber als der eine dieser Tanzbären mit der Vordertatze einen Stock vom Boden aufnahm, und so wie ein Mensch auf den Hinterbeinen ihnen in den Wald folgte, sahen sie dieses Gaukelwunder von einem Bären mit großem Erstaunen an, und einer sagte zu dem andern: Nein, solche widersinnige Kunstnarren hätten wir doch nicht geglaubt, daß Tiere von unserer Kraft und von unserer Art werden könnten, wenn sie unter Menschenhände geraten.

Die armen Tanzbären konnten, so sehr sie hungerten, nicht mehr wie die Waldbären zu ihrem Fraß hinlaufen. Diese mußten alle Augenblicke auf sie warten, damit sie ihnen nachkommen konnten. Aber als sie endlich zu einem Honigbaum gelangten, machten sie sich mit einem Eifer hinter den Fraß, daß ein Waldbär zum andern sagte:

Sie können doch auch noch wie wir fressen. — Aber mit dem Fressen suchen wird es schwer halten, erwiderte der andere. — Der erste aber meinte: Sie werden die Mühe, Fressen suchen zu müssen, gar nicht lange haben. Er sagte: Sie können ja nicht gehen; der erste Jäger, der in den Wald kommt, schießt sie nieder.

Indessen lernte der eine Tanzbär, der in der Jugend im Wald aufgewachsen, allmählich doch wieder schneller laufen, und sich hie und da etwas Fleisch erjagen; aber der andere lief ihm und jedem andern Bären, der an einem Fraß nagte, nach, und meinte, daß ihm jeder Bär aus Mitleiden etwas von dem, was er selber gern fraß, zuwerfen müsse.

Das geschah auch zuzeiten. Aber alle Bären verachteten ihn und hießen ihn nur den Bärenbettler, oder den Menschenaffen.

Er hatte ein elendes Leben. Indessen geschah auch, was einer der Waldbären voraus sagte. Sein Elend dauerte nicht lange. Der erste Jäger, der in diesem Wald auf die Bärenjagd ausging, kam ihm bald auf die Spur und schoß ihn nieder.

Unsere Zeitverkünstlung macht Tausende und Tausende durch ihre Erziehung zu solchen armseligen, der sittlichen, geistigen und selbst physischen Kräfte ihrer Selbsterhaltung und Selbstversorgung ganz mangelnden Menschenbettlern und Menschenaffen. Man schießt sie zwar in unserer Mitte nicht nieder, wie es dem armen Tanzbär im Wald begegnet, aber sie sind, wie er, auch unter uns lästige Bettler.

Doch sie haben in unserer Mitte nicht allenthalben üble Zeit. Die verkünstelte Welt hat allgemein Mitleiden mit ihnen, und sie muß wohl; die armen, verkünstelten Schwächlinge haben ja keine andern, als die allgemeinen Zeitfehler, die auch vielseitig denjenigen, die ihnen Mitleiden bezeugen, nicht fremd sind, und die, obwohl sie in Ueberfluß und Gemächlichkeit leben, in vielen Rücksichten verkünstelte Schwächlinge, wie sie sind, und durch ihr Leben die Quellen der Erschlaffung die die Armen unter ihnen elend machen, täglich mehr vermehren und verstärken.

28. Die Flamme und die Kerze.

Ich schäme mich immer, wenn ich mich so nahe bei dir erblicke, — also sagte die Flamme zur Kerze. Diese antwortete: Ich glaubte bisher, du schämtest dich, wenn ich vergehe, indem du dann allemal selber erlöschest.

Thörichter Schmutz! erwiderte die Flamme, ich glänze freilich nur so lange ich dich fresse, aber ich schäme mich, daß man es sieht.

29. Das ewige Licht.

Als die sklavischen Menschen das Feuer anbeteten, wollten sie ihm auch die Schamröte ersparen, und hingen das ewige Licht in ihren

Tempeln in eine Höhe, in der das Volk nur seinen Glanz, nicht seinen Schmutz sehen konnte.

Man erzählt noch, daß den Mesmern Jahrhunderte lang zur heiligen Pflicht gemacht wurde, die Lampe des ewigen Lichts nur in der Mitternachtsstunde mit Oel anzufüllen und keinen Tropfen davon auf den Boden fallen zu lassen, damit ja keinem Bauernweib in der Kirche der Sinn daran kommen möchte, das Licht, das in der Höhe des Tempels leuchtet, nähre sich von so elendem Schmutz.

30. Reiner und verfälschter Wein.

Ein mit großer Kunst verfälschter Wein sagte zu einem Glas unverfälschten: Ich bin mehr wert als du.

Dieser erwiderte: Ich vergleiche mich nicht mit dir. Was ich wert bin, verdanke ich mir selbst, was man für dich zahlt, dankst du deiner Kunstschlechtheit, mit der man deine Naturschlechtheit äußerlich unscheinbar macht, aber innerlich verdoppelt.

Würde sich doch dieses Handwerk, die Naturschlechtheit einer Sache mit dem Zusatz einer Kunstschlechtheit noch zu verdoppeln, nur auf die Weine und auf die Kellergeschäfte beschränken! Aber diese Kunst dehnt sich auf Gegenstände von der höchsten Wichtigkeit und von der höchsten Würde aus, die unglücklicherweise in Hände von Menschen fallen, welche also durch Beimischung des Schlechten zum Schlechten allem Schwachen vielseitig einen Trugschein des Starken, und allem Bösen einen Trugschein des Guten beizufügen verstehn.

31. Das inwendige Toben.

Ich verachte jedermann, der inwendig tobet, sagte Lebon.

Milo erwiderte: Schweig' doch mit dieser Lehre, bis du deine Lieblings-Bouteille geleert hast. — Lebon öffnete eben eine Bouteille Champagnerwein.

Wer den Reiz zum Toben nicht in sich sich selber und um sich selber zu entfernen vermag, dem schaue ich zweimal in die Augen, wenn er zu mir sagt, er verachte jeden, der wirklich tobt.

32. Die Philosophie des Auerhahns.

Als man den Auerhahn fragte, woher alle Uebel im Tierreiche entsprängen, antwortete er: Sie kommen nur daher, weil sich die unvernünftigen Geschöpfe alle einbilden, das Recht, sich zu sträußen und

zu kollern, sei ein ausschließliches Recht der privilegirten Stände, die andern aber, es sei ein allgemeines Menschen-, es sei ein Freiheits-Recht.

33. Der Heerochs.

Der Heerochs war alt; seine Hörner waren abgestoßen, sein dicker Kragen hing nicht mehr am breiten, mächtigen Nacken, sein Fußtritt schwankte bei jedem Schritte, und Berg und Thal erschallte nicht mehr von seinem mächtigen Brummen.

Kühe und Stiere gehen ihren Weg, wie wenn sie Niemand führte, und jedes Kalb meint, es sei so wohl und so gut zum künftigen Heerochs erkoren als jedes andere. Es ist keine Ordnung mehr auf dem Berge, und es wird keine geben, bis unter der Herde wieder ein Machtstier erscheinen wird, dem Kühe und Kälber von selbst folgen, wo er nur hingeht [6]).

Ohne Erneuerung der Naturkraft erhält sich keine Ordnung unter den Tieren, noch viel weniger unter den durch Verkünstlung entnervten und abgeschwächten Menschen.

34. Der alte Turm.

Ein alter Turm drohte seinen Einsturz; täglich fielen Ziegel und Steine von ihm herab.

Mißmutig, daß er den schlechten Zustand seines alten Turmes nicht mehr vor Fremden verbergen könne, ließ sein armseliger, spießbürgerlicher Bewohner alle Abende, was den Tag über von ihm herabfiel, wieder zusammenlesen und an den Rand einer Nebenmauer anlegen.

Ein Nachbar, der es sah, sagte zu ihm: Das wird dem Umsturz deines Turmes nicht vorbeugen. Er antwortete: Ich weiß es wohl [7]), aber ich muß doch einmal den Boden von dem reinigen, was von ihm herabfällt. Der Nachbar aber erwiderte noch einmal: Das wird dem Turme nichts helfen.

Er: Ich weiß auch das wohl, aber schweig' doch und plage mich nicht mit solchen Bemerkungen über mein Elend. Ich bin zufrieden, wenn es nur Niemand sieht.

Jetzt schwieg der Nachbar, aber sah ihn mitleidig an. Dieser verstand den Blick und sagte noch: Ju bin zuletzt zufrieden, wenn ich nur machen kann, daß ich selber meine, es sehe mein Elend Niemand.

Fraget mich nicht, wer der Besitzer dieses alten Turmes sei, wenn ihr ihm auch schon ein Almosen geben wolltet, — ich darf es euch nicht sagen.

35. Die goldene Mittelstraße.

Von meinen Mittieren kleben einige an dem Boden, andere versteigen sich in die Lüfte; ich aber will die goldne Mittelstraße halten, — also sprach der Affe Minike, und betrat die Erde nicht mehr; er verstieg sich auch nicht in die Wolken; aber er brachte sich mit einem Affensprung von einem Aste auf den andern.

Auch die Fledermaus meinte, sie gehe die goldene Mittelstraße zwischen den Vögeln und Säugetieren; aber Affen und Fledermäuse sind nicht geeignet, sie zu betreten; nur Ruhe und Kraft vermag es, sich auf ihr zu erhalten, Unruhe und Kraftlosigkeit führen in jedem Fall von ihr ab.

36. Der Ursprung der Glocken.

Als der Schlüßler des Himmels die Christuslehre zum tönenden Erz [5]) und zum Schemel seiner Füße gemacht, goß er von einem Teil seines Erzes für seinen Schemeldienst klingende Schellen.

Seitdem rufen beim Mangel des lebendigen Geistes, der jeden einzelnen Christen mit der Christusgemeinde als einen Bruder vereinigt, in allen Ecken und Enden große Glocken auf hohen Türmen den Nachkommen der geist-, kraft- und thatvollen Christen zu, sich zu versammeln, um noch die Worte des Glaubens und der Liebe zu hören, deren innern Geist und Kraft sie so vielseitig verlassen.

37. Das Hahnen-Geschrei.

Meister Erdwust. Warum krähet der Hahn allemal, ehe du aufstehest?

Knecht Frohmuth: Damit ich noch einen Augenblick als ein Mensch denken könne, ehe ich als ein Vieh arbeiten muß.

Dieser Meister Erdwust sagte auch einmal zu seinem Knecht, es sei mit dem Ruhetag, den man den Sonntag heiße, eine bloße Narrheit, wir hätten ja in der Woche sieben Ruhenächte.

38. Der Thoren Recht.

Du sagst, es lohnt sich nicht der Mühe, abzuwiegen, wer im Streite zwischen zwei Thoren und Schalken das größte Recht habe. Es ist vielleicht wahr; doch das ist auch wahr: Der schwächere Thor, wenn er von dem stärkern gedrückt wird, und der schwächere

Schalk, wenn er von dem stärkern geneckt wird, hat auch bei dem Weisesten einen gerechten Anspruch an ein wohlwollendes Verhör.

Die Kaltsinnigkeit, mit der viele Leute das Wort: Es lohnt sich der Mühe nicht — so leicht aussprechen, ist gar oft der Ausdruck einer großen, innern Herzenshärte; den wahren Zusammenhang dieses Worts mit der Herzenshärte der Menschen zu verbergen, möchten oft viele Leute, die gar nicht träge sind, dieses Wort als ein bloßes Wort ihrer Trägheit passieren lassen.

39. Das Trinkglas und der silberne Becher.

Das zerbrechliche Tinkglas sagte zum silbernen Becher: Seitdem die Menschen mich kennen, trinken sie nicht mehr aus dir, also ist klar, daß ich ihnen mehr wert bin, als du.

Der Becher antwortete: Ich lasse dich das gerne sagen, denn ich sehe täglich von meiner Ruhstelle hinunter, wie leicht du brichst und wie leicht man dich wegwirft.

So sagte ein Schwächling im Hofglanz zu einem anmaßungslosen, aber festen Landedelmann: Ein Leben wie das deinige hat in meinen Augen keinen Wert. Darüber antwortete ihm der Landedelmann: Das lasse ich dich gern sagen; selber mein Ahnherr war schon lange gewohnt, sich in den Zeitungen zu merken, wie das Hofleben, dem du allein einen Wert gibst, die Mauern der Schlösser untergräbt, in denen wir schon Jahrhunderte gelebt und noch gern viele Jahrhunderte leben möchten.

40. Der Stern mit der Rute.

Gut schuf! Millionen Welten wirbelten in neuen Sphären; Sonnensysteme flossen in einem ewigen neuen Gang, wie Regentropfen in einer Rinne, nur ein kleiner Mond wollte stehen bleiben, wo er stand.

Da warf ihn der Engel der Schöpfung aus dem Kreislauf der Welten und gebot ihm: Wandle du ewig in unermeßlichem Dunkel einen elenden Quergang, nie werde ein Mensch auf deinen Flächen geboren. Wenn du der Sonne dich näherst, so leide in dir selbst marternde Pein, und wenn du den vollendeten Welten erscheinest, so zeige dich ihnen als Irrwisch. Jetzt geht der elende Erdball ewig seinen verworfenen Gang, nie wird ein Mensch auf seinen Flächen geboren; wenn er der Sonne sich nähert, so leidet er in sich selbst marternde Pein, und wenn er den bessern Welten erscheint, so geschieht es nicht anders, als mit der feurigen Rute, mit der er die elenden Halbwesen züchtigt, die im ewigen Quergang empfinden, daß ihr Mond beim Vorschritte aller Welten hat stehen bleiben sollen, wo er damals stand.

41. Der Krötentrost. (Mskr.: Der Krottentrost).

Ein Land ward zum Sumpf, alles, was darin lebte, (Mskr. „im Trockenen lebt") mußte sterben, Kröten und Würmer wandelten einzig auf ihm herum; nur auf einem Felsen lag noch ein Reh und ein Schaf, jammernd des Todes erwartend.

Eine Kröte, die sich unten im Sumpf blähete, quakte zu den leidenden Tieren hinauf: Was jammert ihr so? Sterbet in Gottes Namen, warum seid ihr nicht Kröten geworden?

Kommt doch in unsere Stadt und wohnet bei uns, sagte einst ein Bürger einer Stadt, die ganz ominös Krotenburg hieß, zu einem Bauer, der ihm klagte, es sei so viel Not und so viel Armut in ihrem Dorf, und man könne mit allem Fleiß und aller Arbeitsamkeit kaum das liebe Brot erwerben.

Nun, wie habt ihr es denn in eurer Stadt? erwiderte der magere Bauer. Der fette Bürger antwortete: Die Herren auf unserm Rathaus haben einen Gemeindseckel, der so reich ist, daß sie jedem dummen Jungen und jedem Pflastertreter, der Bürger ist, eine Pfrund geben können, und unser Spital hat so viel Einkünfte, daß es die ganze Stadt mit Wein, Fleisch und Brot versorgen könnte, und es muß es thun, sobald ein Bürger nur um eine Armenpfrund anhält. Und der magere Bauer antwortete dem dicken Bürger: Ich möchte bei allem dem doch nicht Bürger in eurer Krotenburg sein. — Warum? warum? fragte der Bürger. Der Bauer aber schwieg, und sagte ihm den Grund nicht, der darin bestand: Die Bürger von Krotenburg waren weit und breit in der Nachbarschaft als die dümmsten und anmaßlichsten Tröpfe bekannt, die auf Gottes Erdboden herumgehen.

42. Die aufgeopferten Steine.

Große Quadersteine, die unter ein sinkendes Schloß gebracht wurden, klagten der Mauer, daß sie ihr also aufgeopfert wurden.

Doch ehe noch diese antworten konnte, schrieen die Hoffahrtssteine der Fenster und Thüren: Wir sind die Prachtsteine des Hauses, und wir wollen, daß man euch unter uns in den Sumpf lege. Was braucht es weiter? Wir wollen es also. — Aber die Mauer selber war billiger. Sobald sie vor dem Gebrüll der Prachtsteine zu Rede kommen konnte, sagte sie zu den in Sumpf und Kot versenkten Quadersteinen: Liebe aufgeopferte Steine! Ich werde niemals vergessen, daß ihr, um mich vor dem Umsturze zu retten, unter den Boden gebracht worden seid, und daß ich, so lange ich stehe, auf euch ruhen muß; indessen die Hoffahrtssteine nur an meinem Rand kleben [9]).

Diese Antwort freute die aufgeopferten Steine; sie hatten sie nicht erwartet, und antworteten: Wenn nur die Hoffahrtssteine, die

nur deine Löcher ausfüllen und selber nichts tragen, mit ihrem „wir wollen, wir wollen", das Maul hielten. Die Mauer oder vielmehr das ganze Schloß erwiderte ihnen: Ich höre ihr anmaßungsvolles Brüllen selber nicht gern, aber ich vermag es nicht, sie schweigen zu machen.

Sie setzte hinzu: Es ist, so lange die Welt steht, kaum irgend einer Kraft gelungen, dem Maulbrauchen der schwachen Eitelkeit Meister zu werden.

Das war übrigens noch eine Mauer von alter Art. Es gibt jetzt Mauern, und zwar hohe, große Mauern, die von ihren Hoffahrtssteinen so umschlungen und so verblendwerkt werden, daß sie selber zu glauben scheinen, sie seien nur zur Unterstützung und zum Behufe ihrer Hoffahrtssteine da, und zu gar keinem andern Zwecke so hoch aufgetürmt worden.

43. Aufmerksamkeiten.

Graf Frickhart sagte vom Bürger Frohmann: Dieser Mensch hat auch gar keine Aufmerksamkeit, weder für das Interesse meines Standes, noch für die Gefühle, die demselben eigen sind.

Darauf antwortete Graf Ellwich: Das kommt nur daher, weil du weder für die Interessen, die seinem Herzen, noch für die Gefühle, die seiner Natur eigen sind, die geringste Aufmerksamkeit hast.

Aber meinst du, erwiderte Frickhart, es sei an mir, mit dergleichen Aufmerksamkeiten den Anfang zu machen?

Ellwich mußte lachen, kehrte sich um und sagte zu sich selber: Wie er ist, hat er ganz Recht, je schwächer ein Tropf ist, je mehr muß er aus lieber Not Aufmerksamkeiten auf seine Erbärmlichkeiten fordern. Dieser Frickhart war ein Schwächling, wo ihn die Haut anrührt; und bei solchen Leuten muß jeder kraftvolle Mann mit jeder Art von Aufmerksamkeit auf Erbärmlichkeiten notwendig den Anfang machen, wenn ihm etwas daran liegt, daß der andere es hintennach auch thue [10]).

44. Nur noch jetzt nicht.

Die Woge schwoll, es war keine Rettung für das Dorf, als den Damm im Park zu durchschneiden und ihn mit allen seinen Rebhühnern, Rehen und Hasen den Wellen Preis zu geben.

Das Volk bat. Nur noch jetzt nicht, erwiderte der Junker. Die Gefahr ward dringender. Das Volk kniete und bat: Wir sind mit Haus und Hof, mit Weib und Kind verloren, wenn Sie den Damm nicht durchschneiden lassen.

Aber der Junker liebte das Vieh im Park und kannte das Volk im Dorfe kaum. Darum schien ihm auch ihre Bitte eine sträfliche Un-

aufmerksamkeit auf den Parkschaden, den ihm die Durchbrechung des Damms zuziehen müßte. Er hielt deswegen auch ihr Knien für eine unanständige Zudringlichkeit, schüttelte den Kopf darob und sprach ernst und unwillig: Nur noch jetzt nicht — und noch einmal, nur noch jetzt nicht war auf seinen Lippen, als der Damm brach, und Land und Park und Rebhühner und Menschen mit einander verschlang.

Der verhärtete Welt= und Tiersinn erkennt die Zeit und Stunde nicht, die zu seinem Heil und Frieden dient, und wenn ein altes Sprichwort heißt —

45. Die Affenbeichte.

Dieser Ochs weidet so ruhig, indessen wir, die wir doch von einem vornehmern Geschlecht sind, uns so unruhig herumtreiben müssen.

Also sagte ein Affe zu seiner Gemahlin, da ein Ochs unter seinem Baum ruhig Gras fraß.

Diese antwortete: Wir sind freilich von einem vornehmern Geschlechte, aber auch unendlich mehr Affen, als vornehm.

Ich kannte einen Mann, der vom ganzen Menschengeschlecht sagte, es sei ein imitatorum servum pecus, und die Beichte dieses Affenweibes scheint ihm ganz Recht zu geben; indessen ist in jedem Fall das Vornehmthun so im höchsten Grad gemeiner Tiere, wie die Affen sind, das Lächerlichste aber auch das Drückendste in allen Formen, in denen die Armseligkeit dieses Thuns erscheint.

46. Was der Affe bei der Schlange gelernt hat.

Ein junger Affe studierte lange und konnte nicht ergründen, was Bescheidenheit sei; endlich sah er eine Schlange auf dem Bauche kriechen und sagte zu seiner Mutter: So ohne Hände und Füße sich durch die Welt zu winden, das wird wohl Bescheidenheit sein.

Der gute Junge wußte nicht, wie leicht und wie hoch die Schlange ihren Kopf in die Höhe heben, und wie sie ihren Leib zu einem Kameelrücken machen kann, wenn sie sich auf die Kraftsprünge vorbereitet, mit denen sie nicht blos schwache Affen, sondern auch starke Tiere mörderisch anfällt, um den Demutsbauch ihres kriechenden Leibes vollzustopfen. Glaube doch Niemand, daß, wer Gift hinter seinem Zahn hat und sich bei seinem Kriechen gern und leicht unsichtbar macht, demütig sei.

47. Der Hunde Bescheidenheit.

Als einst der Löwe dem Hunde das Zeugnis gab: Ich habe ihn immer bescheiden gefunden, antwortete ein armer Esel: Er mag wohl bescheiden sein, aber ist es gewiß nicht gegen einen armen Esel.

Als ich dem Schneider Mixli sagte: Junker Großaug sei ein guter Herr, antwortete er mir ebenso: Er mag wohl ein guter Herr sein, aber gewiß nicht gegen einen armen Schneider.

Es ist ein eigenes Ding mit diesem Zeugnis der Bescheidenheit, das sich ein Hund von einem Löwen geben läßt. Ich denke kaum, daß irgend ein Tier mit einer guten Nase einem solchen Zeugnis einen großen Glauben beimessen werde. Einmal unter den Menschen würde man allgemein einem solchen Bescheidenheits-Zeugnis eher glauben, wenn es von einem Schwachen und Armen einem Reichen und Starken, als wenn es von einem Reichen und Starken einem Schwachen und Armen gegeben würde.

48. Der Plünderer und das Klostergut.

Als ein Plünderer den Abt Wyler fragte, wozu der Klosterreichtum im Lande diene, antwortete ihm dieser: Es ist am Ende doch immer gut, daß auch jemand der letzte sei, den ihr plündert.

Und als ich einen Bauern fragte, wozu ein Steinhaufen diene, der vor seinem Haus lag, antwortete er mir: Wird er mir weniger dienen, weil ich jetzt noch nicht weiß, wozu ich ihn brauche?

Die Sparpfennige der Alten waren eine gute Sache, aber wir kennen sie nicht mehr. Wie diese ihre Kraft anwandten, Sparpfennige zu besitzen, verwenden wir sie auf die Kunst, Schulden zu machen, und auf Ausgaben, die uns dazu nötigen, ohne im geringsten einen Realwert auf unsere Befriedigung zu haben.

49. Der Thor, der Feuer sucht.

Er las jede Kohle vom Boden und jeden erloschenen Docht vom Tische auf; damit verhütete er freilich keine Feuersbrunst, aber er machte sich täglich garstige, schmutzige Hände.

Die Furcht ist ein böser Ratgeber, und es ist ein Glück, wenn die Verirrungen, zu denen sie die Menschen hinführt, ihnen wie diesem Thoren, nur schmutzige Hände machen.

50. Der Schiffer ohne seinesgleichen.

Ha, wie er auf seinem Meere fährt! Es ist mit tausend Klippen besät, er segelt, wie wenn sie nicht wären. Auch der Sturm ist ihm nichts, er tanzt zwischen seinen Wellen wie ein Jüngling im Kreise hüpfender Mädchen. Er steuert zur Lust um den gewaltigen Wirbel. Er fährt beim Querwind gerade und beim geraden in die Quere. Er thut auf seinem Meere, was er will. Er ist weit und breit der Schiffer ohne seinesgleichen.

Dennoch bittet sein Schiffsvolk alle Tage: Lieber Gott! gib uns einen Führer, der weniger geschickt ist, — und gestern fluchte sein ältester Bootsknecht: Es ist bei Gott besser, auch einmal zu ersaufen, als immer und immer nur zu rudern und zu klettern.

Dieses rohe Wort des wilden Bootsknechts hat doch etwas Wahrheit. Dem sinnlichen, tierischen Menschen behagt das einmal auch sterben besser als immer und immer zu leben, um für nichts und aber nichts immer nur geplagt und gequält zu werden.

51. Der Thor, der Feuer löscht.

Er roch um Mitternacht Feuer, stand plötzlich auf und fand das Feuer auf dem Herde in vollen Flammen und eine glühende Kohle im Stroh, das nahe am brennenden Herd lag. Er löschte das Feuer auf dem Herde mit Geräusch und trat die glühende Kohle, um das Feuer zu löschen, mit seinen Schuhen noch tiefer ins Stroh, das dann nach einer Stunde in Flammen ausbrach und das Haus vollends verzehrte.

52. Der Kutscher, wie es deren viele gibt.

Ich will es durchsetzen und den Wagen auf diesem und keinem andern Wege an seine Stelle bringen, also spricht Nilson und fährt eine Weile zwischen Wand und Wellen einher. Er drängt sich fest an den Felsen; aber die Pferde sind wund und der Wagen leidet Not. Doch es geht. Jetzt muß er schwenken, der entscheidende Augenblick ist da; es geht nicht, der Wagen muß zu tief in den Strom; ich sehe es, es geht nicht; ich sehe es, bei Gott, er schwenkt nicht einmal gut; der Wagen ist hin — und er — thut, was gut ist und fromm, um nicht zu ertrinken.

Was sollte er anders? Der Wagen war ja nicht sein, er war ja nur Kutscher und hatte einen guten Herrn. Er ging so naß als er aus den Wellen kam, heim; sein Herr hatte Mitleiden mit ihm, und er bekam seinen Abschied, wie Viele, die als Staatskutscher mit ihren Staatswagen stark und frech einherfahren und lange durchsetzen,

aber am Ende überschwenken und dennoch oft nicht einmal ihren Abschied begehren müssen.

53. Stoffels Brunnen.

Als des eiteln armen Stoffels Hausbrunnen beinahe abstand, befahl er seinem Knecht: Wenn Niemand um den Weg ist, so stopfe die Röhre, wenn aber ein Fremder durch den Hof geht, so lasse sie laufen.

Der Knecht antwortete: Damit wird der Brunnen immer schlechter, und ich kann weder zur rechten Zeit tränken, noch zur rechten Zeit schöpfen.

Der Meister erwiderte: Ich will für einmal alles lieber, als daß man merke, daß mein Brunnen schlecht ist.

Man sollte nicht glauben, wie viele solche eitle Gimpel es in unsrer Zeit gibt.

Erst neulich sagte in meiner Gegenwart eine solche Gimpelmutter zu ihrem Kinde: Mach' doch in allem, was du thust, daß es auch eine Art hat. – Aber wie muß ich das machen? fragte das Kind. Die Mutter erwiderte: Ich will es dir sagen: in allem was du thust, mußt du immer darauf sehen, daß Niemand merke, was du damit suchst, und dir Niemand ansehe, was du dabei denkst.

Das verstand ein Hummel vom Dorfe vortrefflich; er sagte auch seinem Vertrauten es gerade heraus: wenn er einen Burschen, den er hasse, auf der Mücke habe und ihn sicher zugrunde richten wolle, so sei er Jahr und Tag freundlicher mit ihm, als mit keinem andern im Dorfe.

54. Löwe und Reh.

Der Löwe meinte, das Reh sollte in jedem Falle stille stehen, wenn er rufe.

Aber das Reh antwortete ihm: Der große Jupiter hat das meinem Herzen verboten, wie dir das Gras fressen.

Jupiter hatte sehr Recht; sonst würde es gewiß dahin kommen, daß auch die Mäuse den Katzen still stehen müßten, wenn sie nur miauten.

55. Roßfliege und Horniß.

Die Roßfliege wollte den Rang vor der Wespe; damit sie ihn bekomme, ging sie zu der Horniß in Dienst, und leckte dieser den Angel im Leibe, der ihr zuzeiten wehe thut.

Es macht mich nichts so sehr lachen, als wenn ich solche Roß-fliegen sehe, die sich im Dienste einen höhern Rang zum Nachtteil kraftvollerer Männer, die diesen Rang verdient haben, durch Niederträchtigkeit zu erschleichen gewußt. Ich kann nicht verhehlen, die Roßfliege und ihr Verdienst um die Horniß kommt mir in diesem Falle dann immer in Sinn.

56. Kauz und Adler.

Als die Vögel einen Kauz aushöhnten, sagte ihnen ein zuschauender Mensch: Dem Adler, dem Adler solltet ihr euren Unwillen also zeigen!

Die Vögel erwiderten: Wir wissen wohl, daß der Adler viele von uns frißt; aber wir verspotten den Kauz nicht, weil er uns frißt, sondern weil er wie ein Narr Augen macht, wenn er uns anschaut.

Die Vögel hatten Recht. Es kann Jemanden, der weiß, was die Augen im Menschenkopf bedeuten sollen, nichts widrigeres sein, als von Jemand mit Nachteulenaugen angeguckt zu werden.

57. Gauch und Käfer.

Ein schwarzer Käfer warf dem Gauch vor, er stinke. Aber dieser antwortete ihm: Ich bin doch schöner als du, und wenn mich einer gesehen hat, so bedarf er eben nicht noch, an mir zu riechen.

Es sind sehr viele Menschen, denen es wie diesem Gauch behagen würde, wenn man das, was sie sind und thun, nicht mit allen fünf Sinnen beachten dürfte, sondern selbiges mit einem einzigen und zwar mit dem gesetzlich dafür bestimmten thun müßte.

58. Löwenschwäche, Stierenart und Fuchsenlist.

König Löwe wollte einmal allein brüllen und verbot allem Vieh und namentlich den Stieren, jemals einen Laut, der dem seinigen gleich scheinen könnte, von sich hören zu lassen.

Aber es war den Stieren nicht möglich, den alten Laut ihres Rachens zu unterdrücken; wo sie immer glaubten, der Löwe sei nicht um den Weg, da brüllten sie, wie sie von Alter her thaten und wie es ihre Natur mitbringt.

Darüber zürnte der Löwe; er faßte ein Paar der stärksten beim Horn und warf sie in eine dunkle Grube.

Aber als die Gefangenen heilig versprachen, nicht mehr zu brüllen, hatte der Löwe Mitleiden mit ihnen und wollte sie loslassen. Aber

der Fuchs mißriet ihm das und sagte: Du kannst den Stieren das Brüllen unmöglich ganz abgewöhnen, ohne sie durch das Entsetzen deiner Standhaftigkeit überall stumm zu machen [11]).

Der Fuchs hatte diese Worte kaum ausgesprochen, so erwachte in der milder gewordenen Seele des Löwen der alte, böse Sinn der blinden Regierungsstandhaftigkeit, den Fuchsenseelen ihm schon in seiner Unmündigkeit eingeflößt haben. Und die armen Stiere mußten im Gefolge dieser bösen Regierungsstandhaftigkeit im Loch verrecken.

Es ist ewig schade, wenn brauchbare Tiere um solcher von Füchsen herkommenden Einflüsterungen in Löchern verrecken müssen.

59. Der Richter in der Sache seines eigenen Bratens.

Warum frissest du mich nicht ohne diese Marter? also sagte ein Käfer zur Dornelster, die ihn an der Hecke gespießt bratete. Diese antwortete ihm: Was kann ich dafür, daß du ein rohes und verderbtes Fleisch hast? Und bin ich schuld daran, daß du mir besser schmeckst, wenn du gebraten bist, als wenn ich dich roh fresse? Sie setzte hinzu: Es ist mir, wenn ich dich brate, gar oft noch recht leid, daß ich so lange warten muß, bis ich dich fressen kann.

Ein Zeisig, der auch in der Hecke hüpfte, sagte zu ihr: Du könntest ihn ja töten, und dann hernach braten. Aber die Elster erwiderte: Was macht mir das, wenn er zappelt, so lange ich warten muß?

Das Menschenverderben, zu der das Raffinement der Kochkunst unserer Zeit vorzüglich gehört, ist unmenschlich, aber daß dieses böses Raffinement auch ins Tierreich eingegriffen, und ein Vogelherz in dem Grad verhärtet, als ich sehe, daß es bei dieser Elster der Fall ist, das hätte ich doch nicht gedacht.

60. Der Gutsherr und sein Erblehnsträger.

Auch du bist von dem Geist der ungenügsamen Zeit angesteckt, du hast dein Lehen wie unter meinem Ahnherrn und bist nicht zufrieden, also sagte ein Gutsherr zu seinem Lehnträger. Dieser antwortete: Euer Gnaden verzeihen, man ist mir freilich die Erbpacht auf den Fuß schuldig, wie meine Vorfahren dieselben besaßen, aber ich genieße dieselbe bei weitem nicht also. — Wie das? fragte der Graf, und der Lehenträger erwiderte: Euer Anherr ließ meinen Vorfahren das Gut anspruchslos ohne Herrenprunk und ohne Eitelkeitsfratzen als ein Bauerngut anbauen und Korn und Wein auf das Höchste treiben, davon hatte die Erbpacht die Hälfte; euer Großvater legte den großen Schloßgarten, den neuen Lindenplatz und den Fisch-

teich an; so viel ging von Korn und Weinbau ab. Euer Vater schlug den Hasenberg zur Jagd ein; das ging wieder von Korn und Weinbau ab, und Euer Gnaden fordern jetzt sieben Aecker zu Schattengängen und Grienwegen, diese werden wieder von Korn und Weinbau abgehen; wie können Sie also sagen, ich genieße das Lehen, wie meine Vorfahren unter eueren Ahnherren? Nein, gnädiger Herr! Die immer steigende Eitelkeit des herrschaftlichen Tons macht es geradezu unmöglich, daß sich irgend ein Rechtsverhältnis zwischen der Herrschaft und den Untergebenen rein erhalte.

Der Graf war ein edler Mann; er schlug dem Pächter auf die Schulter und sagte: Ich danke dir, daß du mir die Wahrheit gesagt hast; ich glaubte, du seiest vom Geist der ungenügsamen Zeit angesteckt, aber du hast mir gezeigt, daß ich es selber bin.

Ich weiß, tausend Edelleute fühlen und denken im Innersten ihres Herzens ebenso menschenfreundlich als dieser, aber es ist ein Unglück, daß es in den Häusern der meisten seit ihrer Väter Zeiten zur Uebung geworden, mit ihren Lehenleuten nicht von Angesicht zu Angesicht, sondern blos durch Mittelspersonen zu reden. Wahrlich das von Angesicht zu Angesicht einander sehen und von Mund zu Mund mit einander reden, ist zur gegenseitigen Erkenntnis der Wahrheit, so wie zu gegenseitiger Belebung der Menschlichkeit und Liebe notwendig. Aber hierfür sollte der Große den Kleinen suchen, der Kleine darf den Großen nicht immer suchen, und wenn er es thun will und thun muß, so ist er selten so glücklich, ihn zu finden.

Der Mittelmann, der als Amtmann gewohnt ist und seinen Vorteil dabei findet, an seiner statt mit dem Erbherrn zu reden, findet in jedem Falle Mittel und Gelegenheit, den armen Dienstmann daran zu hindern und ihm das Glück und den Segen zu rauben, den ihm das Recht, mit seiner Herrschaft von Angesicht zu Angesicht reden zu können, gewähren würde.

61. Hirschenhorn.

Ein, Mensch, der noch wenig Tiere gesehen hatte, kam plötzlich in einen Tiergarten und staunte über die Pracht der zahmen und wilden Geschöpfe; aber das Horn des Hirschen ging ihm über alles. Er sagte zum Wärter: Die Natur hat dieses Tier gewiß zum König der Tiere bestimmt [12]). Warum meinst du das? fragte ihn der Wärter. Der Neuling im Tierreich antwortete: Sein mächtiges Horn zeugt von unermeßlicher Kraft. — O nein, erwiderte der Wärter, es ist nur ein schwülstiger Auswuchs seiner mittelmäßigen Kraft.

Neuling. Ich hielt es für eine Naturkrone, die alle Tiere als das über sein Haupt emporstrebende Zeichen seiner allgemeinen innern Kraft anerkennen und respektieren müssen.

Der Wärter erwiderte, die Kraft der Hirsche liege wesentlich in ihren Beinen, und diese brauchten sie vorzüglich zum Fliehen, wenn sie auch nur einen kleinen Hund bellen hörten.

Ein alter Soldat, der diese Erzählung über das Hirschenhorn und die Hirschenkraft hörte, sagte darüber: Ich kenne ein Leibregiment, das auf der Parade sich auch in seiner Kleidung, aber auch in der Schlacht im Fliehen auszeichnete, wie der Hirsch mit seinem Horn und mit seinen Beinen.

62. Die undankbare Henne.

Fresse ich dich, so bin ich morgen wieder nüchtern; lasse ich dich leben, so legst du mir täglich ein Ei, also sprach Reinecke, der schlaueste der Füchse, da er eine Henne gefangen; er raufte ihr nur das Gefieder aus den Flügeln, und zeichnete sie ein wenig mit einem Biß am Beine; dann ließ er sie leben und fütterte sie reichlich. Aber es war der Henne nicht wohl beim Futter des Fuchses; sie legte wenig Eier, brütete keine Jungen, und hing täglich den Kopf; ihre federlosen Flügel machten sie traurig, und der Biß am Beine machte sie hinken. Ein Esel, der in der Freiheit herumging und die Henne also im Fuchshofe den Kopf hängen sah, sagte zu ihr: y—ah—y—ah— du bist doch ein unglückliches und undankbares Geschöpf, daß du so wenig Zutrauen zeigst zu deinem Wohlthäter und väterlichen Erhalter! y—ah—y—ah— es ist auf der ganzen Erde nicht möglich, daß ein Fuchs edelmütiger an einer gefangenen Henne handle, als Reinecke an dir thut [13]). — Die Henne erwiderte: Ich glaube wohl, jeder Esel, den ein Fuchs in seiner Hofstatt wie dieser mich fütterte, würde gar wohl damit zufrieden sein, ich aber bin kein Esel; ich möchte jährlich gern eine Schar Junge auferziehen, und lasse meine Eier mir nicht gern alle Morgen im Nest auffressen.

Die Henne hatte wahrlich Recht, und ein Esel ist ganz sicher kein guter Richter über die Dankbarkeit, die eine Henne dem Fuchs, der sie in der Gefangenschaft füttert, schuldig ist.

63. Die reiche Quelle.

Glück auf! sagte der Berggott und die Quelle war zehnfach reicher; aber sie sollte forthin durch die Röhre laufen, die für das zehnfach schwächere Wasser gemacht war.

Das konnte sie nicht und sagte zu ihrem Meister: Mache mir jetzt eine größere Röhre.

Dieser antwortete: Bist du nicht vergnügt mit deinem Reichtume, warum willst du jetzt noch eine Röhre?

Die Brunnquelle erwiderte: Ich will eine, damit sich mein Wasser nicht unnütz verschütte.

Aber der Meister schalt sie und sagte: Ich kenne dich als ein ungenügsames, unruhiges, immer weiter greifendes Wesen, aber darum mußt du dich auch mit deiner alten Röhre behelfen. — Jetzt behilft sie sich wirklich damit, aber sie verschüttet nun auch neun Zehnteile ihres Wassers, und um sie her ist ewiger Kot.

Thoren sinds, die dem Volk in einem Lande großen Reichtum und großen Ueberfluß wünschen, in welchem die Bildungsmittel, durch die es allein zu dem Willen und zu der Kraft, einen guten Gebrauch von seinem Ueberflusse zu machen, erhoben werden kann, allgemein mangeln.

64. Das Veilchen und die Stinkblume.

Als man Hansen fragte, warum er das Veilchen auf den Mist werfe, und hingegen gelbe Stinkblumen in seinen Garten pflanze, antwortete er: Es sieht ja das elende Veilchen kein Mensch, meine gelben Blumen aber scheinen in alle Gassen.

Als ich den Schulmeister in .... fragte, warum er ein Kind, das mir beim ersten Augenblick als eine dumme Gans in die Augen fiel, als das erste oben an setze, antwortete er: Es kann wirklich das alles vollkommen, was ich kann. Und auf die Frage, warum er ein anderes, das mir sehr lebendig vorkam, untenan setze und warum es Thränen in den Augen habe, antwortete er mir wieder: Es ist ein Unglück mit diesem Kinde, ich verstehe nicht, was es meint, und es begreift nicht, was ich ihm erkläre. Er setzte noch hinzu: Die ganze Kirchhöre bewundert das erste, und dieses geschickte Kind hat mir selber gesagt, das andere Kind werde noch ein Narr werden. Es ist auch kein Kind in der Schule, das dieses nicht glaubt. Ich schüttelte den Kopf; der Schulmeister, der dieses sah, sagte darnach: Wenn ich es brav strafe und zu schanden mache, so kann ich, will's Gott, auch noch etwas in es hineinbringen.

65. Der Esel, der vom Fuchs herkommt.

Ein Esel bat einen Schäfer um ein Nachtlager. Dieser erlaubte es ihm gern, aber ein Hund beroch den Esel, und fand, daß er eben von einem Fuchs herkomme; da schlug ihm der Schäfer das Nachtlager ab.

Wo Füchse um den Weg sind, da muß man keine Esel zu Ratgebern wählen, Haushunde mit guten Nasen sind in diesem Falle brauchbarer.

66. Der Luchs.

Der Luchs rühmte sich vor allen Tieren seiner mittelmäßigen Kraft und seines starken Auges.

Ein Mann, der es hörte, antwortete ihm: Du hast nur zu viel Aug' für deine mittelmäßige Kraft. Der Luchs glaubte das nicht und sagte: Mein starkes Auge ist bestimmt, das, was ich bei der Mittelmäßigkeit meiner sonstigen Kraft vorzüglich bedarf, zu ersetzen[14]).

Der Mann staunte einen Augenblick ob dieser Antwort und sagte dann: Ich fühle, du sagst eine große Tierwahrheit; aber für die Menschen ist das Gleichgewicht der Kräfte der Probestein der Zuverlässigkeit jeder einzelnen derselben.

67. Der Nebelmacher.

Eine Sylve gab ihm das Geheimnis, sich in einen undurchdringlichen Nebel einzuhüllen.

Also ging er unter seinen Mitbürgern einher; aber sein Geheimnis kam ihm aus; man hieß ihn allgemein den Nebelwandler.

Das machte ihn nicht betroffen; er behauptete kühn, der Nebel sei nur in den Köpfen seiner Mitbürger, die träumten sich Schatten um ihn her, indessen er im Licht wandle, das sie mit ihren dicken Köpfen nicht zu erkennen vermöchten[15]).

Mit dieser Kühnheit brachte er es mit Zeit und Geduld endlich dahin, daß seine Mitbürger jetzt allgemein glauben, die Kunst des Nebelmachens gehöre zu den Weisheits- und Kraftsmitteln seines Amtes, und auch sie könnten nur dadurch auf den Standpunkt einer höheren Aufklärung gelangen, wenn sie an der Kunst des Nebelmachens, so viel es ihnen immer möglich, auch Mitanteil nähmen.

Ein Mann, der die Geistesbildung des Volkes in einem hohen Grade fürchtete und sogar bei der Herzens- und Berufsbildung es mit der Goldwage abgemessen wünschte, wie weit man beim Volk darin gehen dürfe, redete doch allen bösen Künsten des Nebelmachens das Wort, ob es gleich ihm manchmal selber darob angst ward, das immer vorschreitende Raffinement an den Künsten des Nebelmachens könnte am Ende auf eine gefährliche Art auf die Beförderung der Volksaufklärung, die er so sehr fürchtete, einwirken.

68. O du heilige Einfalt!

O du heilige Einfalt! — sagte Huß, da ein schwacher, alter Bauer noch eine Bürde zu dem Scheiterhaufen, auf dem er verbrannt werden sollte, hinzutrug. Auch ich sage oft: Die Einfalt ist heilig; aber wenn ich den Fisch an jede Angel anbeißen, wenn ich die Henne vor dem Fuchsloch scharren und weiden, wenn ich die Kühe für den Küher melken, und das Schaf für den Metzger fett machen sehe, so lobe ich mir den Mann[16]), der das Wort: Seid einfältig wie die Tauben, an das zweite: Seid klug wie die Schlangen, angeknüpft und beide unzertrennlich miteinander verbunden.

69. Die alte Mauer und das Bürgerhaus.

Eine alte Mauer verachtete das Bürgerhaus, das man auf sie baute und sagte zu ihm: Ich stand ehemals unter einem Schlosse. Das Haus antwortete ihr: Das ist wohl wahr, aber es ist auch wahr, daß die Ueberreste deiner zerfallenen Hoheit mich inwendig und auswendig verunstalten und für meine Bewohner ein ewiges Hindernis in allem dem sind, was sie jetzt als ihnen bequem und angenehm suchen.

Das Altertum war freilich in wesentlichen Rücksichten erhaben und groß, aber alles Irdische und Menschliche, wenn es auch noch so erhaben und groß ist, zerfällt mit der Zeit, und alles, was einmal bis zur Unbrauchbarkeit zerfallen, dürfen wir, wenn es auch ehemals noch so groß und noch so erhaben gewesen, nicht mehr in seiner zerstörten Gestalt, wir dürfen es dann nur noch in dem ewig lebendigem Geist seiner innern Würde und Größe zurückwünschen und zu erhalten suchen.

70. Der Löwe, die Schlange und der Teufel.

Der Löwe stritt einst mit der Schlange, wer von beiden eines höhern Geschlechts sei. Der Löwe sagte: Der große Jupiter schuf mir hinter meinem Rachen eine sorgenfreie Brust. Die Schlange antwortete: und mir gab er eine Kraft zu töten, die keinen Schein hat, und eine Wohnung, zu welcher niemand kommen kann. — Der Teufel hörte ihr Gespräch und sagte zu sich selber: Bei meiner Hölle, wenn die Kräfte, die in diesen zwei Tieren liegen, in einem einzelnen vereinigt wären, ich hätte vor diesem fast nichts zum voraus.

Ein Mann, der dieses Gespräch hörte, sagte: Wenn der Teufel diese doppelte Tierkraft unter den Menschen gesucht hätte, so hätte er sie hie und da ganz gewiß vereinigt gefunden. Er setzte dann noch hinzu: aber Gnade Gott einem jeden Menschen, der unter die Hände einer dieser vereinigt gedoppelten Tierkraft zu fallen, das Unglück hat.[17])

71. Das Gras unter der Eiche.

Das Gras unter einer Eiche sagte einst zu seinem stolzen Obdach: Ich gedeihe in Feld und Wiesen nirgends so schlecht, als unter dir.

Sein Baum antwortete ihm: Darum bist du auch Eichengras, und es geht dich gar nichts an, wie das Feld- und Wiesengras aussieht.

Nun doch, sagte das Eichengras; wenn einmal der Bauer dich umhaut, so kann er dann, wenn er will, mich doch auch zu Feld- und Wiesengras machen.

Die Eiche aber meinte, es habe noch nie ein Bauer eine hohe Eiche darum niedergehauen, damit das Gras, das unter ihrem Schatten serbte, fettes, hohes und blühendes Wiesengras werde.

Die Eiche mag im allgemeinen Recht haben, doch könnte es auch Ausnahmen geben; es könnte Umstände geben, daß dem Bauer fettes grünendes Gras mehr dienen könnte, und sogar, daß er es weit mehr notwendig hätte, als den größten eichenen Klotz [18]).

72. Wieder die Eiche und das Gras.

Gleich morgens sagte die Eiche zu ihrem Bodengras: Du bist undankbar, daß du den Segen meiner Herbstblätter, die ich alle Jahre wie ein Winterkleid auf dich lege, nicht anerkennst.

Aber das Gras antwortete ihr: Du nimmst mir mit Stamm und Gipfel mein Recht an Sonne, Thau und Regen, und mit deinen Wurzeln meinen Anspruch an die Nahrung des Bodens, in welchem ich stehe; laß jetzt das genug sein und plaudere mir nicht noch von dem Almosen des Winterkleides, das du um deiner Wurzeln willen auf mein Elend zu legen genötigt bist.

So, so, die Eiche wollte noch Dankbarkeit von dem Grase, das unter ihrem Schatten zu serben gezwungen war. Diese Anmaßung ist fast so stark, als die Anmaßung des Dei's von Algier, der von seinen Sklaven noch fordert, sie sollten bei dem Unrecht, das sie in der Sklaverei leiden, ihm dennoch für den Schutz danken, den sie dadurch genießen, daß sie die Luft seines Reichs einatmen und sich an der Sonne seines Reichs wärmen dürfen.

73. Noch einmal die große, harte Eiche.

Da sich das Bodengras also mit Scheingründen nicht beruhigen ließ, sträubte der Baum seine Aeste gegen den Himmel und sagte zu Sonne, Thau und Regen: Ich muß jetzt noch schuld sein, daß ihr dem Bettlergras nicht alles thut, was es gerne hätte [19])!

Dennoch schienen Sonne, Thau und Regen über diesen Gegenstand nicht mit ihr gleich zu denken. Die Sonne, die in ihrer Himmels-

höhe dem großen Jupiter näher stand, dachte nicht daran, daß etwas auf Erden anders sein sollte, als er es gemacht hatte. Aber der milde Thau und der nasse Regen schienen fast sich untereinander in Zweifel zu fragen, warum doch Jupiter die Eiche so groß und Millionen Gräser so klein geschaffen. Aber der hohe Jupiter donnerte jetzt, den milden Thau und den nassen Regen zu belehren, vom hohen Himmel herunter: Alles Gras der Erde, das Kleingras eben wie das Grosgras, ist gleicher Natur. Wenn es tiefe Wurzeln schlägt und wohl genährt ist, wird es schwülstig, anmaßlich und eine Schmarotzerpflanze gegen sein Nebengras, eben wie die Eiche gegen das Bodengras, das unter seinem Schatten wächst, dieses auch ist.

74. Der veraltete Kuhfelsen.

Die Zeit hatte den Felsen, unter welchem die Herden Jahrhunderte bei Sonnenschein und Regen sich schützten, mürbe gemacht.

Jetzt fallen täglich Steine von ihm hinab auf die weidenden Stiere und Kühe, darum scheuen diese jetzt allgemein den ihnen ehemals freilich lieblichen Ruheplatz.

Aber der alte Hirt, der nur am linken Ohr hört und am rechten Auge blind ist, meint, die Herde sei von bösen Leuten verzaubert, und die Kühe und Stiere scheuten den ihnen ehemals so lieben Ruheplatz nur darum, weil sie von Leuten, die ihm übel wollten, dafür bearbeitet worden seien.

Es ist schlimm, wenn solche alte Schutzfelsen von Kühen und Stieren mürben und faulen, aber noch schlimmer ist es, wenn dergleichen Kuhhirten so blind werden, daß sie das Mürbewerden derselben nicht mehr sehen, und so taub, daß sie die auf Kühe und Kälber herabfallenden Steine nicht mehr hören.

75. Zwei Weiden.

Die eine war gut, aber des Tages kränkten grinzende Affen die weidenden Tiere, und des Nachts lauerten braune Füchse auf ihr Leben.

Die andere war mager und schlecht, aber kein Affe kränkte die weidenden Tiere, und kein Wolf und kein Fuchs lauerte auf ihr Leben.

Als die Schafe beides erfahren, baten sie den Hirten: Lieber Vater! führ' uns doch nie mehr auf diese fette Weide; wenn wir sicher und ungekränkt sein können, so wollen wir wahrlich lieber ein wenig hungern, als unter Unsicherheit und Kränkung uns täglich vollfressen.

Heil dem Volke, das von Armut und Reichtum Erfahrungen gemacht hat, die dieser Schaferfahrung gleichen; und tausendmal Heil

dem Hirten, der die Herzenssprache aller guten Schafe, die diese Erfahrung ausdrückt, würdigt.

76. Der unglückliche, verirrte Mensch [20]).

Ich wollte lieber sieben Tage und sieben Nächte zu Fuße gehen, als noch einmal also eine Nacht auf einem Schiff fahren, sagte Leben, da er einmal in einem Marktschiffe zwischen Waren und Vieh eingepackt, sich krumm und lahm lag.

Darüber zürnte der Schiffmann und sagte zu allen Schiffleuten im Lande, Leben sei ein allgemeiner Lästerer der Seefahrer und erlaube sich, wenn er ein Schiff betrete, Reden und Thaten, die nicht nur in einem jeden Schiffe Unordnung veranlassen, sondern auch dabei den Zorn der Götter dahin reizen müßten, daß ein ganzes Schiff um seinetwillen mit Maus und Mann in den Abgrund versinken könnte.

Die ganze Zunft der schifffahrenden Brüder kreuzigt und segnet sich nun ob dem unglücklichen verruchten Menschen, dem Leben, und wo er von nun an ein Schiff betreten wollte, da war allenthalben nur eine Sprache: Vor einem Menschen, wie du bist, muß man sich auf dem trocknen Boden hüten, geschweige auf dem gefährlichen Wasser.

Die Folgen eines, in Gegenwart schwacher und böser Menschen ausgesprochenen unvorsichtigen Wortes führen oft unglaublich weit. Ein Satan von Menschen, der das wohl wußte und zu Zeiten teuflich benutzte, sagte in einem Augenblick, der mir ewig unvergeßlich sein wird, zu Jemand in meiner Gegenwart: Wenn du einen Menschen auf den Tod hassest und ihn, es mag kosten, was es will, zu Grund richten willst, so passe ihm, wenn es sein muß, Jahr und Tag auf, bis er, sei es auch im hintersten Winkel seines Hauses, etwas geredet oder gethan hat, dessen er sich schämen müßte, wenn es ihm auskäme. Es ist kein Mensch, dem nicht mit Zeit und Gelegenheit so etwas entwischt und bist du so glücklich, es ausgeforscht und ihn darob ertappt zu haben, so bist du deines Feindes Meister, du kannst ihn von nun an an diesem Faden hinbringen, wo du ihn nur immer hinführen willst. Je braver und gutmütiger er sonst ist, jemehr wird er sich fürchten und thun, was du in der Welt willst, damit ihm seine Schande nicht auskomme.

77. Der Stein aus der Höhe.

Ein kleiner Stein, der aus der Höhe mir auf den Kopf fällt, kann mich töten, indessen ich einen hundertfach schwerern, der auf dem Boden liegt, spielend auf meiner Hand trage, das antwortete Edwich dem Hummel, der ihm zumutete, er solle [21]) ein drohendes Wort eines bösen und gefährlichen Mannes, der aber dabei beeidigt und ein Vor-

gesetzter war, aufnehmen, wie wenn ein anderer gemeiner Nachbar es zu ihm gesagt hätte.

Edwich konnte diesen Rat sich um so weniger gefallen lassen, weil der Hummel auch ein schlechter Mann, auch beeidigt und auch Vorgesetzter war. Sonst möchte ich es auch mit den Drohworten eines Großen oder eines Großsprechers nicht eben so schwer aufnehmen, ich fürchte in jedem Falle das Stillschweigen eines Großen, der mich haßt, weit mehr, als seine lauten, bösen Worte.

78. Hühner, Adler und Mäuse.

Die Hühner rühmten ihr Gesicht und sagten selber zum Adler: Auch das kleinste Korn liegt heiter vor unsern Augen. — Arme Hühner! erwiderte dieser, das erste Kennzeichen eines guten Gesichts ist dieses, von allem dem nichts zu sehen, was euch in die Augen fällt. — Also sagten auch die Maulwürfe: Die schreckliche Sonne ist der Tod alles Lichtes, und es ist nur unter dem Boden recht heiter. — Alle Mäuse gaben ihnen Beifall, und eine jede betet täglich zum großen Jupiter: Bewahre uns vor dem Blendwerk der Sonne, und erhalte uns das milde Licht [22]) unserer Löcher von nun an bis in Ewigkeit.

Die vielerlei Arten von Menschen, die bei der Nacht und bei dem Nebel, der sie umhüllt, mit Blendlaternen herumgehn und dabei glauben, ihre Blendlaternen seien helles Sonnenlicht, kommen zuzeiten auch in den Fall dieser Maulwürfe und Fledermäuse.

79. Bach und Garten.

Ein Bach, der die Wiesen des Dorfs wässerte, machte die Grienwege im Schloßgarten kotig, darum ließ ihn die Herrschaft abgraben.
Jetzt macht er freilich keine Ecke der Spaziergänge im Schloßparke mehr kotig aber [23]) er wässert auch die dürren Triften mehrerer herrschaftlicher Dörfer, nicht mehr, die er vorher Jahrhunderte segnend befeuchtete.

Der Zeitgeist unserer Tage, oder vielmehr die Verkünstlungsmaßregeln in der Leitung der Segensquellen des Landes trocknen gegenwärtig oft die wesentlichen Fundamente eines dauernden bleibenden Volkswohlstandes mit unbegreiflich gedankenlosen Maßregeln (aus), die gewöhnlich in ihren Folgen den Mann, dessen übermäßige Sinnlichkeits-, Gemächlichkeits- und Auszeichnungslust sie kitzeln sollten, selber in einem hohen Grad mißmutig und mit sich selber unzufrieden machen.

80. Die verdorbene Straße.

Ich werde noch rasend, daß ich meinen Fuß alle Augenblicke an diese Steine anstoße, also fluchte Kunz, da er mit Heinz über eine, ehemals mit großen Steinen bepflasterte, aber jetzt ganz verdorbene und aufgelöste Straße ging. Was magst du so fluchen, erwiderte Heinz, es ist allenthalben so; wo die Fundamente einer alten Sache aufgelöst sind, da kommen dem Wanderer die losgewordenen Steine zwischen die Füße.

Kunz. Das ist wohl so; aber es wäre indessen doch möglich, die Steine von der Straße wegzuschaffen.

Heinz. Damit aber wäre sie denn doch noch nicht in der Ordnung.

Kunz. Meinetwegen; wenn ich nur heute meine Hühneraugen nicht alle Augenblicke daran anstoßen müßte.

Heinz. Aber ich habe keine Hühneraugen, und mag es gar wohl leiden, daß der Wanderer täglich und anhaltend ad hominem erinnert werde, daß die Straße nicht in der Ordnung ist [24]); ich möchte sogar auch wünschen, daß bestimmt die Leute, die beauftragt sind, sie wieder herzustellen und das Geld dazu schon im Beutel mit sich herumtragen, genötigt wären, diese Straße zu wandern und mit großen Hühneraugen an alle Steine anstoßen würden.

Des Heinzen Wunsch ist sicher nicht aus der Luft gegriffen. Es wäre gewiß allgemein zu wünschen, daß die Folgen der aufgelösten Fundamente aller öffentlichen Ordnung und alles öffentlichen Segens bestimmt denjenigen Personen zum schmerzhaften Anstoß zwischen die Füße kommen würden, die zu ihrer Erhaltung und allfälligen Wiederherstellung beauftragt und oft durch noch größere Fehler an der Auflösung ihrer Fundamente selbst schuld sind.

81. Der alte Bär auf der Tanne.

Nun, wann willst du uns einst ins Honigland führen? sagte eine Schar junger Bären zu einem alten.

Dieser erwiderte: Das will ich gleich thun, aber vorher sollt ihr noch sehn und erkennen, was ich für ein Bär bin. Seht diese Tanne; so weit sie geschunden ist, haben sie vorher schon andere Bären erklommen, ich aber will ihre obersten Gipfel erklimmen.

Also sprach er, und kletterte die hohe Tanne hinan. So weit sie geschunden war, ging es wie nichts, aber da er höher kam, schwankte der Baum mit jedem Schritte mehr auf beide Seiten. Doch er strengte sich an und klammerte die wunden Tatzen in den schwankenden Baum. So ging es langsam, doch eine Weile immer höher hinan. Aber jetzt weht der Sturm; der Bär bohrt seine blutenden Klauen mit äußerster Kraft in den schwankenden Baum. Also überlebt er den Sturm;

aber seine Kraft ist dahin, er kann die eingebohrten Klauen nicht mehr aus dem erklommenen Holze herausbringen: er fühlt, daß sein Leben dahin ist und ruft von seiner Höhe hinab den jammernden Jungen: Meine große That ist mein Tod; ich führe euch nicht ins Honigland, aber das seht ihr und das könnt ihr zeugen, daß ich auf dieser Tanne als der allerhöchste Bär verreckt bin.

Ich hätte nicht geglaubt, daß alte Bären solche große menschliche Schwachheiten haben könnten; aber ein wildes, ohne Unglück überstandenes Kraft- und Gewaltsleben führt, scheint es, auch alte Bären in ihren letzten Tagen zu Narrheiten, die denen gleich sind, deren sich oft alte Menschen schuldig machen, welche durch ihr Leben mehr scheinen wollten, als sie wirklich waren.

82. Zwei Schäfer.

Der eine hütete die Schafe mit einem Hunde, der ohne Not keinen Laut gab, aber stark war und Wolf und Fuchs bis in ihre Höhlen verfolgte.

Der andere hütete sie mit einem, der, wenn sein Meister flötete, ihm tanzte, und wenn er schlief, unter der Herde herumsprang und die Zucht und Unzucht aller ihrer Ecken und Winkel auskundschaftete.

Das war freilich für die Kurzweil und die Trägheit des Schäfers gut ausgedacht; aber die Herde hielt diesen Hund für ihren Teufel, und Fuchs und Wolf sagten untereinander: Wir haben auf hundert Stunden weit keinen bessern Freund, als diesen Hund.

So habe ich oft Bauern in den Schenkhäusern von ihren Vorgesetzten, die viel und oft in das Oberamt laufen und daselbst an den Gaukeleien der Schloßdienstleute teil nehmen und nebenbei, was in allen Häusern im Dorf gethan und geredet wird, ins Schloß tragen, sagen gehört, sie seien wahre Dorfteufel. Hingegen freut es sie, und sie danken Gott für jeden Vorgesetzten, der ohne Not und ohne Befehl nie ins Oberamt läuft, und hingegen den ganzen Tag still seinem Dienst abwartet, und in jeder Not und Gefahr, die dem Dorfe oder jedem von ihnen aufstößt, mit Rat und That für sie bei der Hecke und zuhause ist.

83. Der Tolenmacher Toffel.

Toffel erbte den (sumpfigen) Riedhof und besserte denselben durch Tolenmachen sehr wesentlich.

Aber da er den Hof nun ausgetolt und trocken gelegt hatte, zeigte er sich als ein ungeschickter Anbauer des von ihm gebesserten Landes.

Er lebte und starb indessen im Wahn, Tolenmachen sei die einzige wichtige Arbeit im Feldbau.

Die Kunst, Vorbereitungsarbeiten für irgend einen Zweck zu machen, ist immer von der Kunst, diese Vorbereitungsarbeiten für den endlichen Zweck seines Gegenstandes wohl zu benutzen, unendlich verschieden.

Die Möglichkeit des guten Anbaues des Riedhofs forderte ganz andere Kenntnisse und Fertigkeiten, als diejenigen, zu denen sich der gute Stoffel in seinem Leben durch Tolenmachen tüchtig gemacht hatte.

84. Von Zäunen mit faulem Holze und von schlechten Dorfvorgesetzten [25]).

Man zäunt hie und da auf den Bergen mit starkem gutem Holze, weil man daselbst solches im Ueberfluß hat; im Thal aber, wo es hie und da selten ist, zäunen arme Leute gar oft mit schwachem, schlechtem und oft halbfaulem Holze. Das antwortete mir ein Bauer, als ich ihn fragte, warum sein Junker so schlechte Bursche in seinem Dorfe zu Vorgesetzten mache. Ich erwiderte ihm: Aber wozu dient denn ein Zaun, wenn sein Holz faul ist? Er antwortete: Die Sache hat dennoch mehr Vorteile, als man glaubt; denn erstlich versieht ein solcher Zaun, was ein guter, so lange kein Stier sein Horn daran stößt und kein Wind bläst. Zweitens: Was dumm unter dem Vieh ist, ahnet nicht einmal, daß das Zaunholz faul ist, wenn es nur da steht; und endlich glauben die faulen Zaunstöcke, so lange sie immer noch stehen, sie seien gutes Holz, und dieser Glaube an sich sebst macht ihnen Freude [26]).

Ich antwortete ihm: Und so meinst du, denke ich, der Junker mache solche schlechte Burschen zu Vorgesetzten, weil er keine bessern habe, und die meisten Bauern merken nicht einmal, ob sie schlecht oder gut seien. Er erwiderte, das ist sicher, ein schlechter Zaun ist immer besser als gar keiner. Das meiste und beste Weidvieh probiert ihn nicht einmal, und weidet in seinen Grenzen so ruhig, als wenn er der beste wäre.

Und so ist es auch bei den Menschen; denn man hat die Mittel der öffentlichen Ordnung notwendig und gern, auch wenn sie nur halb gut sind, und auch der schlechteste Bursche, wenn er in einem Dorfe Vorgesetzter oder in einer Stadt Ratsherr wird, meint von der Stunde an, er sei ein ganz vorzüglicher Mensch, und dieser Glaube an sich selbst macht auch wirklich, daß mancher in seinem Amte und durch dasselbe etwas mehr und etwas besser wird, als er ohne seine Stelle nie geworden wäre.

85. Die Wage und der Trottbaum.

Auch die weisesten Männer wissen nicht eigentlich, was zwischen Freiheit und Sklaverei für ein Unterschied ist, also sprach Magister Kleinschmied zum Bauer Stoffel. Dieser antwortete ihm: Es ist dann doch schlimm, wenn euere weisen Leute nicht mehr eigentlich wissen, was zwischen einer Wage und einem Trottbaum für ein Unterschied ist.

Magister. Was meinst du mit dieser Vergleichung?

Stoffel. Was ich damit meine? Ich meine, der Mensch sei frei, wenn sein Richter für ihn die Wage brauchen muß, und er sei ein Sklave, wenn er wider ihn den Trottbaum brauchen darf [27]).

Magister. Das sind nur Vergleichungen, aber omne simile claudicat; wenn man den Begriff irgend eines Wortes wahrhaft ergründen will, so muß man denselben auflösen und gleichsam anatomieren.

Der Stoffel aber schüttelte den Kopf ob dem Worte anatomieren und sagte: Man muß ja einen Menschen und ein Tier zuerst tot machen, ehe man ihn anatomieren kann, und ich fürchte, es könnte mit dem Begriff der Freiheit auch so gehen, wenn man das Wort, das diesen Begriff ausdrückt, zuerst auch anatomieren müßte, ehe man zur Erkenntnis seiner Wahrheit gelangen möchte.

Magister. Die Erforschung des Freiheitsbegriffs muß in jedem Falle ganz unabhängend von dem Besitz derselben ins Auge gefaßt werden; die Erkenntnis der Freiheit ist die Sache des innern Wesentlichen der Menschennatur, der Besitz der Freiheit aber ist nur die Sache der äußern menschlichen Verhältnisse oder Umstände.

Stoffel. Ich verstehe diesen Unterschied nicht, aber das Totmachen der Tiere und Menschen, ehe man sie anatomieren kann, macht unwillkürlich den Gedanken in mir rege, es möchte beim Anatomieren des Freiheitsbegriffs so ein etwelches Totmachen des Gegenstandes, den dieser Begriff bezeichnet, vorhergehen müssen. Ich muß dir gestehen: trotz deines omne simile claudicat scheint mir in dieser Rücksicht das Wagerecht unendlich mehr wert, als dein Anatomieren.

Magister. Ich muß dir das zu gut halten; du hast keine Metaphysik studiert, und mußt dich also mit der materiellen Erkenntnis der Gegenstände begnügen, weil du es nicht vermagst, dich zu den höhern geistigen Ansichten derselben zu erheben.

86. Das Inwendige des Hügels (Mskr. Der Hübel und der Narr).

Ein Narr sah einen grasreichen Hügel und dachte: Unter diesem Grase muß bis in die unterste Tiefe lauter gute Erde liegen; aber ein Mann, der den Hügel in seiner Tiefe kannte, führte ihn an eine Stelle, da er das Inwendige desselben sah, das lauter Grien war.

Die Erdenhügel, wenn sie in ihrer Oberfläche auch noch so grasreich sind, haben fast immer so harte und unfruchtbare Felsen und Steinhaufen zum Grunde liegend; und die menschlichen Höhen, zu denen sich unser Geist und unser Herz emporschwingt, finden in unserm Fleisch und in unserm Blute immer eine Grundlage der Schlechtheit und Verderbtheit, die mit dem toten unfruchtbaren Grien, das dem grasigen Hügel zum Grunde lag, große Aehnlichkeit hat.

Und auch die äußern Höhen der Macht und Ehre haben bei aller Menschlichkeit und Würde, in der sie oft dastehen, allenthalben die harten und unfruchtbaren Felsen des Verderbens der Menschennatur zu ihrer sehr belebten Unterlage; darum ist aber auch in den höchsten Verhältnissen der Menschennatur die große Regel anwendbar: Wachet und betet, auf daß ihr nicht in Versuchung eingeht; der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach.

87. Der unbekannte Ausweg.

Wir sind doch unglücklich, daß aus unserm Thale kein Ausweg stattfindet, — also jammerten Schafe und Kühe in einer eingeschlossenen Bergweide. Ein Reh, das ihre Klagen hörte, sagte zu ihnen: Es hat freilich Auswege aus eurer Weide, aber Hirt und Metzger werden sie euch nicht zeigen, und um sie selber zu finden, muß man weder Kuh noch Schaf sein.

Der Eigentümer des Berges, der die Aeußerung des Rehes an seine Kühe und Schafe hörte, sagte darüber: Dieses Reh scheint eine bestimmte Neigung zu haben, eine böse Aufklärung unter mein Vieh zu bringen; meine Kühe und Schafe haben gar kein Recht, einen andern Ausweg aus ihrer Weide zu suchen, als denjenigen, durch den sie meine Knechte in meinen Stall, oder in meine Metzge zu führen gewohnt sind und Befehl haben.

88. Des Hansen Rock.

Beim lebendigen Gott! In diesem Kleide kann es keinem Menschen wohl sein, also sagte Jost, da er Hansen in einem Rocke sah, in welchem er wie in einem Sack steckte. — Schweig doch, Jost! erwiderte Hans, unter allen Formen von Kleidern ist diese die einzige, die mir anpaßt.

Jost. Das ist nicht möglich, dein Kleid paßt auf keine Menschenform, und du wirst doch ein Mensch sein.

Hans. Ich muß dir eben mein Geheimnis entdecken. Ich darf von meinem ganzen Leibe nichts hervorgucken lassen, als meinen Kopf.

Jost. Warum doch das?
Hans. Alles übrige daran ist elend und krumm.

Ich weiß nicht, was ich von dem Kopf des Hansen denken soll. Wenn er seinem Leibe in gar nichts gleich sieht, so gehört er nicht auf denselben. Es ist aber unmöglich, daß er ihm in nichts, in gar nichts gleich gewesen: er muß das Gepräge seines Krummseins und seines Elends auf irgend eine Weise auch an sich getragen haben.

89. Stoffel und seine Uhr.

Wenn du gehst, so schleifst du dich aus; wenn ich dich aufziehe, so kannst du zerspringen, also sprach Stoffel, der blinde Erbe der Uhr, und machte nach reifem Bedenken der Sache ihr endlich das Urteil: Steh still — und meinethalben verroste.

Es gehen tausendmal mehr Kräfte der Menschennatur dadurch verloren, daß man sie stillstehen und ungebraucht verrosten läßt, als dadurch, daß man sie durch überspannte Anstrengung in sich selber zersprengt, oder durch langen, anhaltenden Gebrauch abschleift und durch Ermüdung unbrauchbar macht.

Indessen ist Stoffels Wort: Meinethalben verroste — eine eigentliche Schwachheitsäußerung unsers Zeitgeistes, der in jedem Anstrengung ansprechenden Fall lieber den Knoten zerschneidet, als ihn aufzulösen versucht, und im Dunkeln immer lieber das Kind mit dem Bad ausschüttet, als vorher aus der Stube herausgeht, ein Licht anzündet und nachsieht, was sich eigentlich im Zuber befinde, ehe man ihn mit Fug und Recht zum Fenster hinausschütten darf.

90. Graf Albo.

Graf Albo hielt seinem jungen Verwandten Jahre lang widerrechtlich ein Erbgut zurück, das er ihm herauszugeben schuldig war. Da er aber hörte, daß er sich darüber beklage, rief er seinen Sekretär und alle Bediente zusammen, und befahl ihnen, den jungen Herrn in allen Stücken ehrerbietig zu bedienen [28]). — Aber ich bin überzeugt, dieser Befehl des Grafen, der in seinem Wesen das Gepräge der tiefsten Verhöhnung des Rechts ist, hat den jungen Edelmann mehr empört, als die Hinterhaltung seines Erbguts dieses je zu thun vermögend war.

91. Nero.

Ein Bürger von Rom spritzte Nero, da er durch die Gassen der Stadt fuhr, von seinem Fenster herunter Wasser an die Nase.

Der erzürnte Unmensch ließ darauf alle Spritzen in Rom zugrunde richten, und zündete ein paar Gassen der Stadt an, um zu sehen, ob während der Brunst sich etwa eine gegen seinen Befehl dem Staate vorenthaltene Spritze hervorzeige.

Der Bürger hätte das ihm an die Nase spritzen wohl bleiben lassen können; wäre er ein gemeiner Bauer und nicht ein Herr und Bürger oder gar ein Patrizier von Rom gewesen, so hätte er das Sprichwort gekannt: Es ist nicht gut, mit großen Herren Kirschen zu essen, sie werfen einem gar leicht die Stile ins Gesicht. Doch es gibt gottlob auch wenige Nero in der Welt, aber Gefühle, die sich seiner Gewaltthätigkeit nähern, gibt es viele, und unter Heiden und Türken sind Greuelszenen dieser Art möglich, und was ihnen in christlichen Landen auch nur von ferne sich nähern zu können scheinen würde, das geht aus Heidenseelen und aus Heidengeist hervor und ist bei einer auch schwachen christlichen Polizei in keinen Formen und Gestalten nur denkbar und möglich.

92. Die Linde und der König.

Als ein König einsam unter seiner Linde an ihren Gipfel emporstaunte, sagte er zu sich selbst: Wenn meine Unterthanen auch an mir hingen, wie deine Blätter an dir!

Die Linde antwortete ihm: Ich treibe den Saft meines Stammes mit weit mehr Gewalt in meine Blätter, als ich denselben von ihnen in mich selbst zurückfange [29]).

Der König war von der Antwort betroffen, aber mit höchstem innerem Edelmut sagte er nach einer Weile zu sich selbst: Ach, könnte ich das auch thun, könnte ich das auch sagen! — Er fühlte tief, daß das Wesen des Heiligtums der königlichen Gewalt in dieser Kraft bestehe, und sagte dann ferner zu sich selbst: Ich wollte einen Finger von der Hand geben, ich fände den Mann, der mir in Treue und Würde sagen könnte, was ich für diesen Zweck zu thun imstande sein könnte.

93. Noch einmal die Linde und der König.

Ein andermal, da er unter eben dieser Linde das Spiel ihrer kleinen Aeste, Zweige und Blätter in den Lüften sah, sagte er wieder: Auch diesen Spielraum kann ich meinen Unterthanen nicht gestatten.

Die Linde erwiderte: Ich kann es nur darum, weil meine größern Aeste, durch welche ich die Segenskräfte meiner Wurzel in die Zweige und Blätter hineintreibe, in diesem ihrem Dienst auf meinem Stamme unbeweglich stille stehen müssen.

Ohne das feste Stillstehen und ohne den gesunden Zustand der großen, zwischen Stamm und Zweigen stehenden Aeste, sind alle Segenskräfte des Baumes gelähmt, wenn seine Wurzel auch noch so rein und noch so gesund ist, und die Segenskräfte der Erde, in der sie steht, mit noch so viel Kraft in ihren gewaltigen Stamm und ihre Linde hinauftritt.

94. Faule Eichen und junge Tannen.

Du hast die Pracht und die Zierde aller unserer Nachkommen niedergemacht, also sagten alte und hohe, aber schon faule Eichen, da sie in ihrem Falle junge Bäume zu tausenden niederschlugen, zum Bauer, der sie umhieb. Aber die übergebliebenen unbeschädigten Tannen und Eichen trösteten ihn und sagten: Das Elend, welches ihr Fall über uns verbreitet, ist viel kleiner, als dasjenige, welches ihr Leben über uns verhängte; denn wir werden von nun an sicher aufhören, die elenden Serblinge zu sein, welche wir um ihretwillen immer waren, und in diesem Augenblicke durch die Zerstörung, die die Erfahrung unter uns gebracht hat, noch mehr als je scheinen.

Man muß ein gegenwärtiges, wenn auch großes Uebel, das die Quellen bleibender und immer wieder kommender Uebel von Grund aus aufhebt, in jedem Falle mit Geduld tragen, und mitten, indem man das Augenblicksunglück der Gegenwart mit warmer Teilnahme zu Herzen nimmt, darf man sich dennoch der Segensfolgen desselben eben so von Herzen freuen und selbige mit edler, fester und reiner Kraft zu befördern suchen. Aber hingegen darf man nie junge, kraftvolle, gesunde Eichen aus Selbstsucht als faulende, den Tod in sich selbst tragende und keinen Segen, sondern nur Schaden bringende Bäume behandeln. Es ist ein großes Ding in der Welt, die Zeichen der Zeit richtig zu erkennen.

---

95. Das Recht der Heuerlinge. (Mskr. Die Heuerlinge).

Einst (be)klagten (sich) die Heuerlinge, sie würden in einer Bucht mehr, als in keiner andern von den Hechten verfolgt. – Hierüber erkannte ein alter Hecht, der in der Bucht der Fische Richter war: Die Beklagten sollen, ihren Frevel zu büßen, alljährlich zwei Heuerlinge zu Hechten werden lassen.

Ich darf keine Anmerkung zu dieser Fabel machen; sie ist seiner Zeit an einem mir lieben Ort nur gar zu wohl verstanden worden, aber ohne Folgen. Ich hätte es von mir selber denken sollen und habe es auch gedacht, — aber mit dem Zusatz: Wenn man einer segensreichen Wahrheit auch heute keinen Eingang verschaffen könne, so

müsse man um deswillen gar nicht aufhören, darnach zu streben, sondern nur desto eifriger daran arbeiten, ihr auf morgen Eingang zu verschaffen.

96. Die Erfahrung, wie sie ein Narr braucht.

Da der Sturm auf einem Hofe viele Bäume entzwei brach, kam ein Narr, sah sie liegen und sagte zu sich selber: Ich möchte für mein Leben keinen Hof, auf welchem junge Bäume stehen.

Ein Hauseigentümer ward einst von seinem Hausmann beleidigt; seitdem mietete er das Haus nicht mehr aus und sagte Jedermann, er wolle es lieber stehen lassen, als jemals wieder einen Menschen, der ihn beleidigen oder ihm schaden könnte, darin aufnehmen. Es gibt so viele Menschen, die bei der größten Unaufmerksamkeit und Gedankenlosigkeit über das Wesentliche und Bleibende der Dinge dem Zufälligen und Vorübergehenden derselben ein Gewicht und einen Wert geben, der sich gar oft bei ihnen bis zu einer fixen Idee erhöht; daher sich auch die Erfahrung bestätigt, daß der größte Teil der Menschen in gewissen einzelnen Gegenständen gar nicht den gewohnten Grad ihrer Vernunft und Ueberlegung zeigen, sondern darin wie eigentliche Narren befangen sind und handeln.

97. Noch einmal die Erfahrung, wie sie ein Narr braucht.

An einem Bache gediehen die Saarbachen, und die Eichen serbten; daraus schlossen die Uferbewohner dieses Baches, die Saarbachen seien eine vorzüglich gute, und die Eiche eine vorzüglich schlechte Holzart.

Ich kenne Schulmeister, die ob ihren Schulkindern, Geistliche, die ob ihren Pfarrkindern, und Beamte, die ob ihren Amtsangehörigen in Rücksicht auf die innern Fundamente ihres Werts, ihrer Talente und ihrer Brauchbarkeit eben so sehr verirren, als diese Dorfleute über den gegenseitigen Wert der Saarbachen und der Eiche verirrt sind.

---

98. Das Storchenland.

Ein Reisender verirrte sich in ein abgelegenes Thal, darin er keine Stimme hörte, als quakende Frösche; er konnte nicht weiter, alles war Sumpf. Doch ehe er zurückging, fragte er noch einen Frosch, warum hier zu Lande alles quake. Der Frosch erwiderte: Unser glückliches Land ist wie kein anderes bis auf seine hintersten Winkel

für unsern Dei [30]) organisiert. — Und wer ist denn euer Dei? sagte der Fremde. Der Frosch antwortete: Der Storch.

Der Mensch wunderte sich, daß die Frösche ihr Leben unter ihrem Dei, dem Storch, glücklich finden könnten. Er hatte Unrecht, die Frösche haben so wenig als jedes andere Tier auf der Welt eine Menschenseele; die tierischen Gefühle sind gar nicht menschliche Gefühle; es macht dem Gesamthaufen dieser Tierart gar nichts, wenn alle Augenblicke ein Bruder oder eine Schwester von ihnen vom Storch gefressen wird; sie hüpfen und quaken und singen fort, wie wenn gar nichts begegnet wäre.

99. Die jauchzende Hölle.

Als Mephistopheles das Elend des Indus, — Jahrtausende sind schon seitdem verflossen, — durch blutige Fehden auf's höchste gebracht hatte, sprach er zur jauchzenden Hölle: Ich habe am Ganges alles teuflisch getrennt, jetzt will ich alles noch teuflischer wieder vereinigen. Ich fahre in die bauchredenden Pfaffen des sonnengeweiheten Landes und spreche aus ihrem Munde zum erschrockenen Volk: „Vereinigt euch, Menschen! Jeder Gewaltige ist ein Lama, er ist der Herr, er thue was ihm wohlgefällt. Ihr andern! Vollbringet ihr nur seinen Willen." Dann fahre ich in meine gesalbten Lamas, und blase in ihre Eingeweide meinen Willen, daß sie auf ihren Stühlen durch meine Verstellung und durch mein Entsetzen regieren, und den hohen Völkern am Ganges mit Verachtung zubrüllen: „Was wir wollen, ist recht. Wenn aber Jemand von euch andern eine Bitte an uns hat, der bleibe dem göttergleichen Sohn der Sonne dreißig Schritte vom Leibe. Er werfe sich genau in dieser Entfernung zur Erde, lege seine Hand unter seinen Bauch, halte die am Boden gestreckten Beine fest neben einander, bete dann zum obersten Lama ein Gebet für alle Lamas am Indus. Dann grüße er den göttergleichen Sohn der Sonne in dieser Stellung dreimal mit Emporhebung seines Kopfs, und dreimal wälze er dieses wieder in Staub. Dann trage er in fünf und dreißig gemessenen Worten sein Anliegen vor, und wenn er sich hierin in keinem Wort und in keiner Silbe verfehlt hat, so wollen wir, wenn wir es gut finden, seiner Bitte halber mit unserer Gnade über ihn walten."

Also, Fürsten der Hölle, sollen Serblinge von Menschen Jahrtausende die hohen Völker des Indus beherrschen; dann aber wird auch das Wort meines Herzens erfüllt und das serbende Elend des Ganges größer sein, als sein blutendes je war.

100. Das Rachenrecht und seine Folgen.

Die Hyäne war bei dem Löwen wegen ihres Ueberdranges gegen die Tiere verklagt; aber der Löwe getraute sich, aus Furcht, dem Ge-

waltsrecht seines eigenen Rachens zu nahe zu treten, nicht, den Tieren gegen sie Recht zu verschaffen.

Vom Löwengericht also abgewiesen, jammerten diese, daß kein Recht mehr im Löwenlande statt finde.

Aber ein Ritter, der in der Nähe wohnte und Weiden in dem Löwenlande hatte, sagte zu seinem Vieh: Narren sind, die sich einbilden, daß Tiere Tiere beschränken, aber traut ihr auf mich. — Damit umgürtete er sein Schwert und tötete zur Sicherheit seiner Kühe, Stiere und Schafe beide, den Löwen und die Hyäne.

Ein Einsiedler, der in der Nähe Gott und die Natur verehrte, lobte den Schöpfer aller Kreaturen und sagte: Die Gewalt des Tierrechts auf Erden findet nur in der höhern Gewalt des Menschenrechts ihr Ziel. —

Aber alle Tiere, deren Rachen das Blut liebt, sprachen unter einander: Kann auch in unserm Lande etwas Bedenklicheres geschehen, als daß Löwen und Hyänen um elender Kühe und Schafe willen sollen getötet werden? —

Ich lobe meinen Ritter, der den schwachen Tieren gegen die Gewaltthätigkeit der Starken Hilfe schaffte, aber ich möchte den Einsiedler, der Gott dafür lobte und den Löwen- und Hyänenmord in seinem Geist mit dem Menschenrecht in Verbindung brachte, aufmerksam machen, daß auf dem wahren Menschenrecht keine Art von Blutschuld liegt, und daß das Schwert dem Menschengeschlecht ewig nicht zu seinem wahren Recht hilft. Das Menschenrecht in seiner heiligen Reinheit geht ewig nur aus der Wahrheit in der Liebe hervor, und ewig ist es eine göttliche Weisung des wahren Wegs, sein Recht unter den Menschen zu suchen. Stecke dein Schwert in die Scheide; denn alle, die das Schwert brauchen, werden mit dem Schwert umkommen.

101. Sprichwörter-Folgen.

Es ist doch traurig, daß man beim Fuhrwesen so oft, auch wider seinen Willen und gegen sein Herz, hart sein muß, also sagte ein gutmütiger Fuhrmann allemal, wenn er einen überladenen Karren mit Gewalt forttreiben mußte, und nach und nach ward ihm dieses Wort so geläufig, wie ein: „Gott grüß' euch, und Gott behüt' euch!“ Er dachte am Ende, wenn er es brauchte, gar nichts mehr dabei; aber das hatte für die Karrenrosse und für die Jochochsen allgemein die verderblichsten Folgen; denn es ward unter den Fuhrleuten zum Sprichwort, und ein jeder Troßbube, wenn er auch noch so arg mit dem Zugvieh umgeht, antwortet dir jetzt auf der Stelle: Es ist in Gottesnamen nicht anders möglich, man muß beim Fuhrwesen auch wider sein Herz und wider seinen Willen gar oft hart sein und hart werden.

Dieses mit großer Gedankenlosigkeit gebrauchte Wort: Man muß in der Welt oft auch wider seinen Willen hart sein, ist gar nicht allein im Kreise der Fuhrleute und ähnlicher, niederer Menschenklassen gebräuchlich, man hört es in höhern Verhältnissen eben so oft und eben so allgemein. Ich führe nur ein Beispiel an.

Ein Ratsherr, der in seiner Vaterstadt allgemein als ein gutmütiger und gutthätiger Mensch bekannt war, sagte auch einmal bei dem Urteil eines Verbrechers eben also: Seine Strafe ist hart, aber man kann nicht anders, man muß in Gottesnamen zuzeiten in solchen Fällen etwas hart sein! — Das war einigen hartherzigen und leidenschaftlichen Regierungsgliedern dieser Ratstube ein angemessenes Wort. Wenn sie einen Mitbürger, den sie haßten, auf das unbilligste und niederträchtigste behandelten, so hatten sie dasselbe immer im Mund und wiederholten es sogar in allen Stadtgassen und bei allen Frau Basen immer als das Wort dieses menschenfreundlichen und respektablen Amtsbruders. Und so geht's mit vielen Sprichwörtern, die zuerst aus Unschuld und reiner Liebe hervorgehen, aber gar oft im Mund derer, die sie ihnen nachsprechen, in satanische Worte der Lieblosigkeit und Hartherzigkeit ausarten. Und von dieser Seite darf man das Sprichwort: Eine That, die ein Mensch thut, ist nicht mehr die nämliche, wenn sie ein andrer thut, auch in das zweite umwandeln: Ein Wort, das ein Mensch redet, ist nicht mehr das nämliche, wenn es ein anderer ausspricht.

102. Das Erdbeben, ein Traum.

Ich saß am Rain; unter mir trübte sich ein Bach und wirbelte, wie wenn große Quellen in seiner Tiefe hervorsprudelten. Aber so wie er sich trübte, so heiterte er wieder, und wie seine Wirbel emporsprudelten, so zerflossen sie in ihm selbst, und die Erde unter mir bewegte sich nur leicht.

Aber jenseits des Baches sah ich einen felsigen Hügel, wie eine Griengrube gespalten, aus seinem Schlund glühenden Sand auswerfen, und in die Ebene um ihn her sich wie das Meer, das der Sturm treibt, in Wellen bewegen.

Ich stand von meinem Sitz auf, ging jenseits des Baches, um die zerrissene Erde und den gespaltenen Hügel näher zu sehen, aber plötzlich bedeckte mich der glühende Sand, den er auswarf. Da erwachte ich und dachte mir folgende Lehre:

Gieße über den Brennpunkt des Aufruhrs segnendes Wasser. —

Decke ihn nie mit der Last der harten fühllosen Gewalt. —

Und wenn es an deinem Rain still ist, so stehe nicht von deinem Sitze auf, um zu sehen, wie es jenseits des Baches brennt.

103. Bajazet und sein König.

Wenn ich den Stein nicht zu Pulver stoße, so finde ich sein Gold nicht, also sagte Bajazet zu seinem König.

Dieser antwortete ihm: Und wenn du es gethan hast, so brauchst du das Gold, um wieder Steine zu kaufen.

Hermes, der beiden zuhörte, sagte: Ich verstehe weder Bajazets Goldmachen, noch Bajazets Steine kaufen, aber unter meiner Hand wird jeder Stein Gold wert, indem ich ihn mit schonendem Meißel zum Ebenbild der Götter und der Menschen erhebe.

Unsere, die Menschennatur mißkennende und in ihr wie in einem fremden Gebiet, oft gar wie in einem eroberten Lande herumtappende Zeit erschöpft jeden Brunnen des Volkssegens, und kauft dann, wenn einer erschöpft ist, immer wieder einen neuen, erschöpft ihn auch wieder mit gleicher Schnelligkeit, und geht so immer weiter im Erschöpfen und Wiederkaufen des neu zu Erschöpfenden. Aber wo wird das enden?

Die Not wird uns am Ende wieder dahin führen, daß wir in der schöpferischen Kraft des Hermes Hilfsmittel, sowohl gegen unsere diesfälligen Erschöpfungs- als gegen unsere diesfälligen Kaufkünste suchen müssen; und Hermes wird sie uns in eben den Mitteln zeigen, durch welche unsere Alten diese Brunnen wahrlich bis zum Ueberfüllen voll zu machen imstande waren.

104. Wallo und ein anderer Bajazet.

Als Wallo die Stände seines Reichs nicht, wie er wollte, unterjochen konnte, sagte ihm ein christkirchlicher Bajazet: Wenn du einen Pfahl nicht in den Boden zu bringen vermagst, so lässest du den Bätz auf ihn fallen; wenn du einen Stein nicht aus seinem Nest zu heben vermagst, so unterlegst du ihm das Hebeisen, und wenn du ihn in die Luft emporbringen willst, so fassest du ihn mit dem krummen eingreifenden Krahn.

Wallo verstand Bajazet und brauchte [31]), seine Stände zu unterjochen, von nun an Leute, deren Gemütsstimmung und Geisteskräfte mit der Schlagkraft des Bätzen, mit der Emporhebungsgewalt des Hebeisens, und mit dem krummen Stachel des eingreifenden Krahns gar nicht im Widerspruch waren.

Mann, wer du bist, wenn deine Zwecke tief aus deiner tierischen Selbstsucht hervorgehen, so mußt du, um sie zu erreichen, Mittel brauchen, in denen Kräfte liegen, die denjenigen des Bätzen, des Hebeisens und des Krahns gleich sind. Aber auch dann bist du deines Zieles noch nicht allemal sicher. Die größte Gewalt der Schlagkraft, der

stärkste Hebel der Emporhebungskraft und die mächtigsten Krümmungen tief eingreifender Verfänglichkeiten und Gefährden reichen doch nicht immer dahin, die Begierden der unersättlichen Selbstsucht zu befriedigen.

---

105. Das kranke Bäumchen.

Sein Vater hatte es gepflanzet, es wuchs mit ihm auf, er liebte es wie eine Schwester, und wartete seiner, wie seiner Kaninchen und seiner Schäfchen.

Aber das Bäumchen war krank; täglich welkten seine Blätter. Das gute Kind jammerte; riß ihm täglich die welkenden Blätter von seinen Zweigen, und goß dann auch täglich gutes, nährendes Wasser auf seine Wurzeln.

Aber einmal neigte das leidende Bäumchen seinen Gipfel gegen das liebende Kind und sagte zu ihm: Mein Verderben liegt in meinen Wurzeln, wenn du mir da hilfst, so werden meine Blätter von selbst wieder grünen.

Da grub das Kind unter das Bäumchen und fand ein Mäusenest unter seinen Wurzeln.

Wo das Volk serbt und leidet, da sucht nur ein Thor ihm dadurch zu helfen, daß er die äußern Zeichen seines Elendes den Augen oberflächlicher Beobachter entrückt. Wer nicht Thor ist, der gräbt in jedem Fall, wo er das Volk leiden sieht, den Mäusen nach, die ihre Nester gern ins Dunkle unter den Boden eingraben und ungesehen an den zarten Wurzeln des Volkssegens nagen und sie verderben.

106. Die frierenden Kinder.

Der Tag war schön, die Kinder waren leicht bekleidet, aber es war kalt, und Lise, die neben ihrer Gouvernante saß, sagte zu ihr: Deck' mich doch und nimm mich auf deinen Schoß. — Die Gouvernante antwortete: Was denkst du auch? In der Kirche dich auf den Schoß nehmen? Ich müßte mich ja schämen. Dulde dich, andere Leute müssen ja auch frieren.

Emma saß zwischen Mutter und Tante. Diese sahen, ehe es sich beklagte, daß es friere, hüllten es von beiden Seiten in ihr Gewand und nahmen links und rechts seine beiden Aermchen in ihre Pelze.

Mit dem Wonneblick eines Engels sah das Kind die ganze Kirche durch an die wärmende Mutter und Tante hinauf, und eilte dann an ihrer Hand, wie eine Rose blühend, zum Vater; indessen das andere, sobald es heim kam, sich zu Bette legen mußte. Da es starb, machte Nilson der harten stolzen Gouvernante Vorwürfe; aber sie antwortete ihm: Man muß in allen Stücken Festigkeit und Energie zeigen; wenn auch schon einzelne Uebel daraus entstehen, so ist es doch immer das Beste. Nilson erwiderte: Du hast mit deiner Energie das Kind getötet.

Darüber antwortete die Gouvernante nichts, sie kehrte sich aber um und sagte zu sich selber: Was macht das, wenn es darauf ankömmt, Grundsätze zu erhalten, die für das Menschengeschlecht die einzigen guten sind.

107. Die Schaubhütlerin und das Samenkorn.

Ich bin doch unglücklich, daß ich in deine und nicht in eines Bauern Hand falle, also sagte das Samenkorn zu einer Schaubhütlerin, die selbiges eben in ihren Acker säen wollte. Die Schaubhütlerin antwortete: Es wird dir ja gleich sein, ob du in meinem oder eines Bauern Acker wächsest und keimest.

Das Samenkorn erwiderte: Siehe, wenn der Bauer mich in seinen Acker wirft, so falle ich freilich, wie bei dir, von seiner Hand gesäet unter seine Schollen; aber er läßt mich auswachsen und reif werden, du aber säest mich aus, um mich zu verderben, ehe ich zum Gebären meiner Frucht reif bin.

Die Schaubhütlerin war eben schwanger, Thränen fielen auf ihre Wangen. Sie küßte das Korn in ihrer Hand und sagte: Falle ruhig, von mir gesäet, in dein Grab! Ich schneide dich nicht wieder, bis du zum Gebären deiner Frucht reif sein wirst.

108. Eine Tanne, die der Stolz tötet.

Sie rang ihr Leben hindurch, die höchste unter allen Tannen zu werden. Nun war sie es, — und war jetzt zufrieden; aber da sie hörte, die Tannen auf dem Libanon seien höher als sie, so wollte sie auch so hoch wachsen als diese.

Umsonst sagte ihr alles, was Freund war, sie stehe nicht in Libanons Boden und nicht an Libanons Sonne. —

Was eine Tanne werden, was eine Tanne scheinen kann, das will auch ich werden, das will auch ich scheinen, also sprach sie, und trieb diesen Sommer über eine neue Krone und starke Schößlinge in allen Aesten.

Das ganze Dorf ging hinaus, die Wundertanne zu sehen, die in ihrem Alter noch also Schößlinge trieb. Aber ein alter Hirt sagte zum gaffenden Volk: Der Tod wird sie auch bald und vor allen andern heimsuchen.

Der Ritterstand des europäischen Weltteils hatte sich vor Jahrhunderten in Uebereinstimmung mit allem dem, was in unserm Weltteile der Ausbildung von Kraft, Würde, Selbständigkeit und Gemeingeist wesentlich eigen ist, allgemein zu einer Höhe erhoben, wie die Welt kaum je einen Stand sich zu dieser Höhe erheben gesehn; als aber die Jerusalems-Ritter unsers Weltteils bei ihren Jerusalems-Zügen sich von dem Schimmer der in einer Stunde unnatürlich steifen, und in

der andern unnatürlich lockern, asiatischen Magnaten und Halb- und Viertels-Magnaten blenden ließen und sich in unserm Weltteil auch zu dieser Mischung der Steifigkeit und Lockerheit der asiatischen Großen erheben wollten, so bahnten sie sich wahrlich in verschiedenen Richtungen den Weg zu einem Zustand, dessenthalben ihnen schon damals ein kluger Mann ihres Zeitalters hätte prophezeien können, was der alte Hirt der stolzen Tanne prophezeite, die auf Europa's magerm Boden und an Europa's kühlerer Sonne glaubte, auch das scheinen und werden zu können, was eine Tanne auf Libanons Höhen, in Libanons Boden und an Libanons Sonne werden kann.

109. Der Bauer und die Eiche.

Der Bauer sagte zur Eiche: Der Boden, den du um dich her verödest, schadet mir mehr, als du wert bist.

Du kannst ihn ja, erwiderte die Eiche, wenn es dir darauf ankömmt, mit kleinem Gesträuch bepflanzen.

Aber der Bauer antwortete: Ich fahre besser, wenn ich dich umhaue und den Boden um dich her ganz mit Gras oder gleichstämmigem Holze ansäe.

So leicht nimmt es doch nicht jeder Bauer auf mit dem Umhauen eines Eichbaums. Hart Holz ist gut Holz, man bezahlt es oft sehr teuer; ein Mann, der viele Eichen hat, ist ein reicher Mann, und was alle Jahre wächst, und alle Jahre wieder vergeht, wird auch gar oft schnell und in jedem Falle leichtsinniger verbraucht, als was Jahrhunderte fordert, um es besitzen zu können; und überall thut man wohl, wenn man sich zehnmal besinnt, ehe man irgend etwas recht Großes, tief Eingewurzeltes und Feststehendes umhaut oder niederreißt.

110. Der Ursprung des Blutdursts.

Warum thut sie auch das? fragte ein Kind seinen Vater, da es eine Katze mit ihrer gefangenen Maus spielen sah.

Ich weiß es nicht, antwortete dieser; aber ich denke, mit der ersten Blutschuld kommt auch die Lust zum Spielen mit Blut — in die Seelen von Katzen.

Es ist eine Erfahrungssache: Der Mensch, der an Ort und Stelle aufgewachsen, wo man viel schlachtet, metzget und tötet, wenn er auch sonst ein guter Mensch ist, gewöhnt sich an's Töten. Er wird gleich allmählich auch bei grellen Erscheinungen des Blutvergießens gleichgiltig. Ist er aber ein unedler leidenschaftlicher Mensch, so geht seine Gleichgiltigkeit beim Blutvergießen gar leicht in eine Lust am Blutvergießen, in Blutgierigkeit hinüber.

111. Was ist der Mensch? — Blatt oder Stamm?

Mißmutig über den Tod seiner Erschlagenen, neigte ein siegender König sein Haupt gegen den Boden. Ein Schmeichler, der merkte, was den Fürsten drückte, zeigte ihm zahllose am Boden liegende Blätter unter einer Linde, bei der sie eben standen, und fragte den König: Werden diese nicht wieder wachsen?

Das empörte einen edlen Mann, der neben ihm stand. Dieser führte den König in das Dickicht des Waldes, zeigte ihm tausend vom Sturme niedergestürzte Tannen und sagte zu ihm: Werden denn diese auch wieder wachsen? —

Nein, nein, der Mensch im Staate ist für den Fürsten durchaus nicht nur ein Blatt am Baume, das jeden Herbst abfällt und jeden Frühling wiederkommt; nein, nein, er ist im Staate und für den Fürsten ein sittlich, geistig, bürgerlich und religiös selbständiges Wesen, das die Staatsgesetzgebung in der Wahrheit seines reinen, göttlich gegebenen Wesens mit heiligem Ernste als solches zu erkennen und zu sichern, heilig verpflichtet ist.

112. Alte Zeit, gute Zeit.

Die Alten machten alles ohne Wirtschaft. Ich wollte aus einer solchen Eiche zwölf Ruhbänke machen, die eben so dienen, sagte Schaffner Christoph zu seinem Herrn, der eben auf einer Eiche saß, die sein Ahnherr zu einer Ruhbank vor sein Schloß legen ließ.

Nun, so nimm eine solche Eiche, antwortete sein Herr, und mache zwölf solche Ruhbänke daraus. — Der Schaffner that es; aber die Ruhbänke sind schon alle wieder verfault und des Großvaters Eiche liegt noch unversehrt da, und wird in hundert Jahren bei späten Enkeln noch unversehrt da liegen.

113. Die Unverschämtheit des unbrauchbaren Mannes.

Wie darfst du dich auch neben mir zeigen? sagte ein unbrauchbarer Mahlstein zu einem abgeschliffenen alten, der neben ihm lag.

Dieser antwortete ihm: Wir sind jetzt freilich beide unbrauchbar; aber ich, weil ich ausgebraucht bin, und du, weil man dich nie gebraucht hat und nie brauchen kann.

Friedrich der Große ließ sich alle Jahre die Liste von allen pensionierten Staatsdienern vorlegen, und von allen mußte bemerkt werden, was sie noch thun.

Einmal fand er von einem, dem die Behörde nicht gewogen gewesen zu sein schien, diese Frage mit den Worten beantwortet: Er thut nichts.

Friedrich, der ihn kannte, schrieb einfach daneben: Er hat gethan.

114. Die Armbrust und der Degen.

Der edle Kraftmann liebte seines Großvaters Armbrust, die mit Gold und Perlenmutter geziert, vortrefflich gearbeitet, aber stark und schwer war, für sein Leben; aber sein Sohnssohn, der böse Augen hatte und an den Händen etwas zitterte, hieß es eine bäurische Waffe und sagte: Ein Degen mit einer weißen Scheide, die sich zu den weißen seidenen Strümpfen schicke, stehe einem Patrizier besser an, als die köstlichste, schönste Armbrust.

Ein Freund, dem ich diese Stelle las, sagte: Es nimmt mich nur Wunder, daß dieser Liebhaber des Degens in der weißen Scheide nicht noch hinzusetzte: Ein Patrizier sollte sich schämen, das Wort Armbrust auch nur in den Mund zu nehmen; es habe ja einmal ein unruhiger Bauer seinen Landvogt damit erschossen.

115. Das ungleiche Obdach.

Ein Bauer baute sich unter dem Schutze einer eisernen Nagelflüe ein Haus. Dieses stand Jahrhunderte unter seinem Obdache.

Ein anderer baute sich das seine an den Fuß eines Sandfelsen; aber dieses war bald unter dem Schutte seines Obdaches begraben.

Wenn du auch Schutz nötig hast, so suche keinen, ehe du ihn geprüft. Scheinstärke ist oft Schwäche; darum sieh' dem Manne in jedem Falle steif ins Gesicht, der zu dir sagt, er wolle dich auf seine Schultern nehmen und über einen reißenden Bach tragen.

116. Das unauslöschliche Gleichheitsgefühl.

Ein Hirt nährte seine Schafe in einem magern Thal sparsam, aber alle gleich, und die Tiere waren dennoch allgemein zufrieden.

Jetzt aber füttert er ein Dutzend Lieblingsschafe mit ausgezeichnetem Ueberflusse. Nun ist die ganze Herde unzufrieden und gar viele unter den Schafen tötet der Aerger.

Die Ansprüche der Menschennatur sind im allgemeinen leicht zu befriedigen, aber die Verweigerung des Rechts an diese Ansprüche verdoppelt die Lebendigkeit derselben und macht aus den Bedürfnissen der Natur Ansprüche der Einbildungskraft und der Leidenschaften, deren Gewaltsamkeit alle Ruhe und allen Segen unsers Geschlechts untergräbt und zernichtet. Das geht so weit, daß unter hundert Fällen des Selbstmordes kaum einer ist, der nicht Ansprüche der Einbildungskraft, die sich zu Ansprüchen der Leidenschaft erhoben, zu seinem Grund hat.

117. Das Schuhmaß der Gleichheit.

Ein Zwerg sagte zum Riesen: Ich habe mit dir gleiches Recht. — Der Riese erwiderte: Freund! das ist wahr; aber du kannst in meinen Schuhen nicht gehen.

Das sollte man dem Dorfvogt antworten, der eine Stadtpolizei auf seinem Dorfe haben möchte, und dem Stadtbürgermeister, den es gelüstete, eine Wacht vor seinem Rathaus und vor dem Stadtthor auf Kosten der Stadt in fürstlicher Parade aufziehen zu lassen.

118. Das Katzen-Seelenmachen.

Ein Bauer sagte zu mir, sein Nachbar Stoffel habe ein Schaf und eine Kuh, die dir Augen machen wie Katzen. Da bat ich den Bauer, mich den Stoffel kennen zu lehren, und sagte: Ein Mensch, der Katzenseelen in die Unschuld hineinbringen kann, verdient und findet in der ganzen Welt Aufmerksamkeit[32]. Und das ist gar recht, aber Zutrauen muß man ihm nicht schenken.

Aber warum möchtest du diesen Stoffel kennen? erwiderte mir der Bauer. Ich antwortete ihm: Damit ich einen jeden Menschen, der ihm auch nur ein wenig gleich sieht, wie die Pest fliehen könne.

Er. Ich will dich morgen zu ihm führen; denn er ist wirklich ein Mann, den man wie die Pest fliehen muß.

Ich. Warum das?

Er. Er kann aus einer Engelsseele, die in seine Klauen fällt, einen Satan machen, eben wie in einen guten Schafskopf Katzenaugen hineinbringen.

119. Der gefrorne See.

Eine so gute Straße ist auf der ganzen Erde nicht, sagte ein Fuhrmann, da er über einen gefrornen See fuhr. Aber dieser antwortete: Wenn ich wieder aufgefroren bin, so bin ich noch unendlich mehr wert[33]. Des Fuhrmanns Lob gründet sich auf meinen Tod, ich bin aber lieber lebend und für Fuhrleute unbrauchbar.

O, wie recht hat dieser See. Wie unendlich mehr ist er in dem Zustande seines offenen Lebens wert, in dem ihn alle Winde bewegen, als im Zustande seines Gefrorenseins, in welchem er, wie eine Karrenstraße, zum Dienst roher Fuhrleute und Viehtreiber Lastwagen über sich fahren und Viehherden über sich treiben lassen muß.

120. Der Schöppe Plumb.

Der Schöppe Plumb ging heute, wie täglich, berauscht aus der Schenke und traf auf dem Wege den Schneider Klein an, der auch

so berauscht heimging. Das konnte der Schöppe nicht leiden; er entrüstete sich und sagte zu seinem Büttel: Büttel, stell' mich an die Wand, und führ' den Schneider Klein ins Gefängnis nach den Rechten der Stadt pag. 71 in den Satzungen. — Der Büttel that, was ihm der Schöppe befohlen und führte den Bürger ins Gefängnis nach den Rechten der Stadt. Dann kam er wieder, und führte den Schöppen zu seiner Frau nach den Freiheiten der nämlichen Stadt.

Je kleiner und kleinstädtischer der Bürgerstand eines Ortes organisiert ist, desto größer und bis zur Lächerlichkeit auffallend ist in Zeiten, in denen die sittlichen und rechtlichen Fundamente des bürgerlichen Wohlstandes und seines sittlichen und häuslichen Kraftzustandes untergraben sind, der Unterschied zwischen den Rechten und Schuldigkeiten der gemeinen Bürger und den Privilegien und Ausnahmsübungen ihrer Schöppen, Richter und aller derjenigen Personen, an deren Händen der schmutzige Abgang des Einnehmens und Ausgebens ihrer Stadtrevenüen vorzüglich klebt und von deren Privatselbstsucht alles Kunstmanövrieren für die wachsende Vergrößerung dieser Revenüen und die Organisation ihres Gebrauches, sowie die Bestimmung der Hände, durch welche dieser Gebrauch gehen soll, allgemein abhängt.

121. Die mürben Stricke.

Sie waren alle mürbe, aber er malte sie alle schwarz, grau und violetblau.

Das half nichts, die grauen, die blauen, die gelben und grünen zerrissen wie vorhin und Hans, der Knecht, sagte zu seinem Meister, der seine faulen Stricke also malen ließ: Ich kann mit diesem Fuhrwerk nicht mehr fahren.

Mach' du nur, erwiderte der Meister, daß die Pferde immer alle gleich ziehen und keines mehr als das andre angestrengt werde.

Der Knecht antwortete: Wenn ich schon gegen deine Pferde gerecht bin, deine Stricke sind um deswillen nichts desto weniger faul, und wenn sie reißen, so wird der Wagen trotz aller meiner Gerechtigkeit und trotz allem deinem Schwarz, Grau und Violetblau doch stille stehen.

Anstreicher-Künste machen keine alten Wände neu und keine faulen Stricke stark. Wo die wahren Kraftmittel des Rechts faul sind, da vermögen alle Prunkmittel und Prunkformen der Scheingerechtigkeit es nicht, das Aeußerliche des Gerechtigkeitskarrens ins Gleis der Unschuld hinzubringen, in der er allein das Volk zu segnen vermag.

122. Die seltene Pfirsiche.

Ein Bauer hörte, daß im Schloßgarten seiner Herrschaft eine seltene, köstliche Pfirsiche wachse, und ruhte nicht, bis er einen Stein von dieser Frucht hatte.

Da er so glücklich war, setzte er ihn eilend in den Boden; aber an einem schattigen, windigen Ort. Nun fällt seine Frucht ihm alle Jahre unreif vom Baume, indessen glaubt er doch, er esse alle Jahre die seltene Pfirsiche, die an seines Herrn warmem, windstillem Geländer köstlich ausreift.

Auch von den Konstitutionskernen darf man nicht glauben, man könne sie so mit roher Hand vom Boden auflesen und in jeden Boden hineinsetzen, wo man nur immer will. O nein, o nein, dergleichen Kerne wachsen nicht in jedem Boden, und sie zu versetzen, daß sie wachsen, gedeihen und reifen, ist eine weit größere Kunst, als sie vom Boden aufzulesen.

123. Die Feldmusik.

Trommel. Ich verkündige das Recht und die Ordnung des Kolbens.

Pfeife. Damit die Menschen ihr Entsetzen ertragen, pfeife ich zwischen hinein Lieder des Leichtsinns.

Pauke. Ich verkündige das Recht und die Ordnung des Bügels.

Trompete. Ich übertreffe im schmetternden Ruf zu den Freuden des Leichtsinns die Pfeife, wie die Pauke die Trommel, und der Hufschlag den Fußtritt.

Ein frommer Bauer, der einen Soldaten diesen Wettstreit der Feldmusik erzählen hörte, sagte dem jungen Krieger: Ich lobe mir meine Kirchenglocke, und wollte hundert Messen dafür lesen lassen, ich könnte machen, daß diese Glocke das Feldgeschrei der Trommeln, Pauken und Pfeifen so überschreien würde, daß man auf hundert und ein Jahr keine von ihnen mehr hören würde.

124. Die unheilbarste aller Krankheiten, das schleichende Mittelmäßigkeitsfieber.

Ein Tannenwald in seinem besten Jugendwuchs sagte zu sich selbst: So lange ich jung bin, bricht mich jeder Knabe ab, wenn ich alt bin, haut mich mein Bauer um. Also will ich immer bleiben, was ich jetzt bin.

Die armen Tannen dachten nicht, daß sie sich dadurch zur unheilbarsten aller Krankheiten, zum Mittelmäßigkeitsfieber verdammt hatten.

Alle unsere Kräfte haben in sich selbst einen Trieb, sich immer mehr zu entfalten und stärker und brauchbarer zu werden; das Stillstehen dieses Triebes ist die Quelle des Zurückschreitens aller unserer Kräfte und der damit verbundenen Krankheit des Mittelmäßigkeitsfiebers, dieses unendlichen Versinkens unserer selbst in uns selbst. Die Anfänge dieses äußersten Versinkens in dieses tiefe Verderben der Menschennatur fängt gewöhnlich mit einer großen Gleichgiltigkeit auf Gegenstände an, die die Aufmerksamkeit und das Interesse jedes gesund belebten Menschen ansprechen; der Mensch in diesem Zustande äußert sich gewöhnlich in einem solchen Falle mit den Worten: Es ist nichts daran gelegen, — es ist mir nichts daran gelegen. Wer immer dieses Wort auf eine auffallende Art im Munde führt, von dem kannst du sicher glauben, er ist in einem hohen Grad von dieser Krankheit, die das Heilige aller Kräfte der Menschennatur in uns selber tötet, ergriffen.

125. Das Spatzenschießen.

Als die diebischen Spatzen in Altnau einst vorzüglich viele Früchte verderbten, ergriffen einige schlaue Jagd-Leute, die schon längst den Tauben im Dorf gern zu Leibe gegangen wären, den Anlaß, die Bauern daselbst zu bereden, jedermann zu erlauben, alle Vögel ohne Unterschied zu erschießen.

Aber diese Erlaubnis war kaum gegeben, so redeten die lüsternen Jäger hinter Mauern, Scheunen und Hecken mit den untreuen Spatzen ab, ihnen das Leben zu schenken, wenn sie ihnen nur alle Tauben auskundschaften und verraten würden.

Jäger sind Leute, die gern vielerlei Gewild töten, vielerlei Künste brauchen, es zu fangen, und gar oft große Geduld ausüben, auf dasselbe zu lauern, und endlich auch gewöhnlich einem großen Braten lieber nachjagen, als einem kleinen; und bei solchen Gesinnungen und Neigungen kommt die menschliche Schwäche leicht dahin, sich zu Unterhandlungen brauchen zu lassen, die ungefähr denen gleich sind, welche die Jäger von Altnau mit den diebischen Spatzen gepflogen.

126. Ein Amtmann, der blind an dem Bauern ist, den er liebt, und sehend an dem, den er haßt[34]).

Der Amtmann Kleinmeyer liebte den Niklas und haßte seinen Bruder. Als aber der erste ein Schelmenstück ausübte, sagte er zum letztern: Da sieht man jetzt, was ihr für Burschen seid.

Dieser antwortete darauf: Gnädiger Herr! wenn ich das Schelmenstück begangen hätte, so würden Euer Gnaden nur sagen: Da sieht man jetzt, was du für ein Bursche bist.

In tausend Fällen ist es nicht die Wahrheit oder die Unwahrheit, nicht das Recht oder das Unrecht einer Thatsache, die unser Urteil darüber bestimmt; sondern blos die Neigung oder die Abneigung, die wir für oder wider die Person haben, die sie gethan hat.

127. Die Welle und das Ufer.

Das Ufer sagte zur Welle: Warum beschädigst du mich?

Die Welle antwortete: Die Gewalt meines Stroms wirft mich zu meinem eigenen Verderben an dich hin.

Alle menschliche Kraft, die ohne ihr Wissen und wider ihren Willen der Schwäche, dem Irrtum und der Gewaltthätigkeit irgend einer andern menschlichen Kraft als totes Werkzeug und Mittel dient, ist dieser Welle gleich und kann gegen Jedermann, den sie schädigt, mit Recht die gleiche Entschuldigung anbringen.

128. Der Maurer und sein Junge.

Man kann ja auch große Steine auf die kleinen hinaufsetzen, sagte ein Maurerknabe zu seinem Meister.

Dieser antwortete: Ja, aber dazu braucht es Kunst; und es ist immer besser, die kleinen auf die großen zu setzen.

Ein guter Baumeister unterlegt den großen, schweren Fundamentsteinen eines Gebäudes gar oft kleine, wohlgeordnete Kiesel; hingegen ist es auch eine allgemeine Regel der Baukunst, das drückende Gewicht der großen Steine muß in jedem Gebäude in dem Grad abnehmen, als die Mauer desselben hoch aufgeführt ist.

129. Ein Esel und ein Löwenschädel.

Ein Esel fand einen solchen. Es schauerte ihm noch vor dem toten Gebiß. Der Schädel, der es sah, sagte ihm spottend: Siehe da neben mir den großen Elephantenzahn; das ist etwas zum Zittern.

Aber der Esel antwortete ihm: Nein, nein, dieser sagt mir nur: Thue Recht! — du aber sagst mir: Ich fresse dich!

Ich darf doch wohl fragen: Hat es der Esel richtig getroffen und ist der Unterschied des Eindrucks, den der Löwenschädel auf ihn machte, ein richtiges Bild des Unterschieds, den der Eindruck der bösen und der guten Gewalt selber in ihren äußern, toten Zeichen auf die Menschennatur allgemein macht?

130. Der Löwe und sein Rathgeber[35]).

Ich sehe ungern, daß man immer mehr Hunde in meinen Dienst nimmt, also sagte ein Löwe, der seinem Ende nahte, zu seinem Vertrauten.

Dieser wußte nicht, was er dem sterbenden Löwen antworten sollte; aber er fühlte tief im Herzen die drückende Wahrheit: Sowie die Löwen unbrauchbar werden, werden die Hunde unentbehrliche Tiere.

131. Wo wird es sich enden?

Sein Ahnherr traute auf Harnisch und Schwert.
Sein Großvater auf seine Faust.
Sein Vater auf sein Maulbrauchen.
Er auf seinen Federkiel.

Sagt mir! wo wird sich das enden? Worauf wird wohl sein Sohn noch vertrauen?

Es bleibt ihm nichts übrig, als der Strohhalm der Schiffbrüchigen.

Ich kenne ihn. Er hat den Halm schon zum voraus in seiner Rechten und mit seiner Linken deckt er sein Angesicht mit einer Larve, die auf seines Großvaters Gesicht paßt.

132. Noch einmal — wo wird es sich enden?

Sein Urvater baute auf Siegel und Briefe, sein Ahnherr auf die Grundsätze des Rechts, sein Großvater auf Frömmigkeit und Mäßigung, sein Vater auf Schleichwege, er auf das mir nichts und dir nichts der offenen Gewalt.

Wo wird sich das enden?

Es wird wieder zurückgehen von der offenen Gewalt zu Schleichwegen, von den Schleichwegen zur Mäßigung, von der Mäßigung zu Grundsätzen, und von Grundsätzen zu Siegel und Briefen.

So sagte ich; aber mein Freund meinte, es werde gar nicht so kommen. Die offene Gewalt, sagte er, wird ein à tout spielen, und selbiges entweder gewinnen, oder verlieren. Ich antwortete ihm: Dann wünsche ich zu sterben, ehe das eine oder das andere geschehen sein wird.

Ich wiederhole auch hier gern: Es ist jetzt bald vierzig Jahre, seitdem ich dieses geschrieben, und man hat in dieser Zeit oft und unter verschiedenen Umständen so ein à tout-Spiel, das, wie man meinte, hätte gewonnen werden oder verloren gehn sollen, mit allen seinen grellen Folgen erwartet und gefürchtet; aber es ist Gott Lob nie ganz gewonnen und nie ganz verloren worden; es wird auch niemals, wenn es je wieder gespielt werden sollte, weder gewonnen werden, noch verloren gehn. Die Menschennatur sträubt sich, beides, gleich wider das gänzliche gewonnen werden und wider das gänzliche verloren gehen

eines solchen à tout-Spiels. Sie, die Menschennatur ist ewig, denn sie ist göttlich gegeben; die Lust zum trüglichen Spielen aber mit dem Menschenwohl ist vergänglich; denn sie ist menschlich, und die menschlichen Gedanken und die menschlichen Gelüste, selber die lebendigsten und durch Kaltblütigkeit starken und festen Gelüste, die Gelüste des Ehrgeizes, sind veränderlich. Und wo immer das Verderben des gesellschaftlichen Lebens, nach welcher Richtung dieses auch geschehen sein mag, seinen obersten Gipfel erhalten, da lenkt die Natur von selbst wieder zur Wiederherstellung ihrer selbst. Diese Wahrheit, die die frommen Alten mit dem Worte ausdrückten: Wo die Not am größten, da ist Gottes Hilfe am nächsten, ist in Rücksicht auf gedrückte, leidende Völker ebenso in der Menschennatur begründet und durch die Erfahrung bestätigt, als in den Erfahrungen der Not einzelner, gedrückter, leidender Menschen.

133. Eis und Eisen.

Du drückst mich eben, wie das Stück Eisen, das neben dir liegt, also sagte die Erde zu einer Eisscholle, die der Bach auf sie hinwarf.

Diese antwortete: Ja! aber beim ersten lieblichen Tag vergehe ich wieder.

Darauf sagte das Eisen: Ich vergehe ja auch, wenn die Hitze groß genug ist.

Aber die Erde erwiderte: Behüte mich Gott davor, daß sie jemals für mich so groß werde.

Und der Eisklumpen setzte noch hinzu: Es ist nicht einmal wahr, daß du jemals vergehst; wenn du auch in der höchsten Glut fließend wie wallendes Feuer scheinst, so bist du doch Eisen, und wenn du geschmolzen wieder erkaltest, so bist du nur anders geformt.

Das härteste Metall erscheint freilich unter gewissen Umständen als fließendes Wasser, aber seine Natur ist Härte. Welche Feuersgewalt auch für den Augenblick in ihm den Anschein der Zartheit und Weichheit hervorbringt: seine Natur bleibt immer die nämliche; so wie es erkaltet, ist es wieder hartes, unbiegsames Eisen.

134. Zwei Dorfmeister.

Ich bin heute abermals sterbensmüde, und man ist doch nicht mit mir zufrieden. Also sagte am Abend eines Gerichtstages ein mühseliger Dorfvogt.

Einer, der das Regieren vortrefflich verstand, antwortete ihm: Ich hingegen werde nie müde, und man ist doch mit mir zufrieden.

Der Mühselige. Ich würde dein Geheimnis mit Gold kaufen, wenn es feil wäre.

Der Vortreffliche. Es ist für dich umsonst feil. Wenn die Margreth ihre Rüben kocht, wenn der Hans seinen Acker mistet, und der Heini seinen Esel tränkt, so pfeife ich mein Lied und denke, das geht dich nichts an!

Der Mühselige. Und ich meinte, das Dorf müßte zugrunde gehen, wenn ich nicht von allem unterrichtet wäre.

Die geheime Geschichte des Dorfs, in dem beide wohnten, sagt, der mühselige Dorfvogt habe ein böses Gewissen gehabt, und aus Gründen, über die er Niemanden gerne Licht gab, so allen Elendigkeiten, die im Dorfe vorgingen, nachgefragt; der andere aber sei ein unschuldiger, braver Mann gewesen, der in allem seinem Thun und Lassen aus reinem Herzen gehandelt und durchaus in keinen Verhältnissen gestanden, die ihn hätten veranlassen können, irgend etwas im Dorfe nachzuforschen, wozu ihn nicht Pflicht, Ehre und Wohlwollen selbst aufgefordert hätten.

135. Das ungleiche Gefühl eines Pfarrers und eines Bauern über den Schaden, den ein Waldbach ihrem Dorfe that.

Ich verabscheue diesen Bach von Grund meines Herzens. Also sagte ein Pfarrer, da ein Waldbach ihm Dorf und Kirche weggeschwemmt hatte.

Ein Bauer antwortete ihm: Verabscheuen Sie lieber den Unsinn, mit dem wir seit zwanzig Jahren versäumt haben, den Bach bei seinem Ursprunge vom Dorfe abzuleiten; und dann auch die Selbstsucht, mit der wir die vom Strome zuerst angegriffenen Häuser auf Gefahr des ganzen Dorfes nicht haben Preis geben und umreißen wollen.

Der Pfarrer wandte sich von dem Manne, der ihm das antwortete, weg. Ich aber fragte ihn: Hat der Mann nicht Recht?

Da sah mich der Pfarrer steif an, schüttelte den Kopf, hob den Zeigefinger in die Höhe und sagte:[36]) Wehe dem Manne, der in der Welt bei irgend einem Elend und bei irgend einem Unglück zu sagen wagt, daß er die lebendigen, entfernten Realursachen desselben mehr verabscheue, als seine zufälligen, leblosen und unschuldigen Augenblicksveranlassungen.

Es ist ein Unglück, daß die Menschen so wenig zu den höhern und frühern Ursachen der Unfälle, die ihnen begegnen, hinaufsteigen, aber es ist noch ein größeres Unglück für sie, daß sie es oft nicht dürfen, wenn sie es auch noch so gerne wollten.

136. Eine Dame, zwei Kammerfrauen und ein Justizbeamter.

Meine gnädige Frau steht so oft vor ihrem Portrait und so selten vor ihrem Spiegel, also sagte eine junge, muntere Kammerfrau

zu einer andern, die aber etwas betagt, mißmutig und mit ihrem Stande unzufrieden war.

Diese antwortete ihr: Schwächlinge und Zieraffen wägen sich immer gern auf irgend einer käuflichen Trugwage der menschlichen Kunst, meiden aber eben so gern und eben so allgemein die unbestechliche Wage der treuen Natur und ihrer göttlichen Kunst.

Ein Justizbeamter, der ihr Gespräch hörte, sagte zu sich selber: Wenn ich von der Anhänglichkeit unsrer Zeitmenschen an die bestechliche Wage der menschlichen Kunst und von ihrer Abneigung vor der unbestechlichen Wage der treuen Natur reden höre, so kommt mir der Sinn an ganz andre Menschen und an ganz andre Gegenstände, als an eine solche gnädige Frau, ihren Spiegel und ihr Portrait.

Dieser Justizbeamte muß in den Geschäften seines Tribunals über die Anhänglichkeit an die bestechlichen Wagen der Kunst und über die Ausweichungs- und Beiseitsetzungskünste der Wage der treuen Natur ganz andere und wie es scheint, interessantere Erfahrungen gemacht haben, als diejenige war, die die junge Kammerfrau bei ihrer Meisterin zu machen Gelegenheit gehabt.

137. Zwei Pferde und die Deichsel.

Die Deichsel brach vom Wagen und die Pferde sprangen wütend mit ihr über Stauden und Stöcke. Da sie aufgefangen wurden, sagte die Deichsel zu ihnen: Ihr geht sonst so still neben mir euren Weg, warum wütetet ihr jetzt also an meiner Seite? Die Pferde antworteten: So lange du selbst am Wagen angekettet als eine tote Stange in Ruhe zwischen uns lagest, so gingen wir freilich auch ruhig an deiner Seite unsern Weg, da du jetzt aber vom Wagen abgerissen selbst ungebunden, in wilden, bösen Sprüngen um unsere Beine herumtanzest, so macht uns das wütend.

Ebenso können Regierungsmaßregeln, die in willkürlichen Sprüngen den Geldseckel, den Brotkorb, die Ehrliebe und das Rechts- und Sicherheitsbedürfnis eines Volks verletzend angreifen, bei den Menschen die gleiche Wirkung hervorbringen, wie die vom Wagen abgerissene Deichsel, wenn sie in willkürlichen Sprüngen um die Füße der Pferde herumtanzt.

138. Die verwandelten Schafe.

Die Heerden des größern Viehs vertrieben die schwächern Schafe aus allen Ebenen bis an die steilen Gebirge.

Dahin verjagt, jammerten sie für ihr Leben; da erbarmte sich Jupiter, der aller Armen Vater ist, ihrer gedrängten Schwäche, schuf ihnen starke Gelenke zum Springen, Hörner, sich in die Felsen zu klammern und eiserne Schenkelgebeine.

Also ward das wilde Gemsgeschlecht, das in glücklichen Höhen sein Gras findet, erschaffen und lebte Jahrhunderte fern von den gefürchteten Menschen und Herden.

Aber einst gelüstete ein weibliches Gemstier, beides, auf den Bergen und in den Thälern zu leben, und bat um ein Herz, das sich nicht mehr vor Menschen und Herden entsetze.

Jupiter erhörte auch diesen Wunsch und machte sie zur Stammmutter der elenden Ziegen.

Ich habe einmal gehört, am hohen Indus lebe ein Stamm eines weisen und frommen Volkes, dessen Priester alljährlich ein feierliches Gebet vor dem Altare der Sonne verrichten, darin sie ihre Gottheit bitten, daß sie doch von den Bitten der sterblichen Menschen nur selten eine erhöre, und die Geschichte des Volks sagt, daß es seine Ruhe und sein Glück vorzüglich dem Gebet dieser Priester und der Stimmung danke, die ihm dieses Gebet einflößt.

Bemerkung über diese Ansicht heidnischer Priester von dem menschlichen Beten.

Ich las diesen Abschnitt zwei Menschen vor, davon der eine ein stilles, christliches, frommes und in einem hohen Grad wohlthätiges Leben führte, aber in keiner Rücksicht in der Welt und nicht einmal in seinen nächsten Umgebungen viel von sich reden machte, der andere aber als ein eifriger und renommierter Streiter für das Eigentümliche seiner Glaubensmeinungen weit und breit bekannt und dabei berüchtigt war, daß er Jedermann, der diese Meinungen nicht in gleichen Silben, Buchstaben und Phrasen wie er ausdrücke, nicht blos mit entschiedenem Verdacht ins Aug' fasse, sondern ihn vielmehr, wo er immer könne und möge, verunglimpfe, verdächtige und sogar, wo er Gelegenheit dazu finde, ihm Steine in den Weg lege oder auch ins Fenster werfe.

Der erste fand in dieser indischen Erzählung eine große Wahrheit für zweierlei Gattungen von Menschen. Erstlich für diejenigen, die das Gebet als eine Art von Sühnopfer für die Schwachheiten und Sünden, die sie täglich wiederholen und täglich wieder abbitten, ansehen, ohne sich weder heute noch morgen im geringsten zu bemühen, selbige im Ernste abzulegen. Und dann zweitens für diejenigen, welche dasselbe dahin mißbrauchen, den Gelüsten ihrer Selbstsucht und Sinnlichkeit eine Art von heiligem Schein zu geben und sich durch dasselbe im Mittelpunkt ihrer Verirrungen immer mehr zu verstärken und zu verblenden. Der andere aber sagte, er könne nicht anders, er müsse diese Fabel als eine eigentliche Lästerung gegen das Gebet selber ansehen und es sei seine Pflicht, alle seine Gläubigen vor dem satanischen Gift derselben zu warnen. — Ich hörte ihm eine Weile ruhig zu; da er aber seinen Kutteln über diesen Gegenstand auf eine wirklich beleidigende Art Luft zu machen fortfuhr, gefiel es mir auch nicht

länger, ihm stillschweigend zuzuhören; ich antwortete ihm: Lieber wilder Mensch! Du kennst das Wort nicht, das auch zu dir und deinesgleichen gesagt ist: Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet; denn mit welchem Maß ihr messet, wird euch wieder gemessen werden. —

Ich mußte also sprechen. Die Sache ist wichtig. Religionsverirrungen, die in sinnliche Verhärtungen des Geistes und des Herzens ausarten, sind dadurch geeignet, in den Angelegenheiten des stillen, christlichen Glaubens und der stillen, christlichen Liebe Gleichgiltigkeit, Kaltsinn, Lieblosigkeit, Rechthaberei und Streitsucht zu veranlassen und zu nähren und sind ohne allen Widerspruch als Sachen anzusehen, die dem Geist des wahren Christentums im höchsten Grad entgegenstreben und zu seinem größten Nachteil auf das Menschengeschlecht einwirken.

139. Gemeingeist und Gemeinkraft.

Ein schwatzender Gaukler klagte, es sei so wenig Gemeingeist unter den Menschen.

Ein Bauer, der ihn hörte, antwortete ihm: Ich fordere von meinem Zugvieh keinen Gemeingeist, ich fordere von ihm nur Gemeinkraft.

Dieses Wort ist im Munde eines Mannes, der mit Vieh umgeht und das Vieh braucht, ganz passend, aber für das Menschengeschlecht ist es bei weitem nicht auf gleiche Weise anwendbar. Gemeinkraft ohne Gemeingeist ist für das Menschengeschlecht keine Menschenkraft, sie ist für dasselbe eine reine, völlig vom menschlichen Geist und vom menschlichen Herzen entblößte Tierkraft; aber wenn man denkt, was es braucht, ein Volk zu der menschlichen Kraft zu erheben, die nicht blos Spielerei des Gemeingeistes, sondern wahrer Gemeingeist ist; so muß man in Rücksicht auf die Kunstführung der Völker, die man Politik nennt, auch das Wort anwenden, das uns in religiöser Hinsicht gegeben ist: Der Geist ist zwar geneigt, aber das Fleisch ist schwach. Wir können es uns nicht verhehlen, der Geist und Sinn unserer Zeit ist in der Bildung der Gemeinkraft der Völker weit, sehr weit mehr vorgeschritten, als in der Bildung seines Gemeingeistes.

140. Eine Kindsverderberin und ein Narr.

Eine rasende Frau erdrosselte ihr Kind. Ein Mensch[37]), dem verschrobene Lehrer von Kindesbeinen an auch seinen Kopf eben so verschroben gebildet, als der ihrige war, meinte, es geschehe der Mutter Unrecht; es sei wider die Natur, folglich ganz unmöglich, daß eine Mutter ihr Kind auch nur töten wolle, will geschweigen wirklich töte, und fügte dann dieser, wie er meinte, tief aus der Menschennatur herausfallenden Wahrheit noch bei, es sei eine böse Gewohnheit, daß wir alle Uebel, die wir leiden, fremden Ursachen, die nicht in uns selbst liegen, zuschreiben.

Ich habe in unsern Tagen Leute, die sonst sehr klug sind, diese Meinung, daß es ein großer Irrtum sei, wenn die Menschen Unglück und Uebel, die sie leiden, fremden Ursachen, die außer ihnen selbst liegen, zuschreiben, dahin anwenden gehört, man müsse alle Uebel und alle Leiden, die ein Volk treffen, von welcher Art sie auch immer seien, nur dem Volk selber zuschreiben.

141. Die ungleichen Herren.

Der eine darf trauen und glauben, der andere muß lauern und fangen; darum liebt der eine das Recht und die friedliche Weisheit, der andere Arglist und derbe Gewalt[38]. Auch leben in den Dörfern des ersten fromme, frohsinnige, glückliche Menschen; in den Dörfern des andern viel freches, verfängliches, mißtrauisches und gewaltthätiges Gesindel.

Auch sagte ein armer Mann, der sich durch's Land bettelte, einmal zu mir: Wenn die Leute in einem Dorfe gutmütig und frohsinnig sind, da suche ich mein Almosen gewöhnlich im Schloß, wo ich sie aber unglücklich und mißmutig finde, da suche ich dasselbe lieber im Pfarrhaus; doch, setzte er noch hinzu, giebt es auch Oerter, wo in Rücksicht auf die Barmherzigkeit und das Almosen im Schloß und im Pfarrhaus ein Herr ist wie der andere.

142. Mauschelhofen.

Es war ein gesegnetes Dorf, aber Juden, man sagte mir nicht, ob getaufte, oder ungetaufte, nisteten sich ein, wurden reich und das Dorf arm.

Jetzt stehen die Kinder seiner ehemals gesegneten Häuser täglich als Bettler vor den harten Thüren der Juden, und die armen Leute müssen in allweg thun, was die Judengasse will.

Neulich wollte sich ein reicher unabhängender Mann im Dorfe einkaufen; das behagte der Judengasse nicht, und der Mann hatte in der Gemeinde, welche aus 83 Bürgern besteht, nicht 7 Stimmen.

So ist es jederzeit, und so lang' es so ist, werden die Juden in Mauschelhofen gesegnet und die alten Einwohner Bettler bleiben, bis sie endlich, vom Gefühle ihres Elends und ihres Rechts dahin gebracht werden, mit der Judengasse — nicht mehr als Schuldner und Bettler, — sondern als Gemeinde zu reden.

Die guten Leute werden das wohl bleiben lassen, mit der Judengasse als Gemeinde zu reden. Wo Juden und Judengenossen einnisten, da ist außer der Judengasse kein Gemeingeist mehr denkbar; und wo in einer Gemeinde kein Gemeingeist mehr denkbar ist, da ist auch jede

Gemeinde keine wirkliche Gemeinde mehr. Diesem Uebel aber sollte freilich mit der größten Sorgfalt vorgebeugt werden. Aber auch dieses geschieht je länger je weniger. Wo z. B. unpsychologisch und unmoralisch organisierte Volkswahlen eingeführt sind, da sind alle Gemeinderechte und die Fundamente aller Segnungen der Gemeinde ein bloßes Spielwerk. Die Gemeinde selber ist im Wesen ihrer Gemeindekraft nicht mehr Gemeinde. Das selbstsüchtige Treiben von Juden und Judengenossen wird durch die Einführung solcher Wahlen zum gesetzlichen Fundament der Staatskunst und der Staatsrechte selber, so wie der Privilegien und Freiheiten der Bürger auf der einen und der Lasten und Bedrängnisse derselben auf der andern Seite.

143. Ein Fuchs und ein Esel.

Ich freue mich allemal, wenn ich einen unsrer Feinde, Treiber und Mörder hieher bringen sehe und denke, es liegt wieder einer unsrer Feinde bei der Menge derer, die schon tot sind, also sagte ein Esel auf einem Kirchhofe zum Fuchs. Aber dieser antwortete ihm: Ich hingegen erschrecke immer bei einem Leichenbegräbnis. Es kommt mir bei einem solchen immer kein Sinn an den einzelnen Menschen, den man ins Grab legt, ich denke nur an die Menge derer, die um dasselbe herumstehen.

Es ist doch gut, daß die Menschengefühle bei einem Begräbnis gewöhnlich weder Fuchsen- noch Eselgefühle sind.

144. Der Halb-Fuchs und der Ganz-Fuchs.

Ein junger Fuchs kam nur mit drei Beinen ins Nest. Seine Mutter jammerte darüber, aber der Vater schalt sie und sagte: Wir Füchse müssen uns dessen versehen und ruhig sein, wenn unsre Kinder alle also, und wenn sie auch gar nicht mehr ins Nest kommen.

Die Mutter erwiderte: Auf diese Art wollte ich lieber eine Schafsmutter sein und ein Schafsherz im Leibe tragen.

Pfui! sagte der Vater, ein ächter Fuchs muß eher im Fangeisen ersticken, als einen Augenblick anders als ein Fuchs denken.

Er hatte Recht. Wer Fuchs ist, muß es ganz sein[39]), ein Halb-Fuchs hat um deswillen kein Schafsherz und bekommt darum, weil er ein Halb-Fuchs ist, in Ewigkeit keines.

Es ist jeder Schwächlinge Art: wenn sie nicht Kraft genug haben zu dem, was sie gelüstet, so kommen ihnen schwere Gedanken ins Herz und sie möchten in ihrem Mißmut gar oft, sie hätten andere Kräfte, als die, in denen sie sich Schwächlinge fühlen. Das ist gar oft auch der Fall bei Menschen, die notgedrungen ins Feld ziehn, aber am Tage

der Schlacht es beinahe gar nicht verbergen können, daß ihnen die Gefahr, auf dem Bett der Ehre zu sterben, große Mühe macht.

145. Fisi und Hallo.

Wenn der Löwe den Esel ehrt, so haben alle Eseleien einen königlichen Stempel; und wenn er die Hudeln seines Lagers in stinkendes Blut tunkt und dem eingesperrten Hunde also vor den Mund legt, so muß dieser wohl noch froh sein, an ihnen zu nagen. Das antwortete Hallo, als ihn Fisi fragte, wie es auch möglich sei, daß man Dummheit und Elend dem Volke noch lieb und wert machen könne.

Die Sinnlichkeit und die Selbstsucht der Menschennatur sind die unzweifelhaften Quellen aller Volksdummheit und alles Volkselends. Die Menschennatur führt unser Geschlecht an tausend Fäden selber zu diesen Quellen und der Mensch kennt in seinem sinnlichen Zustand keine größere Lust und keine größere Freude, als sich an diesen Quellen zu erfrischen und zu erquicken. Darum ist auch die Frage, wie es möglich sei, daß man Dummheit und Elend dem Volke noch lieb machen könne, selber eine dumme Frage. Je erniedrigter und im Wesen elender ein Volk ist, desto mehr liebt es einige Gauklerstunden und vergißt im höchsten Elende bei einem Kruge Wein und einem Braten den morgenden Tag und das Kind in der Wiege, das ihm nicht vor den Augen liegt. Es ist also eine weit wichtigere Frage, wie es möglich sei, zu machen, daß ein verwahrlostes Volk dahin komme, zu wünschen, seiner Dummheit und seines Elends los zu werden, als wie es möglich sei, daß man ihm Dummheit und Elend lieb machen könne.

146. Ein Sprachfehler in der Beurteilung der Wolle[40]).

Junker Frickhart sperrt seine Hunde und seine Schafe in einen Stall. Jetzt heißen alle Käufer seine Wolle Hundswolle. Aber wenn er schon alle seine Hundsfelle verkaufen würde, so würde dennoch Niemand sagen, sie seien Schaffelle.

Man denkt bei Schelt- und Schimpfreden nie eigentlich das, was die Worte, die man ausspricht, gewöhnlich bedeuten. Es kam von den Leuten, die Frickhards Wolle kauften, Niemand in den Sinn, daß sie wirklich von seinen Hunden sei, und doch hießen sie sie Hundswolle. So wenig muß und darf man es mit den Worten, die viele Leute reden, genau nehmen. Ich möchte fast sagen, um eines jeden Mannes Worte in ihrem wahren Wert zu schätzen, muß man mit dem Mann selber, eben wie wenn man mit ihm Freundschaft stiften wollte, vorher ein Viertel Salz essen.

147. Das Menschenvertilgen.

Es entstand einst im weiten Reiche der Tiere ein großes Geflüster, sie müßten sich alle mit einander vereinigen, ihre grausamen Feinde, die allmörderischen Menschen zu vertilgen.

Aber die Elephanten, die Löwen, die Tiger und die Bären wollten nichts mit dieser Vereinigung zu thun haben. Sie sagten: Wenn uns jemand angreift, so wollen wir uns wehren.

Die Schlange hingegen klagte über den Mangel an Gemeingeist unter den größern Tieren und bot ganze Haufen Gift an gegen die Menschen, das sie an geheimen Orten verborgen hatte.

Der Fuchs bot alle seine List an.

Der Esel meinte, wenn nur ein jedes Tier hartnäckig genug wäre, sich eher zu Tod schlagen zu lassen, als das zu thun, was die Menschen von ihm forderten oder nötig hätten.

Die Kuh meinte: Wenn nur ein jedes Tier sich Hörner aufsetzen ließe, wie sie ein paar auf dem Kopfe trage und dann dem ersten besten Menschen wenigstens eins davon in den Leib hineinstoßen würde, so könnte der Krieg mit den Menschen nicht fehlen.

Der Affe sagte: Wenn nur jedes Tier so ein Paar Kletterbeine, wie ich, hätte, so könnten wir die Menschen ohne Gefahr von den Bäumen herunter mit Steinen zu Tod werfen.

Das stärkste aber trugen die Hunde an. Sie meinten: Man könnte die Menschen mit dem Maulbrauchen vertilgen und behaupteten, diese ihrem Geschlechte eigene Kraft sei dem Menschen so fürchterlich, daß sich sicher eine Möglichkeit denken lasse, sie alle mit einander — — zu Tode zu bellen.

Es ist wahr, die tierische Natur hat große Mittel gegen das Menschengeschlecht in ihrer Hand und ich muß gestehen, unter allen schien mir keines nachteiliger, als das hündische Maulbrauchen; aber ich begreife auch ganz wohl, daß es die Elephanten, die Tiger und die Löwen unter ihrer Würde finden, an den Vorschlägen von Hunden, Affen und Kühen des Menschenvertilgens halber den mindesten Anteil zu nehmen.

148. Das hohe Roß und der Zwerg.

Ein Zwerg wollte hoch scheinen; dafür setzte er sich auf das höchste Roß, das im Lande war. Ein Bauer, der ihn antraf, glaubte, es sitze ein Kind auf diesem Rosse und sagte zu ihm: Du hast gewiß keinen Vater daheim, daß man dich auf das höchste Roß setzt. Komm, ich will dir herunter helfen; du könntest sonst zu Tode fallen.

Man denke sich jetzt die Augen des Zwergs, aber auch das Lachen des Bauers, da er sah und erkannte, wen er vor sich hatte.

Ich mag keinen Zusatz zu dieser Stelle machen.

149. Meinungen über die beste Welt[41]).

Der Hans meinte, man könne nicht sagen, daß diese Welt die beste mögliche sei, so lange dem Schafe auf der Weide, der Kuh am Barren und der Henne an der Hausthüre vor dem Recht und der Freiheit des Wolfs, des Fuchses und des Bären bange ist.

Ebenso meinte der Jakob, er könne nicht glauben, daß die Welt die beste mögliche sei, so lange der Niggel im Katzfelderschlosse behaupten dürfe, die Kutteln im Leibe seiner Bauern seien sein Eigentum.

Und der Rudolph meinte sogar, die Welt könne nicht die beste mögliche sein, da in seinem Vaterlande so viele Leute mager seien.

Und alle meinten in ihrer Verirrung über die beste Welt, der liebe Gott könnte doch auch wohl machen, daß es allenthalben besser ginge, als es geht.

Ein alter Mann, der das Plappergewäsch hörte, sagte zu ihnen: Wir müssen das selber thun.

Die drei Thoren verstanden ihn nicht und sagten: Du lästerst ja.

Er antwortete ihnen: Nein, nein, ihr lästert.

Sie glaubten das nicht, aber fragten doch noch: Wie meinst du das?

Er erwiderte: Ich meine, wenn wir wollen, daß es in der kleinsten Strohhütte, wie in der ganzen Welt, besser gehe, als es wirklich geht, so müssen wir das, was wir dazu beitragen können, selber thun. Und ich glaube, ihr lästert, weil ihr meint, der liebe Gott sollte es für uns und ohne unser Zuthun an unsrer Statt thun.

Und der Mann hatte Recht. Die Meinung, Gott solle selber in Rücksicht auf unser zeitliches Wohl für uns das thun, was uns Sünde ist, wenn wir es nicht selbst thun, heißt Gott versuchen, und Gott versuchen ist thatsächlich Gott lästern. Das Sprichwort: Wie sich der Mensch bettet, so liegt er, ist besonders in Rücksicht auf seine irdischen und zeitlichen Angelegenheiten auch wahr, wenn man es ausspricht: Wie sich die Welt bettet, so liegt sie; — wie sich das Dorf bettet, so liegt es; — wie sich jede einzelne Haushaltung bettet, so liegt sie; — und wie sich das Vaterland bettet, so liegt es.

Der Mensch, der es in irgend einem Verhältnis, in dem er lebt, gern besser hätte, als er's darin findet, soll vor allem damit anfangen, so viel an ihm ist, das Seine dazu beizutragen, daß es darin besser gehe und unbedingt als wahr annehmen, es sei Gottes Ordnung, daß es in der Welt, d. h. in allen öffentlichen und Privatverhältnissen des Lebens durchaus nicht besser gehn könne, als die Menschen durch den guten Gebrauch aller Gnaden und Gaben, die er ihnen dazu verliehn, sich selber dazu helfen.

150. Ein großes Bedenken.

Die drei Plapperer über die Weltordnung und über das, was der liebe Gott darin ändern sollte, waren von den Aeußerungen des alten Mannes sehr verwirrt; sie wußten nicht, was sie ihm darüber

antworten sollten; nur der Rudolph, der noch der vernünftigste unter ihnen war, sagte zu ihm: Aber dein „wir müssen es selbst thun" hat doch immer ein großes Bedenken.

Der Alte. Worin?

Rudolph. Ich wollte lieber alle Uebel der Welt tragen, als da wohnen, wo ein jeder Narr glauben würde, er müsse allem Uebel abhelfen.

Der Alte. Aber du würdest doch gern da wohnen, wo es der Weise wirklich könnte.

Rudolph. Ja freilich. Aber wo ist dieser Weise?

Der Alte. Nirgend und allenthalben. Nirgend, wo man sein Dasein unter'm Schall der Trompeten verkündet, und allenthalben, wo man seinem stillwirkenden Dasein in allen Verhältnissen und Lagen mit christlicher Sorgfalt und Liebe Hand bietet und aufhilft.

151. Das Wallen und Weben der Menschen.

Der Mensch setzt sich auf den Stuhl der Natur und webt mit seinem Geschlechte ein großes Gewebe.

Einer macht Scharen von Menschen wie eine Hand voll Fäden zur Kette desselben und bildet aus ihnen tote Blumen einer elenden Kunst, indem er die Edelsten seines Geschlechtes zu elenden Nadeln seines Webstuhls erniedrigt und sie mit seinem Fußtritte zur ewigen Unbrauchbarkeit abschleist.

Ein anderer nimmt die Fäden seines Gewebes nicht einmal regelmäßig zur Hand, sondern dreht sie mit zügelloser Gewalt in schrecklicher Verwirrung durcheinander, wie der Seiler nichtigen Kuder, den er zum schlechtesten Stricke dreht.

Einer sitzt in seinem Gewebe, wie die Spinne im Netze ihrer Selbstsucht; er duldet in seinem Gehege kein ihm gleiches Geschöpf. Seine Welt ist ein einziger aus sich selbst gesponnener Faden, in dessen Totengewebe er seine Tage in wilder Selbstsucht durchruht, und in ewiger Spannung lebend, nichts thut, als lauern, fangen, morden, fangen und dann das Totengewebe seines Daseins immer wieder aus sich selbst herausspinnen, und immer wieder in sich selbst erschaffen.

Also sitzen Spinnenseelen von Menschen im Luftgewebe ihrer Macht.

Aber Göttin, die du mir zu jedem Gedanken des Herzens ein Bild zeigst, warum zeigst du mir im Wallen und Weben des Menschen nur Bilder seines Unrechts und seiner bösen Gewalt? Göttin, hast du für mich kein Bild seiner geselligen Freiheit und seines gesellschaftlichen Rechtes?

Also bat ich, und die Göttin erschien mir im Lichtglanze des Himmels. Sie hatte in ihrer Rechten einen goldenen Bienenkorb, den eine Sonne umstrahlte, und sie redete mich an: Liebling des gesellschaftlichen Rechts! du bist dennoch ein Schalk, daß du mich zwingst, dir aus dem goldenen Himmel zu bringen, was du auf deinem Boden

täglich vor Augen siehst. Der Korb der geselligen Biene ist das Bild des gesellschaftlichen Menschen, der in seinem Rechte fest sitzt, und in demselben festsitzend, seine Pflicht thut.

Wenn Könige das Menschengeschlecht zusammen zetteln, wie eine Hand voll nichtiger Fäden, und die Edelsten unter ihnen zu elenden Nadeln ihres Webstuhls abschleifen, so webt die Biene ohne Blutschuld gegen ihr eigen Geschlecht ein stilles, genußreiches, selbständiges, eigenes Gewebe.

Wenn Tyrannen und Aufrührer das Menschengeschlecht in einander wirbeln, wie der Seiler nichtigen Kuder, den er zum schlechtesten Stricke dreht, so lebt die Biene in ihrer millionenfachen Vereinigung ohne Kunde der Verwirrung des Unrechts und der bösen Gewalt. Und wenn die Spinnenseelen der Macht das Gewebe ihrer Selbstsucht ausdehnen, so weit sie nur können, so schränkt die gesellige Biene das Gewebe ihrer Rechtlichkeit ein, so weit es allen dienlich und recht ist.

Wenn die Mörderin im Sitze ihrer Gewalt für Unrecht und Raub frei ist, so ist es die Biene für den Segen, den sie sich selbst gibt.

Ihre Zellen sind innigst verwoben, aber auch haarscharf getrennt, und die Selbständigkeit der einzelnen Bienen ist gesichert, wie die Selbständigkeit des Korbes. Ihr König hat keinen Zutrittt, weder zu ihrem Honig, noch zu ihrer Brut. Er ist mächtig und sie sind frei: aber sie sind nicht frei, weil er mächtig ist; — er ist mächtig, weil sie frei sind.

Ihr Reich erhält sich gar nicht durch die Ausleerung ihrer Zellen zum Dienste ihrer Führung; es erhält sich durch die Sicherstellung ihrer Selbstkraft, d. i. ihres Honigs und ihrer Brut, und des auf dieser Selbstkraft ruhenden Gemeingeistes bei jedem allgemeinen Bedürfnisse.

152. Der Geist der menschlichen Entschuldigungen.

Das Wasser von Oberwyl floß in die Felder von Niederwyl herab, und machte hie und da die Ebenen des Dorfs sumpfig.

Doch die Niederwyler waren fleißige Leute, sie gruben ihre Aecker aus, legten das Land trocken und beklagten sich nicht. Im Gegenteil, sie benutzten jeden Tropfen dieses Wassers zur Aufnahme ihrer Güter.

Aber jetzt leiteten die Oberwyler einen Bach in ihr Dorf. Dieser stürzte nun mit Gewalt in die Ebenen der Niederwyler hinunter und machte sie in ihrer ganzen Weite zum Sumpf. Nun klagten diese. Die Oberwyler aber antworteten: Wir wollen gerecht sein und unser Wasser in Dämme einschließen. — Das thaten sie auch, und hierauf stürzte das Wasser wirklich nicht mehr in ihre Ebenen hinunter. Es sank von nun an nur noch durch das Grien unter dem Boden in sie hinab — aber sie wurden um deswillen nicht weniger täglich zu einem immer größern Sumpf.

Indessen behaupteten die Oberwyler, sie hätten bereits alles gethan, was die Niederwyler von Gott und Rechtswegen diesfalls von

ihnen fordern können, und es fehle nun an nichts mehr, als daß auch die Niederwyler zu ihrer Rettung das Ihrige beitrügen, und so wie ihre Sümpfe zunähmen, ihren Fleiß im Ausgraben derselben verdoppelten.

Die Niederwyler aber wollten von der Tugendvergrößerung, die die Oberwyler um der Sünde willen, die sie sich gegen sie erlaubten, von ihnen forderten, gar nichts hören, sondern klagten immer lauter über das Unrecht, das ihnen geschehe, und schimpften die Oberwyler schlechte, niederträchtige gewaltthätige Leute. Diese aber, die weit die reichern waren, spotteten über diese Klagen und sagten laut: Die, so in der Höhe wohnen, lassen sich von denen, auf die sie herabspeien können, nicht in ihrem Recht kränken. Sie sollten, anstatt beständig nur ihr Maul über das Unglück ihrer Versumpfung aufzuthun, nur immer fleißiger ihr Sumpfland ausgraben, mit Hinzusetzen, ihre Liederlichkeit sei allein daran Schuld, daß ihre Sümpfe immer mehr zunähmen, und ihr Land eben so, wie sie selber, immer schlechter werde.

Es ist indessen nicht zu leugnen, daß die Niederwyler, seitdem sie von den Oberwylern also behandelt und in ihrem Recht gekränkt worden, auch immer liederlicher und nachläßiger in der Besorgung ihres Landes wurden; aber es kommt keinem Oberwyler auch nur von ferne in den Sinn, daß sie an dem immer Schlechterwerden der Niederwyler auch nur die mindeste Schuld haben.

Es ist traurig, aber es ist wahr, auch sonst gutmütige Menschen werden gar oft dadurch, daß sie lange und anhaltend großes Unrecht leiden müssen, zu mißmutigen, rohen und erbitterten Menschen, und ihre diesfälligen, aus dem Unrechtleiden erzeugten Fehler gehen eben so oft in Vernachlässigung ihrer Pflichten, und sogar in Vernachlässigung der ihnen übergebliebenen Mittel der Selbsthilfe und mit einem Worte in ein allgemeines Schlechterwerden über.

Noch trauriger ist es, daß Menschen, die besonders in öffentlichen Verhältnissen den armen und Schwachen im Lande am meisten Unrecht thun und ihrem Wohlstand die größten Hindernisse in den Weg legen, so schwer und so selten dahin zu bringen sind, einzusehen, warum das Gesindel und die schlechten Leute im Lande von Tag zu Tag zunehmen, und in welchem Grad ihre Irrtümer und Fehler an dem sittlichen und bürgerlichen Versinken der niedern Volksklassen schuldig sind.

153. Noch einmal der Geist der menschlichen Entschuldigungen.

Dein Gewicht und deine Wage sind falsch, du mußt sie uns ändern. Also sprachen erbitterte Käufer zu einem Krämer, der ihnen sonst lieb war.

Dieser antwortete ihnen: Ich weiß wohl, daß meine Wage eben

nicht die richtigste ist und daß mein Gewicht sich etwas abgeschliffen hat; aber ich bin einmal derselben gewohnt, mein Vater und mein Großvater brauchten sie auch, und dann kennen wir ja einander. Ihr wißt, ich bin ein guter Mensch und es kommt mir nicht darauf an, einem guten Freunde noch eine Handvoll hinzuzuthun, wenn er meint, es sei ihm Unrecht geschehen.

Die Käufer antworteten ihm: Es ist wahr, du thust das hier und dort einem guten Freunde, der sich ordentlich beklagt. Aber dieses Sichordentlichbeklagen steht in der gleichen Sache nicht Jedermann wohl an, und dann wiegst du ja selten selbst aus, und dein Knecht, der es gewöhnlich für dich thut, gibt nicht nur Niemand nichts nach, sondern er fährt im Gegenteil einen jeden, der sich beklagt, an, wie wenn er das größte Unrecht hätte. Indessen steht dieser Mensch bei dir auf einem Fuße, daß du, wenn du auch wolltest, ihn nicht in der Ordnung halten kannst. Es ist also in Gottes Namen das beste, du lässest deine Wage und dein Gewicht ändern, wie recht ist.

Das kann jetzt nicht sein! das kann jetzt nicht sein! antwortete der Mann: Ich gehe nicht aus meiner Ordnung heraus, ich bin dabei noch immer wohl gefahren, und Niemand so gar übel.

Es fehlt dieser Erzählung an innerer Haltung; sie paßt in allen ihren Aeußerungen gar nicht auf die Art und Weise, wie sich gemeine Krämer in solchen Lagen und Verhältnissen benehmen und ausdrücken; es ist einem vielmehr, man höre einen gemeinen Bürger mit seinem kleinstädtischen Ratsherrn über die abgeschliffenen Stadtrechte und Bürgerprivilegien reden und höre dann den Ratsherrn recht stadtbürgerlich freundlich seinen Mitbürger über die Unwichtigkeit dieses Abschleifens der Stadtrechte berichten, die diesfällige Mäßigung seiner Mitratsherrn loben, dann aber über die Klage, daß die dienenden Unterbehörden (mit oder ohne Befehl, wird nicht berührt) das abgeschliffene Gewicht des bürgerlichen Rechts nicht mit gleicher Mäßigung wie der Stadtrat selber gebrauchen, ganz politisch ausweichend behandeln, und mit Stillschweigen übergehen.

154. Untreue Schafhirten im Sumpflande [42]).

Im Lande *** trieben arme und geizige Schäferknechte ihre Herden in's sumpfige Thal, setzten sich da in's Rohr, schnitten Pfeiffen, fingen Frösche und trieben mit beiden Handel.

Wer durch ihr Thal ging, sagte ihnen: Treibt doch eure Herden in's Trockne, sie gehen im Sumpflande zugrunde.

Das verdroß die Schäfer im Rohre. Sie sagten untereinander: Was sich doch fremde Leute anmaßen, über unsere Ordnung zu richten: Wir allein wissen, was uns die Pfeifen, was uns die Frösche, und was uns die Schafe eintragen.

Damit sie aber dennoch auch vor den Fremden in einem guten Lichte zum Vorscheine kommen möchten, antworteten sie diesen: Wie sollten wir es wagen, mit so kränklichen Herden auf die Berge zu treiben? Wartet, bis unsere Schafe alle wieder hergestellt sind; wir wollen dann gewiß nicht säumen, sie auf gesundere Weiden zu treiben.

Es gibt Staatsleute, die, wenn von unwidersprechlich vorteilhaften Landesverbesserungen, die aber sich mit ihrem selbstsüchtigen Privatinteresse nicht wohl vertragen, die Rede ist, eben wie diese Schäfer im Sumpflande, unter sich selber, und durch ihre Verbindungen alles thun, was ihnen möglich ist, um diese Verbesserungen zu hintertreiben, und das alte Verderben, dem dadurch abgeholfen werden sollte, mit aller Kunst und aller Gewalt festzuhalten und für immer bestehen zu machen, äußerlich aber den Fremden und Einheimischen die laute Versicherung geben, sie wollten diese guten und nützlichen Verbesserungen ganz gewiß bewerkstelligen, sobald die Umstände dafür günstig seien. Aber sie wüßten zum voraus, daß diese Umstände nie eintreffen würden, weil es vollkommen in ihrer Hand ist, es zu verhindern.

155. Von des Hansen Hause und von schwerem Holze[43].

Als Hansens Haus einfiel und ihn die Nachbarn fragten: Warum hast du die großen Eichen, die dein Vater zur Unterstützung des Hauses hauen ließ, ungebraucht liegen lassen? antwortete er: Ich habe es in meinem Leben immer gehasset, mit schwerem Holze umzugehen.

Es hassen es so viele Leute, und besonders solche, die viel mit leichten Federn zu thun haben, mit schwerem Holze umzugehen und lassen darum hundertmal kraftvolle Hilfsmittel, weil sie für ihre Hände zu schwer sind, ungebraucht liegen. Kraftvolle Männer hingegen lieben, was ihre Kraft anstrengt. Aber alle Schwächlinge lieben es nicht, solche Männer in ihrer Mitte zu haben. Das wird besonders in kleinen und anmaßlichen Städten oft sehr auffallend. Männer, die durch das Bewußtsein ihrer Kraft sich zur Gradsinnigkeit und Freimütigkeit erheben, haben oft unendlich mehr Schwierigkeiten, an solchen Orten etwa eine Ratsherrnstelle zu erhalten, indessen geschmeidige Schwächlinge gar leicht dazu gelangen. Die Wahlherrn strecken an solchen Orten gemeiniglich noch selber beide Hände nach ihnen aus und bitten sie, ihresgleichen zu werden.

156. Noch einmal der Geist der menschlichen Entschuldigungen.

Herr Amtmann! Herr Amtmann! die Ruhr herrscht in unserm Dorfe. Also sprach Joggli Bohnenblust zum Amtmann in Kilchau.

Aber dieser maß eben Hafer. Doch er antwortete dem Bohnenbluſt: Nun Joggli! wenn du mich ſo eifrig an die kranken Leute erinnerſt, ſo ſage mir auch, wie ſoll man ihnen helfen?

Der Joggli erwiderte: Das weiß ich nicht. — Und der Amtmann: Nun, wenn du das nicht weißt, ſo nützt es eben nicht viel, daß du dich in dieſes Geſchäft miſcheſt. Es hat ja für dies, wie für alles, ſeine eigenen Leute.

Damit fing der Amtmann wieder an, ſeine Hafer-Viertel zu zählen.

Der Bohnenbluſt aber ſagte im Heimgehen zu ſich ſelber: O du gnädiger Gott! was bringt doch das Hafermeſſen und das Kornmeſſen den Leuten aus dem Kopf, das ſie darin haben ſollten!

Das Wort: Was geht dich das an? es hat für alles in der Welt ſeine eigenen Leute, — wenn es in einem Lande zum Modewort der Beamten wird, iſt geeignet, den letzten Funken der Teilnahme an der öffentlichen Landesnot, am öffentlichen Landeswohl und am öffentlichen Landesſegen im Herzen der Bürger gänzlich auszulöſchen, und die Sorgfalt, beides, für dieſe Not und für dieſen Segen mit entſchiedener Gleichgiltigkeit denen zu überlaſſen, die dafür angeſtellt ſind.

Es muß dahin wirken; denn es iſt Niemand gern für das Intereſſe, das er an der Sache des Vaterlandes und der Menſchheit nimmt, mit Wegwerfung und Verachtung bezahlt.

157. Wie Edwich ſein Vaterherz verliert[44]).

Edwich war ſeinen Söhnen ihr Muttergut herauszugeben ſchuldig, aber er haßte den Gedanken, daß ein Vater ſeinen Kindern je etwas ſchuldig ſein müſſe, und behauptete, er, als Vater, ſei diesfalls weder ſeinen Söhnen, noch irgend Jemand in der Welt, ſondern nur Gott allein Rechenſchaft ſchuldig. Das führte ihn aber gar weit.

Es machte ihn tief leidenſchaftlich gegen ſeine Söhne und verdarb ihm ſein Vaterherz ſo ſehr, daß er den niederträchtigſten unter ihnen ausſuchte, um alle Tage zu vernehmen, was diejenigen, die ſich am lauteſten beklagt hatten, etwa gegen ihn vorhaben möchten.

Damit brachte er es freilich dahin, daß er bis an ſein Ende im Beſitze ihres Muttergutes blieb; aber auf dem Todbette geſtand er doch ſeinem Beichtvater, er habe unrecht an ſeinen Kindern gehandelt, und es mache ihm unausſprechliche Mühe, als ein ungerechter Vater ins Grab gehen zu müſſen.

Edwichs Geſchichte machte folgende Gedanken in mir lebendig. 1. Wer ſich den blinden Trieben ſeines Fleiſches und ſeines Blutes überläßt, der wird durch ſeine Irrtümer und Leidenſchaften gefühllos, wie die tote Natur. 2. Wer immer in einer Höhe lebt, daß er ſeines Benehmens halber gegen die Menſchen Niemand auf Erden, ſondern

nur Gott Rechenschaft schuldig ist, für den sollte jede fromme Seele täglich beten, daß er seiner Todesstunde und Gottes seines einstigen Richters nicht vergesse. 3. Ein solcher Mensch sollte auch selber unaussprechlich froh sein, in dieser Welt Freunde und Mittel zu finden, die ihn vor Mißschritten in seinem Benehmen gegen seine Mitmenschen, so weit es menschlicherweise möglich ist, sichern könnten. Wahrlich, er sollte zu Gott selber täglich dafür beten.

158. Spital-Ordnung*).

Nein! es ist nicht auszustehen, wie man in diesem Hause mit den Menschen umgeht. Also sprach eine Schar Spital-Brüder, da ihnen einmal ihr Brei und ihr Trank nicht gut genug war.

Die Hausverwaltung[45]), deren Einkünfte in dem Grade anwuchs, als die Spital-Brüder schlechter zu essen und zu trinken bekamen, lachte über ihre Klagen und hieß sie eine Hausungebühr, die man nicht ungestraft hingehen lassen könne.

Sie ließ auch einige Spital-Brüder, die sich am meisten darüber beklagten, in ein Loch werfen, wo weder Sonne noch Mond hineinschienen, auch berichtete sie der Behörde, der sie Rechenschaft geben mußte, bei der sich aber auch ein freundlicher Herr Vetter befand, den Vorfall, mit dem Zusatz, man könne in einem Hause, das mit Lumpen und Bettlern angefüllt sei, keine Ordnung machen, wie in ihrem Rechte stehende Männer eine solche bedürften und zu fordern befugt seien.

Wo an einem Orte in einem Armenhause eine solche Ordnung ist, und das Spital oder das Armenhaus zugleich eine Oberaufsicht hat, an die ihre untergeordnete Behörde auf diese Weise einberichten darf, da sollte man in der Kirche öffentlich zu Gott beten, daß er die Armen dieses Orts oder dieser Stadt aus der Hand ihrer Armenpflege erlöse.

159. Das zerrissene Herz.

Als ein Hahn ein Küchlein aufs Blut pikte und die Mutter dem Hahn ohne Gegenwehr zusah, entfloh das verwundete Küchlein unter einen Holzstoß und kam nicht mehr hervor; so sehr auch die Henne ihm lockend rief, blieb es doch unbewegt unter dem Holzstoße, und starb voll gleichen Entsetzens über das Picken des Vaters und über das Zusehen der Mutter.

Wenn Teilnahme und Hilfe mangeln, wo Natur und Pflicht Hilfe gebieten, dann ergreift Entsetzen das verwahrloste Herz. Das ist bei einem Kinde wahr, dem die Eltern in diesem Grade mangeln. Es kann

*) Der Spital ist in verschiedenen Städten ein Versorgungsort nicht blos für Kranke, sondern auch für Arme und Wahnsinnige.

aber auch bei ganzen Menschenhaufen wahr werden; es kann das Herz eines Volks ergreifen, das von denen, die es zu versorgen Pflicht und Eid auf sich haben, so auf eine herzzerreißende Weise verwahrlost, hintangesetzt und gedrückt wird.

160. Junker Fritz und seine Bauern.

Ich thue doch vieles, um euch glücklich und eures Lebens froh zu machen, also sagte Junker Fritz zu seinen Bauern in Kohlhofen. Es ist wahr, es ist wahr, ihr seid ein gütiger Junker. Es geht allemal lustig, wenn ihr um den Weg seid, und wir haben euch vieles zu danken, also antworteten die Bauern in Kohlhofen fast aus einem Munde.

Nur einer schwieg bei ihrem Danken und sagte: Gnädiger Herr! darf ich euch etwas fragen? Warum das nicht, antwortete Fritz. Darauf sagte der Bauer: Ich habe zwei Aecker, der eine ist stark gemistet, aber schlechtgefahren, und voller Unkraut; der andere aber ist weniger gemistet, aber wohl gefahren und rein von Unkraut. Welcher von beiden glauben jetzt Euer Gnaden wird mir mehr abtragen? Natürlich der letzte, sagte der Junker. Du hast diesem, so viel als du konntest, sein ganzes Recht wiederfahren lassen, den andern aber nur gemistet. Lieber Junker! erwiderte der Bauer, auch wir gedeihen besser, wenn Sie uns unser Recht wiederfahren lassen, als wenn sie uns mit Gutthaten — übermisten.

Das Bild dieser zwei so ungleich besorgten Aecker führt weit. Sowie der Acker, dem sein ganzes Recht wiederfahren ist, gleichsam von selbst gute und reiche Früchte trägt, und hinwieder, sowie der andere, der nur übermistet ist, unmöglich viel abtragen kann, weil ihn eingewurzeltes Unkraut und die Härte der Erde daran hindert, so kommt auch der Mensch, der im ganzen Umfang seines Rechts wohl besorgt und gesichert ist, leicht dahin, sich selber wohl versorgen und eben so leicht Segen und Wohlstand um sich her verbreiten zu können. Aber der Mensch, der im wesentlichen seiner Bedürfnisse verwahrlost und im Genuß billiger und lange genossener Rechte gestört, gefährdet und beunruhigt wird, kommt dadurch, daß man ihn zuzeiten mit Wohlthaten übermistet, d. h., daß man ihm zuzeiten oder noch gar öfters lustige Tage und Sinnlichkeitsgenießungen verschafft, die für seine Lage nicht passen, auf keine Weise dahin, weder sich selbst und die Seinigen wohl versorgen, noch weit weniger Wohlstand, Segen, Weisheit und Tugend um sich her verbreiten zu können.

161. Er wieder — und ein Geistlicher, wie es viele, — und ein Pfarrer, wie es wenige gibt.

„Mit Gutthaten übermisten“ dieses Wort kränkte den Fritz. Er sagte noch an diesem Abend im Pfarrhaus: Ich hätte so etwas von diesem Manne doch nicht erwartet.

Was wollen Ew. Gnaden sagen? antwortete ihm schnell ein junger Vikari; ein Bauer ist immer ein undankbares Geschöpf, wenn Sie ihm den Finger geben, so wird er die Hand von Ihnen fordern.

Diese Rede empörte den alten, ehrwürdigen Pfarrer. Er antwortete seinem Vikari: Junger Mensch! Ihr seid eben der Stadt und der Schule entronnen, und verurteilt das Volk, das ihr nicht kennet. Ich weiß, wie Ihr, die Bauern sind undankbar; aber ich weiß auch, warum sie es sind, und an Euch, junger Mensch, ist es, dieses zu studieren, ehe ihr davon redet.

Dann wandte er sich an den Junker und sagte: Gnädiger Herr! auch Ihnen soll es nichts weniger als gleichgiltig sein, hierüber die Wahrheit zu wissen.

Der Junker erwiderte: Es ist mir gewiß nichts gleichgiltig. Und dann der Pfarrer: Lieber Junker! die Dankbarkeit ist kein Unkraut, das auf jedem Boden gedeiht; sie ist eine zarte, feine Pflanze, die, eben so blühend als saftvoll, in der harten verdorrten Erde so wenig, als im nassen verschwemmten Boden gut fortkommt; und es ist ein böses Vorurteil meines Zeitalters gewesen, daß man es allgemein für leicht angesehen hat, das Unrecht mit Wohlthaten zu verkleistern.

Es geht nicht. Die ersten Gefühle der Menschennatur verbieten dem unrechtleidenden Mann, in solchem Almosen den Ersatz des Rechts zu erkennen, das sein Herz anspricht. Und das Menschengeschlecht — nicht blos der Bauer, sondern alle Stände versinken durch den Irrtum dieser öffentlichen Verirrung immer dahin, in ihrer Obergewalt nichts mehr zu erkennen, als die Alternative eines bodenlosen Gnadenbrunnens, und eines eben so bodenlosen Ungnadenwirbels.

Ich weiß zwar wohl, und habe es oft gesehen, daß die Gemütsstimmung, welche die Gelüste und die Schrecknisse dieser Alternative hervorbringt, nicht selten zu momentanen Staatsvorteilen benutzt werden, und unstreitig oft allerhand Augenblicksgut veranlassen können; aber eben so gewiß bin ich, daß sie in Ewigkeit nie eine dankbare Volksstimmung erzeugen.

Lassen Sie mich mehr sagen, Junker! Wo immer Ungerechtigkeit herrscht, da hat das Volk, menschlicher Weise davon zu reden, keine Tugend, und wo immer das Volk keine Tugend hat, da herrscht Ungerechtigkeit.

Auch ist es hierin gleichviel, die Ungerechtigkeiten der Strenge, die Unpassenheit der Almosen-Verirrungen, sowie die Ungerechtigkeit der Schreckens-Systeme sind in ihren Folgen auf die Volkstugend und Volkskraft eine und eben dieselbe Sache.

Volkstugend bildet sich ewig nur durch Volksrecht und die durch dasselbe erzeugte, sittliche Volksberuhigung. Die empörenden Gefühle des Unrechtleidens sind eben wie die schwelgenden Gefühle des Unrechtthums der eigentliche Tod der Gemütsstimmung, die jede Tugend voraussetzt.

Der Bauer ist und kann wie alle andern Stände nur da und nur insoweit dankbar sein, als Lage und Umstände, Recht und Gesetz den Boden seines, wenn auch noch so kleinen Hauses mit der guten Erde bedecken, in welcher diese reine Pflanze zu gedeihen vermag. Aber wo ihm alles das, was er notwendig und wesentlich braucht, das Innere seiner Natur zu veredeln, ganz mangelt, und hingegen alles, was die Menschennatur entwürdigt, um seine arme Hütte herum freien Spielraum findet, da begegnet ihm natürlich, was dem verachteten Bürger, dem armen Edelmann und dem abhängigen Geistlichen nicht selten hie und da auch begegnet: er wird nämlich zu schlecht, um das ganz zu besitzen, wovon die Dankbarkeit nur ein Teil ist. In diesem Falle wird er ihnen freilich auch die Hand fordern, wenn sie ihm den Finger anbieten, und in dieser Stimmung weiß der arme Tropf nie, ob man ihm die Hand oder den Finger oder gar nichts schuldig ist.

Der Junker umarmte den Pfarrer, da er ausgeredet hatte, und sagte: Behüt mir Gott die alten Leute! wo würde ich hinkommen, wenn ich die derben Grundsätze der neuen jungen Welt annehmen würde, wie man sie uns jetzt auftischt!

162. Das Pflanzenversetzen.

Da der Schloßgarten einer Erbherrschaft, dessen Eigentümer ein nicht gar reicher Hofjunker war, wie es vielen solchen Schloßgärten begegnet, verwilderte, und indessen die Gärten der Schloßpächter, Schloßschreiber und Schloßvögte, wie auch dieses unter solchen Umständen sehr oft begegnet, in große Aufnahme gelangten und voll seltener Gewächse und Blumen waren, suchte ein gutmütiger Schloßdiener dem ärgerlichen Unterschied zwischen dem Zustand dieser Gärten und dem Schloßgarten abzuhelfen, und versetzte einige der seltensten und schönsten Pflanzen aus den wohlbesorgten Gärten der Pächter und Schreiber in den verwilderten Garten des Schlosses. Aber sie gediehen gar nicht; sie verdarben noch weit schneller im Unkraut und in der ausgesogenen, harten, vertrockneten Erde des verwilderten Gartens, als die Serblinge, die darin erzeugt und geboren ihrer magern Nahrung im verwilderten Boden und des Dranges, mit dem das Unkraut den Wachstum ihrer Wurzeln beengte, von Jugend auf gewohnt waren.

Es ist nicht gut und führt zu nichts, den Hoffahrtszustand einer zugrunde gerichteten Sache oder auch eines zugrunde gerichteten Hauses wieder herzustellen, ehe seinem Notzustand abgeholfen ist.

Die Hoffahrt, die in ihrem Wesen dennoch immer ein Auswuchs einer Kraftäußerung ist, spricht, wie alle Kraftäußerungen, die zu irgend einem gedeihlichen Zweck hinführen sollen, eine ihr beiwohnende Zartheit, und wenn auch Scheinzartheit an. Wo diese der Hoffahrt

in irgend einer ihrer windigen Erscheinungen mangelt, so wird sie, wenn sie auch von einer andern Seite von den höchsten Reizen der Sinnlichkeit belebt ist, der Menschennatur dennoch ekelhaft.

163. Großdumm und Kleindumm.

Womit soll ich diesen Mann vergleichen? Er ist immer großdumm. Ich fand sein Bild auf dem Thore eines deutschen Schlachthauses. Es war ein steinerner Ochs; unter ihm stand die Aufschrift: „Dieser Ochs war niemals ein Kalb."

Andere bleiben ewig kleindumm. Man sollte für sie Kälber in Stein hauen, und unter sie die Aufschrift eingegraben: „Laß sie Methusalems Alter erleben, sie werden nicht einmal Ochsen."

Es ist merkwürdig, wie gewisse Leute im Verständigsein und im Dummsein auf eine Weise immer großartig erscheinen, indessen andere eben so im Verständigsein und im Dummsein immer kleinlich und zwergartig sich zeigen.

164. Der Unrat im Fischteich.

Der Unrat aus des Grafen von Rothfelden Bergschlosse floß ganz in den Teich, und machte nicht selten die Fische darin erkranken; dafür aber hatte der Teichvogt jährlich eine Schweinung derselben zu berechnen. Beiden Uebeln abzuhelfen, wollte der Schloßvogt den Unrat vom Teich abgraben. Dagegen protestierte der Teichvogt, weil es möglich sein könnte, daß man ihm dann hernach die jährliche Schweinung der Fische in der Rechnung nicht mehr passieren lassen möchte.

Und die Schloßgerichte erster und zweiter Instanz erkannten hierüber, wie folgt:

„Da es wirklich an dem sei, daß diese Neuerung einigen nachteiligen Einfluß in die wohl hergebrachten Rechte und Einkünfte eines Schloßbeamten haben könnten, und man nebenhin nicht absehen könne, wie weit die verderbliche Neigung, den gewöhnlichen Lauf der Ableitungs-Kanäle alles Unrats abzuändern, besonders in unsern Zeiten noch führen könnte, so fänden sie, in devotester Submission unter dem allerhöchsten Willen Serenissimi, für einmal für besser: der Schloßunrat fließe forthin, wie bisher in — den Fischteich."

165. Der gute Rat.

Haltet nur eure Nester gut in Ordnung, so seid ihr so glücklich, als es euer Geschlecht nur immer werden kann. Also sprachen einmal die großen Vögel zu der Schar der kleinen.

Diese antworteten ihnen: Was ihr sagt, ist wahr; aber es ist für uns kein Nest in der Ordnung, zu dem ihr leicht kommen könnt; denn ihr esset gern Eier.

Große Vögel bekommen allenthalben leicht Zugang zu den Nestern der kleinen. War doch nicht schon zu Davids Zeiten ein Mann, der nur ein einziges Schaf hatte, im Fall, daß ihm so ein großer Vogel dasselbe aus seinem Stalle raubte und in den seinigen stellte? Er zog sich dabei freilich eine in unsern Tagen altmodische Strafpredigt zu.

166. Die Tugend des Todbettes.

Es würde mir das Herz im Rachen erquicken, wenn mir meine Söhne in meine sterbenden Tatzen versprechen würden, daß sie gegen ihre Mittiere nicht so grausam und blutdürstig handeln wollten, als ich es, leider! gethan habe.

Also sagte ein sterbender Löwe zu einem Rehbock, der sein Beichtvater war. Dieser, der zum Glück in einer ehrlichen Haut steckte, antwortete ihm: Hüte dich, die Totentugend deiner jetzigen Stunde zur Lebenstugend deines Geschlechtes machen zu wollen.

Der Rehbock hatte Recht. Eine lebendige Aufmerksamkeit auf das Angstwort des Großvaters hätte die jungen Löwen nur zu Augenblicksheuchlern gemacht; und Löwen, die heucheln und fressen, drücken und schaden mehr, als Löwen die nur fressen[46]).

Diese Wahrheit ist wichtig. Heuchelei ist die Mutter aller Entkräftung. Ihre Kinder sind Schwächlinge, und Schwächlinge, die Gewalt haben, sind in jedem Falle drückender und gewaltthätiger, als gesunde und kraftvolle, wenn auch rohe und harte Männer.

167. Ulo's Gesang.

Der Lechstrom unterfraß das Land, das er bespülte, und riß jährlich viele Aecker zu beiden Seiten in seinen Runz.

Ulo besang sein Verderben, aber die reichen Leute, denen das Land, das er den Ufern nahm und in seinen Runz anlegte, zufiel, nannten Ulo einen einseitigen Mann und behaupteten, nicht nur er, sondern auch die Uferbewohner sollten den Schachenvorteil der Reichen bei der Berechnung des Stromschadens auch mit in Anschlag bringen, und trösteten die dadurch leidenden Armen noch damit, das allgemeine Streben des Wassers nach Gleichgewicht mache den Strom allenthalben, wo er anschwelle, auch wieder abfließen und verhüte dadurch, daß sein Verderben nicht allgemein werden könne.

Ulo's Gesang war gefühlvoll. Der Schaden, den der Fluß den unglücklichen Uferbewohnern that, rührte sein Herz, und jede Zeile seines Liedes ging wieder zum Herz. Aber als er hörte, wie die reichen Leute, denen der Strom das auf beiden Seiten abgerissene Land zuschwemmte, von den Armen, denen es genommen war, noch forderten, daß sie den Schaden, der ihnen dadurch zufloß, als eine

Wohlthat der Natur erkennen und sogar lobpreisen sollten, legte er vor Rührung seines Herzens seine Flöte nieder und konnte sein Lied nicht mehr singen[47]).

Wenn man sieht, wie Selbstsucht und Sinnlichkeit bei so vielen Reichen ihren Geist geistlos und ihr Gemüt herzlos macht, so möchte man wohl auch fragen: Kann auch ein Reicher in das Reich Gottes eingehen? Aber die Menschennatur ist auch im Reichen höher als der Mensch (das Individuum), und das Höhere, Göttliche unsers innern Wesens liegt tiefer in uns, als selber unser Verderben. Was wir durch Gottes Gnade sind und durch sie aus uns selbst machen können, das reinigt, erhöht und veredelt alles, was wir besitzen; es macht den Reichtum, dessen Verderben uns zu Kindern der Welt macht, zu Mitteln der Kindschaft Gottes und alles Menschensegens, der aus ihrer Hand fließt.

Die Tugend des Reichen, das Christentum des Reichen ist, wenn es wahrhaft ist, in dem Grad eine erhabene Tugerd, ein erhabenes Christentum, als es sich aus den Fesseln, mit denen der Reichtum die Menschennatur an den Kot der Erde bindet, zu der Freiheit der Kinder Gottes erhebt.

168. Die Biberegger Liebhaberei.

Im Städtchen Biberegg hielt der Stadtschreiber Hochgrün am Schwörtage nach alter Gewohnheit eine Rede von allerlei schönen Dingen, die man in alten Reichsstädten an solchen Tagen einer ehrsamen Bürgerschaft herzuzählen gewohnt ist.

Ein paar Tage darauf prahlte der dicke Bürger Bandtli in der Schenke: Ja, ja, ihr Herrn! man muß doch manche Gassen durchlaufen, ehe man eine Reichsstadt findet, die einen Stadtschreiber hat, wie der unsrige ist; seine Rede war ein Meisterstück. — Nun, was hat er denn gesagt? fragte hierauf ein Fremder.

Bandtli erwiderte: Wenn der Herr ein Reichsbürger wäre, so würde er das nicht fragen; dergleichen Sachen sind Liebhabereien, wie Steine und Muscheln in den Kabinetten. Ein gemeiner Bürger, wenn er so etwas auch zehnmal hört, kann es weder behalten noch begreifen.

Wo der Stadtgeist, der vor Jahrhunderten durch eine Stadtschreiberrede belebt und erhoben worden, an einem Orte erloschen ist, wie das Licht einer abgebrannten Lampe, da kann eine ehrende Bürgerschaft in den schönsten Stadtschreiberreden nichts anderes mehr finden und versteht davon wirklich nicht mehr, als was der Bürger Bandtli in seines Stadtschreibers Rede auch fand und darin verstand.

169. Veraltete Ehre.

Der Preis des Wettlaufs war eine Krone, die der Schmied dem siegenden Pferde auf die Haut brannte.

Hiero hat diese Krone erhalten und er trägt sie nun schon seit zehn Jahren auf steifen, eingerittenen Beinen umher, aber dabei ist er auf sie stolzer, als er es war, da er sie verdiente.

Es ist traurig, wenn edler Stämme Nachkommen in der Erniedrigung ihrer Schwäche auf Helme, Wappen und Namen stolz sind, die ihre Väter zwar verdient, die aber gegenwärtig ihrer Verdienste halber auf sie so wenig passen, als die Krone Hiero's auf seine lahmen Beine.

Noch trauriger, und ich möchte mehr sagen, noch — — ist es, wenn jeder Schwächling im Lande mit einem elenden Stück Geld Helme, Wappen und Namen kaufen kann, die in den guten Zeiten, in denen sie wahre Ehrensache waren, nur durch's Verdienst erworben, dazumal gar nicht um einen schnöden Pfennig feil geboten wurden.

170. Milos Fischer-Ordnung.[48])

Auf der ganzen Erde ist keine so gute Ordnung im Fischen, also sprach Milos, da er im Schlafrocke und in der Schlafmütze vor seinem Schlosse angelte.

Ich hörte das und fragte seine Nachbarn, worin diese vortreffliche Fischer-Ordnung bestehe. Sie antworteten: In nichts anderm, als daß er auf dem ganzen See das einzige Netz hat und die Fische lieber von den Hechten fressen läßt, als uns auch zu fischen erlaubt.

Ich lebte vielseitig in Umgebungen, wo die Monopolprivilegien zu gemeinen Rechten ganzer Städte, zu Munizipalitätsprivilegien erhoben wurden, die zurfolge hatten, daß jeder einzelne Gemeindbürger eines solchen Ortes gleichsam es als ein Geburtsrecht ansah, auch so im Schlafrock und unter den Fenstern in seinem Stadtteich Fische zu fangen. Aber ich habe auch erfahren, daß solche allgemeine Privilegien-Fischteiche, auch wenn sie im Anfange fischreich waren, leicht und oft plötzlich fischarm werden können, und daß in den Zeiten, in denen sie noch fischreich sind, gewöhnlich die pfiffigsten solcher Privilegienbürger sich nicht begnügen, den Tag über im Schlafrock und unter ihren Fenstern zu fischen, sondern vielmehr bei Nacht und Nebel den Stadtteich mit großen Netzen ausfischen, und für die gefangenen Stadtteichfische eigene Hausteiche graben lassen, in denen sie sich denn auf jeden Fall, wenn der Stadtfischteich auch ausgefischt sein oder gar austrocknen würde, das Fischessen auf Kind und Kindeskinder sicher stellen, indessen sie dann den übrigen Mitbürgern, die am Stadtfischteich mit ihnen

teilhatten, es selbst überlassen, wie sie sich beim Mangel des Fischessens, dessen ihre Väter gewohnt waren, Käs und Brot und Erdäpfel zu verschaffen imstande sein werden.

171. Verirrungen eines Schaf- und eines Roßhirten.[49])

Der Schäfer Hans wollte nicht mehr der Hirt der Schafe, sondern der Hirt der Herde heißen. Ich muß über die Besorgung der Herde befehlen, aber die Knechte besorgen die Schafe, also sagte er. Aber die Knechte besorgten sie nicht. Sie sprangen unter der Herde herum, wie Herren-Wächter an einem Markttage unter dem Volke.

Jauch, der Roßhirt erwiderte: Der Hans ist ein Narr! Freilich muß ein Hirt die einzelnen Tiere besorgen. Man sehe nur, was ich thue. Und was that er dann? Er machte alle seine Hengste zu Wallachen und band jedem weidenden Pferde die Nase mit einem kurzen Stricke an den vordern Fuß.

Also baute der Roßhirt die Erhaltung der Herde auf die Lähmung der Kraft der Tiere, indessen der Schäfer Hans sie auf Knechtentreue baute.

Ich weiß nicht, welcher Fehler in den Haushaltungen und in Regierungsangelegenheiten der größere ist, der Hochmut, der die Ehre der Befehlenden in Stufenfolgen von einander trennt, daß es, wie eine Mesalliance, eine Schande im Land ist, wenn einer, der auf einer höhern Ehrenstufe steht, ein Geschäft, das einer, der auf einer niedern steht, auch thut, in die Hand nimmt; oder die Trägheit, die mit Gewaltsformen die Kräfte, die die Menschen zu ihrer Nahrung und Erhaltung notwendig haben, in ihnen abschwächt und erlahmt, damit die Oberbehörde im Land in den Ruhebetten, ihrer Untergebenen halber so ruhig schlafen können, als der Roßhirt seiner Pferde halber, deren Nasen er mit einem kurzen Strick an den vordern Fuß band.

172. Teilungs-Grundsätze.

Der Bachstrom that in Altdorf Schaden, und da die Bauern beratschlagten, wie dem abzuhelfen wäre, sagte einer: Ich habe einmal gehört, wenn man die Menschen meistern wolle, so müsse man sie teilen. Ich denke also, wenn man den Strom in hundert Bächlein zerteilte, so könnte dann ein Jeder von uns ihn mit der Hand aufhalten.

Du Narr, erwiderte ein anderer; wenn der Strom nicht mehr Strom sein darf, so wollen wir ihn lieber in Tropfen verteilen, davon dann ein jeder von uns einen in die Hand nehmen und mit dem Schmutze, den er darin hat, noch färben kann, wie es ihn gelüstet.

173. Bürgereinfalt und Kabinettsweisheit.

Als die Reichsstadt Krautmarkt königlich wurde, befahl die neue Regierung, ein paar Bürgergassen abzutragen, um für ein künftig zu erbauendes Stadt-Haus genugsam Platz zu finden. Der alte Bürgerrat meinte freilich, es wäre noch Zeit mit dem Abtragen der Bürgergassen, wenn das Geld zum neuen Stadthause wirklich bei der Hand wäre; aber der neue Stadt-Chef fand, die Umstände forderten auch, unabhängig vom Stadthause, die Abtragung einiger im Wege stehender alter Bürgerhäuser, eben wie die Abtragung einiger im Wege stehender alter Bürgergesinnungen.

Es scheint, der neue Stadt-Chef habe mit seinem Befehl, die Bürgergassen abzutragen, der löblichen Bürgerschaft vorläufig den Puls darüber greifen wollen, wie weit die alten, jetzt nicht mehr passenden Bürgergesinnungen darin schon wirklich abgetragen seien.

174. Teufels-Sorgen.

Der Kuttenteufel sagte zum Ohnehosenteufel: Du bringst mich mit deiner Ohnehosenbarbarei um das alte Recht meiner Kuttenbarbarei.

Siehst du denn nicht, antwortete dieser, daß ich mit dem vorübergehenden Sturme meiner Ohnehosenbarbarei nichts anderes treibe und nichts anderes suche, als das alte Recht deiner Kuttenbarbarei wieder herzustellen?

Sei nicht furchtsam, Kuttenteufel! sagte der Satan, ich bin dir Bürge dafür, der Ohnehosenteufel arbeitet für dich und in deinem Dienste.

Ein Bauer, der dem Unwesen der Kutten- und der Ohnehosenbarbarei gleich gram war, sagte spottend: In unserm Dorfe würde sich kein Mensch, wie dieser dumme Teufel, darüber zanken; es weiß ja Jedermann, daß die Kuttenbrüder von allen Farben keine Hosen tragen.

175. Der Schmiedjunge und die Zange.

Ein Schmiedjunge traute auf seine eiserne Hand und verachtete die Zange, wie der Junker Wildhans das Evangelium.

Aber einmal verbraunte er sich seine Hand bis aufs Mark; seitdem faßt er auch das kalte Eisen mit der liebgewordenen Zange an; und seitdem Junker Wildhans erfahren hat, daß auch das Volk brennt, faßt er dasselbe, so sehr er das Evangelium forthin verachtet, eben so mit Kapuzinaden*).

---

*) Er handelt nicht im Geiste des Evangeliums, im Geiste der ewigen Liebe gegen das Volk, sondern nur mit Scheltworten.

Es sind schlimme Zeiten für ein Volk, wenn seine edlere Natur an dem glühenden Eisen des Unglaubens bis aufs Mark verbrannt wird; aber sie sind nicht weniger schlimm, wenn im persönlichen Unglauben bis zur höchsten Verstockung verhärtete Männer, die aber ihre Selbstsucht durch den Volksunglauben gefährdet achten, demselben jetzt als seine Glaubensführer und Glaubenseiferer mit Kreuz und Fahne, großen Rosenkränzen in den Händen und geweihten Skapulieren unter dem Brusttuch, in feierlichen Umzügen vorhergehen.

176. Warum Zeus den Löwen zum König macht.

Das Volk der Tiere stand vor seinem Thron und erwartete den Ausspruch. Weit die meisten glaubten und hofften, der Elephant werde es werden. — Der Leu saß so gebieterisch da, als ob er's schon wäre. Der Elephant spazierte ruhig umher und spielte mit seinem Rüssel, als ob es um nichts zu thun wäre.

Nun erschien der Donnerer und die Stimme erschallte: Der Leu ist König.

Das Volk hörte staunend den Ausspruch und die meisten Tiere thaten das Maul auf, als sie es hörten.

Wundert euch meine Wahl, ihr Tiere, sagte der Jupiter, so vernehmet: Der Elephant braucht euer nicht; er hat alles selbst, was er nötig hat, sogar den Verstand, darum gebe ich ihm Freiheit; der Leu aber weiß sich Ansehn zu geben und hat euer nötig: darum mache ich ihn zum König.

177. Der Löwe und der Tiere Erleuchtung.

Seine Tiere wurden immer dümmer. Aber der oberste Kauz behauptete dennoch, der Löwe sei der Tiere Erleuchtung gar entgegen.

Er hatte Recht[1]). Er war der Erleuchtung des obersten Kauzen, sowie der vielerlei Dienste und Gewaltstiere gar nicht entgegen; er trachtete nur zu verhüten, daß die Erleuchtung der niedern und gemeinen Tiergeschlechter den edlern und stärkern Tieren auf keine Weise beschwerlich falle, und in den Vorzügen, die ihnen vermöge ihrer höhern Natur zukommen, einigen Eintrag thun. Er wollte auf diese Art die Erleuchtung der höhern und der niederern Tiere in gehörige Uebereinstimmung bringen.

Es gibt Versuche, gewisse heterogene Gegenstände mit einander in Uebereinstimmung zu bringen, die die gleiche Wirkung hervorbringen, wie das Wasser, wenn man das Feuer mit ihm auslöscht, oder das

[1]) Von hier ab kürzer im Mskr.: Er hatte Recht; der König war der Erleuchtung der obersten Käuze und des Löwengeschlechts gar nicht entgegen, er wollte nur die Erleuchtung der übrigen Tiere mit der Löwen und der Käuze Erleuchtung in gehörige Uebereinstimmung bringen.

Feuer, wenn man das Wasser durch seine Gewalt ausdünsten macht. Beides geschieht wirklich durch den innigsten Zusammenhang der Naturen von beiden und das tiefste Eindringen der einen in die andere.

178. Die unglückliche Halb-Aufklärung.

Die Kinder Israels durften unter dem Pharao in ihrer Dienstbarkeit weder das Hebeisen, noch die Winde, noch den Schubkarren gebrauchen. Dieses alles war ein gesetzliches Vorrecht der Egypter.

Aber zu Moses Zeiten fingen die Juden an, sich über das Unrecht und die Thorheit dieser egyptischen Einrichtungen unter einander zu besprechen.

Das hießen die Egypter eine unglückliche Halb-Aufklärung, wodurch sich das elende Volk nur die gesetzlichen Schranken seines Standes zur Last machen und sonst nichts gewinnen werde.

Und eine Tradition sagt, Moses habe den Egypter eben bei einem Streite über das Recht der Aufklärung, das heißt, über das Recht zum Gebrauch des Hebeisens, der Winde und des Schubkarrens erschlagen.

Ich kann diese, mir vor vierzig Jahren wahrlich aus gutem Herzen geflossene Rubrik von den Ansprüchen des Mannes Gottes, Moses, an die wahre Volksaufklärung nicht stehen lassen, ohne mich über diesen Gegenstand, wie er mir jetzt nach so langer Zeit, zwar in gleichen Gesichtspunkten, aber mit etwas mehr Bestimmtheit, als damals, ins Aug fällt, zu äußern. Wer Mensch ist und als Mensch zu einem gottesfürchtigen, verständigen und in der Liebe thätigen Leben auferzogen werden soll, der hat unumgänglich nötig, in und durch die Erziehung alle menschliche Handbietung und Sorgfalt zu genießen, die zur Erzielung dieses Zweckes erforderlich sind. Offenbar ist das Wesen der wahren Volksaufklärung durch dieses allgemeine Fundament der Bildungsbedürfnisse des Menschengeschlechts bestimmt, und die echte Volksaufklärung, die aus diesem Bedürfnis hervorgeht, führt durch ihr Wesen notwendig zum Beten, Denken und Arbeiten, und zwar zu einem gefühlvollen, herzlichen Beten, zu einem kraftvollen, richtigen Denken und zu einem verständigen und gewandten Arbeiten, folglich auch zum Einüben aller Fertigkeiten und Kenntnisse, so wie zum Habituelmachen der Anstrengungs-, Ausharrungs- und Ueberwindungskräfte, welche alles aus den ersten Bedürfnissen der Menschennatur hervorgehende Beten, Denken und Arbeiten anspricht und voraussetzt. Diese Art von Volksaufklärung, die indessen die einzige wahre ist, muß ihrer Natur nach Jedermann, dem ein menschliches Herz im Busen schlägt, lieb und wert sein. Jeder Vater und jede Mutter, denen das Wohl ihrer Kinder, und jede Landesbehörde, der das Wohl ihrer Angehörigen am Herzen liegt, kann keine größere Angelegenheit haben, als diese Volksaufklärung in ihrem Kreise mit den Mitteln, die in ihrer Hand sind, zu fördern.

Aber das Unglück der Zeit, unsre Verkünstlung, hat den guten Namen Volksaufklärung einem Unding gegeben, das im eigentlichen Verstand der bestimmteste Gegensatz aller wahren Aufklärung und das größte Hindernis ist, welches das Verderben der Zeit ihr in den Weg legt. Sie hat ihn, diesen guten Namen, ihrem angebeteten Götzen, der Halbaufklärung gegeben, und diese hat durch die Reize und Umtriebe ihres Verderbens in der Masse der Völker alles das ausgelöscht, woraus das einzige, wahre Fundament der echten Volksaufklärung, die Vereinigung der Gottesfurcht und Menschenliebe mit den wesentlichen Bildungsmitteln der häuslichen und bürgerlichen Weisheit und Kraft, und der ganze Umfang ihrer Segensfolgen allein hervorzugehen vermag. Diese Halbaufklärung geht aus dem Zeitdrange, viel Unnützes und Segenloses, wenn auch nur oberflächlich und schlecht zu wissen und zu können, hervor, und steht mit dem Anspruch der wahren Aufklärung, das was einem jeden Menschen notwendig und segensreich ist, wenn auch beschränkt, recht zu wissen und recht zu können, im entschiedensten Widerspruche; und es ist unstreitig, sowie die Halbaufklärung das kraftvollste Mittel ist, den Segen der wahren Aufklärung im Volke zu zernichten, so ist hinwieder die wahre Aufklärung das wesentliche und kraftvollste Mittel, dem Verderben der Halbaufklärung im Volke Einhalt zu thun. Aus dieser Ansicht geht dann aber auch unstreitig hervor, wer den wesentlichen Bildungsmitteln der wahren Aufklärung entgegenwirkt, der fördert dadurch das Verderben der Halbaufklärung im ganzen Umfange seiner Wirkung. Es geht daraus unstreitig hervor, wer immer die einfachen und reinen Erleichterungsmittel der menschlichen Denk- und Kunstkraft als im allgemeinen für das Volk nicht anwendbar und seiner Erziehung selber nachteilig erklärt, der erklärt auch zugleich die Bildungsmittel der menschlichen Kräfte, durch deren Entfaltung und Belebung der Segenseinfluß des Glaubens und der Liebe allein in thatsächliche Beweise ihrer Reinheit und Wahrheit, in Thaten der Liebe, des Erbarmens, in Handlungen der Hilfe und Handbietung, in allen Leiden unsers Geschlechts hinüberzugehen vermag, als im allgemeinen für die Masse des Volks unanwendbar und sogar der Volkserziehung, als solcher, nachteilig. Aber kann das ein Mensch, der reines Herzens ist? Darf das ein Christ, der in Christo alle seine Mitmenschen als seine Brüder erklärt? Nein, er kann, er darf das nicht. Mit der Erklärung, daß die Erleichterungsmittel des richtigen Denkens und des nötigen Kunstfleißes für die Masse des Volks nicht anwendbar und ihr im Gegenteil als nachteilig vorenthalten werden müssen, wäre der Weg zu der Finsternis der egyptischen Dienstbarkeit ohne Widerrede vollkommen auf gutem Fuße angebahnt. Der Grundsatz, daß die Erleichterungsmittel des richtigen Denkens und des nötigen Könnens dem niedern Volk nur die gesetzlichen Schranken seines Standes zur Last machen und ihm sonst nichts helfen würden, wäre mit dem Grundsatze, daß der Gebrauch des Schubkarrens, des Hebeisens und der Winde bei dem Volk Israel diese und keine andere Wirkung haben würde, in

vollkommener Uebereinstimmung. Aber im Christenland wird es, will's Gott! nicht dahin kommen. Wir werden, will's Gott! in Ewigkeit nie einen Moses nötig haben, der die Kinder Israel aus den bösen Schranken der egyptischen Finsternis erlöst und sie im gelobten Lande nicht nur zum freien Gebrauche des Hebeisens, des Schubkarrens und der Winde, sondern selber zum freien Gebrauche aller Erleichterungsmittel des richtigen Denkens, des frommen und edlen Forschens in ihrem heiligen Glauben und des verständigen und gebildeten Handels und Wandels im häuslichen und bürgerlichen Leben und zu allen Segnungen hingeführt, die ein freier Spielraum der gebildeten Kräfte unsrer Natur dem Menschengeschlecht allgemein gewährt.

179. Die Bärenaufklärung.

Da sieht man jetzt, was es mit der Aufklärung für eine herrliche Sache ist! würde man doch alles lassen, wie es ist, und den Bär im Walde, also sprach Momus, als Petz, der erste der Tanzbären, seinen Führer mit Haut und Haaren fraß.

Aber Momus vergaß, daß der gefressene Bärenführer nicht der Mann war, der den Petz tanzen gelehrt, sondern sein Sohn, und daß er das Tier wider alle Uebung und gegen alle Warnung nicht am Halse, sondern an der Nase herumführte und untreulich prügelte, da es wegen dieser Neuerung im Führen den ersten murrenden Laut gab.

Man kann auch die wildesten Tiere zur höchsten Unnatur im Dienstgebrauch ihrer Kräfte hinführen; aber je weiter man diese Verkünstlungsgaukeleien mit ihnen treibt, desto sorgfältiger muß man auch verhüten, daß die Schwachheitsgrimassen, die man ihnen zur andern Natur gemacht, ihrer ursprünglichen Natur nicht plötzlich Platz machen und dadurch Unglücke veranlassen, die auf keine Weise wieder gut gemacht werden können.

180. Der Wind und der Schiffer.

Wenn ich hinauf will, so wehest du hinab, und wenn ich hinab will, so wehest du hinauf, also sprach der Schiffer für gut derb zum Windegott Aeolus.

Weißt du was? erwiderte dieser. Wenn ich hinab blase, so fahre du hinab, und wenn ich hinaufblase, so fahre du hinauf. Dient dir aber das nicht und findest du mich dennoch dir entgegen, so arbeite du gegen mich, wie ich gegen dich.

Man kann Naturkräfte nicht mit Geschwätzwerk zurückdrängen, man muß sie mit Fleiß und Arbeit zu überwinden suchen. Kräfte können nur durch Kräfte besiegt werden. Selber der Wind kann nur

durch einen andern Wind und durchaus nicht durch eine Theorie vom Winde, und noch weniger durch einen Befehl, daß ein anderer Wind wehen solle, besiegt werden.

181. **Meine Angst vor dem Hunde.** (Ein Traum.)

Mit der Kette am Hals, aber nicht angeschlossen, legte der Bullenbeißer Tiran seinen Kopf schmeichelnd auf meinen Schoß, als eben ein Thor aufging, und ein Bär aus einer Scheune hervorkam.

Augenblicklich entstand ein Geschrei: Mit den Hunden an die Ketten! Man wollte den Bären ohne einen blutigen Kampf mit ihnen zum Thor hinauslocken. Die Knechte liefen auf allen Seiten gegen Sultan, der frei im Hof herumlief. An Tiran, der auf meinem Schoße lag, dachte Niemand. Indessen spitzte dieser die Ohren und hielt den Kopf gegen den Bären in die Höhe.

Ich griff schnell an seinen Halsring, und hell wie die Wahrheit lag der Gedanke in meiner Seele: Du mußt mit deiner Hand vom Halsring weg, das Ende der Kette anfassen und ihn anschließen; aber ich vermochte es nicht, meine Hand war wie am Halsringe des Hundes angestarrt. Entsetzen durchfuhr mich, und ich erwachte am ganzen Leibe bebend.

Ich träumte das wirklich, und ein kalter Schweiß triefte wirklich von meiner Stirn herab, als ich erwachte. Auch war der Eindruck, den der Traum auf mich machte, sehr groß. Ich konnte nicht anders, ich mußte zu mir sagen, er ist eine Folge der Umstände, in denen ich lebe.

Es zeigten sich nämlich in dieser Zeit Volksbewegungen in meiner Nähe, die mich beunruhigten. Ich schrieb auch den Traum dieser Unruhe zu. Ich konnte nicht anders, ich mußte zu mir selber sagen: Es hat mir nicht umsonst geträumt und es muß mir nicht umsonst geträumt haben. Ich mußte mir denken, der Traum solle und wolle mir sagen: Die Gemein-Kraft eines Volks, das, aus welcher Ursache es auch immer sei, lebendig zur Selbsthilfe gereizt, leidenschaftlich in Bewegung gerät, sei so schwer vor den äußersten Ausbrüchen der tierischen Verwilderung zu bewahren und an den Ketten der Vernunft und der Ordnung, die diese gebietet, fest zu halten, als es mir im Traum schwer schien, den Bullenbeißer, der mir schmeichelnd auf dem Schoße lag, bei der Erscheinung des Bären an die Kette zu legen, an die ich ihn vor Angst und Furcht zitternd anzulegen suchte. Ich mußte mir sagen, träume sich doch Niemand, unter solchen Umständen ein sinnlich lebendig bewegtes Volk in die Schranken zu lenken und in den Schranken zu erhalten, die erforderlich sind und dahin wirken, daß die Aeußerungen und Ausbrüche des belebten Strebens nach Selbsthilfe nicht das Heilige der Fundamente untergraben, auf denen alle wahren Segensgenießungen des Volks ruhen. Aber diese Er-

klärung befriedigte mich noch nicht; ich fühlte tief, es brauche hierzu eine Gewaltkraft, die weder von dem Einfluß der Masse des Volks auf seine Individuen, noch von dem Einfluß einzelner Individuen auf die Masse des Volks zu erwarten sind. Ich fühlte tief, daß ich, um über diesen Gegenstand in mir einig zu werden, in mich selbst gehen und die Mittel, wie einem Volke unter diesen Umständen zu helfen sei, in mir selbst suchen müsse. Ich ging in mich selbst und fragte mich: Wenn das tierische Streben nach Selbsthilfe so lebendig in mir gereizt wird, wie das bei dem Bullenbeißer, der mir auf dem Schoße lag, als er den wilden Bär plötzlich erblickte, der Fall war, was muß ich denn thun, um nicht der in einem solchen Augenblicke in mir selbst so lebendig belebten, tierischen Selbstsucht zu unterliegen? Ich konnte nicht anders, ich mußte mir antworten, es sei nur durch den in mir selbst wahrhaft belebten göttlichen Glauben und die in mir selbst wahrhaft belebte göttliche Liebe möglich. Damit aber schien mir auch das Problem völlig gelöst, wie es möglich sei, ein Volk vor den Ausbrüchen der Roheit, welche die Reize der sinnlich belebten Gemeinkraft im Streben nach Selbsthilfe im Menschen allgemein erzeugen, zu bewahren. Es war mir vollkommen heiter, daß dieses nur durch Mittel geschehen könne, welche auf der einen Seite der Erscheinung dieser Reize, auf der andern der Empfänglichkeit des Volks, von ihnen verführt zu werden, zum voraus vorbeugen. Es war mir vollkommen heiter, dieses sei nur durch psychologische, tief in das Wesen der Menschennatur eingreifende Mittel der wahren Veredlung des Menschengeschlechts, es sei nur durch eine, von dem einzelnen Falle eines solchen Empörungsaugenblicks ganz unabhängend in's Aug gefaßte Bildung des Volks zu einer allgemeinen, durch Gottesfurcht gereinigten und geheiligten Menschenliebe zu erreichen möglich. —

182. Der Hirt und das Schaf.

Dieser Zustand ist unleidlich, sagte ein Schaf, da es aus einer reinen Herde in eine angesteckte versetzt wurde.

Der Hirt antwortete ihm: Ich will dich gern besonders versorgen, aber sage doch den anderen Schafen nicht, daß du ihren Zustand unerträglich findest.

Hierauf erwiderte das Schaf: Wenn ich ein eigensüchtiger Hund wäre, so würde mir deine Antwort behagen, da ich aber ein Schaf bin, so finde ich sie abscheulich.

Hirt. Gutes Tier, überlege es doch, die Herde fühlt ja nicht einmal, daß ihr etwas fehlt.

Schaf: Wenn ich auch keinen Grund hätte, der Herde ihre Gefahr nicht zu verhehlen, so wäre mir dieser genug, daß sie dieselbe nicht einmal kennt.

Hirt. Deine Grundsätze sind der Herde selber verderblich.

Schaf. Vielleicht; aber sicher nur insoweit du ein schlechter Hirt bist.

Hirt. Du thust mir Unrecht; ich bin um deswillen, was ich dir anbiete, gewiß kein schlechter Hirt. Hundert andere Tiere würden mir dafür danken.

Schaf. Das weiß ich wohl; aber es gibt auch hundert Tiere, denen das Herz im Leibe gar nicht ob allem dem zittert, was mir das meinige zittern macht.

Auch unter den Menschen sind die Urteile und Meinungen über Privilegien und Ausnahmegesetze sehr ungleich. Was diesfalls einigen derselben das Herz im Leibe zittern macht, finden andere sehr rechtmäßig, oder wenigstens in Rücksicht auf seinen Schaden unbedeutend.

183. Der Zankapfel.

Affenkinder baten ihren Vater um einige Aepfel aus dem Vorrate, den er vor ihnen verborgen hatte. Er antwortete ihnen: Ihr seid mir lieb, aber der große Jupiter hat euch Hände und Füße gegeben, wie mir, also seht, wie ihr selbst Aepfel findet. — Indessen warf er ihnen einen, aber nur einen dar. Und sie zerrissen sich ob demselben alle mit einander die Haut.

Das sind böse Tiere, diese Affenkinder, daß sie einander ob diesem Apfel so herumzausen, aber ich frage mich doch: Warum sind sie so böse Tiere? und muß mir antworten: Sie sind es nur, weil ihr Vater ein Affe und ein Narr ist; wäre er das nicht, so würde er gewußt haben, daß wenn man Zankäpfel selber unter die Menschen wirft, dieses ein Mittel ist, sie ganz gewiß zu viel schlechtern Menschen zu machen, als sie ohne diese ihnen zugeworfenen Aepfel gewiß nicht geworden wären.

Es freute indessen den alten Affen, zu sehen, wie sich seine Jungen darüber zerkratzten. In seiner Affenseele, in der er sich keine andere Tierkraft, als eine Affenkraft zu denken vermochte, stellte er sich vor: Indem sie sich also dafür zerkratzen, stärken sie sich die Kräfte, die sie nötig haben, sich in Zukunft auch selber Aepfel und was sie sonst alles bedürfen, zu verschaffen, wodurch denn auch die Gründe, weiter für sie zu sorgen, von selbst wegfallen werden.

184. Ein alter Elephant.

Er war eben nicht der klügste aus seinem Geschlecht, aber er bekam dennoch wegen der Ordnung, die er unter den Tieren eines kleinen Bezirks hatte, einen so guten Namen, daß ihn die Tiere eines großen Lands baten: Werde unser König.

Er wollte im Anfange nicht und sagte: Ich will bei meinen alten Tieren leben und sterben. — Aber auch diese baten ihn und sagten: Nimm die Ehre an und werde ein König.

Er that es endlich, aber die Folge davon war, die Tiere des alten Bezirks verloren einen Führer, mit dem sie zufrieden waren, und die Tiere des großen Landes bekamen einen, mit dem sie unzufrieden werden mußten.

Das alte Tier war zu kleinlich für ein Königreich, aber durch sein Königreich zugleich auch unfähig, seinen alten Forst so ordentlich und sorgfältig zu verwalten, als er es vorher gethan.

Das Sprichwort ist sehr wahr: Man muß einen alten Baum nicht leicht versetzen, thut man es, so sterben hundert gegen einen, der sich dabei beim Leben erhält. Mit den alten Menschen aus ihrem gewohnten Lebensgange wegzunehmen und sie in einen andern zu versetzen, ist es das nämliche. Man stellt das Gute, das sie sich durch ihr Leben eingeübt und jetzt wohl können, still, und macht ihnen etwas Gutes zur Pflicht, das sie sich erst jetzt einüben sollten und nicht mehr wohl einüben können. Der Fehler ist auffallend, obgleich die Uebung an vielen Orten ziemlich allgemein ist, auf gute Pfründen gewöhnlich sehr alte Pfarrer hinzuschicken. Wahrlich, das Bleiben bei den Seinigen, bis der Tod uns scheidet, ist in tausend Verhältnissen des Lebens eine heilige Sache. Der Pfennig ist nirgend mehr wert, als wo er geschlagen worden, und das ist noch am meisten von einem alten, abgeschliffenen Pfennig wahr. Auch schwache Menschen von wenig Anlagen kommen in Sachen, die sie durch ihr Leben immer betrieben, zu einer Art von Gewandtheit und Vollendung; sie werden aber durch ihr Alter in eben dem Grad zu allem dem, was sie durch ihr Leben nie betrieben, unfähiger.

185. Der Streit über die Elle, das Pfund und den Eimer.

Im Lande * * * war noch weder Elle, noch Maß, noch Gewicht eingerichtet. Das bloße Augenmaß bestimmte allen Verkehr, und wer kein gutes hatte, der irrte sich täglich.

Diesem Uebel abzuhelfen, riet ein Mann, der die Auswelt gesehen hatte, dem Volke an, Maß und Gewicht im Lande einzuführen. Aber die Leute, die ein gutes Augenmaß hatten, beschwerten sich darüber und sagten unter einander: Sollen wir es dulden, daß uns dadurch alle Vorteile entrissen werden, die uns das Uebergewicht unsrer Naturgaben, unsres Fleißes und unsrer Erfahrungen bisher zugesichert haben, und soll zugleich auch der Reiz des Selbstdenkens und Selbstforschens durch dergleichen Kunststücke, um der Dummheit und Trägheit willen, also unter uns vermindert werden?

Alles Volk gab ihnen Beifall. Unsere Alten hatten ja auch weder Pfund, noch Elle, noch Eimer, und doch ging's besser als jetzt, also sagte die blinde Menge. Einige Schlauen setzten hinzu, und das Volk sprach ihnen nach: „Wenn von der Hilfe und Sorgfalt, die man den Armen und Schwachen im Lande schuldig sein mag, die Rede ist,

so ist ein freundliches Wort von einem gutmütigen Menschen, der ein scharfes Auge hat, für dergleichen Leute unendlich mehr wert, als alle diese Kunststücke, die man ihnen ja auch verfälschen kann."

In der alten, treuen, frommen, unverfänglichen Zeit waren die Gesetze in den meisten Ländern vielseitig unbestimmt und die Willkür der Richter sehr groß. Aber diese waren im allgemeinen einfach, fromm und treu, eben wie das Volk. Sie waren im allgemeinen Freunde des Volks, Volksmänner, ohne Falschheit und ohne verfängliche Kunstumtriebe. Aber da die Zeiten sich änderten und eine verfängliche Gerechtigkeitskunst im Lande allgemein wurde, wie der nasse Boden beim anhaltenden Regen, fühlte Jedermann, der seinen Kopf und sein Herz am rechten Fleck hatte, die Notwendigkeit, die für die Unschuld der Vorzeit passenden Landesgesetze in solche, die für die Verfänglichkeit der gegenwärtigen Zeit passen, umzuwandeln. Aber es ging mit diesem Umwandlungsprojekte eben so, wie mit dem Projekte, Elle, Maß und Gewicht im Lande einzuführen, wo sie vorher nicht eingeführt waren. Jedermann im Land, dem die Unbestimmtheit der Gesetze dazu diente, seinen Beutel zu füllen und seine Leidenschaften zu befriedigen, that, was er immer konnte, die Einführung dieses Projekts zu verhüten, eben wie Jedermann im Lande * * *, damit er seinen Beutel damit spicken konnte, daß weder Elle, noch Maß, noch Gewicht darin eingeführt waren, auch alles that, diese Einführung zu verhindern.

186. Heidensorgen.

Da einst die blinden Heiden in * * * zur Erkenntnis des einigen wahren Gottes gelangen wollten, jammerten die meisten alten Leute, was doch ihrem Lande für ein großes Unglück bevorstehe, und sogar diejenigen von ihnen, die den Unsinn ihres alten Molochdienstes ganz bekannten, behaupteten dennoch, die unglücklichen, neuerungssüchtigen Menschen würden sich mit ihrem neuen Gotte und mit aller seiner Wahrheit doch den Felsen ihres Heils, die Stützen ihres häuslichen Glücks untergraben, und Mord und Raub und Brand werde die unfehlbare Folge dieses so unglücklich einreißenden Aufklärungsfiebers sein.

Diesen ängstlichen Alten antwortete die mutvollere Jugend: Ha! wenn wir schon aufhören werden, den Moloch zu verehren, so werden wir um deswillen doch nicht uns auch die Hälse abschneiden müssen.

Ja! ja! sagten die ängstlichen Alten, so dachten wir auch, da wir noch jung waren, und so denken alle guten Menschen, bis sie durch Alter und Erfahrung zur Ueberzeugung gelangt sind, daß das irgend von einer Molochsfurcht entledigte menschliche Herz nicht anders kann, als zu Raub, Mord und Brand hinlenken.

Die jungen Leute erwiderten: Es ist freilich wahr, wenn man irgend einen Moloch verabschiedet, so muß man in diesem, wie in jedem Falle, wo die Menschen durch Umstände gereizt werden könnten,

das Kind mit dem Bade auszuschütten, die Gelüste nach bürgerlicher Verwilderung durch gute Gesetze zu verhüten trachten.

O du allmächtiger Moloch! was müssen wir noch erleben, erwiderten die Alten, ihr wollt also eure Glaubensschwärmereien noch mit Bürgersschwärmereien übertünchen? Aber ihr werdet wohl erfahren, wohin das führt; ohne den Moloch und ohne seinen feurigen Ofen sind alle bürgerlichen Gesetze nur Täuschung, Schein und eitles Blendwerk.

Die muntere Jugend erwiderte: So lange ihr den Moloch verehrt und seine Unmenschlichkeiten euer höchstes Gesetz und die oberste Richtschnur eures Fühlens, Denkens und Handelns ist, so dürft ihr nicht von guten bürgerlichen Gesetzen reden; ihr habt keine und könnt keine haben, die euch ihrer Zwecke halber sicher stellen. Bei seinem Dienste sind alle bürgerlichen Gesetze für euch Spinnengewebe, durch die jeder Käfer, der auch nur so groß als eine Bohne ist, durchschlüpft und in denen nur völlig gewichtlose Fliegen hangen bleiben. Ihr redet also von dem, was gute Gesetze im Lande leisten können, wie die Blinden von den Farben, und könnet durchaus nicht wissen, was eine gute, mit der Menschennatur wahrhaft übereinstimmende Gesetzgebung wirken würde, wenn sie einmal da wäre.

Diese Heidensorgen betreffen einen Punkt, den freilich die alten Molochsdiener zu schwer, aber auch die jungen ganz gewiß zu leicht ins Aug' gefaßt haben. Die Aeußerungen dieser jungen Heiden könnten in unsern Tagen Mißverständnisse erzeugen. Es kann zwar gegenwärtig in unserm Weltteil nicht mehr vom Uebergang der Völker von einer Heidenreligion zur christlichen, wohl aber vom Uebergang eines christlichen Volks von den Glaubensmeinungen einer christlichen Partei zu denjenigen einer andern die Rede sein; indessen ist die Sache eines jeden Uebergangs von religiösen Meinungen zu andern in jedem Falle eine sehr kitzliche Sache, und das noch in dem Grad, als er auf der einen Seite ernstlich gemeint, auf der andern Seite menschlich, künstlich und lebendig betrieben wird.

Man muß seinen Boden um sich her wohl kennen, wenn man es wagen will, an irgend einer menschlichen Betriebsamkeit für die öffentliche Aenderung religiöser Meinungen unter dem Schilde eines heiligen Eifers für allein seligmachende Glaubenswahrheiten teil zu nehmen und ihnen das Wort zu reden. Das innere Wesen des wahren Glaubens, der das Herz des Menschen reinigt und ihm göttliche Kraft zu allem Göttlichen verleiht, ist eine Kraft, die, über den Schall und den Ton menschlicher Meinungen, Ausdrücke und Wortfügungen unendlich erhaben, auch von aller Wortdeutlichkeit und Erklärungsbestimmtheit ganz unabhängend, die Menschennatur im ganzen Umfang ihrer Kräfte heiligend ergreift. Als Meinung, als menschlich bestimmte, als menschlich gemodelte, gesiebte und dekretierte Wahrheit ist jede

religiöse Ansicht nur eine tote Schale des innern Wesens der Religion, des wahren Glaubens. Und es ist nur die innere Reinheit der göttlichen Gewalt, mit der die Menschennatur im ganzen Umfang ihrer Kräfte für das innere Wesen irgend einer menschlich ausgesprochenen Glaubenswahrheit ergriffen wird, wodurch ihr diese Glaubenswahrheit individualiter zum Fundament seines wahren, ihn wirklich seligmachenden Glaubens wird. Aber in diesem Falle wird dem durch seinen Glauben wahrhaft veredelten Menschen freilich auch die menschliche Schale, in der ihm das innere Wesen seines Glaubens von Jugend auf beigebracht und zu einem heiligen, göttlichen und göttlich wahren Wesen eingeübt worden, an sich selbst heilig und in ihm selbst in der Ansicht ihres Heiligtums unverletzlich. Ein solcher Mensch denkt sich das heilige Fundament seiner innern Veredlung in jedem Fall mit den ihm menschlich gegebenen Namen, Wortfügungen und Bildern seiner kirchlichen Glaubenslehren im innigsten Zusammenhange. Es ist deshalb offenbar, mit welcher Schonung und Zartheit auch die Irrtümer jeder von Jugend auf dem Menschen beigebrachten, religiösen Meinung, d. i. auch die Flecken der Schale, mit der ihr inneres, segnendes Wesen dem Menschen menschlich in die Hand gelegt worden, behandelt werden muß. Wahrlich: es ist in dieser Rücksicht ein großes Wort: Wehe dem, der Aergernis gibt! — Und ich muß aufrichtig sagen: es liegt in der Ansicht der alten Molochsdiener weitaus mehr psychologischer Takt, als in dem schonungslosen, und ich möchte beinahe sagen, unchristlichen Worteifer, mit dem diese heidnische Jugend ihren menschlichen Mut ausgedrückt hat und ihm das Wort redet.

187. Der Streit einer Bande.

Nein! die Hälfte unsers Raubes lassen wir dir nicht mehr, und bei Sachen, wo Leib und Leben darauf stehen, mußt du mit uns zu Rate gehen. Also sprach einst eine Räuberbande zu ihrem Führer.

Dieser antwortete kalt und entschlossen: Thut, was ihr wollt, aber wenn ihr mir die Mittel entzieht, alles, was uns dienen kann, auszukundschaften und zu veranstalten, so seht dann, was ihr forthin zu teilen haben werdet; und mich mit euch zu beraten über das, was uns einträglich werden soll, heißt in meinen Augen eben so viel als machen, daß uns alles fehlschlage, was uns einträglich werden könnte; wenn es aber euch nicht mehr behagt, euch von eurem Führer meistern zu lassen, so seht dann, ob es euch besser behage, euch vom Henker meistern zu lassen.

Seine Kameraden erwiderten: Etwas folgen wollen wir auch, aber zu viel ist zu viel; du treibst Recht und Ordnung bei uns über alle Maßen.

Nichts! nichts! antwortete dieser; wenn ich unter euch bleiben soll, so muß alles forthin sein und bestehen, wie es jetzt ist; ich thue es nicht anders, und den ersten, der sich widersetzt, schieße ich vor den Kopf.

Was? Was? riefen die andern, wenn's schießen gilt, so können wir auch schießen, und unser sind viel. Doch sie schossen nicht, und der Chef schoß auch nicht; aber alles ging unzufrieden aus einander und Nerin, der im Walde aufgewachsen, noch keine Ordnung und kein Recht in der Welt kannte, als die Ordnung und das Recht ihrer Bande, schlich sich einsam ins Gebüsche, staunte über sein Leben und sagte endlich zu sich selbst: Unser Handwerk muß wohl selber nichts taugen, da wir uns über die Art, dasselbe zu treiben, so schwer vereinigen können.

Ein Philosoph, der zufälligerweise auf seinem Spaziergange dahin verirrte, hörte den unschuldigen Dieb und rief ihm durch den Strauch zu: rem acu tetigisti! Ihr könnt euch über das Treiben eures Handwerks eben darum nicht vergleichen, weil es nichts taugt.

Lachend antwortete ihm Nerin: Wenn du so Bescheid weißt, so sag mir zugleich auch, was müssen wir denn thun? Diese Frage machte den Philologen einen Augenblick verlegen, doch er besann sich und rief ihm zurück: Ihr müßt, denke ich, aufhören, Unrecht thun und lernen, Recht thun.

Und ich denke, erwiderte der Dieb, unsere Bande wird das weder können noch wollen.

Der Philosoph: Ich sagte es auch nicht der Bande, ich sage es dir.

Diese Auszeichnung freute den Nerin. Er trat aus dem Gebüsche hervor und sagte zu dem Philosophen: Höre! Ich habe längst gewünscht, einen Menschen zu finden, der glauben könnte, ich sei auch einer.

Du hast einen gefunden, antwortete dieser. Nerin setzte sich zu ihm hin, und der Philosoph fand in ihm eine Reinheit des Herzens, einen Glauben an sich selbst, eine Anhänglichkeit an jeden Zug der Gutmütigkeit, eine Aufmerksamkeit auf jede Aeußerung von Wahrheit und Recht und einen Tiefblick ins menschliche Herz, den er im bürgerlichen Leben selten gefunden hatte.

Nach einer Stunde warf sich der wilde Jüngling mit einer Zähre im Auge in die Arme des weisen Bürgers, und sie blieben von dieser Stunde an ungetrennte Freunde.

Ich kann bei dieser Rubrik mich nicht enthalten, die Bemerkung zu wiederholen, die beinahe allgemein anerkannt, aber auch eben so allgemein ohne große, gute Folgen als wahr anerkannt wird, daß nämlich aus Mangel von genugsamer Sorgfalt für die innere Veredlung der wesentlichsten bürgerlichen Einrichtungen zahllose gute Kräfte der Menschennatur verloren gehen, und selber erhabene Kräfte, die beim tiefern Eingreifen der bürgerlichen Einrichtungen in die wesentlichen Fundamente der Veredlung unsers Geschlechts dem Vaterlande zu hohem Segen gedeihn könnten, demselben beim Mangel höherer Sorgfalt in diesen Einrichtungen zum Fluch werden.

188. Herr Frommann und ein Zuchthäusler.

(Keine Fabel, sondern eine Wahrheit.)

Herr Frommann, ein wohlhabender Mann, dessen Haus schon vom Vater und Großvater her mitten im Genuß aller Bequemlichkeiten des Lebens ein stilles, frommes und exemplarisches Leben führte, und Jedermann, insonderheit die in seinen Umgebungen lebenden Armen, mit trefflichen Worten zu einem eben so frommen, exemplarischen Leben aufzumuntern gewohnt war, kam vor einiger Zeit auch mit einem Mann in Bekanntschaft, dessen Gesichtsbildung ihm außerordentlich auffiel, und er suchte, obgleich er wußte, daß er vor kurzem aus dem Zuchthaus entlassen wurde, sich öfters mit ihm in dem Geist, wie er mit Jedermann that, zu unterhalten. Einmal aber sagte er in aller Herzensgutmütigkeit zu ihm, er könne nicht begreifen, wie so viele arme Leute alle Jahre in's Zuchthaus und an den Karren kämen. Der Zuchthäusler antwortete ihm: Herr Frommann, die armen Leute haben eine Natur wie die Reichen, und sie kommen gar oft für Handlungen in's Zuchthaus und an den Karren, die, wenn sie ihnen im großen und allgemeinen gelungen wären, sie in den Stand setzen würden, eben so bequem fromm zu sein und exemplarisch zu leben, als es die Reichen gar leicht können.

Der Frommann, über diese Antwort betroffen, schwieg einen Augenblick; der Zuchthäusler aber fuhr sogleich fort: Herr Frommann, die armen Leute suchen durch sehr viele Handlungen, die sie also in's Unglück bringen, bestimmt nichts anderes, als Mittel zu dem Bequemlichkeiten und Behaglichkeiten, die sich die Reichen bei allem ihrem frommen, exemplarischen Leben keinen Augenblick ermangeln lassen. Dazu kommt denn auch, daß diese Armen auf der einen Seite von der Wiege an auf alle Weise dazu gereizt werden, nach diesen Bequemlichkeiten zu gelüsten und als das einzige Gute, das ihnen in ihrem Leben als wünschbar vor die Augen gestellt wird, anzusehen, indessen sie auf der andern Seite bis an's Grab ohne alle Bildungsmittel und ohne alle Gelegenheit gelassen werden, durch welche es ihnen möglich werden könnte, sich irgend etwas Bedeutendes und Befriedigendes davon mit Fug und Recht zu erwerben.

Herr Frommann meinte, die christlichen Ermahnungen zu einem guten und frommen Leben, die diese Leute doch immer von allen Seiten erhielten und die auch er nie ermangle, allen Armen, die in seinen Umgebungen wohnten, zu erteilen, sollten doch mehr fruchten, als es wirklich geschehe. Der Zuchthäusler meinte das nicht; er erwiderte ihm, er sollte selber begreifen, wie wenig solche leere Ermahnungsworte, die von Leuten herkommen, die bei ihrem exemplarischen Leben alle Kommlichkeiten und Gemächlichkeiten, die sie nur wünschen, genießen und sich von dieser Seite nie etwas versagen, auf Leute wirken können, die die gleichen Bedürfnisse und Gelüste mit ihnen teilen, aber dabei auf keine Weise Mittel, Bildung und Handbietung

finden, wodurch es ihnen möglich würde, ihre Sinnlichkeit auch nur auf eine, die ersten Ansprüche der Menschennatur genugthuende Art rechtmäßig zu befriedigen.

Herr Frommann ging betroffen von dem Manne weg. Er wagte es nicht, dem Zuchthäusler den Eindruck zu gestehen, den die Ansichten dieses Gegenstandes auf ihn gemacht hatten. Aber er war groß und mußte es sein, denn Frommann war ein ehrlicher Mann und kannte die diesfällige Schwäche vieler Menschen in seinen Umgebungen, auf welche die Bemerkungen des Zuchthäuslers vollkommen paßten.

Er fühlte tief, daß solche zudringliche Predigten vom Frommsein, Rechtthun und exemplarischen Leben aus dem Munde von Menschen, die durch den Genuß aller Bequemlichkeiten des Lebens alle Anstrengungskraft im Denken, alle Ausharrungskraft im Arbeiten, alle Aufopferungskraft im Lieben, alle Zuverlässigkeitskraft in Treue, Glauben und Zutrauen in sich selber verloren, auf solche arme, unglückliche und in allen Rücksichten unbeholfene Menschen keinen, sie wirklich bildenden und dadurch ihnen real dienenden Eindruck machen können. Der Grund, warum tausend also hintangesetzte und verwahrloste Menschen Verbrecher werden, geht wesentlich davon aus, daß ihnen Bildung, Gelegenheit und Aufmunterung zu allem dem fehlt, was sie eigentlich lernen können und sein sollten, um mit Erfolg von den Reizen und Gelüsten ab- und zurückgehalten zu werden, die sie zu den Verbrechen hinleiten, durch welche sie unglücklich werden können; und es sind in der Welt Gottes keine Menschen in dem Grad unfähig, auf solche Menschen einen, in dieser Rücksicht sie kraftvoll bildenden Einfluß zu haben, als solche im Sessel des Glücks und aller Bequemlichkeit behaglich sitzende Tugendprediger. Selbst aller sittlichen, geistigen und physischen Anstrengungen ungewohnt, sind sie unfähig, diesen Unglücklichen das zu geben, was sie bedürfen; sie haben es selbst nicht und sind darum durchaus unfähig, solchen Menschen den Kopf zu einem kraftvollen Denken und zu einem gewandten und angestrengten Arbeiten hinzulenken. Darum scheitern auch ihre Bemühungen, das Gemüt dieser Leute zu der wahren Kraft des Glaubens und der Liebe zu erheben, die allein fähig sind, das Denken und Arbeiten dem Menschen und besonders dem armen Menschen zum wahren Segen zu machen.

Doch ich weiß nicht, wie es kommt, noch heute hat keine meiner Figuren mich, ich weiß nicht ob ich sagen soll, aus dem Geist oder aus der Form meines Buchs hinausgeführt. Es sollte nur winken, es sollte nur anregen und beleben. Jetzt scheint es fast, ich wolle Recht haben, und Rechthaberei, selber auch nur der Schein von Rechthaberei, ist, was ich in diesem Buche vermeiden soll. Aber der Gegenstand ist mir zu wichtig. Ich will und muß dahin trachten, ihn, so viel mir möglich ist, überzeugend klar zu machen.

Es ist wahr, ich will es, ich muß es. Mein Gegenstand ist keine Fabel, er ist eine Wahrheit. Er ist eine große, weit eingreifende

Zeitwahrheit. Die Nichtigkeit der Bestrebungen schwacher, blos gutmütiger Menschen in ihren Bestrebungen gegen das Zeitverderben in ihrem ganzen Umfang ins Klare zu setzen, ist dringend notwendig. Man darf nichts versäumen, was diesfalls einiges Licht zu geben und einige Kräfte zu wecken geeignet ist. Aber indem man das thut, muß man zugleich auch die Bemühungen des Zeitgeistes, dem rohen Verderben des Volks, durch welches die Folgen seiner Verwahrlosung zu Quellen seiner Verworfenheit gesteigert werden, wenn diese Bemühungen an sich und einzeln auch noch so schwach und segenlos wären, mit der höchsten Schonung behandeln. Die Schwäche der diesfälligen Zeitgutmütigkeit muß gestärkt und nichts weniger als mit Unaufmerksamkeit behandelt, oder gar der Verachtung preisgegeben werden. Man muß ihrethalben das große Wort der Weisheit ins Auge fassen: Du mußt das zerkleckte Rohr nicht zerbrechen und den glimmenden Docht nicht auslöschen. — Diese Ansicht ist besonders auf die gegenwärtigen Zeitbewegungen der Welt zur Förderung eines sittlich religiösen Vorschrittes von der größten Wichtigkeit; denn wenn wir dieselbe auch wegen ihrer, nichts weniger als allgemein aus der Fülle sittlicher und religiöser Kraft hervorgehenden, sondern vielseitig auch aus einer, vom Mangel dieser höhern Kraft herrührenden Belebung der Einbildungskraft und des ihr immer beiwohnenden, sinnlichen Wortwesens nichts weniger als mit allgemeiner Befriedigung ins Auge fassen können, so müssen wir denn doch bedenken, daß das Zeitverderben wenigstens diesen Bestrebungen vorherging, die Fehler der sinnlichen Belebung unsrer Einbildungskraft und unsers Wortwesens nur in andern, und zwar der Menschennatur noch weit gefährlichern Gestaltungen schon in sich selbst trug, und daß der Uebergang von dem Verderben der exaltierten Einbildungskraft und seines Wortwesens, in dem wir uns irreligiös und unsittlich sehr lebendig bewegten, in den sittlich religiösen, bessern Zustand, dem wir jetzt entgegenstreben zu wollen scheinen, sich nicht wohl anders gestalten konnte, als dieses wirklich geschehn.

Indem wir aber dieses im ganzen Umfange anerkennen und aller Schonung, die wir unter diesen Umständen den Beschränkungen und Schwachheiten der diesfälligen Zeitbestrebung schuldig sind, mit Gewissenhaftigkeit Rechnung tragen sollen, können wir auf der andern Seite uns auch nicht verhehlen, wie notwendig es ist, daß jeder Vorschrift wahrer, religiöser Gesinnungen das wirkliche Dasein und die sorgfältige Benutzung des ganzen Umfangs aller sittlichen, geistigen und physischen Bildungsmittel, durch welche die Anstrengungs- und Aufopferungskraft für Wahrheit und Liebe, für Gott und Menschen auch menschlicherweise unserm Geschlechte eingeübt und habituell gemacht werden kann, voraussetzt.

189. Der Tiere Gerechtigkeitspflege.

Der Löwe zerreißt das beklagte Tier, denn in seinem Rachen steht geschrieben: Es ist des Todes schuldig.

Um die Wahrheit von dem Beklagten zu ergründen, schlägt ihm der Stier seinen Farrenschwanz über den Rücken.

Der Hund sucht sein Bekenntnis durch die Beängstigungen des Bellens und die Qualen des Beißens zu erzwingen.

Der Affe fragt das beklagte Tier auch, aber wie ein Affe, und wenn er dann mit seinen Affenfragen nichts herausbringt, so wird er wild und nimmt zu den Maßregeln des Hundes und des Stieres seine Zuflucht.

Der Elephant hingegen fragt dasselbe, aber auf eine Weise, daß er es, wenn es sich im dritten Verhör nicht selbst verstrickt hat, mit Sicherheit aus seinem Gehäge lassen kann.

Auch hierin zeigt sich die Wahrheit, daß die tierische Menschennatur alle Schwächen und Einseitigkeiten aller Tierarten in sich selber vereinige und die Eigenheiten aller Tierarten in allen Gestalten, von den Kräften des Löwen bis zu den Schwächen des Faultiers und der Mäusegeschlechter hinunter, in einzelner Menschen Beispielen aufstelle.

190. Die Affen-Gerechtigkeit.

Der Thron des Tierreichs fiel einmal auch den Affen anheim. In diesem Zeitpunkte redeten einige Haupt-Affen miteinander ab, sie wollten in keinem Falle eine Ungerechtigkeit an sich kommen lassen. Die armen Tiere, es kam ihnen nicht einmal in Sinn, daß sie vermöge ihrer Natur nicht anders können, als verstellte, heuchlerische, naschende und beißende Tiere zu Handlangern ihrer Gerechtigkeit anzustellen.

Im Affenreich als Affen regieren und keine Ungerechtigkeit an sich kommen zu lassen, kann nur Affen in Sinn kommen. Die Ungerechtigkeit fließt so notwendig aus ihrer Natur, wie der Bach aus seiner Quelle; das ist so wahr, daß man bestimmt sagen darf: die Erscheinung der hellen Mittagssonne in der Mitternachtsstunde wäre kein größeres Wunder, als die Erscheinung der Gerechtigkeit im Affenreiche. Und dann kommt diesfalls noch eine Betrachtung: Wer in irgend einem Geschäfte schlechte Handlanger anstellen muß, dessen Sache ist zum voraus als verloren anzusehn, und da auch der niederste Handlanger, so weit der Wirkungskreis seines Auftrags hinlangt, als Stellvertreter seines Kommittenten angesehn werden muß, so ist offenbar, daß die Affengerechtigkeit im Affenreiche in allen Mitteln und Maßregeln, die von ihr bis auf den Einfluß des niedersten Handlangers ihrer Gerechtigkeitsmuhmereien ausgehn, nicht anders als affenartig, d. i. nicht anders als so sein könne, wie sie aus dem Fleisch und Blut unruhiger, verstellter, heuchlerischer, naschender und beißender Tiere herorzugehn vermag.

191. Die Gerechtigkeit im Waghause.

Die Wage muß innestehen, sagte ein Mann, der immer mehr auf eine nie sinkende Schale auflegte.

Ein Armer, dem er nahm, was er der Schale auflegte, grämte sich. Aber der Wagemeister fuhr ihn rauh an und sagte: Du siehst ja, daß die Wage nicht innesteht und ich muß doch mit Gerechtigkeit wägen.

Ja, wenn du das willst, erwiderte der Arme, so mußt du zuerst von der andern Schale mit Gerechtigkeit wegnehmen, was mit Unrecht drauf liegt.

Ich sage nicht, der Mensch, wie er sein sollte und sein könnte, sondern nur der Mensch, wie er ist, wie er allgemein vor unsern Augen dasteht, legt sich nie von selbst und von freien Stücken eine Last auf, und der Mensch der Gewalthat, fühlt in sich selbst und in seiner Gewalt große, entscheidende Reize, Lasten, die er tragen sollte, dem aufzuladen, über den er Gewalt hat. Der Reiche sieht im Reichen sich selbst; daher liegen auch in ihm vermöge seines Reichtums entschiedene Reize, wo es um's Belasten zu thun ist, nicht den Reichen, sondern den Armen zu belasten. Nicht der Mensch, wie er in dem Haufen dasteht, nur der Edle, der gewöhnlich außer dem Haufen allein steht, aber darum auch selten Gewalt hat, nur der Edle, wenn er Gewalt hat, belastet den Reichen und entlastet den Armen; und nur innig belebte Gottesfurcht und Menschenliebe ist geeignet, denn Sinn der Gerechtigkeit zu der christlichen und wahrhaft bürgerlichen Höhe zu erheben, in welcher der Arme, ich will nicht sagen, im Verhältniß zu seinen Kräften, wie es der Reiche nach den seinigen sein sollte, ich sage nur, auf eine dem allgemeinen Wohl wahrhaft zuträgliche und die wesentlichsten und vorzüglichsten innern Kräfte des Staates wahrhaft äufnende Art belastet ist.

192. Die Spinnen-Gerechtigkeit.

Auch die Spinne wollte einst gerecht sein und sagte der Besenfrau, welche alle Wochen einmal ihr Haus in den Staub legte, sie sei gewiß kein so böses Geschöpf, als man sie allgemein dafür halte; es sei freilich wahr, sie empfinde nicht alles immer richtig, was an den äußersten Spitzen ihrer langen Spindelgebeine vorgehe, und wenn sie zuzeiten genötigt sei, ein unglückliches Tier wegen Frevel und Unruhe, so selbiges in ihrer verfassungsmäßigen Existenz anrichte, zu ihrem Haupt bringen zu lassen, so sei sie ganz unschuldig, wenn ihre gefühllosen Fingerspitzen ein solches Tier etwa zu hart in die Klauen faßten.

Die große Kunstgewalt zum Morden, die der Spinne einwohnt, fiel mir auf. Es wunderte mich zum Erstaunen, wie dieses elende

Tierchen dahin gekommen, im Mittelpunkt eines für sie mit so viel Kunst organisierten Mördersitzes zu wohnen und gleichsam einen zum Dienst ihres Lauerns und Mordens geschaffenen Weltkreis um sich her zu besitzen, den sie dennoch im Falle seiner Verletzung und sogar im Falle seiner gänzlichen Zerstörung aus sich selbst wieder herzustellen imstande ist. Doch es fiel mir bald auf, daß je kleiner das Tier ist, das vom Morden lebt, desto mehr bedarf es der tierischen Kunst, dieser großen Dienstmagd des tierischen Lauerns, Fangens und Mordens zu seiner tierischen Erhaltung; und in diesem Gesichtspunkt war mir ganz heiter, daß das elende Tierchen, die kleine Spinne, eine so ganze Kunstwelt zu ihrem Dienst notwendig hat. Sie müßte ja ohne diese Kunstwelt, die ihr zu allen Bedürfnissen ihres Lauerns, Fangens und Mordens dienend die Hand bietet, wahrlich verrecken oder betteln gehen.

Die Sache der Spinne schien mir jetzt vollkommen gerechtfertigt oder wenigstens erklärt. Indessen möchte ich doch um alles in der Welt kein Faden ihres Gewebes sein, noch viel weniger ein Spinnenbein, das sie nach allen Richtungen zu ihrem Fraße hinträgt und unglückliche, gefangene Tierchen zu ihrem Haupt bringt und ihr vor's Maul legt.

193. Die Baukunst in Nollingen, und ein Hansmichel, der sie beurteilt.

Ehemals stand Nollingen auf festem Boden; aber der Runz des Lechstromes nahm seine Richtung gegen die Mauern der Stadt und untergrub sie. Natürlich ward der Boden unter den untergrabenen Mauern und Häusern der Stadt locker; indessen bauten die Herren von Nollingen forthin auf den weichen Grund, und unterstützen und verblenden jetzt seit Menschengedenken ihre sinkenden Mauern auf alle erdenkliche Weise. Auch sind sie hierin so weit gekommen, daß es wirklich wahr ist, was sie von sich rühmen: man könne in der Welt die zerrissenen Mauern nirgends besser flicken, verblenden und unterstützen, als in Nollingen.

Aber ein Hansmichel, der die Kunst der Blendwerke in der Nothilfe verachtete und glaubte, man müsse der Not selbst und ihren Ursachen abhelfen, trug den Bürgern von Nollingen an, ihnen über die Baukunst Vorlesungen zu halten. Die Herren von Nollingen glaubten zwar, diese Kunst sei in ihrer Stadt zu der größten Vollkommenheit gebracht und sie hätten also keine solche Vorlesungen nötig; doch wollten sie gern hören, was ihnen der Hansmichel etwa von neuen Künsten und Ausflicken, Verblenden und Unterstützen von zerrissenen Mauern erzählen möchte, freilich alles dieses in der zuversichtlichen Hoffnung, daß er den diesfälligen Baukenntnissen eines hochpreislichen Stadtrates und den Bauwerken der löblichen Stadt volle Gerechtigkeit widerfahren lassen werde.

Aber als er in seiner ersten Vorlesung über die Flick- und Verblendungskünste des Bauwesens überhaupt und über die Unpassenheit

ihrer Maßregeln gegen den Lechstrom sein Gespötte trieb und Maßregeln gegen sein Eingreifen anriet, von denen kein Mitglied des wohlweisen Stadtrates vorher auch nur ein Wort reden gehört, wurden sie aufs äußerste entrüstet und verboten dem Hansmichel bei hoher Strafe und Ungnade, weder öffentlich, noch viel weniger in Privathäusern weitere Vorlesungen über diesen Gegenstand zu halten. Auch forderten sie, die Ehre eines wohlweisen Rates und einer löblichen Stadt zu retten, alle Baumeister der Stadt auf, die Irrtümer dieses Neulings in der Baukunst und die Unthunlichkeit aller seiner Vorschläge in ein helles Licht zu setzen und versprachen dem Baumeister, der diese Aufgabe am besten vollbringen würde, eine Belohnung, die größer war, als man je einem Bürger, der sich um das Vaterland und die Stadt verdient gemacht, erteilt hat.

Es herrscht an kleinen Oertern, die Rechte und Privilegien haben, die nur durch große Mittel und große Männer mit Würde soutenìert werden können, fast allgemein immer ein Kleingeist im Großthun, der den Mangel an Großgeist im Kleinsein oft bis zur Lächerlichkeit auffallen macht.

An solchen Orten schlägt hie und da das Herz der wohlgebornen Stadtbehörden für keine Angelegenheit der Stadt so stark, ich möchte fast sagen, so fieberisch stark, als wo es eine Eitelkeits-Farce betrifft, die in ihrer Ausführung nur darum nicht immer öffentliches Gespött veranlaßt, weil sie gewöhnlich niemand sieht, als die Herren selber.

Wer klein ist, sollte immer klein thun, und man sollte allen Kindern einschärfen: Thut doch immer klein, so lange ihr klein seid; wenn ihr groß thut, so lange ihr klein seid, so gefahrt ihr, daß man von euch sage, ihr hättet euere Unschuld wie die Herren von Rollingen verloren.

194. Die Freßordnung im Hühnerstalle.[50])

Eine Hühnermagd fütterte alles Gefieder aus einem Troge. Die Starken hatten es gut; aber die Schwachen, Kranken und Jungen kamen täglich zu kurz und wurden gedrückt und zertreten.

Das ging einem alten Hahn, der schon einmal auf dem Todbette gelegen hatte, ans Herz. Da nach dem Mittagsmahle wieder eine junge Ente vor dem Troge tot lag, redete er die Häupter und die ganze Gemeinde im Hühnerstalle also an:

„Edle, gefiederte, zweibeinige Tiere!

Wir sind doch alle von einem schuldlosen Geschlechte, und handeln auf keine Weise, wie die großen Bösewichter, die Katzen und die abscheulichen Marder, welche alles Geflügel essen und selbst der heiligen Eier nicht schonen, noch das geweihete Blut scheuen; darum — ich weiß es, der Jammer geht euch allen zu Herzen, den die Frau Reichsvögtin unsers Gemeinwesens über unsre Armen und Schwachen ver-

hängt; ich weiß es, ihr wollt alle lieber mit Gerechtigkeit fressen, als diesem Jammer länger zusehen."

Aber die Hühner und Gänse verstanden gar nicht, was das sei, mit Gerechtigkeit fressen.

Der alte Hahn machte es ihnen begreiflich und sagte: Es lasse ein jeder von uns sich seinen Schnabel messen, und je nachdem dieser groß ist, bestimme man ihm sein Freßrecht. Dann wechsle täglich ein Hahn und eine Gans in der Freßstunde als Hüter. Der Hahn hüte den Gänsen und Enten, und die Gans hüte den Hähnen und Hühnern. Wer dann im Fressen nicht bei seinem Schnabelrecht bleibt, den strafen sie mit rechtlichem Picken am Kopfe und Rupfen am Halse.

Wer bisher in der Freßstunde zu kurz kam, der stimmte von Herzen zu der Meinung des Hahns. Anders war's mit den Häuptern und Vorstehern der Hühnergemeinde. Diese fanden die Sache in ihrer Weisheit bedenklich. Doch endlich auf Fürsprache des alten, geliebten Mithahns willigten auch sie darein, mit einem solchen Gerechtigkeitsfressen auf ein Jahr hin und auf Zusehen eine Probe zu machen.

Also ward die Meinung des alten Hahns insoweit im Hühnerstalle zum Gesetze gemacht.

Aber die Hähne und Gänse übten das Gesetz aus wie Hähne und Gänse. Sie thaten sämtlich ein Auge zu, wenn die Stärkern fraßen, und es blieb den Schwachen und Kleinen täglich weniger übrig, wenn die Ordnung des Fressens an sie kam, und dieses wenige ward ihnen noch durch dieses neue Gerechtigkeitspicken und Gerechtigkeitsrupfen unerträglich verbittert. Auch starben bei diesem Gerechtigkeitselend weit mehr Hühner und Gänse, als bei dem Freiheitselend der Vorzeit in der Freßstunde umkamen.

Zum Glück dauerte das neue Unglück im Hühnerstalle nur bis zur Lichtmesse, wo dann eine neue Hühnermagd eintrat und alsobald die einzige Gerechtigkeit, die im Hühnerstalle möglich war, einführte: indem sie die stärkern Tiere einsperrte, wenn sie den schwächern ihr Fressen vorstellte.

195. Das Zutrauen der Tiere.

Die Löwen schenken ihr Zutrauen dem entschlossenen Tiger, dem bedächtlichen Bären, dem schwachen, aber listigen Fuchs, dem weitsehenden Luchs und selbst dem Oppositionschef ihrer Rachengelüste, dem hohen, menschlichen Elephanten.

Der Stier schenkt dasselbe der gutmütigen Kuh und dem ihn fütternden, aber auch anjochenden Knechte.

Das wiehernde Pferd schenkt es dem Manne, der die Lust zum Reiten mit ihm teilt und es damit bei seinem Reiten nie plagt, als um in ihm selber die Lust des Reitens durch die Kunst desselben zu erhöhn.

Der Esel hat den Widerspruch gegen das Zutrauen in seinen hintern Beinen, mit denen er gegen Jedermann, der ihm von hinten zu nahe kommt, ohne zu wissen, wer es ist, ausschlägt.

Der Hund schenkt sein Zutrauen im echten, niedrigen, aber so ziemlich allgemeinen Geist des unedlern Dienstlebens Jedermann, der ihn füttert.

Der Fuchs buhlt bei allen Tieren, die er zu fressen gelüstet, um Zutrauen. Er aber schenkt das seinige Niemand als seinen Nestfüchsen.

Und die Schlange verbirgt sich unter den Boden, weil sie weiß, daß ihr auf der Welt von allem, was lebt, Niemand traut, und sie hinwider ebenfalls das nämliche gegen alles, was auf Erden lebt, thut. Wenn sie sich aber aus der Höhle, in die sie sich verbirgt, hervorläßt, so flieht auch alles vor ihr; sie aber hält dannzumal den Kopf in die Höhe und lauert, ob noch irgend ein Tier ihr so nahe stehn geblieben, daß sie es mit einem Sprunge erhaschen und töten könne.

Es ist ein eigenes Ding um das Zutrauen. Die Tiere irren weit weniger darin als die Menschen. Die ersten gehen nur auf Thatsachen, sie bauen darin nur auf Anschauung und Erfahrung; die Menschen gehen darin zu oft auf Halbe- und Viertelserfahrungen und bauen auf ihre Neigung zum Glauben an Treue und Unschuld des Herzens träumerisch ihr Zutrauen; dann aber stoßen sie auch oft damit ihre Köpfe so hart an, daß sie ihr Zutrauen nicht nur in dem, worin es unrichtig begründet, sondern auch in dem, worin es wohl begründet war, verlieren. Unglücklicher aber kann nicht leicht Jemand sein, als Menschen es werden, die in ihrem Zutrauen so leichtgläubig sind, daß sie, sobald sie an einem Menschen etwas Gutes, das sie anspricht, sehen, sogleich glauben, er sei überall gut und in diesem Vertrauen sich gar leicht in die Arme eines jeden werfen. Solche Menschen machen oft Erfahrungen, die ihnen das Wort: Verflucht ist, wer auf Menschen traut, auf eine Weise erklären, daß ich meinem ärgsten Feinde nicht wünschen dürfte, daß ihm dieser Spruch also erklärt würde.

196. Milka und Emma.

Milka. Liebe Emma, sie ist doch immer unsre Mutter.

Emma. Ich weiß es.

Milka. Wenn wir ihre Schande auskommen lassen, so wird Jedermann von uns sagen, wir seien unnatürliche Kinder.

Emma. Das, was jedermann darüber sagen möchte, ist doch nicht die Hauptsache. Die Hauptsache ist, ob wir forthin lügen, betrügen und zu einem Unrecht nach dem andern Hand bieten dürfen, damit sie sich ihrer Schandthaten ewig nie schämen müsse.

Milka schweigt, staunt, verhüllt ihr Angesicht und Emma fährt fort: Du weißt, wo unser Thun hinlangt; wenn wir ihre Schande verbergen wollen, so dürfen wir alles, alles thun, damit sie sich ewig nie schämen müsse; und was wird daraus erfolgen, wenn sie sich ewig nie schämt?

Jetzt rollen heiße Thränen der Milka über die Wangen; aber sie sagt: Nein, nein, wir dürfen nicht alles thun, damit sie sich nie schämen müsse.

Ich habe in meinem Leben mehrere Male eitle Stadträte behaupten gehört, man solle alle Papiere, welche eine schlechte Handlung ihres Stadtrates oder irgend eines seiner bedeutenden Mitglieder unwidersprechlich dokumentieren würden, in den Archiven zernichten und ihre Offenkundigkeit für alle Ewigkeit unmöglich machen. Er setzte hinzu: Jedes vorzügliche Glied des Stadtrats sei, wie jedes Haupt der Stadt, als ein Vater des Vaterlands anzusehn und man müsse alles thun, einem solchen Mitglied gehörenden Respekt ganz unabhängend von seinem Verdienst oder Nichtverdienst nach seinem Tode eben so wie bei seinem Leben unverletzt zu erhalten. Und so wie die gute Milka meinte, man müsse alles thun, um die Schande ihr Mutter zu verbergen und zu ihrer Schwester sagte, wenn sie es nicht thun würden, so würde Jedermann von ihnen sagen, sie seien unnatürliche Kinder: so meinten diese Regierungsglieder auch einstimmig, sie müßten die auf ihr Rathaus oder auch nur auf ein bedeutendes Familienglied ihrer Ratstube fallende Schande auf alle nur mögliche Weise vor der Welt und vor der Nachwelt zu verbergen suchen. Ich hörte auch einen von ihnen, eben wie die Milka, mit Bestimmtheit aussprechen: Wenn wir das nicht thäten und irgend eine Schande, die wir verhüten könnten, auf unsere Ratstube oder auf eines unserer Mitglieder fallen lassen würden, so würde die Welt und die Nachwelt von uns sagen, wir seien unnatürliche Ratsherren. — Man kann zwar diesen Herren eben so triftige Gründe gegen ihre Meinung anbringen, als die verständige Emma ihrer Schwester gegen die ihrigen angebracht hat; aber ich glaube nicht, daß viele von ihnen, die darauf antragen, durch Entfernung von Papieren, die ihre Schande dokumentieren, sich ewig nie schämen zu müssen, durch ähnliche Gründe, wie Milka, zum Weinen gebracht werden möchten.

Wo man die Frage aufwerfen kann: Darf man in irgend einem Verhältnis des häuslichen oder des bürgerlichen Lebens Schandthaten fortdauern machen und fortdauern lassen, damit man denen, die sie begangen, die Schamröte ersparen könne, d. i. darf man die moralische Kraft wider das Laster der Aufmerksamkeit auf die Personen, die dasselbe begehn, unterordnen? da ist diese Kraft gegen das Laster im innern Wesen ihrer psychologischen Begründung untergraben. Das Heilige der gesetzlichen Staatskraft gegen die Verbrechen der Bürger wird zu einem Traumbild und zu einem Popanz. Das ist sie und mehr nicht, wo sie der richterlichen Aufmerksamkeit auf die Personen, welche diese Laster begehen, untergeordnet dasteht. Wie weit das führt, ist heiter. Es verhärtet die Zartheit des Pflichtgefühls der Menschennatur an Ort und Stelle, wo die Menschheit derselben am meisten bedarf. Es bringt Männer, die die Stütze der Unschuld und der

Schwäche sein sollten, dahin, daß sie in Fällen, wo ihre Gerechtigkeitskraft am stärksten angesprochen wird, das Wort der Milka: „Nein, nein, wir dürfen das nicht —" nicht mit ihrem Gefühl und mit ihren Thränen aussprechen.

197. Die Lobrede des Maulbrauchens und der Frechheit vom Mephistopheles.

Die Fürsten der Hölle beklagten sich einmal in ihrem gemeinen Rat, es gehe im Reiche der Lügen und des Unrechts nicht, wie es sollte, vorwärts. Die Gewaltsmittel, welche die Diener der Hölle wider ihre Erzfeinde, die Wahrheit, die Liebe und das Recht gebrauchten, verfehlten ganz ihre Zwecke. Die Zeugen der Wahrheit, die Helden der Liebe, die Opfer des Rechts litten ihre Marter umsonst. Je mehr man die Feinde der Hölle verfolge, je mehr schienen sie Anhänger zu gewinnen. Eine Weile stand die Hölle von dieser Antwort betroffen. Dann stand aber Mephistopheles auf und sagte zur versammelten Hölle: Es ist wahr, unsere Diener verstehen es nicht, unser Reich unter den Menschen zu fördern. Sie sollten den Erbfeind unsers Reiches, die Wahrheit und die Liebe, nicht nur mit Feuer und Schwert, sie sollten ihn weit mehr mit Maulbrauchen verfolgen. Sie müssen besser lernen, den Menschen mit leeren Worten Staub in die Augen zu werfen, und die Sache des Unrechts, als wäre sie die Sache des Rechts, die Sache der Lügen, als wäre sie die Sache der Wahrheit, zu plaidieren und demonstrieren, das Krumme gerade, und das Gerade krumm zu machen und jedem Gegner das Wort der Wahrheit, fast ehe er es ausgesprochen, im Munde zu verdrehen, sie müssen lernen, die Aeußerungen von Gutmütigkeit, Wohlwollen und Liebe als die Sache menschlicher Erbärmlichkeiten und Schwächen, mit denen man nur Mitleid haben müsse, in die Augen fallen zu machen. Nur auf diesem Wege geht es in der Welt, wie sie jetzt ist, für uns vorwärts wie es soll; dazu aber braucht es wahre Teufelskräfte; Leute, die uns jetzt wahrhaft dienen können, dürfen durchaus nicht alle Menschenschwächen in sich selber vereinigt tragen, wie viele dieser Thoren, die uns gern dienen möchten, zu glauben scheinen. Wir müssen unter den Schwächlingen des Menschengeschlechts die Frechsten, die wir finden können, in unsern Dienst bringen. Frechheit im Maulbrauchen mit Schlauheit im Stillschweigen und Geheimnismacherei verbunden, kann uns allein zu der Siegeskrone helfen, für die wir einst mit dem Himmelskönige selber Krieg führten, und jetzt noch mit den Schwächlingen des Menschengeschlechts gegen die Brosamen von Liebe und Wahrheit, die von unserm feindseligen Himmel auf ihre arme Erde herabfallen, ein Nebenwerk von Kleinkrieg zu führen genötigt sind. Die einzige Kraft unsrer Feinde auf Erden liegt in diesen Brosamen von Liebe und Wahrheit, die ihnen vom Himmel zugefallen; aber dieses Geschenk liegt in den Händen von großen Schwächlingen, gegen die wir nichts anderes und nichts mehr

als Frechheit im Maulbrauchen bedürfen. Wer frech ist, zudringlich und schlau, der arbeitet in unserm Dienste. Welche Farbe, welche Meinung und welchen Glauben jeder unserer diesfälligen Diener und Handlanger auch habe, macht uns gar nichts; wenn er nur also teuflisch frech ist, so haben wir alles, was wir von ihm bedürfen. Wir können die Frechheit nicht genug loben. Lieblosigkeit, Rechtlosigkeit, Hartherzigkeit und ein eingewurzelter Lügengeist sind der Frechheit angeboren und von ihr unzertrennlich. Und das ist ja alles, was wir bedürfen, um unsern Kampf gegen das Himmelsgeschenk von Wahrheit und Liebe unter den Schwächlingen von Menschen siegend zum Ziele zu führen.

Die ganze Hölle jubelte dem Mephistopheles Beifall entgegen und der Fürst der Hölle sprach das Wort aus: So muß es sein, so muß es geschehen, unser Reich muß unter den Schwächlingen des Menschengeschlechts nicht durch Henkersgewalt, es muß mit Maulbrauchen und Frechheit geäufnet werden.

Die ganze Hölle horchte, und alle Teufel gehorchten.

198. Der Junker Milichius.

Seine Bauern besaßen einen Weg in den Berg als ein Dorfrecht, und er hatte den Mitgenuß des Weges als ein Bauernrecht. Aber er verwandelte sein Bauernrecht in ein Schloßrecht und verbot dann seinen Bauern den Mitgenuß des Schloßwegs.

Sie machten Vorstellungen dagegen; aber es ward ihnen durch die Kanzlei bedeutet: Was vonseite Sr. Wohlgeboren zu erkennen und zu verordnen beliebt und geruht worden, dabei habe es sein endliches Bewenden. Um ihnen aber sein anderweitiges hohes und geneigtes Wohlwollen zu bescheinen, erlaubte er ihrem Dorfe ein neues Schenkhaus.

Wenn der Bauer, der einzig mit den Gutthaten des Junker Fritz, von dem oben die Rede war, nicht zufrieden, ihm antwortete: „Wir gedeihen besser, wenn Sie uns unser Recht widerfahren lassen, als wenn sie uns mit Gutthaten übermisten“ — jetzt dagewesen wäre, er hätte dem Junker Milichius für das neue Schenkhaus gewiß auch nicht gedankt, sondern das liebe, alte Wegrecht der neuen Schenke weit vorgezogen, ob man gleich in unsern Tagen immer mehr in der Uebung hat, alle Dörfer mit Schenkhäusern und vielerlei Arten von Freiheiten für dieselben ebenso zu übermisten.

199. Eben dieser Junker Milichius.

Auf seinem Gute Hertenstein mußte jeden zwanzigsten Tag aus jedem Hause ein Mann und ein Weib Frohndienste thun. Ihre Arbeit war vormals heuen, emden, ernten und herbsten. Dennoch gab

schon damals jeder ehrenfeste Dorfmann einem paar armen Leuten den Taglohn und ließ sie für sich fronen.

Unter Milichius aber mußten sie die Treppen und Böden im Schlosse waschen und in den Höfen das Gras zwischen den Steinen herauskratzen. Natürlich scheute sich dessen ein jeder. Wer immer konnte, bezahlte den Frontag und kam nicht selbst. Aber Milichius hieß das Bauern-Unfug. Er sprach und befahl, es müsse mehr eine Gleichheit im Dienste sein. Die reichen Dienstleute müssen mir, wie die armen, am Boden kratzen.

Wenn du Ehre im Leibe hast, so fühlst du, wie das wehe that. Aber der Junker lachte, und das Gesindel, das schon lange den Boden gekratzt hatte, fand es gar lustig, daß die hoffährtigen Reichen mit ihnen den Boden kratzen mußten.

Indessen gewöhnt sich der Mensch an alles. So wehe es that, die reichen Dienstleute lernten jetzt, was die armen schon konnten. Aber so wie die ersten mit dem Gesindel vermischt schamlos wurden, also wurde das Gesindel mit jenem vermischt, frech.

Sein Lachen über die Gleichheit im Dienste verwandelte sich allmählich in ein Geflüster über die Gleichheit im Rechte, und bald fragten die Leute auf allen vieren sich ohne Umschweif unter einander: Wann wird die Reihe auch an ihn kommen? Ein schwarzes Buch sagt: Die neuen Wörter, Freiheit und Gleichheit, seien also von der schrecklichen Dienstgleichheit erzeugt, und von Leuten auf allen vieren ausgeheckt worden.

Es muß auch etwas hieran wahr sein, sonst hätten sie nicht so viel Uebel in der Welt veranlassen können, und so viele gelehrt, auf allen vieren am Boden kratzen, die dessen noch weit weniger gewohnt waren, als die reichen Dienstleute des Junkers Milichius.

Auch der niederste, ärmste Mensch hat in seinem Innersten ein Ehrgefühl, dessen Verletzung ihn, wenn er ein guter Mensch ist, zu Thränen, und wenn er ein böser ist, zur Wut bringt. Wer klug ist und gern Ruhe um sich her hat, der hütet sich in jedem Fall eben so sehr, das Ehrgefühl der Niedern im Land zu verletzen, als auch die Unklugen gewohnt sind und gewöhnt werden, es bei den Reichen und Großen im Land zu schonen.

200. Der Steg ohne Lehnen.

Eben dieser Milichius machte seinen Bauern ihren Kirchsteg über den Dorfbach wieder zurechte. Aber nicht, wie ihn die Alten besessen hatten, denn vormals war er von breiten Eichen, jetzt machte er ihn von schmalen Tannen.

Doch das hätte noch angehen können; aber er machte ihn ohne Lehnen, und die Bauern konnten nun nicht mehr, wie sie es vorhin gethan hatten, an den Sonntagen und oft auch an den Werktagen, auf

ihn hingelehnt, den Fischen und Fröschen zusehen und mit einander plaudern.

Das that ihnen wehe. Einige Tage flüsterten sie dies und das untereinander. Die einen sagten: Es ist vor Gott und Menschen nicht recht, wie man mit uns umgeht; andere: Wer bei Nacht und Nebel über den Steg geht, der gefahrt in den Bach zu fallen und beim großen Wasser zu ertrinken; wieder andere: Ja! ja! Wir sind mit ihm an Leib und Seel versorgt. Wenn dann einer ertrinkt, so macht er noch auf Kosten der Erben ein Visum repertum.

So wurmte es vier oder fünf Tage in den Köpfen der Bauern. Am sechsten fluchten sie, er sei ihnen einen Steg schuldig, wie ihn ihre Vorfahren besessen hätten; und bald setzten sie hinzu: Wenn einer von uns den Steg, wie er jetzt ist, mit einem Fuße betritt, so ist er nicht wert, daß er auf den Kirchhof zu den ehrlichen Alten ins Grab kommt. Und damit keiner ein Mameluk sein und ihn doch betreten könne, so warfen sie selbst ihn an diesem Abend in den Bach.

Indessen war es Samstag; sie sollten morgen zur Kirche, und hatten keinen andern Weg, als über den Steg. Was war jetzt zu machen? Sie rieten, da das Wasser jetzt klein sei, so wollten sie durchwaden. Gesagt, gethan. Am Sonntag des Morgens setzten sich Männer und Weiber am Reihen vor den Bach, zogen Schuhe und Strümpfe ab, und wadeten durch.

Aber es war in Jupiters gaukelnder hoher Versammlung beschlossen, und eine Hexe hatte es den sterblichen Menschen verkündet: „Der Steg ohne Lehnen solle Milichius Bauern einen traurigen, drangvollen Tag bereiten; dann aber werde Milichius, von einem Prädikanten erweckt, sich ihrer endlich erbarmen, und ihnen am Plauderstege des heiligen Sonntags wieder eine Lehne erschaffen." Was die Hexe den sterblichen Menschen verkündete, das ist auch alles erfüllet.

Milichius Bauern kamen naß und erfroren zur Kirche. Der Pfarrer predigte lang und hatte zu taufen. Aber das war nur der Anfang der Schmerzen.

Wie in den Tagen der Sündflut, also regnete es heute in den Gebirgen, und der Bach ward während der Predigt zum Strome. Man denke sich das Entsetzen der lieben Gemeinde, die jetzt jenseits des Bachs war und nicht mehr durchwaden konnte. Freilich war noch eine Schloßbrücke neben dem Stege: aber sie war verschlossen, sie war die Brücke des Junkers Milichius, und nicht die Brücke des Volks.

Indessen baten die Leute, die Männer zogen die Hüte ab; die Töchter neigten sich; eisgraue Männer, schwangere Frauen und unmündige Kinder stellten sich voran und rangen die Hände, der Sigrist und der Schulmeister knieten vor Demut in den Kot.

Doch ist es leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr eingehe, als daß Menschen von höherm Stand, die sich einmal bis zu den ekeln Gefühlen des Gesindellebens erniedrigt, den Kot von sich waschen, in

dem sie sich täglich herumwühlen. Man muß von solchen Milichius-seelen bestimmt fragen: Kann auch ein Mohr seine Haut und ein Panther seine Flecken ändern?

Es ekelt mir. Ich sehe den Junker in seinem Prachtzimmer hoch auflachen über den Glücksstreich, der ihm mit diesem Regen begegnet. Ich sehe selber den Pfarrer hinter seinem Vorhange über die Trübsale seiner Gemeinde am Bache Kedron seinen Mutwillen treiben, und Milichius scheut sich gar nicht, seine Freude darüber zu bezeugen, daß die armen Leute bei diesem Anlasse alle ihre Sonntags- und Hoffahrtskleider zugrund richten werden.

Meine Muse! Trage mich wieder aus dem glänzenden Zimmer der niedrigen Herrschaft zum armen, lieben, fehlenden Volke.

Die guten Leute mußten jetzt zwei Stunden weit über Stauden und Stöcke, durch Sumpf und Dornen einen Heimweg suchen, den sie noch nie betreten hatten.

Als sie heimkamen, vergaßen sie eine Weile ihren Jammer und suchten nur den warmen Ofen und ihre Mittagssuppe. Während des Essens gestanden sich auch viele, sie hätten besser gethan, über den Steg ohne Lehnen zu gehen, als zu rebellieren.

Aber sowie sie wieder erwärmt waren, so wurden sie wütender als je und redeten selbst über den Pfarrer so heftige Worte, daß der Sigrist noch an diesem Abende und fast außer Atem ins Pfarrhaus kam und dem Wohlehrwürdigen sagte: Herr Pfarrer! Herr Pfarrer! Ihr gefahret, weiß Gott! um alle eure Accidenzien zu kommen, wenn ihr den Junker nicht dahin bringt, den Bauern einen Steg und eine Lehne zu machen, wie ihn die Alten gemacht haben.

Auf einen solchen Bericht wird ein jeder Milichius-Pfarrer ein Volksmann. Auch unserer ward's. Er eilte schnell zum Junker, um ihn für seine Bauern um einen Steg mit zwei Lehnen zu bitten. Aber dieser lachte ihm unter die Nase und sagte: Ihr, als ein geistlicher, frommer Herr solltet von Amtswegen und ex officio glauben, der liebe Gott habe gestern nur um deswillen in den Gebirgen so regnen lassen, damit dieses Gesindel also unter meinen Fenstern zu Schanden werde, wie ihr gesehen habt, daß es zu Schanden worden ist.

Der Pfarrer säumte nicht, ihro Gnaden mit dem gewöhnlichen Weidspruche hierüber sein christliches Dienst- und Amts-Kompliment zu machen, lenkte dann aber bald ein, und kam wieder mit der Bitte für seine Bauern. Das empörte den Junker. Er hieß seine Bitte eine Narrenforderung und sagte, er sollte sich schämen, ihm im Ernste mit so etwas zu kommen.

Aber der Pfarrer kannte die Bauern und wollte eine Lehne. Er ging also um einen Schritt weiter, und wie einst der große Christoffel das Stadtthor auf seine Schultern nahm und über den Bach trug, also nahm er jetzt seinen heiligen Amtsmut auf seine Schultern und sagte dem Edelvesten, Gestrengen, er solle sich doch bedenken, wenn etwan eine schwangere Frau oder ein unschuldiges Kind aus Mangel

an Lehnen in den Bach fallen, und ertrinken sollte, so könnte die böse Welt — — — damit hielt er stille, und setzte dann noch leise, wie eine Schnecke geht, hinzu, er müsse ihm sagen, ein Zufall von dieser Art könnte ihm, bei den fortdauernden Diffikultäten mit seinen Dörfern, selbst bei den allerhöchsten Gerichten in * * * nachteilig sein.

Wenn du ein Schaf oder einen Rehbock gesehen, das das Messer im Halse hat, so hast du die Augen gesehen, die der Junker Milichius machte.

Aber der Pfarrer kannte dieses Augenmachen und wußte, daß es nichts anders bedeute, als daß er sich zum Nachgeben gezwungen fühle. Er war also zum voraus der Resolution sicher, die dann nach dem Mittagsessen erfolgte, und dahin ging: Herr Pfarrer! Euch zu gefallen will ich ihnen eine Lehne an dem Stege machen lassen; aber versteht mich wohl, nur eine, und nur auf der linken Seite. Hingegen das schwör ich Euch, bei der alten Ewigkeit meines Hauses, und bei der unveräußerlichen Ehre meines Degens: von zwei Lehnen, oder von einer Lehne auf der rechten Seite des Steges soll in Ewigkeit keine Rede sein. — Der Pfarrer wollte nicht mehr. Er gab also in den Ausdrücken der tiefsten Ehrfurcht nach, eilte dann aber zu seinen Bauern und erzählte ihnen noch diesen Abend, was für ein Mann er sei, und was für ein Pfarrer- und Ritterstück er für sie ausgerichtet habe.

Nun ist alles in der Ordnung. Die Bauern gehen zufrieden über den Steg mit der halben Lehne. Der Pfarrer kriegt seine Accidenzien wie vorhin, und die Kinder und die Schwangeren, die Betrunkenen und die Alten halten sich, in Gottes Namen, an der linken Seite des Steges, weil sie es an der rechten nicht können.

201. Ein Klubb im Tierreiche.

Zwischen Himmel und Erde sind keine verfluchteren Vögel, sprach König Rulph, der stärkste der Geier, da ihn eine Schar von Dohlen durch das ganze Krauchthal verfolgte.

Alle Geier fanden, wie Rulph, es wäre gut, wenn kein solcher Mittelstand wäre zwischen den Vögeln. Aber sie glaubten alle, seine Vertilgung sei unmöglich.

Nur der staatskluge Rulph, der unter seinem Gefieder eine Fuchsseele verbarg, erhob sich über den Kreis dessen, was gewöhnlich gefiederte Wesen für möglich finden können, und faßte den, für eine Vogelseele bewundernswürdigen Gedanken, das ganze Geschlecht der frechen Dohlen und Krähen zu vertilgen.

Aber wie das machen? das sagte er freilich Niemand. Nur einmal entrann ihm das Wort: „Was die Könige nicht vermögen, das müssen die Bettler vollbringen.“

Doch schon an diesem Abend sah man den Erzvater der Käuze im Geheimsitz des Königs und bald darauf predigte das Dienstgeschlecht der Käuze auf allen geweihten Aesten gegen alle Vereinigungen der

Vögelgeschlechter, vorzüglich aber gegen diejenigen der Dohlen und Krähen, und hoben ein großes Geschrei an, wie der hohe und erhabene Jupiter nicht mehr anders könne, als seiner Langmut endlich ein Ende machen und alle Vögel mit schrecklichem Ernst zu vertilgen, weil sie in ihrer Bosheit so weit gekommen, sich nicht mehr zu begnügen, wie dieses auch vorhin geschehen, einzeln und unter gehöriger Anführung zu sündigen, sondern sich jetzt auf eine unerhörte Weise zu ganzen Geschlechtern vereinigten, um die unnatürlichsten Thaten mit eigener Gewalt auf die schrecklichste und strafbarste Weise zu vollbringen und durchzusetzen. Sie predigten mit großem, sonderbarem Ernst, wie alle Arten von Vereinigungen unter den Vögeln zu gar nichts Gutem und Nützlichem führen, wie solche ganz einzig von dem höchsten Verderben des Vogelherzens und der darin lebenden, ewigen Gelüste nach allem, was dem geistlichen und weltlichen Vögelrecht entgegen sei, herrühre, und wie dergleichen sträfliche Vereinigungen den betrogenen Vögeln in ihrem Innersten das gute und edle Gefühl ihrer natürlichen Schwäche und Ohnmacht raubten und sie dagegen frech, übermütig und gewaltthätig machten, wie besonders die Dohlen sich ohne Scheu und Scham täglich mehr an der Hoheit der mächtigsten Vögel vergriffen, und auch den friedlichen Geschlechtern der Vögel zum Trotz, was diese in ihren unschuldigen Seelen verabscheuten, vollbrächten, und täglich auf die mächtigsten Geier und Weihen eine Lustjagd nach der andern anstellten. Sie predigten ferner, wie die schändlichen Dohlen auch den Brotrechten der gemeinen, schwächern und kleinern Vögeln auf die sträflichste Weise zu nahe träten, indem sie auf allen Misthaufen und auf allen neu gedüngten Aeckern alle eingemachten Früchte, die beste Nahrung der Vögel, ihnen also in Haufen vereinigt vor dem Schnabel wegschnappten, endlich bezeugten sie noch, die Dohlen seien von den Göttern verflucht, und von jeher mit der Farbe des Unglücks bezeichnet gewesen, und schlossen dann von ihren geweihten Aesten herab dahin, man könnte weder Tugend noch Recht unter seinen Fittigen tragen, wenn man es auf irgend eine Art mit der Dohlen-Partei halten wollte.

Die dummen Vögelhorden glaubten und hoben ein großes Geschrei an: Sie wollten alle Dohlen vertilgen. Die frommen Hühner flogen auf die Bäume, ihre Eier zu verderben und die guten Tauben pickten sie in den Klippen und Felsritzen entzwei. Aber sowie die guten Vögel die Dohlen vertilgten, so gediehen die Geier, und endlich merkten die dummen Vögel doch an ihren leeren Nestern, daß sie übel gethan hatten, den Mittelstand vertilgen zu wollen, den die Natur ihnen zum Schutz gegen die Geier erschaffen hatte.

Seit dieser Zeit aber herrscht auch ein ewiger Haß zwischen den friedlichen Vögeln und dem Kauzengeschlechte, das sie also verführte, zu Gunsten ihrer Tyrannen ihre frommen und friedlichen Schutzherren vertilgen zu wollen.

Ich muß über die Darstellung dieses Traums aus dem Tierreiche sagen: Sie ist vor mehr als dreißig Jahren geschrieben worden,

und veranlaßt mich jetzt, folgendes beizufügen: Die Erhaltung und das Wohlbefinden der größern Anzahl der Tiergeschlechte hängt vielseitig von der ihnen inwohnenden und mit großem Reize belebten Kraft, sich untereinander zu beschädigen, zu bekriegen und zu vertilgen, ab; offenbar aber liegt diesem wesentlichen Fundamente der tierischen Selbsterhaltung ein entschiedener, der tierischen Natur inwohnender Mangel an Menschlichkeit, der dann seiner Natur nach auch einen ebenso mit vielen Sinnlichkeitsreizen unterstützten Hang zur Unmenschlichkeit sowohl vorausgesetzt als zurfolge hat, zum Grunde.

Bei dem Menschengeschlecht ist dieses geradezu umgekehrt, seine Selbsterhaltung und der ganze Umfang der Beförderungs- und Sicherungsmittel seines Wohlstandes hängt unbedingt und wesentlich von dem seiner Natur inwohnenden Sinn der Menschlichkeit und von der Unterdrückung des in unserm Fleisch und Blut, eben wie im Fleisch und Blut der Tiere liegenden, sinnlichen Reize zur Unmenschlichkeit, das ist, von der Unterdrückung der tierischen Neigung einander zu beschädigen, zu bekriegen und zu vertilgen ab. Sowie die Tiere durch die Befriedigung ihres Unmenschlichkeitstriebes sich erhalten, sicher stellen und befriedigen, so richtet der Mensch durch die Befriedigung dieses tierischen Unmenschlichkeitstriebes sich selbst zugrunde.

Was immer der Mensch, von sinnlicher Selbstsucht und tierischer Gewaltthätigkeit getrieben, zum Nachteil, zur Minderung des Wohlstandes seines Nebenmenschen, zu dessen Schwächung, Erniedrigung und Vertilgung thut, damit schwächt und entwürdigt er sich selber und mit ihm den guten Zustand aller seiner Umgebungen, das ist, seines Geschlechtes in dem ganzen Umfang, indem er auf dasselbe eingewirkt und Einfluß hat und von demselben berührt wird.

Diese Ansicht wird noch von einer andern Seite ganz klar.

Der Mensch wird nicht, wie das Tier, zu dem, was er sein und werden soll, geboren, er wird, was er werden soll, nicht von sich selbst, er wird es nur durch die Erhebung seiner Natur zur Wahrheit und Liebe.

Diese Erhebung aber setzt wesentlich die Ausbildung des ganzen Umfangs der Kräfte voraus, durch die sich unsere Menschlichkeit ausspricht, das ist, durch die wir den innerlich belebten gereinigten und geheiligten Sinn derselben äußerlich in göttlichen Thaten der Liebe, der Selbstverleugnung und der Aufopferungskraft unserer selbst für Wahrheit, Recht und Menschensegen darzustellen vermögen.

Diese Ausbildung des Geschlechtes sowohl in Rücksicht der inneren Reinheit, als der äußeren Fertigkeiten, deren Vereinigung das wirkliche Leben mit Wahrheit und Liebe allein möglich machen, geht indessen durchaus nicht aus der Maßabbildung unsres Geschlechtes, es geht wesentlich aus der Individualbildung des einzelnen Menschen als solchen hervor. Die Anmerkung dieser Wahrheit ist in Rücksicht auf die Bildung unsers Geschlechts und in Rücksicht auf die Ansicht und Beurteilung des ganzen Umfangs ihrer Mittel von der höchsten Wich-

tigkeit und es ist notwendig, die Wahrheit dieses Grundsatzes in seinen psychologischen Ursachen und Folgen, in seinem ganzen Umfang, in seiner ganzen Tiefe und in aller Vielseitigkeit seiner Anwendungsmittel, Anwendungskräfte und Anwendungspflichten ins Auge zu fassen. Es ist klar, wie weit diese Ansicht hinführt. Ich sage über dieselbe nur dieses; ich beschränke mich hier auf den einzigen Gesichtspunkt, zu dem mir die Darstellung des Tierklubbs Veranlassung gibt.

Die Ausbildung der Gemeinkraft mehrerer vereinigten Menschen führt durch ihr Wesen vorzüglich überwiegend zu der Stärkung der Kräfte, die wir mit dem Tiere gemein haben, und es ist unstreitig, daß die vorzügliche und einseitige Verstärkung der diesfälligen Kräfte die höhern Anlagen der Menschennatur schwächt, und hingegen den entgegengesetzten niedern, tierischen Kräften überwiegende sinnliche Reize, Nahrung und Spielraum verschafft, und dadurch die Fundamente, auf denen das eigentümliche und wesentliche Heil unsers Geschlechts ruht, untergräbt und in unserm Innersten auslöscht. Man kann durchaus nicht in Abrede stellen, daß das lebhafte Gefühl der Gemeinkraft unseres Geschlechts, wie es sich durch die Zusammenstellung von vielen ausspricht, der Reinerhaltung des Selbstgefühls bei der menschlichen Schwäche im hohen Grade nachteilig ist, und daß es dadurch die zur Ausbildung der Menschlichkeit so wesentlichen Eigenschaften, der Demut, der Teilnahme, der Bescheidenheit, der Geduld und des Mitleidens gegen die Schwächern und Hilfsbedürftigen im innersten Heiligtum unserer Natur, unter beinahe allgemein eintretenden Umständen, zu schwächen und zu untergraben geeignet ist.

Sowie der Sinn der Menschlichkeit, der von Liebe und Vertrauen ausgeht, und vom Gefühl der Schwäche des einzelstehenden Menschen unterstützt und in seiner ursprünglichen Natürlichkeit und Reinheit erhalten wird, so wird hingegen dieser reine, unschuldige Sinn der Menschlichkeit mit dem ganzen Umfang seiner Segensfolgen durch jede Art des Zusammenstehens der Menge untergraben, geschwächt und im Heiligtum seines innern Wesens gestört.

Das Wahre, Heilige der Menschenbildung geht im Wesen aller seiner Mittel von der Einheit der Menschennatur aus und bewährt seine Wahrheit und Kraft ebenso wesentlich im ganzen Umfang seiner Resultate durch seinen Einfluß auf die Erhaltung, Stärkung und Belebung dieser Einheit. Sie, diese Basis der Harmonie unsrer Kräfte, ist indessen für jeden Menschen die Sache seiner Individualität. Wo auch nur zwei bei einander stehen, da ist, so weit sie zusammen stehen, diese Einheit nicht mehr in ihrer individuellen Reinheit da, sie ist in Zweiheit hinüber gegangen und steht in ihr also gebrochen und geteilt da; sowie mehrere zusammenstehen, geht sie in Dreiheit, Vierheit und endlich in Vielheit hinüber. Mit jeder Vermehrung der also verbundenen Menschen, mit jeder Ausdehnung ihrer Vielheit vermehrt sich das Uebergewicht der Bedürfnisse und Neigungen, die aus der

Masse der Vielheit ihres Zusammenstehens hervorgeht, und durch sie erzeugt und veranlaßt werden, auf Gefahr und zum Nachteil dessen, was die Menschheit, als Individuum, zu solider Begründung ihres Wohlstandes allgemein und einzeln bedarf.

So weit ist es gewiß, daß das Heilige der menschlichen Individualveredlung und aller seiner Mittel durch die Folgen ihrer sinnlichen und physischen Vereinigung durch den Einfluß, den die Massenbedürfnisse und die Masseneigungen vermöge der Menschennatur allgemein auf den esprit du corps der Vereinigten unausweichlich hat und haben muß, geschwächt und gefährdet wird, und zwar in jedem Fall in dem Grade, als das Gefühl der sinnlichen Massenbedürfnisse und der sinnlichen Masseneigungen und Massenkräfte noch in den Verhältnissen und Umständen der vereinigten Menschen durch große, sinnliche Reize und Mittel unterstützt, belebt und erhöht wird.

Aus allem diesem folgt offenbar, daß das tierische Rechtsgefühl der Dohlen, sich gegen den Feind ihres Lebens, ihrer Jungen und ihrer Eier, gegen den Geier, zu vereinigen, und so vereinigt auf Tod und Leben Jagd auf ihn zu machen, kein Beispiel ist, aus welchem ein Recht des Menschengeschlechts, sich ebenso gewaltsam gegen irgend einen Feind, den die Menschen zu besiegen nicht vermöchten, zu vereinigen, herleiten läßt.

Das Menschenrecht darf durchaus weder durch die rechtlose Gewaltthätigkeit der Stärkern gegen die Schwächern, noch durch die rechtlose Vereinigung der Schwächern gegen die Gewaltthätigkeit der Stärkern gesucht, betrieben und erzielt werden.

Das reine, heilige, von Gott selbst in die Seele der Menschennatur gelegte Gefühl des wahren Menschenrechts schließt die tierische Vereinigungslust der Schwächern gegen die Stärkern, das Dohlen- und Krähenrecht gegen die Geier beim Menschengeschlecht ebensowohl aus, als es auch kein gesetzloses Gewaltsrecht des Stärkern gegen den Schwächern, kein Recht menschlicher Geier gegen menschliche Dohlen, als ein menschliches, will geschweigen, als ein göttliches Recht anerkennt.

Aus der Wahrheit und Reinheit der Menschennatur und aus dem Bedürfnisse seines wirklichen Wohlstandes geht so wenig ein äußerliches Vereinigungsrecht des Schwächern gegen den Stärkern, als ein Gewaltthätigkeitsrecht des Stärkern gegen den Schwächern hervor; der Anspruch an beides ist in seinem Wesen ein Anspruch gegen die heiligsten Fundamente des öffentlichen und Individual-Wohlstandes unseres Geschlechtes.

Was immer der Mensch, einzeln oder vereinigt, von sinnlicher Selbstsucht und tierischer Gewaltthätigkeit getrieben, zum Nachteil, zur Minderung des Wohlstandes seines Nebenmenschen, zu seiner Schwächung, Erniedrigung und Vertilgung thut, dadurch untergräbt er die Fundamente seines eigenen Wohlstandes, seiner Selbständigkeit und seiner Veredlung.

Die Massengewalt irgend einer Art vereinigter Menschenhaufen, die nicht auf die vorhergehende und gesicherte Individual-Veredlung der Kräfte unsrer Natur gebaut ist, ist in jedem Fall eine, den Wohlstand und Segen unseres Geschlechts gefährdende Gewalt.

Ich fasse die erhabenste Vereinigung, die je auf Erden stattfand, die christliche Vereinigung ins Auge. Selbst die Glieder dieser Vereinigung, selbst die Bekenner der göttlichen Lehre des Erlösers dürfen zur Beförderung ihrer heiligen Zwecke nicht auf die Gewaltskräfte ihrer menschlichen Vereinigung bauen. Sie dürfen den Erfolg ihres äußern Einflusses zur Beförderung des Christentums nur von der Veredlung ihrer Individual-Kräfte in Wahrheit und Liebe erwarten. Das Christentum selber ist nur durch den Individualgebrauch aller seiner Segensmittel in seinem Wesen eine wahre, unsichtbare Kirche; sie ist auch nur durch die Unsichtbarkeit ihres heiligen, innern Wesens, nur durch das Heiligtum des Segens ihres Individualeinflusses auf die Veredlung des Menschengeschlechtes eine wahre, christliche Kirche, das ist eine geistige, unsichtbare Vereinigung der wahren Nachfolger Christi.

Aber wo finde ich sie, diese unsichtbare christliche Kirche? Sie ist nirgends und allenthalben, sie steht nirgends in Massa vereinigt, der Welt sichtbar vor Augen, aber sie steht in jedem einzelnen Individuum, der ein wahrer Christ ist, unsichtbar der Welt, ihre Umgebungen heiligend und segnend wirklich da. Als äußerliche Vereinigung von Menschen, als Gemeinkraft, als Volkskraft, als Resultat der äußern Vereinigung von vielen ist sie nirgends; als Resultat der göttlichen Mittel, die die Menschennatur in ihren Individuen reinigt, heiligt und segnet, ist sie allenthalben; aber die Welt, als Welt, erkennt sie nicht; wo die Welt sie sucht, ist sie nicht da; sie ist in keiner Art von Verbindungen da, die aus den Bedürfnissen der Massenvereinigung irgend eines Standes hervorgeht.

Fasse ich den Adelstand, den Bürger-, den Bauern-, den Handwerks-, den Kaufmannsstand, fasse ich den Stand der verschiedenen Regierungsbehörden, fasse ich den christlichen und sogar den Klosterstand ins Auge, so finde ich allenthalben zum Dienst ihrer Organisation in der äußern Vereinigung der Stände und in den bestehenden Mitteln ihrer Organisation große und sehr belebte Reize zum Uebergewicht ihrer Massenneigungen und ihrer Massenansprüche über die Ansprüche der individuellen Existenz ihrer Glieder und dadurch über das heilige, innere Fundament aller, unser Geschlecht wahrhaft segnenden, äußeren menschlichen Verbindungen und Vereinigungen; ich finde in ihnen allenthalben den Keim des Widerspruchs gegen das reine Leben in Wahrheit und Liebe, dieser wesentlichen, göttlichen Eigenheit des wahren Christentums.

Jede gesellschaftliche Massenvereinigung, die auf irgend eine Art die sinnliche Neigung eines Standes zu fördern, zu befriedigen, zu erhöhen und zu sichern geeignet ist, ist insoweit durch ihre äußere menschliche Organisation dem hohen und reinen innern Sinne des Christentums entgegen. Sie hat, wenn auch noch so versteckt, den bösen

Sinn der tierischen Natur und mit ihm den Keim des Krieges aller gegen alle, den Keim der Neigung, den Sinnlichkeitsgenießungen der Glieder seines Standes ohne rein menschliche selbstsuchtlose Rücksicht auf Wahrheit und Liebe ein Genüge zu leisten, in sich selbst, und führt in jeder Abteilung der Stände die Glieder derselben zu einem esprit du corps, welcher sie bald das honorificium, bald das utile ihres Standes als oberstes Gesetz desselben ansehen und die Ansprüche ihrer Nebenmenschen aus andern Ständen und andern Verhältnissen als ihr untergeordnet anzusehen verleitet. Das ist so wahr, daß jeder armselige Handwerkspfuscher die Vorteile seines Handwerks und die Rechte seiner Zunftinnung zum Nachteil seiner ganzen Vaterstadt und seines lieben Wohnorts mit eben dem esprit du corps behaupten wird, als derselbe sich in Vereinigung aller, auch der höhern Stände, in Rücksicht auf das utile und honorificium jedes Standes gleich laut, gleich lebendig und gleich selbstsüchtig ausspricht. Die Täuschung, in der die Welt über das Unrecht des Uebergewichts der Massenansprüche vereinigter Menschen und Stände und des esprit du corps ihrer Selbstsucht über das Heilige, Ewige und sich selbst immer Gleiche der reinen Ansprüche in der Individualität der Glieder aller menschlichen Vereinigungen lebt, ist unermeßlich groß und das Unterliegen des Menschengeschlechts unter dieselben so viel als allgemein, es hängt mit den Sinnlichkeitsgenießungen und Sinnlichkeitsansprüchen in allen Ständen zusammen und wird durch die Verstärkung und Verhärtung dieser Ansprüche, die aus den Massenvereinigungen des gesellschaftlichen Zustandes entspringen, immer größer und dem heiligen Uebergewicht unserer geistigen und sittlichen Anlagen über die Ansprüche unserer Sinnlichkeit immer mehr allgemein nachteilig.

Je ausgedehnter jede menschliche Vereinigung ist, die zur Beförderung der Sinnlichkeitsneigungen und Sinnlichkeitsgenießungen große Reize und Mittel in sich selbst trägt, desto mehr vermehrt sich auch die innere, geistige und sittliche Schwäche der Menschennatur sowohl im einzelnen Mitglied der Vereinigung, als in der Masse, in der sie vereinigt dasteht.

Der böse Sinn der Selbstsucht unserer Natur und sein mächtiger Einfluß auf die Abschwächung und das Verderben unserer edlern Anlagen steht schon selber in jedem Individuum unsers Geschlechts isoliert und an sich fest, und wenn er dann noch durch das sinnliche Interesse irgend eines Standes und seines esprit du corps gereizt, belebt, gestärkt und vergiftet wird, so ist seine Wirkung auf das Verderben unsers Geschlechts doppelt groß und doppelt entschieden. So heiter ist es, daß die Massenvereinigung irgend eines Standes nur insoweit als dem Menschengeschlecht wohlthätig und wahrhaft zum Segen gereichend angesehen werden kann, als die Glieder dieser Vereinigung das Leben in der Wahrheit und Liebe höher achten, als den ganzen Umfang der Sinnlichkeitsgenießungen, die ihnen ihre Standesverbindungen und Ansprüche gewähren können. Eben so heiter ist, daß die

Massenvereinigung irgend eines Menschenhaufens ganz gewiß in dem Grade als dem Menschengeschlecht nachteilig und zum Verderben gereichend angesehen werden muß, als die Glieder dieser Vereinigung die Sinnlichkeitsansprüche und die Sinnlichkeitsgenießungen, die ihnen ihre Standesverbindung zu verschaffen, zu versichern und zu erhöhen geeignet sind, höher achten als das Leben in der Wahrheit und in der Liebe.

Es ist also offenbar, daß das Segnende alles Zusammenstehens der Menschenhaufen, das Segnende aller bürgerlichen Vereinigungen das veredelte Dasein der Glieder dieser Vereinigung als ihr notwendig vorhergehend oder wenigstens beiwohnend voraussetzt, und daß die Mittel, welche gegen jede Art des gesellschaftlichen Verderbens als real wirksam angesehen werden können, durch keine Art von sinnlich belebten Volksbewegungen und Volksvereinigungen ausgehen können. Ich habe mich vielleicht zu weitläufig über den Zusammenhang, den man in der Darstellung dieser Tierklubbs mit klubbistischen Menschen und Volksvereinigungen finden könnte, aufgehalten; aber es war mir wichtig, daß meine Ansichten über diesen Gegenstand nicht mißverstanden werden, und aus den gleichen Gründen muß ich auch darüber, daß das Krähengeschlecht als ein Mittelstand zwischen den mörderischen Gewaltsvögeln und zwischen den sanften Hühnergeschlechtern und Singvögeln dargestellt wird, einige Bemerkungen hinwerfen.

Es hat unter den Tiergeschlechtern durchaus keinen eigentlichen Mittelstand; sie scheiden sich ihrer Natur nach in Tiere, die fressen, und in Tiere, die gefressen werden, davon die letzten schwächern allgemein dennoch mit einigen Verteidigungskräften und einigen Ausweichungsmitteln, die andern aber mit Angriffskräften und Ueberlistungsmitteln versehen sind. Zwischen beiden aber ist kein Mittelstand, der zur Beförderung des Wohlstandes beides, der Schwächern und der Stärkern geeignet wäre, auch nur denkbar.

Unter den Menschen hingegen ist ein Mittelstand zwischen den Mächtigen und Schwachen, zwischen den Großen und Kleinen nicht nur denkbar, er ist ein wesentliches Bedürfnis des gesellschaftlichen Zustandes, das vorzüglichste Mittel der Bildung, Erhaltung und Sicherung des allgemeinen Spielraumes und der allgemeinen Belebung der sittlichen, geistigen und Kunstkräfte, von denen alle wahren Segnungen des Menschengeschlechts und mit ihnen die wahren Quellen des öffentlichen allgemeinen und des Privatwohlstandes unsers Geschlechts ausgehen; aber dieser Mittelstand kann und darf in keinem Lande in einem Personal gesucht werden, das im Dienst der Macht stehend, das Uebergewicht des Spielraums seiner Sinnlichkeitsgenießungen und damit auch des Spielraums seiner Leidenschaften diesem Dienststand zu verdanken hat; er darf aber auch nicht in einem Land gesucht werden, von dem man nur von ferne vermuten könnte, daß er in seinen Umständen und Lagen Ursache und Neigung, und in seinen Anlagen und Kräften Mittel suchen und finden möchte, im Dienst des Volkes und im Einfluß auf die Meinungen, Ansprüche, Verbindungen und Be-

wegungen desselben Mittel und Wege zu einem ähnlichen Uebergewicht des Spielraums seiner Sinnlichkeitsgenießungen und seiner Leidenschaften zu gelangen. Nein! der Mittelstand des Volkes darf weder in einem Personal gesucht werden, das in den schon erworbenen Mitteln der Sinnlichkeitsgenießungen der Besitzenden von Alters her bis zur Abschwächung seiner selbst und seiner wesentlichen Kräfte zu schwelgen gewohnt war, noch in einem, das in seiner Lage Reize finden und Mittel suchen möchte, im Dienst des Volks den nämlichen Spielraum, den die Besitzenden in dem Dienststand der Macht schon von Alters her genossen haben, sich durch ihren Einfluß auf das Volk, seine Meinungen und Ansprüche zu verschaffen und dieselben dann wieder, eben wie die andern, zur Abschwächung ihrer selbst, ihrer Kräfte und ihrer Mittel schwelgend zu mißbrauchen. Nein, der Mittelstand des Volks, dieser Mittelpunkt der schöpferischen Kraft aller wahren gesellschaftlichen Volkssegnungen muß in einem Personal gesucht und anerkannt werden, das sowohl von dem Kraftdienststand der Macht unabhängend, als von dem Traumdienststand des Volks ungeblendet durch die belebtesten Interessen seiner Realverhältnisse an die Einsichten, Kräfte, Fertigkeiten und Tugenden des Privatlebens und der häuslichen Selbständigkeit gleichsam angebunden und durch seinen Lebensgang diese Einsichten, Kräfte und Fertigkeiten durch Erfahrung und Benutzung sich einzuüben und habituell zu machen in seinem täglichen Leben Reize, Spielraum, Gelegenheit und Bildung findet und genießt; er muß in einem Personal gesucht und anerkannt werden, das die innern Fundamente des öffentlichen Wohlstandes, die Bildungsmittel der häuslichen Kräfte unsers Geschlechts und die Sicherheit der häuslichen Beruhigung durch eigene Erfahrung erkennen und mit auffallender Kraft benutzen gelernt hat; er muß durch Männer erzielt werden, die als persönlich redende Beispiele dastehen, welche auffallend beweisen, durch was für Mittel die Kräfte des Landes, zu deren Mißbrauch und Zerstörung die sinnliche Selbstsucht des Menschengeschlechts, sobald sie einmal da sind und zur Benutzung vorliegen, allgemein reizt, wirklich erworben und gleichsam aus dem Nichts erschaffen werden können. Er, dieser Mittelstand, der als die schöpferische Kraft alles wahren Landessegens und aller guten Landeskräfte anzusehen ist, muß in einem Personal gesucht werden, das Kräfte und Mittel in sich selbst trägt, als diese schöpferische Segenskraft im Lande selber dazustehen, d. h. durch irgend eine Art thatsächlicher Erwerbskräfte und Erwerbsthätigkeit auf das Wachstum des Landessegens und seiner Erquickungs- und Beruhigungsmittel mit auffallendem Erfolg einzuwirken und nicht aus einem, das als fruges consumere nati dasteht, noch weniger aus einem, das sich sichtbar dahin drängt, eben dieses zu werden.

202. Die Katzen-Gerechtigkeit.

Wo wir uns nur zeigen, da heißt es: Hier sind die untreuen, diebischen Katzen! Könnten wir nicht auch zu Futter und Mahl kommen ohne diesen bösen Namen?

Also sprach neulich eine Katzenschaar, da ein paar von ihnen, über der That ertappt, mit wundem Felle ihrer Strafe entronnen. Eine fette Schoßkatze antwortet ihnen: Kinder, schmeichelt den Menschen, und sie werden euch füttern, wie mich die Tante, die mir alle Sorge des Stehlens und alle Mühe des Mausens mit ihrem eigenen Brot und mit ihrem eigenen Braten erspart.

- Das hilft nur, sagte eine arme, magere, wenn man ein Fell hat, das dem lüsternen Manntier gefällt, oder sonst so glücklich ist, eine Katzentante zu finden, wie du eine hast. Ja, ja, die Schoßkatzen haben gut reden, schrieen jetzt alle magern Katzen, wir andern mögen lange miauen, es bringt uns dafür Niemand weder Braten noch Brot.

Das verdroß die alte Schoßkatze; sie sagte zu ihrer Nachbarin: Das Bettelvolk ist allenthalben gleich, es läßt sich nie raten; wenn sie Verstand hätten, so würden sie doch an meinem Sessel und an meinem Tische merken, daß ich es wohl verstanden habe, mich durch die Welt zu ziehen. —

Damit schlich sie sich fort. Darauf sagte die alte, arme, magere, die aber auch, nur auf eine andere Art, als die Schoßkatze, einen verdrehten Kopf voll von Dünsten und träumerischen Einbildungen hatte, zu ihren magern Gespielen: Aergert euch nicht! Sie meint es nicht böse, aber das Sesselsitzen macht alle Katzen zu Narren. Mich hat es nicht verderbt; mein mageres Fell zeuget, daß ich alles Katzenelend selbst erfahren und selbst getragen habe. Ich weiß also aus sichern, eigenen Erfahrungen nicht blos, wo es uns fehlt, sondern auch noch, wo es uns in Zukunft fehlen wird. Auf diese Erfahrungen gestützt, glaube ich, es sei ein einziges Mittel zu unserer Errettung übrig. Wir müssen uns nämlich mit den Mäusen vergleichen, daß sie uns Futter und Mehl selbst zusammentragen, und wir hingegen sie dann auch nicht mehr fressen.

Erstaunt stand die Katzenschar da. Der Vorschlag schien ihr eine wesentliche Neuerung gegen die uralte Verfassung der Welt und gegen die ursprünglichen Naturansprüche und Gewaltsrechte ihres Standes.

Doch allmählich wurden sie mit dem Gedanken an eine solche Vereinigung vertrauter und fingen an, ihn allerdings mit dem Geist der Zeit und der Umstände übereinstimmend zu finden. Er gefiel vorzüglich den armen und magern. Von den Jungen und Starken hingegen sagten einige: Die so allenthalben zusammengetragene Mäusespeise kann uns nicht dienen, und es ist uns ewig Schande, also an der Mäusekost zu kommen und von ihnen das Gnadenbrod zu essen. Andere hingegen behaupteten: Diese Ehrenbedenklichkeiten gegen Mäuse sind weit unter uns, und jetzt gar zur Unzeit. Was uns Tiere bringen, die wir fressen könnten, kann uns in Ewigkeit keine Schande sein.

Eine arme, magere, die diese Ehrenbedenklichkeiten auch zur Unzeit angebracht fand, sagte annoch: Glaubet mir, ich habe es erfahren, Mäusespeisen sind Leckerbissen, und wenn sie es auch nicht wären, so

bedenket, wenn wir uns forthin ohne eine Nachhilfe blos mit Mäusefleisch erhalten wollen, so müssen diese Tiere, sie können nicht anders, nach und nach aussterben, und dann wird das hartherzige Manntier, das uns nicht ferner brauchen kann, uns zu tausenden zu Tode schlagen.

Vor diesem Gedanken entsetzten sich alle Katzen, und hoch schwoll jetzt in ihrem Herzen der Wunsch, mit Mäusebrot versorgt ein ehrliches und gerechtes Auskommen zu haben und die Mäuse dann nicht mehr zu fressen.

Diese wurden also versammelt; die mürben Katzen gaben ihnen Geleitsbriefe und eine katzenfeindliche Dogge war ihnen für dasWorthalten der untreuen Mäuserinnen Gewährsmann.

Indessen hatten es die schlauen Tiere durch Hoffnungen, die sie bei einigen Mäusen erregten, beim einzuführenden Katzentribut als Kommissare angestellt zu werden, dahin gebracht, daß ihre Gesandtschaft mit großen Ehren empfangen und mit einer feierlichen Anrede bekomplimentiert wurde, deren Auszug den Akten beigefügt ist.

Sobald die Komplimentiermaus ausgeredet hatte, so trat dann der Katzengesandte mit gemessenem Schritte hervor, stellte sich ganz bescheiden an die Seite seines Gewährmannes, dankte vorläufig für den freundlichen, ehrenhaften Empfang und versicherte darauf von aller Katzen wegen, ihr jetzt lebendes Geschlecht sei mit dem Geiste der Zeit unendlich vorgeschritten und habe selbiges an der Liebe, die nunmehr alle Tiergeschlechter zur Gerechtigkeit, zur Mäßigung und zur Sittlichkeit zu zeigen anfangen, sein größtes Wohlgefallen, sie wünschten auch nichts mehr und nichts sehnlicher, als das goldene Zeitalter, in welchem alle Tiere friedlich unter einander lebten, wieder herzustellen und besonders schickliche Mittel ausfindig zu machen, dem alten Zwist, der zwischen ihrem gewaltigen und starken Geschlechte und dem gutmütigen, bescheidenen, aber schwächern Mäusegeschlecht seit der Erschaffung der Welt unglücklicher Weise obgewaltet hat, wenn es immer möglich wäre, ein beförderliches und glückliches Ende zu machen; sie seien auch ihrerseits fest entschlossen, das Mäusegeschlecht von nun an nicht mehr als einen ihnen mit Leib und Blut dienenden Fraß, sondern als ein mit ihnen freiwillig und rechtlich verbundenes Volk anzusehen und zu betrachten; hofften dann aber, daß die Mäuse hierin ihren Edelmut ganz erkennen und auch ihrerseits alles dasjenige thun würden, was unumgänglich erfordert werde, eine so glückliche Vereinigung des gegenseitigen Interesses beider Geschlechter zustande zu bringen.

Darauf ließ sie von der Spitzmaus, welche die Feder führte, das weitläufige Projekt dieser ewigen Vereinigung ablesen; und nachdem dieses geschehen war, sagte sie noch mit katzenfreundlichen Worten: Es ist ja nur eine ganz unbedeutende Kleinigkeit, was die mächtigen und edelmütigen Katzen von euch zu fordern geruhen, und ihr könnt jetzt, was ihr nie hattet hoffen dürfen, Sicherheit, Leben und häusliche Ruhe mit unglaublich kleinen Dienstleistungen erkaufen.

Aber kaum hatte sie ausgeredet, so trat eine Maus, deren Kühnheit sie zum Sprecher ihres Geschlechts machte, auf und sagte: Brüder und Schwestern! Bisher fing uns doch nur das Manntier mit Speck; laßt uns nicht dahin versinken, selbst am Katzenspeck anzubeißen und uns durch Verräter aus unserer Mitte und ihre freche Beredtsamkeit selbst dahin verführen, uns, unsere Kinder und Nachkommen zu ewigen Katzenknechten zu machen. Die Natur, fuhr sie fort, hat uns gelehrt, unser Heil in unsern Löchern zu suchen, und es unserm Herzen verboten, dasselbe jemals von Katzen-Gunst und Katzen-Gnade zu erwarten.

Das war allen guten Mäusen wie aus dem Herzen geredet; sie flohen in ihre Löcher, und was auch die Komplimentiermaus immer that, es zu verhüten, so konnte sie die Mäuse nicht mehr zum Stehenbleiben bringen, und die deputierte Katze mußte mit dem Bericht zurück, wenn sie leben wollten, so müßten sie sich forthin allen Beschwerden des Lauerns, allen Mühseligkeiten des Mausens und allen Gefahren des Stehlens unterziehen. Die unnatürlichen und verstockten Maustiere seien ganz unmöglich dahin zu bringen, ihnen aus freiem Willen ein ehrliches und gerechtes Auskommen zu versichern.

Das hatten die stolzen Katzen nicht erwartet; sie glaubten im Gegenteil, die Mäuse würden alles in der Welt thun, um sich von ihrem Blutrecht loszukaufen. Da es aber also nicht geschah, schrien sie aus einem Munde: Es ist nichts daran gelegen, wir wollen es ihnen jetzt schon machen. Doch miaute noch eine zwischen hinein: Es ist verflucht, daß wir mit diesem unvorsichtigen Antrage unsern ganzen Katzenstand kompromittiert haben, aber wenn ich dabei gewesen wäre, so wäre es gewiß nicht geschehen. –

203. Auszug aus der Anrede der T. T. Maus, welche von aller Mäuse wegen die T. T. Katzengesandtschaft bekomplimentiert hat.

Sie teilte ihre Rede in Quis? Quem? Ad quem? das ist, Wer? Wen? Zu wem? ab, und sagte dann: „Es fragt sich also erstlich: quis? wer sendet in dem wichtigen Zeitpunkt einer allgemeinen Gährung im Tierreiche ihre hohe Gesandtschaft an unser Geschlecht? Dies ist das erhabene königliche Katzengeschlecht, das von dem sich veränderten Geist der Zeit in seiner hohen Seele durchdrungen, uns nicht ferner nur im schrecklichen Munde und zwischen den Zähnen vor seine Audienz zu tragen gesinnt ist, sondern vielmehr geruhet, an uns, wie wenn wir seinesgleichen wären, seine hohe Gesandschaft abzusenden.

Es frägt sich dann ferner: Quem? Wen sendet dieses hohe königliche Geschecht an uns? Und dieses ist der Hochgeborne, gnädige Kater, Kater Mameliski, dessen hohes Geschlecht aus der Arche Noä entsprungen, in Syrien und Egypten mit Löwen und Leoparden verschwägert, und in Europa seit undenklichen Zeiten bei allen Katzen-

fürsten in Gnade gestanden hat, und also auch die wichtigsten Stellen in Kirche und Staat verwaltet.

Endlich frägt es sich: Ad quem? Zu wem sendet das hohe Katzengeschlecht den Hochgebornen Kater, Kater Mamelisti? Und auch dieses ist kein unrühmliches Geschlecht. Auch unter uns haben von jeher Helden gelebt, die sich mit unglaublichem Mute, selbst am hellen Tage, ihren Feinden vor Augen stellten; noch weit mehr aber Weise, die uns die künstlichen Schleichwege zu unsrer Errettung und zu unsrer Erhaltung gelehrt haben.

Endlich könnte man noch fragen: Quare? Das ist: Warum sendet das königliche Katzengeschlecht in der Person des erlauchten Katers seinen Gesandten an uns? Dieses wäre aber ganz augenscheinlich dem Gegenstande vorgegriffen, dem wir aus dem beredten Munde Sr. Exzellenz, den ich in aller Mäuse Namen und mit wahrer Mäusebescheidenheit zu begleiten die Ehre habe, in aller Ehrfurcht zu vernehmen uns eigentlich versammelt haben.

Es bleibt uns also nichts übrig, als zum voraus uns mit allem Zutrauen der freudigen Hoffnung zu überlassen, vonseite der königlichen Katzen Vorschläge zu erhalten, die auf Gerechtigkeit und Billigkeit gegründet, die dankbare Anerkennung unseres Geschlechts für uns und unsere Nachkommen erfordern werden."

Diese Katzenvorschläge an die Mäuse, wenn man die Angelegenheiten der Katzen an die Mäusegeschlechter mit den Angelegenheiten des Menschengeschlechts vergleichen darf, sind ein eigentliches Bild der Unnatur, in welche die Schwächlinge des Menschengeschlechts durch die Folgen des Verkünstlungsraffinements unsers Zivilisationsverderbens versunken sind, und so heiter es aus der Ansicht, die der Darstellung des Tierklubbs zum Grunde liegt, hervorgeht, daß der Mensch seine Selbsterhaltung und den ganzen Umfang seines Wohlstands nur durch das Uebergewicht des sittlichen und geistigen Wesens unserer innern Natur über seine äußern und tierischen Ansprüche zu erzielen, zu befördern und zu erhalten vermag, und so gewiß es ist, daß das Uebergewicht seiner sinnlichen Ansprüche den wahren Wohlstand unsers Geschlechts in allen seinen Fundamenten gefährdet und untergräbt und den Krieg aller gegen alle im Menschengeschlecht in dem Grade mehr nährt, belebt und erhält, in dem er den Resultaten der sinnlichen Selbstsucht unsers Verderbens in allen Standes-, Berufs-, Kunst-, Gewerbs- und Gewaltsvereinigungen mehr oder minder großen Spielraum verschafft; so gewiß ist es auch, daß das Uebergewicht unsers sinnlichen und geistigen Wesens über unser sinnliches Verderben alle Fundamente unserer Selbsterhaltung und alle Mittel der Stärkung und Veredlung unserer Kräfte und Verhältnisse stärkt, belebt, erhält, und dadurch unserer sinnlichen Neigung zum Krieg aller gegen alle im innersten Heiligtum unsrer Natur selbst entgegenwirkt und durch Begründung des innern Friedens unsrer selbst mit uns selbst uns mit

unserm ganzen Geschlecht versöhnt; so unstreitig ist es hingegen, daß die Welt nicht in diesem Frieden lebt, daß der Krieg aller gegen alle in jeder Form der menschlichen Vereinigung, welche äußere Gestaltung sie auch immer haben mag, vom Anfang der Welt bis auf diese Stunde fortdauert und bis ans Ende der Welt fortdauern wird.

Es kann nicht anders sein, die Welt in allen ihren Verbindungen und allen ihren Gestaltungen liegt im Argen. Der Krieg aller gegen alle ist das Erbteil unsers Geschlechts. Aber die Art, wie er geführt wird, ist so verschieden, als die Gestaltung der äußern Verhältnisse der Welt, die ihn veranlassen, nähren und unterhalten. Er wird in rohen, barbarischen Zeiten sichtbar roh und barbarisch geführt. In zivilisierten, auch ebenso wie in rohen, kulturlosen Zeiten geht er zwar aus dem gleichen barbarischen, in seinem endlichen Resultat zur Unmenschlichkeit hinlenkenden Sinne unsers tierischen Verderbens hervor und ist in seinen Ursachen und Wirkungen in beiden Verhältnissen innerlich durchaus sich selbst gleich, äußerlich aber verliert er, auch im tiefsten Verderben des zivilisierten Zustandes den grellen Schein seines das Göttliche unsrer Natur vergiftenden Wesens, aber wahrlich nur auf Gefahr der Verstärkung seines unsichtbaren, innern Giftes selber. Dieses erzeugt seiner Natur nach in seinem Verhältnis und in seinen Umgebungen einen Verkünstlungszustand, dessen Natur unser Geschlecht in sittlicher und geistiger Hinsicht immer mehr abschwächt und entkräftet und dadurch den Krieg aller gegen alle in seinen verschiedenen Erscheinungen nicht so fast blutig, als auf Abschwächung und Entkräftung einwirkend in die Augen fallen macht. Je weiter indessen in einem Lande ein Volk in diesem Abschwächungs- und Entkräftungszustand vorschreitet, je mehr führt es dasselbe dahin, daß es bald keine größere Angelegenheit kennt, als das Verderben seines innern Wesens zu übertünchen und zu verblenden, und mitten im wachsenden Gift seiner Unmenschlichkeit bei allen, auch bei den stärksten Schritten seines fortdauernd immer mehr belebten Kriegs aller gegen alle einen blendenden Schein der Neigung zum Frieden, und selber zu einer, alle Pflichten der Menschlichkeit anerkennenden Kultur vor sich zu tragen.

In diesem Zustand gefährdet der Krieg aller gegen alle unser Geschlecht in Rücksicht auf die steigende Minderung aller wahren Fundamente der menschlichen Kultur, sowie auf die steigende Abschwächung des innern Heiligtums aller gesellschaftlichen Verhältnisse und ihrer Segnungen in einem gleichwachsenden Verhältnis. In allen diesen Rücksichten wird er in seinem Einfluß auf die Untergrabung aller sittlichen, geistigen, häuslichen und bürgerlichen Fundamente des menschlichen Wohlstands in allen Ständen immer verfänglicher und das innere Heiligtum des gesellschaftlichen Zustandes im allgemeinen weit gefährdender, als er es in rohen, barbarischen Zeiten durchaus nicht in dieser Allgemeinheit und Ausdehnung werden konnte. Die rohesten Zeiten sind wenigstens in christlichen Staaten allgemein mit einem, wenn auch der Erkenntnis- und Kunstmittel halber beschränkten

Gemeingeist, und einer dadurch erzeugten, innern gleichartigen Gemeinkraft belebt, deren Einfachheit und Unverschrobenheit die allgemeine Abschwächung der Kräfte der Menschennatur, die ein hoher Grad des Verkünstlungsverderbens unsers Geschlechts notwendig mit sich führt, unmöglich und undenkbar macht und geradezu ausschließt.

Deshalb ist die Verschiedenheit im höchsten Grad merkwürdig, die in der Art der Volksbewegungen zur Selbsthilfe in den Epochen ihres mehr oder minder rohen, und in denjenigen ihres mehr oder minder raffinierten Verkünstlungszustandes stattfindet; in dem ersten gehen die Bewegungen der Völker zur Selbsthilfe und Empörung gewöhnlich von Gewaltthaten wirklich schreiender Unmenschlichkeiten, von Verweigerung des gesetzlichen Rechtes, vom Gefühle kränkender Verletzungen wirklich besitzender Privilegien, von warmer Teilnahme an dem Unrechtleiden gekränkter und mißhandelter Menschen, besonders solcher, die öffentliche Achtung und allgemeines Vertrauen im Lande besitzen, hervor; auch sind sie, diese Volksbewegungen zur Selbsthilfe, in einer solchen Epoche vielseitig mit heißen Thränen der Wemut und Demut begleitet und erscheinen in diesem Falle immer als Resultate des Gemeingeistes und der Gemeinkraft des Volks mit großer gradsinniger Entschiedenheit, sowie sie sich mit mutvoller, freiwilliger Hingebung des Volkes zur Darbietung seines Hab und Gutes, seines Leibes und Lebens, seines Guts und Bluts, für Weib und Kind, zum Schutz seines Haussegens und des Vaterlands äußern. In den raffinierten Epochen unsers Verkünstlungsverderbens hingegen ist dieses gar nicht der Fall, und wenn man auch nicht behaupten kann, daß die Volksbewegungen zur Selbsthilfe in solchen Epochen allein und einzig aus den natürlichen Folgen des bestehenden Abschwächungszustandes und Verkünstlungsverderbens aller Stände hervorgehen, so ist doch unwidersprechlich, daß sie in denselben allgemein mit den belebtesten Folgen dieser Abschwächung innig verwoben sind und das Gepräge der Unnatur des Verkünstlungsverderbens ihrer Epochen und alle seine Folgen allgemein an sich tragen und auffallend als Aeußerung einer allgemeinen und rasend gereizten Begierlichkeit, zu ernten, wo man nicht gesät, erscheinen und von im höchsten Grad sinnlich belebten Gelüsten, auf der faulen Haut zu liegen und mit aufrechtem Rücken herumzugehn, herrühren; und sowie die Geschichte und die Erfahrungen beweisen, daß die Volksbewegungen zur Selbsthilfe in rohen Epochen allgemein von einer warmen Teilnahme am wirklichen Leiden des Volks ausgehen und gemeiniglich mit heißen Thränen der Wehmut und Demut begleitet sind, so gehen diese Bewegungen in verkünstelten Zeiten gar oft vom Uebermut im Wohlstand, vom Lachen des Hochmuts aus; und wie sie in der ersten Epoche sich als Resultate des Gemeingeistes und der Gemeinkraft mit großer Entschiedenheit und mit mutvoller Darbietung von Hab und Gut, von Leib und Blut, beides, für Weib und Kind und für das Vaterland aussprechen, so sprechen sie sich in den Verkünstlungsepochen

als Resultate des Parteigeistes und der Parteikräfte, und vielseitig mit zweideutiger Unentschlossenheit, mit Mutlosigkeit im Unglück und mit allen Kleinlichkeitsrücksichten auf das, was jeder einzeln in diesem Volk zu gewinnen und zu verlieren hat, und mit mehr Rücksicht auf die Erhöhung der sinnlichen Lebensgenießungen ihrer Weiber, ihrer Kinder und ihrer Stände, als auf die allgemeinen Fundamente des häuslichen und bürgerlichen Segens und der häuslichen und bürgerlichen Selbstständigkeit aus. Sie sind in solchen Epochen gar oft Folgen von Aufwieglungen und Aufbrausungen eines künstlich belebten Modetons und hangen in denselben eben so oft mit einem großen Appareil eines unruhigen und nicht selten belebten Zeremonien- und Komödiantenlebens affenmäßig und mit einer, in allen Ständen allgemein gewordenen Abneigung vom Leben und den Lebensgenießungen im väterlichen Hause und im väterlichen Stande innig zusammen, und äußern sich ebenso in einer rasendbelebten Neigung, zu fliegen, ehe man Federn hat, zu einem allgemeinen träumerischen Streben nach Luftschlössern, mitten indem man in der Realität seines wirklichen Seins immer tiefer in den bodenlosen Sumpf, auf dem man wirklich steht, hinein sinkt. Er, dieser Krieg aller gegen alle, bezeichnet sich in einer solchen Epoche wesentlich durch einen traurigen Verlust von der reinen Anhänglichkeit an besitzende Rechte, an das innere Heiligtum aller wahren Rechte, an das Rechtthun selber, und erzeugt allgemein im Volke selber träumerische Modeurteile, Modemeinungen und Modegrundsätze über das Volksrecht, die ohne Rücksicht auf die Fundamente der Segenskräfte aller wahren Rechte und aller wahren Volkshilfe leidenschaftlich auf das Volk wirken, und durch die Interessen der sich durchkreuzenden Selbstsucht aller Stände geeignet sind, in ihren Folgen auf die Edlern ihres Landes dahin einzuwirken, um auch sie zu Parteimännern umzustempeln, daß in solchen Epochen auch sie mit dem besten Herzen von den gegenseitigen Blendwerken der bürgerlichen Zeitmeinungen und Modebestrebungen irregeführt, die reinen Ansichten von den Fundamenten der wahren Volkshilfe und des wahren Volkssegens aus den Augen verlieren und das Heil des Landes, oft wie Tollhäusler, deren Gehirn von einer fixen Idee überworfen ist, einzig und allein in dem Sieg der Herrschaft ihrer Parteimeinungen und Parteigelüste und in der Allmacht des esprit du corps ihrer selbstsüchtigen Vereinigungen erkennen.

Er, dieser Krieg aller gegen alle, ist in dieser Epoche geeignet, jeden Staat im ganzen Umfang seiner allgemeinen Interessen in die Hand einer einseitigen Clique zu liefern und das Heil des Landes im allgemeinen auf die Spielkarte des Glückes oder Unglücks dieser Clique zu setzen, und dadurch ihn an den Rand des äußersten Verderbens und dahin zu bringen, die fixen Ideen jedes selbstsüchtigen Parteigeistes selber den Umgebungen der Throne näher zu bringen und selber auf den Stufen des Throns feststehen zu machen, die dem geheiligten Herzen des Fürsten nahe stehen, und zugleich mit eben diesen fixen Ideen den göttlich gegebenen Boden der Throne zum Tumultplatz der Verwirrung

und der Zwietracht zu machen, und so den Mittelpunkt aller wahren Segensgenießungen der Staaten in seinem Innersten zu erschüttern und in einen Schwachheitszustand zu versetzen, wie dieses in rohen, barbarischen Zeiten durchaus nicht der Fall sein kann. Nein, nein, dieser Grad des allgemeinen Staatsverderbens kann nur durch die Resultate des Verkünstlungszustandes des Kriegs aller gegen alle, durch die äußerste und unsinnigste Trennung der Interessen der Possidentes und der Eigentumslosen, er kann nur durch den Alleinbesitz der Ehre in der Hand stolzer Gewalthaber an der Seite der erbitterten Ehrlosigkeit verdienstvoller Männer stattfinden[51]), er kann nur durch den vollendetsten Sieg der Unnatur und Verkünstlung über die Natur und Kunst selber herbeigeführt werden. Die Unnatur der Resultate einer solchen Epoche führt aber auch in allen Ständen zu Auftritten, Projekten und Begegnissen, die den Auftritten und Begegnissen, die in der Darstellung der Katzen- und Mäuse-Vereinigungsprojekte vorfielen, wie ein Ei dem andern gleichsehen, und erzeugt hinwieder unter den vorzüglichern Teilhabern der Volksbewegung Charaktere, die den Charakteren und Auftritten, die beim obgewalteten Vereinigungsprojekt der Katzen und Mäuse stattfanden, wie ein Ei dem andern gleichen. Man erinnere sich nur des Projekts der Freßordnung, die der alte Hahn im Hühnerstalle vorschlug, und des Fuchses mit roten, glühenden Augen im Kreise der fleischfressenden Tiere und aller Vorschläge, die er ihnen machte; und in Rücksicht auf die Charaktere vergleiche man die, die sich in einer solchen, aus der Abschwächung aller Stände hervorgehenden Volksbewegung entfalten, mit den sich in dieser Katzen- und Mäuseangelegenheit auszeichnenden Charakteren, und denke namentlich an die fette Schoßkatze, die den magern anriet, wie sie dadurch, daß sie den Menschen schmeicheln, alle zu guten Bissen gelangen könnten, und dann nebst vielen andern noch an die Spitzmaus, die gern von den Katzen als Kommissär angestellt werden möchte, und an die künstliche Rede, die sie in quis, quem, ad quem abteilte, hingegen aber das quare gar nicht berührte, sondern den versammelten Mäusen anriet, dasselbe mit vollkommenen Zutrauen aus dem Munde des erlauchten Katers, Kater Mameliske, zu erwarten.

204. Der große Tierkrieg mit seinen Ursachen und Folgen.

Die die Erde beherrschenden Löwen versanken einmal durch Jupiters alles verhängenden Willen in Blödsinn, und setzten, von innerer Unfähigkeit des Herrschens erniedrigt, die ganze Kraft ihrer kranken und exaltierten Herrschergefühle an den Schein der Sache, deren Wesen ihnen die heiligen Götter geraubt hatten.

Vorher zollte täglich ein Rehbock oder ein anderes vollwichtiges Tier seinen Magen den Natur-Zoll seines Geschlechts nach des Löwen wirklichem Bedürfnis. Jetzt aber sollten alle Rehböcke zusammen und alle Geschlechter der Tiere ihrer zerrütteten Einbildungskraft einen ebenso kränkenden und erniedrigenden, als unnützen Augendienst leisten.

Die Blödsinnigen hatten alles Gefühl der Natur verloren. Sie bedurften des Regierens, wie hysterische Weiber nervenstärkender Gerüche. Sie fielen vom Gedanken, es nicht mehr regieren zu können, in Ohnmacht. Also im Innersten widernatürlich gestimmt, wollten sie immer und alles regieren und alle Tiere der Erde glauben machen, daß sie sämtlich unfähig seien, sich selbst zu regieren und nur durch das Wohlgefallen ihres Maulverzerrens, das sie lachen hießen, Tiere werden könnten, wie sie sein sollten und müßten. Auch fanden sie jetzt keinen Gefallen mehr an irgend einem Dienste der Tiere, als insoweit er wider ihre Natur war.

Ihre Tiger mußten mit Seife gewaschen vor ihnen erscheinen; ihre Wölfe hatten Hofkleider von Lämmerfellen; ihre Bären trugen Maulkörbe und gingen an Stecken; ihre Adler hatten Pfauenschwänze, ihre Geier zwangen den knorrigen Hals in Schwanengestalt; ihre Schlangen gingen auf Stelzen; ihre Käuze hatten haarlose Köpfe und mußten, ihnen zur Freude, oft am hellen Mittage an der Sonne fliegen; ihre Stiere mußten Bärendienste thun; ihre Kühe wurden für Hunde, und ihre Esel für Parden gebraucht, und den Hunden war vielseitig aufgetragen, was sonst die Löwen selbst verrichteten. Auch der hohe Elephant war, wider seine Natur, zum Blutdurst gereizt, und das reine und edle Geschöpf, das sich voll Verachtung von jedem Viehe trennt, an dem ein Blutstropfen hängt, das Pferd, atmete am vollen Haferbarren grimmige Kriegslust.

Aber dadurch, daß sie also einem jeden Tiere die Tugend seines Geschlechts raubten, erhielten diese sämtlich die einzige Eigenschaft, darin sie alle zusammen kommen konnten, sie wurden alle zu Affen, und erhielten, anstatt der verlorenen Tugenden ihrer eigenen Natur, die wesentliche Eigenschaft ihres neuen Geschlechts: Die Fehler ihrer Meister zu riechen und mit zitternder Ungeduld zu gelüsten, sich über dieselben zu erheben.

Hieraus entstand in ihren verdorbenen Seelen der widernatürliche Wunsch: „Wir wollen alle mit einander regieren." Dieser Wunsch liegt sonst gar nicht in den Seelen der Tiere, aber jetzt sprach ihn ein einziges aus, und wie ein Blitz war er in den Seelen von allen.

Allein er erschien in den einen als ein Katzengefühl in Mäuseseelen; in dem andern als ein Hundegefühl in erbitterten Schafen; hier als ein Schlangenwind im ungebändigten Stiere; dort als ein Tigergelüst in der kälbergebärenden Kuh, und oft als eine Löwenbegierde im wunden, elenden Esel.

Indessen war die Affenmeinung, wir wollen alle mit einander regieren, nichts mehr und nichts weniger, als eine Kriegserklärung wider die Meinung des Wahnsinnes: wir wollen wie hysterische Weiber und immer und alles regieren. Auch standen die krautfressenden Tiere plötzlich und allgemein gegen die fleischfressenden im Aufruhre.

Da sie aber sämtlich zu Affen geworden waren, so standen viele Fleischfresser auf der Seite der Krautfresser, und viele Krautfresser auf

der Seite der Fleischfresser. Schlangen und Füchse stellten sich auf beiden Seiten voran. Der Krieg war erschrecklich. Weit und breit waren alle Wälder und Berge damit erfüllt. Selbst in Asiens fetten Weiden erschallte der Ruf der vielsiegenden Krauttiere, und was in diesen Gegenden noch nie erhört worden war, geschah jetzt. Zahllose Affen riefen, auf ihren Bäumen versammelt, allen Tieren und dem Elefanten selbst, der in ihrem Forste Recht und Gerechtigkeit verwaltet, das neue Krautfressergeschrei zu: „Wir wollen alle mit einander regieren und zu Felde ziehen wider Tiger und Löwen."

Der Elephant that eine Weile, wie wenn er nichts hörte; aber da sich immer mehr Tiere oben in den Lüften und unten auf dem Boden bei den Affenbäumen versammelten, wollte ihm dieses Geschrei nicht mehr behagen. Er warf seinen Rüssel gegen die Affenbäume auf und sagte: Ihr elenden Tiere! Esset doch ferner eure Nüsse und Mandeln und sucht in jeder Gefahr mit euren langen Beinen das Heil über Stauden und Stöcke; aber maßet euch nicht an, die Ruhe meines Forstes zu stören.

Dann wandte er sich an die andern Tiere und sagte zu ihnen: Ihr steht hier nicht unter wahnsinnigen Löwen. Ich schütze euch selbst vor dem Unfuge dieser wilden Höhlenbewohner; ich ehre in eurer Natur einem jeden sein Recht und gönne ihm dieses Recht als seine Freiheit. Was wollt ihr mehr? Wollt ihr unter Füchsen und Schlangen gegen Löwen und Tiger zu Felde ziehen? Wisset ihr auch, was das ist? Ich stoße meinen Zahn dem Löwen in den Rachen; ich werfe den Tiger mit meinem Rüssel über meinen Rücken; ich bringe den wildesten Stier unter meinen Fuß; ich drücke den Bär mit meinem Bauche an die Wand, bis er dünn ist, aber ich habe mein einziges Kind nicht vor den Stichen der Klapperschlange erretten können, und ich vermag es nicht, mein liebstes Gefieder vor den Schleichwegen der Füchse sicher zu stellen. Also seht, was ihr thut! Ich will forthin in meinem Forste Recht und Gerechtigkeit ausüben; aber hinter Schlangen und Füchsen über die Berge laufen und Löwen und Tiger aufsuchen, die nicht wissen, daß wir in der Welt sind, das sind Affengelüste, die in keine Elephantenseele hineinkommen können. Darauf setzte er noch hinzu: Die Affen sind von den Göttern verflucht, sie haben eine erschreckliche Krankheit. Es ist ihnen nie wohl; sie wissen nicht, was sie sind, und nicht, was sie wollen. Und da ihr hier unter ihnen lebt, so sollte es, ob Jupiter will, doch nicht so leicht sein, euch selbst zu so armseligen Tieren zu machen, als dieses in dem schlechtern Weltteil nicht sein mag, wo man die Affen nicht weniger kennt und sich also weniger scheut, ihnen zu gleichen.

Damit schwieg er. Aber das Krautfressergeschrei hatte selbst Asiens feinere Nasen neuerungssüchtig gemacht. Der Elephant sah es, warf seinen Rüssel noch einmal auf und schrie schrecklich: Was ist das? Alle mit einander regieren? Soll ich euch alle mit einander zertreten?

Das entschied jetzt. Die nahen Hunde krochen, die Affen schwiegen, Asiens Tiere gingen auseinander und der Elephant naschte wieder an seinem Lotus.

Indessen verbanden sich die fleischfressenden Tiere immer enger und allgemeiner zusammen, und die Zahl der krautfressenden, die zugrunde ging, ward mit jedem Tage größer und bald unermeßlich.

Da erhob sich im großen Elend dieser Tage ein Kranich und schrie, wie wenn ihn ein Himmlischer stärkte: „Auf, auf, ihr Tiere! Zum ewigen Frieden!"

Der Adler aber, welcher das Aas liebt, schoß über den Kranich und tötete ihn, und die wegen dieses bedenklichen Vogelgeschreies eigentlich versammelten Seifen-Tiger, Tanz-Bären, Lämmer-Wölfe, nebst feierlichem Zuzuge, Stelzen-Schlangen und haarlosen Kauzen erklärten einmütig das Kranichgeschrei für gefährlich und zur Unzeit angebracht und dekretierten hoheitlich und kirchlich: „Krieg ist der Tiere Natur, und es ist uns wohl im Dienste der streitenden Löwen." Ferner: Bis sich alle Krautfresser zum Ziel gelegt haben würden, dürfe der Gedanke an einen Frieden mit denselben, so wenig als derjenige an ein den Löwen genierendes Tierrecht in den Krauttieren weder erzeugt, noch erhalten werden; es sei vielmehr an dem, daß das zweideutige Gefühl für Wahrheit und Recht, welches etwa besorglich in den Seelen der Kühe, Esel und Schafe rege gemacht worden, selbst mit aller Kunst auf das sorgfältigste und väterlichste erstickt, und wo es nicht anders möglich, auch mit dem größten Ernste herausgepeitscht und herausgemetzelt werden müsse.

Auch ließ sich der Apostel der Tiere an dem Faden, an den sich dergleichen Apostel alle anbinden lassen, dahinbringen, alles Unglück dieses Tierkrieges ausschließend den Krautfressergeschlechtern zuzuschreiben, und die Lehre des Kranichs, ob sie gleich die alte orthodoxe Lehre seiner heiligen Bücher ist, dennoch in den Bann zu thun: 1) weil selbige von dem unverschämten Vogel nicht in der vorgeschriebenen mystischen Form stilisiert; 2) weil sie auf einmal gar zu vielen Schafen, Eseln und Kühen zu Ohren gekommen sei; 3) endlich aber und vorzüglich, weil der offenbar ungläubige Elephant und das heterodoxe Pferd ihr öffentlich ihren Beifall bezeugt hätten.

Von dieser Zeit an werden alle Kraniche von den Adlern und Geiern verfolgl; der ungläubige Elephant und das zweifelnde Pferd sind den Füchsen und Schlangen zum getreuen Aufsehen empfohlen; gegen die hartnäckigen Esel wird die Schärfe der Rute gebraucht; die neuerungssüchtigen, aber furchtsamen Affen werden mit ihr bedrohet, und die Priester der Tiere lehren die Kinder der Kühe und Schafe, selbst auch die armen Hasen und die schuldlosen Rehe, mit einer beispiellosen Anstrengung, der Krieg sei ihre Natur, der Löwendienst, wie er ist, ihre unbedingte Pflicht, und die Lehre der Kraniche, so wie sie von den Kühen, Eseln und Schafen verstanden werde, allerhöchst verdammlich, sowie das freche Reden über den Wahnsinn der Löwen eine todeswürdige Sünde.

Den sämtlichen Kanzenstühlen wurde beförderlich und dringend aufgetragen, von den Löwen-Sünden und Löwen-Schanden immer nur mit großer Vorsicht und mit gehörigem Respekte zu reden, und besonders dem irrigen Wahne, daß selbige so vielen Einfluß auf das Wohl und Weh der übrigen Tiere habe, mit allem Eifer und mit aller Sorgfalt entgegen zu wirken, auch alles nur mögliche zu thun, um unter den Stieren, Kühen und Eseln die beruhigende Ueberzeugung zu verbreiten, daß sie unter allen Umständen an ihrem Verderben einzig und allein selbst schuld seien.

Ich füge dieser Rubrik, ungeachtet alles dessen, was ich schon bei mehrern Nummern dieses Buches gesagt habe, nochmal hinzu: Sie ist schon vor mehr als zwanzig Jahren in meiner Vaterstadt, mit Bewilligung ihrer Zensur gedruckt worden. Ihr Zweck ist offenbar auf mein Vaterland beschränkt und warnend gegen alle Teilnahme an den Volksbewegungen des damaligen Zeitpunktes gerichtet. Der Erfolg des großen Weltbegegnisses entsprach meiner diesfälligen Ansicht auf eine auffallende Weise. Ich mußte indessen in diesem Zeitpunkt mich beschränken, den Gegenstand, der mein Herz bewegte, blos bildlich zu behandeln und weiß gar wohl, daß jeder blos bildlich dargelegte Gegenstand das Gepräg seiner Einseitigkeit in sich selbst trägt, und ob ich gleich nicht fürchten darf, daß das, was ich in diesem Zeitpunkt und in dieser Beschränkung für mein Vaterland gesagt habe, mißverstanden und als Anspielungen auf Begegnisse, die ganz außer meinem Kreise liegen, angedeutet werden könnte, so glaube ich gleichwohl, es sei, wo nicht notwendig, doch dienlich, meine ersten, wahren und innern Ansichten über den Gegenstand, der dieser bildlichen Darstellung zum Grunde liegt, mit einiger Bestimmtheit auszusprechen. Das Menschenrecht, d. i. die Pflicht der Anerkennung des Uebergewichts der göttlich gegebenen, hohen und heiligen Ansprüche der innern Menschennatur über die niedern Ansprüche der Selbstsucht unseres sinnlichen, tierischen Verderbens ist an sich selbst unstreitig ein heiliges, göttliches Recht, und seine ehrfurchtsvolle Anerkennung in den menschlichen Organisationen des gesellschaftlichen Zustandes und besonders in den christlich zu organisierenden Gemeinheiten dieses Zustandes ist ohne allen Widerspruch die Pflicht aller Individuen in allen Ständen. Es geht aus der Natur dieses Rechtes selber hervor, daß wenn es durch eine, im Staat gesetzlich bestehende Macht mit physischer Gewalt auch noch so sehr verletzt würde, die Entgegensetzung einer andern, physischen Gewalt nicht als ein gesetzlich rechtmäßiges Mittel gegen das Unrecht der herrschenden Gewalt angesehen werden darf. Dieses Entgegensetzen führt in jedem Falle das innere, heilige Wesen aller wahren Segnungen des gesellschaftlichen Zustandes in seinen ewigen, unveränderlichen Fundamenten seinem unausweichlichen Verderben entgegen. Nein, das Menschenrecht darf nicht tierisch gesucht, es kann und darf

nicht tierisch erhalten, es kann und darf nicht tierisch mediziniert, es muß in allen Verhältnissen menschlich gesucht und menschlich erhalten, und auch wenn es verletzt ist, mit Mitteln der Weisheit und Liebe, die aus reinem Herzen hervorgehn, wieder hergestellt werden. Wenn die gesetzliche Macht, von menschlichem Irrtum verleitet, sich selbst und dem Volke Unrecht thut, so kann der dadurch gefährdete und verletzte Segen des gesellschaftlichen Zustandes nur durch Mittel wieder hergestellt werden, die an sich geeignet sind, das innere, reine Wesen des gesellschaftlichen Segens, beides, in den Herzen des unrechtleidenden Volkes und in denjenigen der irrenden Mächtigen mit innerer, göttlicher Kraft zu beleben und zu stärken, und dadurch die reinen, ewigen Fundamente eines wahrhaft gesellschaftlichen Rechtszustands, so sehr er auch durch den Irrtum und die Schwächen der Macht verletzt worden wäre, durch erneuerte Belebung dieser Fundamente wieder herzustellen und einen Zustand der Dinge herbeizuführen, in welchem die Uebel der Gegenwart in jedem Falle gemildert und die Bahn zu diesem bessern, segensvollern Zustand mit der möglichsten Sorgfalt geöffnet werden kann. In der physischen Masse des Volkes und noch weniger in einer ungesetzlichen Bewegung dieser Masse liegt durchaus keine Hilfe gegen das Unrechtleiden desselben und weder ein göttlich geheiligtes, noch ein menschlich rechtlich begründetes Mittel zur Erzielung der reinen Segnungen des gesellschaftlichen Zustandes, und noch weniger zur Wiederherstellung derselben, wenn sie in einem hohen Grad gefährdet würden; aber in der Individualkraft veredelter, weiser und frommer Menschen aus allen Ständen liegt eine von Gott gesegnete und menschlich rechtlich begründete allmächtige Kraft gegen das Unrecht menschlicher Herrscher und herrschender Behörden. Ich sage nichts mehr; es ist hier nicht der Ort, diese Ansicht auszuführen; aber auch heute Feind und Verächter des tierischen Volkskriegs, suche ich, wie damals, da ich die Rubrik dieses Tierkriegs in meinem Vaterlande und für dasselbe schrieb, nichts anderes, als die Förderung der sittlichen, geistigen und physischen Segenskräfte des Volks in allen Ständen als das wesentliche Fundament alles wahren, wirklichen Nationalsegens und aller von Gott geheiligten wahren Nationalkräfte in die Augen fallen zu machen, und auf der reinen Bahn der wahrhaft rechtlichen Menschlichkeit und des hohen Christentums dahin zu wirken, jeden Keim einer selbstsüchtigen Neigung zum Mißbrauch der Gewalt und zur Unterdrückung der Schwachen im Lande, der in den Menschlichkeiten der Macht liegen möchte, sowie jeden Keim der Frechheit und Gewaltthätigkeit, der aus der Verwilderung der verwahrlosten Menge hervorgehn könnte, im Wachstum seines gegenseitigen Verderbens durch reine Belebung der diesem Verderben entgegenstehenden höhern, heiligen Kräfte, Neigungen und Ansichten stille zu stellen und in sich selbst zu ersticken. Und indem ich die, den guten und edeln Menschen aller Zeiten heiligen Worte der Freiheit und des Rechts durch mein ganzes Leben mit Anhänglichkeit aussprach, und

bis an mein Grab anhänglich aussprechen werde, erkenne ich die Fundamente alles wahren Volksrechts und aller wahren Volksfreiheit einzig in der Sicherstellung der sittlichen, geistigen und häuslichen Kräfte, in der bürgerlichen Sicherstellung ihrer Bildungsmittel, deren edle und genugthuende Ausbildung jedes Individuum in allen Ständen notwendig hat, um unter seinem Weinstock und Feigenbaum, soweit es Menschen möglich ist, sicher zu ruhen, d. h. in sittlicher, geistiger und häuslicher Selbständigkeit sein zeitliches und ewiges Wohl im Schoß seiner Familie, von keiner bösen Gewalt unrechtlich gehemmt, verwirrt und gekränkt, zu besorgen, und bin zugleich vollkommen überzeugt, daß dieses alles nur durch einen großen, soliden Vorschritt des Erziehungswesens unsrer Zeit erzielt werden kann.

205. Die Menschengerechtigkeit.

Weibel und Schulze wünschten ihm Glück. Der neue Richter antwortete: Ich will mich gewiß nicht bestechen lassen. Der Schulze erwiderte: Das ist recht und wohl gethan. Tugend und Rechtschaffenheit sind immer die ersten Stützen des Staats, und hierin wird dem Herrn, er darf es versichert sein, unserseits gewiß niemand etwas in den Weg legen. Aber in die vorläufigen Abreden, die wir in jedem Falle mit einander treffen, wird der Herr doch hoffentlich auch eintreten.

Der neue Richter wußte gar nicht, was das sagen wollte. Allein der Weibel, der sein alter Schulkamerad war, nahm ihn beiseits und sagte: Es ist einmal bei uns so, eine Hand wäscht die andere, und wenn du es nicht mithalten wolltest, so würde es mit dem Nutzen und mit der Ehre deiner Stelle nicht viel sein.

Der neue Richter antwortete: Ich will natürlich aus meiner Stelle auch ziehen, was jeder andere. Der Schulze, der bald sah, daß er es näher gab, schlug ihm auf die Achsel und sagte: Ich sehe schon, der Herr wird als ein freundlicher, braver, neuer Gerichtsbruder das Utile und das Honorificum seiner Stelle sich nicht schmälern lassen, sondern auch, wie unser einer, dahin trachten, daß das, was wir von unsern Voreltern empfangen haben, auch ungeschmälert auf unsere Nachkommen herabfließe, (und dabei darf der Herr nicht aus den Augen lassen, daß die von der Bürgerschaft beschwornen Stadtrechte in Rathausübungen hinübergegangen und als solche seit undenklichen Zeiten Vorzüge der regierenden Familien und der jeweilig von ihnen zugezogenen bürgerlichen Ratsverwandten geworden sind)[52].

Der neue Richter. Ich werde mir es zur heiligsten Pflicht machen, diesen in meiner Stellung, wie ich wohl sehe, höchst wichtigen Gesichtspunkt nie aus den Augen zu verlieren.

Aber er sah bei dieser Art so verwirrt und betroffen aus, daß der Weibel es merkte und für gut fand, um ihm den Puls darüber noch mehr zu greifen, ihn, als seinen alten Schulkameraden und Duzfreund noch einmal auf die Seite zu nehmen und ihm zu sagen: Es

wird dir freilich im Anfange nicht alles gefallen, was wir in unsern Abendstunden mit einander verabreden; aber wenn du einmal ein paar Jahre dabei gewesen sein wirst, so wirst du sicher finden, es sei in jedem Falle besser, daß wir uns verabreden und Freunde bleiben, als daß wir uns zanken und Feinde werden.

Ja! Ja! antwortete jetzt der neue Richter, Streit und Zank ist in jedem Falle immer das allergrößte Uebel.

Aber vom sich nicht bestechen lassen, und von der Tugend und Rechtschaffenheit als den ersten Stützen des Staats war doch keine Rede mehr.

Es ist heiter, der neuerwählte Ratsherr muß nicht aus den alten und auch nicht aus den neueingeweihten Geschlechtern der Ratsfreunde gewesen sein, sonst hätte er in den ersten Tagen seiner Ratsherrnwahl zugunsten der lieben gemeinen Bürgerschaft ein wenig den Oppositions-Mann gegen die alte Ratsherrngewohnheit gespielt und dem Sprichwort: „Die neuen Besen wischen wohl", ein wenig Ehre zu machen gesucht; aber man sieht schon daraus, daß er den guten Ton der hohen Bürger im Städtchen nicht einmal kannte, da er sich von seinem alten Schulfreunde, dem Weibel, als Ratsherr noch jetzt duzen ließ.

206. Der allgemeine Tiervorschritt in der Gerechtigkeit.

In der Gaukelzeit, in welcher die wilden fleischfressenden Tiere, eben wie die krautfressenden, allgemein über die Gerechtigkeit unter einander ein großes Maulwaschen hatten, versammelten sich die fleischfressenden einmal, um sich zu beraten, wie sie sich unter obwaltenden Umständen zu benehmen hätten. In dieser Versammlung riet ihnen der Fuchs, fürohin und in Zukunft niemals mehr ganze Herden von Vieh miteinander anzugreifen; zweitens keine Ställe und keine Wohnungen mehr gewaltsam zu erbrechen; und drittens vorzüglich unter allem Vieh dem verirrten, verlaufenen und unbekannten aufzulauern, und sich wo immer möglich mit dem Fraß von Tieren, deren Verschwinden kein großes Aufsehen im Tierreich zu machen geeignet sei, zu begnügen[53]), vor allem aber, sich sorgfältig zu hüten, irgend ein Tier mörderisch anzufallen, wenn andere Tiere um den Weg sein möchten, die als Zeugen ihrer That dem krautfressenden Gesindel im Land ein Geschrei gegen sie machen könnten.

Dieser Fuchsenrat hatte höchstwahrscheinlich in dem gleichen Zeitpunkt statt, in welchem eine närrische, träumerische, alte Katze ihrem Geschlechte den Rat gab, die Mäuse nicht mehr zu fressen, sondern sich mit ihnen über ihren notwendigen Unterhalt freundlich zu verstehen. Es war nämlich der noch nicht gar lang verflossene Zeitpunkt, in welchem eine Menge Tiere aus allem Vieh den alten Traum vom

goldenen Zeitalter wieder aufwärmten, in welchem alle Tiere auf Erden in frommer Eintracht glücklich neben einander lebten, keines das andere fraß, keines vom andern gefressen wurde, in welchem sogar keines das andere drückte, und keines vom andern gedrückt wurde; und ich denke, es sei im gleichen Zeitpunkt gewesen, in welchem der alte Hahn im Hühnerstall ein Gerechtigkeitsfressen einführen und jedem fressenden Huhn und jeder fressenden Gans den Schnabel messen lassen wollte.

207. Die Löwen-Gerechtigkeit.

Da also alle Tiere gerecht sein wollten, wollte es der Löwe auch sein und proklamierte in feierlichen Edikten, daß er allerhöchst gerecht sei, und daß alles, was in seinem Namen Frevelhaftes und Ungerechtes im Löwenreiche begegne, ohne sein Wissen und wider seinem Willen geschehe, daß er auch gegen dasselbe für sich und in seinem und seiner Erben Namen auf das feierlichste protestiere und insoweit etwas davon im nahen oder fernen ihm und ihnen zum Nachteil und Schaden gereichen möchte, als ungeschehen erkläre und erklärt wissen wolle.

Der Meister Löwe erscheint hier als der Schöpfer einer Tierkraft, die man bisher weder Engeln noch Menschen zugestand und die selber auch der Teufel noch nie ansprach, nämlich der Kraft, das Geschehene ungeschehen zu machen. Diese Kraft aber steckt auch wirklich nirgend als in der träumerischen Hirnverirrung des alten Löwen. Ewig, so lange die Welt steht, ist noch nichts, das geschehen, in seinen Folgen als ungeschehen erschienen, und ewig wird auch nichts, das geschehen, als ungeschehen dastehen; und was die Folgen der Löwenerklärung betrifft, so ist gewiß, daß wer immer in seinem Reiche durch geschehene, jetzt aber als ungeschehen erklärte Ungerechtigkeiten um Hab und Gut, um Ehre und guten Namen gekommen, der hat den Doktor noch nicht bezahlt, der ihn von den tiefen Wunden der Löwenungerechtigkeit heilte.

208. Der Fuchs arbeitet gegen das goldene Zeitalter.

Wie unter den Menschen, also pflanzt sich auch unter den Tieren, wie oben gesagt, noch immer ein Traum von einem goldenen Zeitalter, in welchem alle Tiere friedlich mit einander lebten, von Geschlecht zu Geschlecht fort. Und in den glücklichsten Tagen des Tierreichs suchten die friedlichen Geschlechter immer dahin, durch Schonung und gegenseitige Ehrliebe einen Schatten dieser goldenen Zeit wieder herzustellen.

Aber die fleischfressenden sind dem Angedenken dieser glücklichen Tage, und vorzüglich dem Schatten derselben, der Ehrliebe, unter dem krautfressenden Volke alle entgegen. Und als in den neuen Zeiten, durch die Ausschweifungen des fleischfressenden Tiervolkes, das Gerede über diese goldenen Tage unter den krautfressenden allgemein ward, so gab sich der Fuchs vorzüglich Mühe, die Wirkung dieses Geredes

in den Seelen der Tiere zu verderben und hauptsächlich den Begriff der Ehrliebe in ihren Köpfen zu verdrehen. Indessen redete er nichts weniger als geradezu gegen denselben. Er lobte vielmehr jetzt mehr als je das Glück der durch die Tugend aller Ehren werten, niedern und gemeinen Krautfressertiere.

Aber er suchte mit rastloser Thätigkeit im Tierreiche den Begriff festzusetzen, die besondern Tiertugenden müßten in jedem Falle einer allgemeinen Reichs- und Landestugend untergeordnet sein, und diese Abertugend im Löwenreiche sei der Löwendienst, und alle Ehre, von welcher Art und Gattung sie immer sei, und welche Art von Verdienst sie im Land auch immer zum Grund haben möge, müsse in jedem Fall dem Rang, den ein jedes Tier im Löwendienst habe, untergeordnet werden.

209. Der Fuchs arbeitet noch mehr gegen die Ehrliebe.

Alles Fuchshütens ungeachtet geschah es doch einmal, daß ein Löwe in einer goldenen Fürstenstunde den Befehl gab, das Hundegefühl der Ehrlosigkeit in seinem ganzen Reiche auszulöschen.

Man denke sich das Entsetzen der Füchse! Mit Flor behängt und mit rotem glühendem Auge erscheint der Hauptfuchs im Löwenreiche als Sprecher im Kreise der fleischfressenden Tiere. Laßt einmal, so sagt er zu ihnen, einen Schatten eurer Ehre an Schafe, an Kühe, an Esel und Gänse kommen, und seht dann, ob euch nicht von allen euren Blutrechten eines nach dem andern entrissen werde.

Die Natur, sprach er weiter, hat den Blut- und den Ehrdurst im Innersten unseres Rachens zusammengefügt, und wenn eure Unvorsichtigkeit sie in den Begriffen der Tiere, die ihr, seitdem die Welt steht, zu fressen in thatsächlichem Recht steht, trennen läßt, so seht dann, wie ihr euch erhaltet. Der Fall ist dringend, die ganze Ordnung im Tierreiche, alle unsere Vorzüge, selbst die Erhaltung unsers Lebens steht auf dem Spiel, und unsere alte Löwentreue verpflichtet uns jetzt sogar, selbst seinem Befehle entgegen zu handeln, indem wir in Fällen, wo er sein eigenes Geschlecht Preis gibt, mehr zur Treue gegen dieses, als zum Gehorsam gegen ihn verpflichtet sind.

Die versammelten Tiere fanden die Sache, wie der Fuchs, dringend und beschlossen, man müsse den Löwen allgemein und von Reichswegen bearbeiten, und wenn dieses nicht helfe, sich wieder versammeln; aber es half.

Der Löwe war bald zur Erkenntnis seiner Löwensünde und dahin gebracht, daß er dem Fuchs, der ihn vorzüglich und ex officio bearbeitete, ganz reumütig gestand, er habe diesen unvorsichtigen Befehl in einem Anfall unfürstlicher Schullehre gegeben.

Um aber jetzt einerseits die Rücknahme desselben weniger auffallend zu machen, anderseits die nun einmal zur Mode gewordenen Tiergelüste nach Ehrenfestigkeit nicht allzusehr zu stoßen, riet Reinecke dem König, zuerst im stillen die Grundsätze einer unübersteiglichen

Demarkationslinie der hohen und allein realen Ehrart für die fleischfressenden Tiere unabänderlich festzusetzen; und dann, wenn dieses geschehen, für die niedern Tiere eine mit der Ehrlosigkeit gar nicht unverträgliche eigne Krautfressserehre zu erschaffen und im ganzen Löwenreiche zu etablieren.

Das ist auch alles geschehen und der im Löwenreich allgemein gewordene Hundestolz ist eine Folge dieser Maßregel.

Die Aeußerungen dieser Rubrik, die beiläufig nichts weniger als eine Aeußerung neuerer Zeit, sondern vierzigjährig ist, ist der Ausguß meiner innigsten Ueberzeugung, daß die Ehre des Menschengeschlechts in ihrer Reinheit, Wahrheit und Würde, eben wie seine Tugend, ein allgemeines göttlich gegebenes und tief im Innersten unsers Wesens allgemein und kraftvoll belebtes Bedürfnis unsers Geschlechts ist, das ohne den Ruin des ganzen Umfangs unserer Veredlungsbedürfnisse nicht mißkannt und nicht erniedrigt werden darf. In dieser Rücksicht ist es unwidersprechlich, daß die wahre Ehre der Menschennatur auch in bürgerlicher Rücksicht als in ihrem Wesen hoch über jeden blendenden Schimmer der Weltehre und ihr tausendfach trügendes Blendwerk emporstehend und bestimmt als göttlich über allen Trugschein erhaben anerkannt werden soll. Es ist unwidersprechlich, daß die Umtriebe unsrer verkünstelten Welt, insoweit sie dahin zielen, die wahre allgemeine, dem Verdienst und der Tugend aller Stände gleichgebührende, göttlich begründete Ehre hinter den Schimmer der trüglichen Weltehre zurück und in Schatten zu setzen, den wesentlichen Fundamenten eines beruhigten, gesellschaftlichen Zustandes tief ans Herz greifen, und in dieser Rücksicht die ernste Aufmerksamkeit der menschlichen Gesetzgebungen verdienen. Wird der Modeton unserer verkünstelten Zeit dem Weltschimmer der äußern Ehre, dem Reichtum und der Gewalt und selber dem übel erworbenen und schlecht benutzten Reichtum und der bösen, übel erworbenen und schlecht angewandten Gewalt, eben wie der guten Gewalt und dem wohl erworbenen und edelmütig benutzten Reichtum, unbedingt zur willkürlichen Benutzung in die Hand zu legen, nicht durch gesetzliche Sorgfalt für die Sicherstellung des Spielraumes und des Segens der wahren Ehre in allen Ständen in die Schranken gesetzt, die das allgemeine Wohl wesentlich erfordert, so sind die Folgen davon auf die Minderung der ersten Segnungen des gesellschaftlichen Lebens nicht zu berechnen.

Ich erinnere mich auch immer lachend eines Mannes, der einen großen Teil von Europa durchreiste und gewöhnlich, wenn er in eine neue Gegend kam, sich vor allem erkundigte: Was thut man in diesem Lande zugunsten der allgemeinen Volks- und Landesehre gegen die Büchse? Die Frage war ihm so wichtig, daß er allemal, wenn man ihm das oder dieses sagte, was in einem Lande diesfalls Gutes und Zweckmäßiges geschehe, nachfragte: Aber sind es nur vorübergehende,

durch Augenblicksbegegnisse der Gegenwart veranlaßte, oder gesetzliche, allgemein tief auf die Segensquellen des öffentlichen Wohlstands eingreifende Maßregeln?

210. Der Fuchs simplifiziert das System der Natur.

Eben dieser Sprecher der sich so heißenden edlern Tiere behauptete einmal, alle Uebel im Tierreiche entsprängen nur daher, daß zu vielerlei Geschlechter und Arten derselben in der Natur seien; und wie ein Bäcker den zahllosen Mehlstaub zusammen knetet und daraus ein paar Brote macht, also knetete er die zahllosen Geschlechter der Tiere zusammen und backte aus ihnen zwei einzige Arten.

Die erste hieß er die Löwenklasse. Darein setzte er sich selbst, alle Tiere, welche die andern fressen, und das Hundegeschlecht.

In die zweite setzte er alle Tiere, welche die andern nicht fressen, mit Ausschluß der oben benannten Hunde.

Dieses Fundament nun einmal angenommen, etablierte er dann, von Löwens wegen, eine allgemeine Reichs- und Landesordnung, darin freilich ein jedes Tier, das nicht Löwe, Fuchs, Schlange oder Hund war, zurückgesetzt ward, darin hingegen auch ein jedes in dem Grade, als es hinterlistig, niederträchtig und gewaltthätig ist, sich wohl versorgt findet und wohl versorgt finden muß.

Es ist heiter, diese Simplifikation des Natursystems ist nur ein einzelner bildlicher Beitrag zu den vielseitigen Umtrieben, deren sich viele im Verkünstlungsverderben unsers Geschlechts irrgeführte und durch dasselbe verblendete und dabei Einfluß habende Glieder des gesellschaftlichen Zustandes hie und da schuldig machen, daß sie die Ansprüche der wahren, göttlich begründeten Ehre unsers Geschlechts dem Trugschein der Wettehre und ihren, das Heilige der Menschennatur oft so wenig schonenden Ansprüchen unterordnen und nachsetzen.

211. Der Fuchs erklärt das Wort Usurpation.

Als dieses Wort durch widerliche Umstände auch unter den größern Tieren zur Sprache kam, fragte König Löwe, was es denn eigentlich bedeute.

Sire! antwortete der Fuchs, es ist in seinem Wesen nichts anderes, als eine abscheuliche Folge der irrigen und gefährlichen Lehre von einem Krautfresser-Recht, dem man uns, die wir keine sind und keine sein wollen, wider unsre Natur und wider unsern Willen zu unterwerfen, sich frevently anmaßt.

Das ist freilich eine einseitige Zeiterklärung, derenthalben es ein großes Unglück wäre, wenn ihre Ursachen auf unserm Wohnplatze ver-

gessen und so lange die Welt steht, nicht mehr zur Sprache kommen würden. Das aber ist nicht zu fürchten. Die diesfälligen Irrtümer sind nur vorübergehende Zeitirrtümer, und ebenso ist die diesfällige Blindheit selber nur eine vorübergehende Zeitblindheit und es ist Welterfahrung, eine Zeit sticht der andern den Star, und, Gottlob, fallen die Schuppen von dergleichen Irrtümern den Völkern gar oft von den Augen, ehe es noch not thut oder auch nur noch zu wünschen wäre, daß die Vorsehung ihnen darüber den Star selber stechen möchte.

212. Fuchs und Esel beurteilen den Löwen.

Da einst ein Löwe, so gut er konnte, gerecht war, das heißt, da er die Tiere seines Waldes gar nie zu seiner Lust zu Tode jagte, sondern nur zu seiner Erhaltung auffraß, erhob ein Esel gegen den Elephanten ein großes Geschrei und sagte: Du großer Baumnascher! komm und siehe, ob es wahr sei, was du immer behauptest, daß die Löwen zu regieren nichts taugen.

Der Elephant ließ ihn reden und pflückte Kokosnüsse von seinem Baume. Aber ein Fuchs, der eben jetzt nicht im Löwendienst war, antwortere ihm: Wenn du nicht ein Esel wärest, so würdest du begreifen, daß Tiere, die nicht leben können, ohne andere zu fressen, ewig nie gegen eben diese Tiere gerecht sein können.

Das denk' ich, Du; — aber Er ist doch gerecht, unser Herr, erwiderte der Esel.

Und der Fuchs: Ja, er hat eben gestern, ich denke, aus Vollmaß (ex plenitudine) seiner Gerechtigkeit ein Pferd zerrissen, weil es gesagt hat, er regiere um seiner selbst, und nicht um des andern Viehs willen.

Der Esel war unterrichtet und antwortete: Der Fall, wie du ihn erzählst, ist entstellt. Der Löwe hat das Tier nicht um der Gerechtigkeit willen zerrissen, er hat es um der opinion publique willen thun müssen.

Der Fuchs, wenn er schon ein mitfressender Tierschalk war, hatte doch Recht. Die Tiere haben keinen Frieden und keine Gerechtigkeit, weil sie Tiere sind, und als Tiere nur tierisch fühlen, denken und handeln; und umgekehrt haben die Menschen nur in so weit Frieden unter sich und Gerechtigkeit unter einander, als sie wahrhaft menschlich denken, fühlen und handeln; in so weit sie aber tierisch fühlen, denken und handeln, ist er auch von ihnen so ferne, als er bei den Tieren undenkbar ist. Daß aber der Fuchs diese Wahrheit ausspricht, ist leicht dadurch zu erklären, daß er nicht mehr im Löwendienst war; denn man weiß ja, Tiere außer dem Dienst reden ganz anders als Tiere im Dienst. Weit unerklärlicher scheint mir die Antwort des unterrichteten Esels; man sollte fast denken, er wäre an des Fuchsen statt im Löwendienst angestellt gewesen. Wie wäre sonst ein armer Distelfresser und der Unterricht zusammen gekommen?

213. Das Rechtsgefühl der Tiere.

Der Löwe sagte: Wenn ich mein rechtliches Mahl zu mir genommen habe, so bin ich die edelmütigste Tierheit unter der Sonne. Nur das Wort Schuldigkeit spreche Niemand gegen mich aus. Es empört sich etwas hinter meinem Rachen, wenn ich dieses Wort höre.

Der Stier sagte: Ich bin nicht so, ich erkenne mich gern schuldig, wenn ich etwas schuldig bin.

Der Fuchs sagte: Allenthalben in der Welt muß Rechnung und Gegenrechnung stattfinden; wenn der Löwe jemand etwas schuldig ist, so sage man es nur mir.

Der Hund sagte: Wer vor den Großen wohl kriecht, und gegen die Kleinen laut bellt, der kommt gewiß zu seinem Recht.

Der Affe sagte: Narren sind's, die an Schuldigkeit glauben. Lange Arme sind ein großes Recht, und lange Finger eine große Kommlichkeit.

Die Schlange sagte: Ich finde das Recht, dessen ich bedarf, nur durch das Verbergen meines Daseins, durch einen schleichenden Gang und durch Kraftsprünge, die ich, wenn ein Fang mir in der Nähe ist, auch ohne Füße und Klauen dem Fuchs und dem Tiger gleich zu machen imstande bin.

Der Elephant hörte mit großer Verachtung, was Löwe, Stier, Hund, Affe und Schlange von der Gerechtigkeit sagten. Denn er fühlte sich in seiner hohen Kraft so anspruchslos als gutmütig [54]) und meinte, so sehr er sonst auch ein Tier ist und wie die andern gern gute Sachen frißt, so habe er, weil das, was er fresse, Niemand wehe thue und Niemand nachteilig sei, alle Eigenschaften, die zur Gerechtigkeit notwendig, die aber allen fleischfressenden Tieren eben so allgemein mangeln müßten.

Es ist merkwürdig, wie die Tiernatur in der Menschengestalt so gern den Schein der Menschennatur und der menschlichen Gerechtigkeit an sich tragen möchte, und wie die Gierigkeit, nach diesem Schein der Menschlichkeit zu haschen, beim Menschen selber auch den letzten Funken ihres Lichts in ihm auslöscht.

214. Die Freiheitsbegriffe der Tiere.

König Löwe verwunderte sich einmal, was doch die Tiere darunter verstehen möchten, wenn sie von Freiheit redeten.

Der Stier, dem er es zu verstehen gab, antwortete ihm: Nie ins Joch gespannt, aber wohl immer an vollen Barren angebunden zu sein, das wäre mir eine wünschenswürdige Freiheit.

Der Affe sagte: Ich kann mich nicht frei denken, so lange ich Haare am Leib und einen Schwanz habe; wenn ich das nicht hätte, so wäre ich ein vollkommener Mensch, und damit auch ganz frei.

Das Karrenroß sagte: Wenn mir mein Knecht alles vom Leibe schafft, was ich nicht selbst bin, so fühle ich mich frei.

Das Prachtpferd sagte: Wenn ich vom vollen Barren weg den Prachtsattel auf meinem Rücken oder das Prachtgeschirr am Hals und den Prachtwagen zu einem kurzen Spaziergang hinter mir habe, so fühle ich mich freier als der Freiherr, der hinter mir im Wagen sitzt.

Der Esel sagte: Durch sein ganzes Leben keinen Korb und keinen Sack auf dem Rücken tragen zu müssen, das wäre ein großes Freiheitsleben.

Das Faultier sagte: Wenn mich Jemand von dem Ast, den ich abgefressen, auf seinen Armen auf einen andern tragen und mir die Blätter, die ich liebe, mit seinen Händen vor das Maul hinlegen würde, so wäre ich frei.

Der Fuchs sagte: Wenn ich meinen Fraß ohne meine List, ohne meine Stille und ohne meine Furcht finden könnte, so wäre ich frei.

Ein Mensch, der diese Viehäußerungen über die Freiheit hörte, sagte zu sich selber: So darf doch nur das Vieh gelüsten, frei zu sein. Und er hatte Recht. Jedes Gelüst und jeder Anspruch an eine viehmäßige Freiheit tötet den einzigen wahren Begriff, den eine reine, menschliche Seele sich von ihr machen kann.

Indessen ist nichts weniger als wahr, daß die Menschen, wie sie wirklich sind, in irgend einem Stand sich allgemein wahre, gereinigte Begriffe von der Freiheit machen. Auch ist ebenso gewiß, daß der Sinn des innern Wesens der wahren Freiheit sich in den ursprünglichen Urkunden aller positiven Rechte und Freiheiten der Völker sich durchaus nicht rein menschlich ausspricht. Es ist merkwürdig, daß sie durchaus nicht von allgemeinen, theoretischen Grundsätzen von Freiheit, am allerwenigsten von dem Grundsatze ausgehen, alles thun zu dürfen, was nicht gesetzlich verboten ist, daß sie hingegen allgemein von den einseitig beschränkten Ansichten selbstsüchtiger Privatvorteile der einzelnen Stände und Oerter, selber der einzelnen Handwerker- und Berufsvorteile ausgehen und dahin lenken, den Gliedern dieses Standes, dieses Ortes und dieser Innung die sinnlichen Lebensgenießungen der Glieder derselben leichter, bequemer und sicherer zu machen, als sie es den nämlichen Ständen ohne diese Privilegien nicht sind und nicht werden können.

Diese ursprünglichen, aus wahren, aber dunkeln und einseitig beschränkten und darum standesmäßig selbstsüchtig ausgesprochenen Ansichten von der Freiheit hervorgegangenen Urkunden der Rechte und Privilegien einzelner Stände, Oerter und Innungen sind überhaupt von einer Natur, daß sie als eine Art von stiller, geräuschloser, gemäßigter und gesetzlich geregelter Fortsetzung des alten Naturkriegs aller gegen alle dastehen und geeignet sind, in unserer Mitte isolierte Gefühle und Begriffe von der Freiheit zu entfalten und zu nähren, die mit den Freiheitsbegriffen des Stiers, des Affen, des Esels und

anderer Tiere in großer Uebereinstimmung stehen, auch vielseitig und beinahe allgemein alles das entbehren, was den Besitzern dieser Privilegien die allgemeinen äußern und innern Bildungsmittel zu den Pflichten, Fertigkeiten und Kräften, die ein würdiger, menschlicher Gebrauch der wahren Freiheit vor allem anspricht und voraussetzt, zu sichern, und die Individuen dieser bürgerlichen Vereinigungen fähig und geneigt zu machen, mit Anstrengung ihrer selbständigen Kraft ihre Rechte und Privilegien gegenseitig zum Segen aller Stände und aller Mitglieder derselben zu benutzen. Dieser Anfangsfehler der positiven Rechte und Freiheiten der Stände, der indessen seinen Ursprung in der Unschuld, Gutmütigkeit und dem altchristlichen und altbürgerlichen gegenseitigen Zutrauen gegen einander zu suchen hat, ist in der Folge der Zeit und des durch unser Zivilisations-Raffinement eingerissenen Verkünstlungsverderbens aller Stände und der allgemeinen Abschwächungsfolgen, die es auf dieselbe hatte, dem Menschengeschlecht zu unermeßlich großem Nachteil geworden.

215. Wie die Tiere überhaupt regieren würden.

Wenn wir jetzt auch Menschen wären und wie sie die Erde regieren könnten, was würden wir thun? Also sagte ein Affe zu einer Tierschar.

Der Löwe antwortete: Ich würde thun, was mich gelüstete und es dann darauf ankommen lassen, was daraus entstünde.

Der Esel sagte: Ich würde in eine Schule gehen, und was ich darin lernen würde, das müßten mir Menschen und Tiere dann alle auch lernen und betreiben.

Das Schwein sagte: Ich würde die ganze Erde mit Eicheln besäen und dafür sorgen, daß die gemästeten Tiere allenthalben Pfützen fänden, sich darin zu erquicken.

Der Hund sagte: Ich würde, denke ich, auch dann ein Hund bleiben und also dem dienen, der mich fütterte und streichelte, und den anbellen, an den er mich hetzte.

Der Stier sagte: Ich würde eine große Ratsstube erbauen; alles müßte mir beim offenen Mehr verhandelt werden und Recht sein, was das Mehr wollte.

Der Fuchs sagte: Die Stierenordnung würde mir recht sein; aber ich würde mich hinter den Ratsbänken hindurch in ein Geheimnest unter den Thron hinschleichen und dann da freilich nicht für das Stierenmehr, sondern für meine Fuchsgelüste zu arbeiten suchen.

Die Schlange sagte, sie wolle der Tiere Teufel sein und sie durch Entsetzen zu allem dem hinführen, was ihre weisern Obertiere von ihnen fordern würden.

Der Rehbock fand den Antrag der Schlange abscheulich und trug seinerseits an, die Tiere von des großen Jupiters wegen und mit lauter Liebe zu eben diesem Endzwecke hinzuführen.

Der Affe sagte: Bald denke ich, ich wollte alle Tiere thun lassen, was sie gelüstete, und Freude haben am Spiel ihrer Freiheit; bald aber, ich wollte mich auf einen Thron setzen, der wie die Sonne glänzte, und alle Tiere der Erde müßten mir mit dem Schilde meiner Herrschaft auf eine Weise bezeichnet sein, daß man sie daran auf tausend Schritte hin als Unterthanen meiner Hoheit und Herrschaft erkennen würde.

Der Elephant wollte lange seine Meinung nicht sagen, da aber vom Löwen an bis zum Esel hinunter alles in ihn drang, sagte er: Wenn ich regieren müßte, so würde ich glauben, in allewege nur insoweit gut zu regieren, als ich verhüten könnte, daß von allem dem, was ihr in diesem Falle thun würdet, gar nichts geschähe.

Ich würde also trachten, daß König Löwe gar nicht thun dürfte, was ihn gelüstete.

Ich würde dem Ratsherrn Esel bedeuten, die Eseleien seiner Schuljahre für sich selbst zu behalten und sie gar nicht zu Normalformen der allgemeinen Bildung des Viehreichs zu machen.

Ich würde dem Gemeinmann Schwein sagen, daß Menschen und Vieh nicht allein von Eicheln leben und daß die Pfützenordnung, die ihm so lieb sei, ihn und seine wilden Borsten eigentlich nicht schlechter machen, als sie schon seien, den meisten andern Tieren aber ihr Fell verderben würde.

Dem Allerweltsknecht Hunde würde ich erklären, daß er kurzum nicht mehr Hund sein oder nicht regieren müsse.

Dem Innungsmeister Stier würde ich sagen,[55]) daß bei einem Gemeinmehr, bei welchem ein Stier präsidiere, der Stier selber auf seinem Präsidentenstuhl von den Füchsen unter dem Thron einem Metzger verkauft werden könnte.

Dem Geheimrat Fuchs würde ich seine Höhle unter dem Thron mit einer Glasthüre beleuchten und ihm alle Schleichwege hinter den Ratsbänken verrammeln.

Dem infamen Affen würde ich das Viehmäßige, beides, seiner Freiheits- und seiner Regierungsgelüste mit der Knute auf seinem Hintern austreiben.

Die satanische Schlange würde ich fangen und würgen, wo ich sie fände.

Der geweiheten Einfalt des Rehbocks würde ich die Schädel aller wilden Tiere an seine Hörner aufhängen, damit er sich anatomisch und physiognomisch überzeugen lerne, wie groß die Thorheit sei, Menschenwahrheit und Menschenrecht in Löwenschädel, in Stierenköpfe, in Hundsbäuche und in Schlangenhäute hineinpredigen zu wollen.

Der ganze Tierkreis schnitt lange Gesichter, aber er schwieg. Nur der Löwe antwortete: Ich weiß es schon lange, daß du den Adel aller Bluttiere verachtest und dich allein den schwachen, aber hinterlistigen Feinden unsers Geschlechts, den Menschen, gleich glaubst.

Der Elephant versetzte: Von mir sagte ich nichts, aber was ich über euch urteilte, das ist Wahrheit. Ihr seid alle an Hirn und Herz nicht so beschaffen, daß es gut gehen könnte, wenn ihr regieren würdet, den Fall ausgenommen, wenn ihr mit Gewalt gehindert würdet, nach eurem Herzen und nach eurem Kopfe zu regieren.

Aber das würden wir in keinem Falle leiden, schrie jetzt der ganze Tierkreis, und der Elephant antwortete: Ebenso schreien auch unter den Menschen alle die, so euch gleichen, wenn Recht und Gesetze sie hindern wollen, gewaltthätig, hinterlistig, niederträchtig, dumm, herzlos und affensüchtig, das heißt, also zu regieren, wie ihr es allenfalls auch könntet, wie ich es aber in keinem Fall möchte.

216. Der Elephant motiviert sein Urteil über die Regierungsunfähigkeit der Tiere.

Ein Mensch, der diese Elephantenäußerung hörte, sagte zu ihm: Ich wünschte zu wissen, wie du dein Urteil über die Regierungsunfähigkeit der Tiere gegen sie einzeln begründen könntest. Der Elephant erwiderte: Beim Löwen sind, außer seinem in Blutsachen allen Verstand tötenden Rachengefühle, noch seine allgemeine Verachtung der Tiere, sein stolzer Anspruch an ungestörte Ruhe, und seine, den Mord wie ein Nichts vollbringende Organisation ein ewiges Hindernis der Teilnahme, ohne die keine Regierungsfähigkeit stattfindet.

Daß auch die Esel gern regieren möchten, ist sehr natürlich, indem ihnen kein anderes Mittel übrig bleibt, sich einem elenden Leben zu entziehen, als dieses einzige. Aber ewig lebt unter einem abgeriebenen Fell die Beruhigung nicht, ohne die ebenfalls keine wahre Regierungsfähigkeit statt hat.

Auch der Stier wird am Pfluge zu müde, als daß er sich zu einer ruhigen, von Selbstsucht freien Gemeinnützigkeit emporheben könnte.

Der Hund ist zum Knechte geboren. Lecken und bellen in einem Munde gehört ewig an die Kette.

Der Fuchs vereinigt mit der Mordlust des Löwen die ängstliche Besorgnis, selbst gefressen oder zu Tode geprügelt zu werden. Hieraus entspringt eine Gemütsstimmung, die die Teilnahme und die Zuverlässigkeit zugleich ausschließt.

Die Schlange ist nichts anderes, als ein Fuchs ohne Beine, mit noch tausendmal stillerer Mordkraft.

Der Rehbock kommt durch die Eitelkeit, die neben seiner Gutmütigkeit unter seinem Horn und hinter seiner Nase sitzt, alle Augenblicke in Gefahr, in seinem Einfluß auf die friedlichen Tiere ein Spiel der fleischfressenden zu werden.

217. Der Staatsgeist. Bei Cotta: Das höchste Gesetz[56].

Lehrer. Irre dich nicht! Setze die Grundsätze fest, und unterscheide genau: Die Ruhe des Staats ist das höchste Gesetz. Dieser

Ruhe ist der Gemeingeist entgegen, also sondere das Volk in Gemeinheiten. Das Uebrige wird dann die Natur für dich selbst thun.

Schüler. Wie das?

Lehrer. Sie wird im geteilten Volk den Geist der Gemeinheiten (Esprit du Corps) erzeugen, und mit diesem wird der Gemeingeist dahin sein.

Schüler. Also pereat Gemeingeist! Vivant Gemeinheiten!

Lehrer. Ja, ja! es kann nicht anders sein; der Gemeingeist muß dem Geiste der Gemeinheiten untergeordnet werden.

Schüler. Es ist doch etwas stark, pereat Gemeingeist, vivant Gemeinheiten.

Lehrer. Es versteht sich, psychologisch getrennte Gemeinheiten.

Schüler. Ich verstehe das nicht, ich meine: „pereat Gemeingeist — vivant Gemeinheiten" wolle nichts weniger sagen, als vivat l'Esprit du Corps! Pereat Patriotisme!

Lehrer. Der Esprit du Corps kann psychologisch zum Patriotismus erhoben werden.

Schüler: Ist das wahr? Kann der Esprit du Corps wirklich so leicht zum Patriotismus erhoben werden? Und ist es thatsächlich und geschichtlich richtig, daß dieses vielseitig wirklich geschieht, und daß man den Esprit du Corps gewöhnlich und darum mit so viel Sorgfalt, Kunst und Gewandtheit kajoliert, damit man ihn dadurch zum Gemeingeist, zum Patriotismus erhebe?

Lehrer (den Kopf schüttelnd). Ich will das eigentlich nicht behaupten, aber gewiß ist immer: die Ruhe des Staats ist das höchste Gesetz.

Der Schüler schüttelte jetzt auch den Kopf und sagte: Sie meinen doch die wahre Ruhe und nicht eine bloße Scheinruhe.

Lehrer. Es versteht sich, daß ich das meine.

Schüler. Also wäre doch nur die wahre, in ihrem ganzen Umfang menschlich begründete Ruhe das höchste Gesetz des Staates?

Lehrer. Man darf sich in diesem kitzlichen Gegenstand nicht in Spitzfindigkeiten und metaphysische Abstraktionen einlassen.

Schüler. Ich sehe doch nicht, daß man den Grundsatz, die Ruhe des Staates, wenn sie als das erste Gesetz desselben anerkannt werden soll, müsse eine wahre und wohl begründete, und nicht blos eine Scheinruhe sein, als eine Spitzfindigkeit und metaphysische Abstraktion ansehen und also behandeln dürfe.

Der arme Lehrer hatte große Mühe, die Natur im Kopfe seines Schülers durch seine Schulmeisterkünste so sehr zu verdrehen, als sie in dem seinigen verdreht und verkrüppelt dasteht.

Der Kampf der Unnatur mit der Natur, so wie der Kampf der Verkünstlung mit der Kunst führt indessen in dieser Welt gar oft zu Erbärmlichkeiten, die ins lächerliche fallen, aber dabei so enge mit

Speise und Trank, mit Lob und Ehre zusammenhangen, daß bei weitem nicht ein jeder, der sie lächerlich findet, auch darob lacht.

218. Die Staatswirtschaft.

Sohn. Papa! In Berlin will ich dann auch einen Kursus in der Staatswirtschaft machen.

Papa. Du kannst ja diesen Kursus besser in meinem Hause machen.

Sohn. Das ist nicht möglich! Es versteht bei uns diese Wissenschaft kein Mensch.

Papa. Einfalt! Deine Vorfahren von väterlicher und mütterlicher Seite haben alle aus Staatspfennigen gelebt; also werden wir wohl die Staatswirtschaft verstehen.

Sohn. Papa! Das ist die praktische; aber ich glaube, es könne uns jetzt auch etwas dienen, ein wenig in der theoretischen zu schnüffeln.

Das Gespräch dieses Beamten, das er als Papa und Hausvater so ganz konfidentiell mit seinem Sohne über die Bildung zur praktischen Staatswirtschaft hielt, die man durch die Aemterverwaltung in den Amthäusern selbst haben könne, ist imgrunde ein zwar einseitiger und beschränkter, aber sehr belebter Beleg von dem Unterschied, der zwischen der tierischen und menschlichen, zwischen der selbstsüchtigen und selbstsuchtlosen Ansicht von Wahrheit und Recht in tausend andern Verhältnissen stattfindet.

Aber es ist traurig, daß des guten Papa's, aus seinen eignen, häuslichen Verhältnissen hervorgehende, einseitige und beschränkte praktische Kenntnis der Staatswirtschaft so allgemein zum Fundament alles dessen gelegt wird, was man von der theoretischen als allgemein anwendbar anzuerkennen geruht.

219. Die Staatsdauer. Der Staats-Horoskop.

Dieser Serbling wird bald sterben, sagte Kunz. Nein, er wird noch lange leben, erwiderte Heinz, und bewies seinen Satz aus der Beschaffenheit der festen Teile eines Totengerippes.

Dieser Horoscop war wohl ein Narr; aber doch ist wahr, daß die Ueberreste kraftvoller und tiefgegründeter Staatseinrichtungen, auch wenn sie durch Alter und Abschwächung zu einem bloßen Knochengerippe geworden, den Staat dennoch auf eine Weise zusammenhalten können, die ohne die Segensfolgen, welche das Mark dieser Knochen ehemals ins ganze Leben des Staates verbreitete, nicht denkbar und nicht möglich wäre. Man hat deshalb Unrecht, solche veraltete Knochen ohne Dankbarkeit für ihren ehemaligen Staatseinfluß ihres gesunden Marks unter das alte Eisen zu werfen.

220. Der höchste Staatsdienst.

Mit Blut an der Schnauze warf König Löwe an einem Festtage den Fürsten der Tiere die Frage auf: Sagt mir, ihr Tiere: Was ist der höchste Staatsdienst?

Der erste Hofschranze, der aber etwas dumm gewesen zu sein scheint, antwortete: Daß deine mächtige Schnauze täglich ihr Mahl finden und es täglich in ihrem hohen Wohlsein verzehren möge, das ist Jupiters erstes Gesetz und die höchste, ewige Wahrheit der Tiere[57]).

Was? erwiderte wütend der Löwe; das ist der Hyäne, der Leoparden, der Bären, aller meiner großen Gewaltstiere und ihres niedrigen Anhängsels, der Wölfe, der Luchse, der Marder und Katzen erstes Gesetz und ihre einzige Wahrheit. Er setzte hinzu: Es ist aber auch für sie nicht Staatsgesetz, es ist ein Privatgesetz, das aus Privatbedürfnissen entsprungen, deren Befriedigung ich nicht zu hindern vermag und auch nicht zu hindern gedenke; aber mein Wille und mein Wohlgefallen ist es dennoch, daß keines von allen meinen Großtieren und ihrem Anhängsel das Freßrecht, das ihnen als eine Bewilligung und Erlaubnis für ihre Notdurft und nicht als ein Recht meines ganzen Forstes gegeben ist, durchaus nicht als ein allgemeines, ihnen zu freier, unbeschränkter Benutzung gegebenes Recht ansehe. — Ja, ja, das erste Gesetz deines Reiches ist, daß Gerechtigkeit in demselben herrsche. — Und alle Großtiere des Reiches und ihr ganzer Anhang schreien jetzt dem Fuchs nach: Ja, ja, das erste Gesetz im Tierreiche und die Grundsäulen alles Rechtes und alles Dienstes in deinem Reiche ist, daß Gerechtigkeit unter uns herrsche; dafür bist du auch, o großer Löwe, unser König.

Auch diese Rubrik ist ein redender Beleg der für das Menschengeschlecht so wichtigen Wahrheit, daß die tierische Natur, so sehr sie auch in ihrem Fühlen, Denken und Handeln zur Unmenschlichkeit versunken, sich dennoch allgemein bestrebt, den Schein der Menschlichkeit und Gerechtigkeit an sich zu tragen.

221. Das Staatsrecht.

Nicht an einem Festtage, (ich glaube, es war in der widerlichen Stunde eines gefahrenden Aufruhrs,) fragte dieser König eben diese Fürsten und Edlen: Was ist das Staatsrecht?

Allein der erste Hofschranze antwortete jetzt nicht. Er fand in dieser Frage selbst einen Staatsfehler des Löwen, indem er dafür hielt, die fleischfressenden Tiere müßten dieselbe so wenig aufwerfen, als selbige von außen auf irgend eine Art an sich kommen lassen.

Also verlegen winkte er dem Kanze, der, weil sein Geschlecht Mäuse frißt, bei der Löwen Aufwart auch Zutritt hat, er solle sich weislich bedenken und gut herausziehen.

Dieser hüpfte aus seinem Winkel hervor, stellte sich vor den König auf den Kanzleitisch, schüttelte das mächtige Haar von seinem dunkeln Gesichte und sagte: Herr König! Das Staatsrecht ist eine Sammlung trefflicher, wirksamer Mittel, einerseits deine heilige Macht zu sichern, daß du in der vollen Kraft deiner königlichen Tierheit immer und ewig bleiben kannst, wer du bist; anderseits uns, deinen getreuen und ungetreuen Unterthanen, die erhabenen Tugenden der Menschen anzugewöhnen und uns mit Glimpf und Ernst dahin zu bringen, unsrer ursprünglichen Natur, nach deinem allerhöchsten Willen, zu entsagen und nur insoweit Tiere zu bleiben nach unserer Art und Gattung, als es deiner heiligen Macht dienlich, ersprießlich und wohlgefällig sein mag.

Der Kauz verstand es vollkommen, mit schlauer Schonung des edeln fürstlichen Löwenherzens die seinem Fleisch und Blut inwohnenden Ansprüche seiner Tierheit und mit ihnen auch diejenigen aller fleischfressenden Gewaltstiere zu sichern und die letzten vor den Gefahren zu schützen, denen sie hätten ausgesetzt werden können, wenn die Menschenfreundlichkeit des Löwen nicht in die dem Tierreich unumgänglich nötigen Schranken zurückgedrängt worden wäre.

222. Das blinde Vertrauen.

Sei du jetzt unser Vater! Also sprachen unerzogene Kinder zu ihrem ältesten Bruder vor dem Sarge ihres Vaters.

Dieser aber war ein fester Mann und antwortete ihnen: Wenn ich eurer Vater sein soll, so müßt ihr mir als meine Kinder gehorchen.

Das wollen wir gerne thun, antworteten die Kinder.

Er erwiderte ihnen: Das ist bald gesagt. Aber es gibt Stunden, wo es schwer fallen könnte, euer Wort zu halten, und auch ich bin ein Mensch. Ich habe ein Weib und eigene Kinder und eigene Verhältnisse. Tausend Umstände könnten eintreffen, wo auch diese Verhältnisse selbst mich an meiner Pflicht gegen euch hindern und gegen meinen Willen zu eurem Schaden blind machen könnten. Wählet also aus den Freunden unsers Vaters zwei Männer, die mir auf der einen Seite euern Gehorsam und eure Mithilfe versichern; auf der andern Seite aber mich zu einer genauen Rechenschaft von allem, was ich in eurem Namen verwalten werde, anhalten sollen.

Wir trauen dir ja ohne alles dieses, erwiderten die Kinder. Aber er antwortete ihnen: Ich traue mir selbst nicht und bin überzeugt, der Mensch thut seine Pflicht in jedem Falle zehnmal besser, wenn er für dieselbe verantwortlich ist, als wenn er darüber, wie man zu reden pflegt, Niemand als dem lieben Gott Rechenschaft zu geben schuldig ist.

Wie der Glaube und die Gottesfurcht beten, arbeiten und rechtthun lehrt, also lehrt auch die Verantwortlichkeit unser Geschlecht das

nämliche; aber der Mangel an ihrer Realität ist allenthalben, wo das Truggewand unserer Verkünstelungsformen sie allgemein so unübertrefflich bedeckt, so groß, daß das hohe Glaubenswort: „Verflucht ist, wer auf Menschen vertraut" täglich neue, das Menschenherz empörende Belege erhält. Ein Mensch darf dem andern nur insoweit und in dem trauen, worin er sich bewährt hat, daß er Glauben verdiene. So wie Niemand gut als nur Einer, so verdient auch Niemand Vertrauen, als nur Gott; vorzüglich darf der Mensch auf sich selber nicht allgemein das Vertrauen setzen; darum ist aber auch jeder edle Mensch in dem, was ihm vertraut wird, gern verantwortlich, und nur ein schwacher leichtsinniger Mensch nimmt das unbedingte Zutrauen der Gutmütigkeit, ohne in Verbindung mit der Pflicht der Verantwortlichkeit, gern an.

223. Leander und seine drei Söhne.

Leander, der seinen drei Söhnen drei gleiche, aber verwilderte Höfe hinterließ, sagte auf seinem Totenbette zu ihnen: Bauet sie wohl und ihr werdet glücklicher werden, als ich es war.

Aber der erste Sohn dachte in seinem Herzen: Was will ich mit meinem verderbten Hofe machen? Ich will darauf wachsen lassen, was wächst, und übrigens warten, bis meine Kinder erzogen sind. Vielleicht ist es dann etwa mit ihrer Hilfe möglich, denselben in eine bessere Ordnung zu bringen. (Aber er that von dem gar nichts, was unumgänglich nötig gewesen wäre, um in seinen Kindern durch eine gute Erziehung die Kräfte und Fertigkeiten zu entfalten, die in ihnen den Willen und die Lust erzeugen konnten, ihm in ihren erwachsenen Tagen zur Verbesserung seines verwilderten Hofes mit Kraft und aufopfernder Hingebung an die Hand zu gehen.)[58])

Er hatte Unrecht und bereitete sich selber großes Verderben. Da seine Kinder erwachsen waren, fanden sie, er sei kein Vater an ihnen gewesen, und gingen in ihrem Unwillen darüber so weit, daß sein ältester Sohn, der durch seine Verwahrlosung im äußersten Grade roh und derb geworden, ihm ins Gesicht sagte: Du bist ein alter Lump und hast uns und den Hof, beide, gleich verwahrloset!

Sein zweiter Sohn gab sich alle Mühe, ein paar Aecker seines Hofes in den höchsten Abtrag zu bringen, und sagte darauf seinen Kindern: Ihr könnet an diesen Aeckern sehen, wie glücklich ihr sein werdet, wenn ihr einst den ganzen Hof also bearbeitet.

Lieber Vater! antworteten die anwachsenden Kinder, gib die Aecker, welche du nicht anbaust, uns in freie Hand zu bearbeiten und zu benutzen, so siehst du dann noch bei deinem Leben selber, wie du uns durch das Beispiel und die Lehre deiner zwei so unübertrefflich wohl besorgten Aecker und durch die Freiheit, deinen ganzen Hof eben so gut zu besorgen, glücklich machen kannst. Der Vater aber war ein ängstlicher, kleinlicher Mann. Er dachte bei sich selbst: Es ist ein altes Sprichwort, und ich habe es schon von vielen braven und klugen Vätern

nachsprechen gehört: Man muß den Löffel nicht eher aus den Händen geben, bis man selber gegessen hat. — Er that also das nicht, worum seine Söhne in herzlicher, kindlicher Gutmütigkeit ihn baten. Dadurch wurden nun aber diese auch mißmutig und fingen an, das Musterkartenleben des Vaters mit seinen zwei Aeckern und seine eigennützige Schwäche zu verachten und dasselbe ebenso mit selbstsüchtigen und eigennützigen Augen ins Auge zu fassen und unter einander sich in die Ohren zu flüstern: Wenn er alles allein haben will, so kann er auch alles allein machen, und wenn er, wie der Junker, der seine Fische lieber im Teich von den Hechten fressen, als irgend Jemand mitfischen lassen wollte, auch so seinen Hof lieber unabträglich verwildern läßt, als uns erlauben will, ihn für ihn und uns abträglich zu machen, so müssen wir, weil er uns nicht, wie er wohl könnte, helfen will, trachten, uns selber zu helfen. Zwei seiner Söhne verließen auch wirklich sein Haus und suchten sich jeder eine selbständige Laufbahn. Und der Vater hatte ein elendes Leben, er brachte es mit seinem Musterkartenleben nirgend wohin, und seine zwei unübertrefflich wohl besorgten Aecker standen auf seinem verwahrlosten Hof, wie ein künstlich in Marmor gehauenes Prachtpflaster in der zerfallenen Mauer eines zerlumpten Hauses.

Der dritte Sohn zog seine Kinder von Jugend auf, wozu er sie brauchte, um seinen Hof mit ihnen und durch sie so geschwind als möglich in eine gute abträgliche Ordnung zu bringen. Er freute sich jeder Kraft des Leibes und der Seele, die er in ihnen entwickelte. Sein höchster Stolz war, Söhne und Töchter vor seinen Augen zu sehen, die einst mehr als er wissen, verstehen und besitzen würden. Je mehr sie waren, je mehr vertraute er ihnen, und je mehr er ihnen vertraute, je weiter brachten sie es.

Er genoß ein frohes, glückliches Leben und brachte seinen Hof bei seinen Lebzeiten auf einen Ertrag, auf den er ihn, ohne die freie und thätige Teilnahme und Mithilfe aller seiner für dieselben wohl erzogenen Kinder in Ewigkeit nicht hätte bringen können.

Es ist traurig, daß so viele Menschen, teils als Individuen im Privatstand, teils im öffentlichen Leben als Regierungsglieder und Regierungsbehörden den progressiven Fortschritt der menschlichen Kultur und den dadurch zu erzielenden Fortschritt des menschlichen Wohlstandes durch die mißmutige Unzufriedenheit, die sie, wie der erste dieser Väter, darüber zeigen, daß das noch nicht in der Ordnung ist, was sie in Ordnung machen sollten, und dadurch mit ihm in eine Gemütsstimmung gelangen, die ihnen das Todeswort aller menschlichen Vorschritte auf die Zunge legt: Das beste sei, bei ihrem Leben alles bleiben zu lassen, wie es ist, in der Hoffnung, daß dann nach ihrem Tode vielleicht wohl jemand kommen könne, der das, was etwa einer immer gefährlichen Neuerung bedürfen möchte, dann zumal auf seine Rechnung und auf seine Gefahr versuchen und probieren könne.

Eben so traurig ist das, was in Rücksicht auf den zweiten Vater wahr ist, wenn der erbärmliche Grundsatz, man muß den Löffel nicht aus den Händen geben, bis man selber gegessen, schwache, kleinliche Eltern dahin bringt, aus unpassender Sparsamkeit das zu versäumen, was wesentlich notwendig wäre, ihre Kinder von Jugend auf zu einer selbständigen Mitwirkung in allem dem, was die Führung ihrer Haushaltungen wesentlich bedarf, kraftvoll und gebildet zu erziehen, und ihnen, wenn sie erwachsen, aus Furcht, sie möchten ihnen über den Kopf wachsen, eine freie, selbständige Mitwirkung ihres Hauswesens zu versagen. Dieses kleinherzige Benehmen wird in seinen Folgen noch bedeutender und in die Störung des öffentlichen Wohls allgemein eingreifend, wenn diese kleinliche Selbstsucht sich selber in Regierungsgrundsätzen und Regierungsmaximen im Munde von Beamten ausspricht und Personen von öffentlichem und bedeutendem Einfluß sich durch erbärmliche Sprichwörter, Modemeinungen und Kameradenäußerungen ihres Esprit du Corps dahin verleiten lassen, aus Furcht, ihre Untergebenen möchten ihnen einst über den Kopf wachsen, alles das versäumen, was sie als Präsidenten unumgänglich thun müssen, um für den Dienst des Vaterlandes tüchtige Mitglieder ihrer Kollegien und Tribunalen, als Chefs ihres Bureaus tüchtige Sekretärs, als Landvögte tüchtige Untervögte und überhaupt als Oberbeamte tüchtige Unterbehörden sich zu bilden und zu erhalten und ihre Stellen nicht blos als einen Besitz des utile und honorificum, das ihnen rechtlich beigefügt wird, sondern als ein Bedürfnis des öffentlichen Wohls und als einen Inbegriff heiliger Pflichten anerkennen, ohne deren Erfüllung sie das öffentliche Wohl nicht zu fördern, sondern vielmehr ihm entgegen zu wirken geeignet sind. Unser Verkünstlungs-Zeitalter und die abschwächende Epidemie, zu der es seiner Natur nach allgemein hinführen muß, hat uns in allen Ständen und in allen Verhältnissen in dem, was zur Aeufnung sowohl des Privat- als des öffentlichen Wohls diesfalls geschehen sollte, unaussprechlich zurückgesetzt.

Millionen Hausväter, deren Familienglück sowohl in Rücksicht auf die Sicherstellung ihrer Gegenwartsbedürfnisse, als in Rücksicht auf diejenigen ihrer Nachkommenschaft größtenteils von einer Handlungsweise abhängt, durch welche der dritte dieser Väter sein Vaterherz befriedigt, seine Kinder wohl erzieht und das Glück seiner Nachkommenschaft vielleicht auf Jahrhunderte begründet, sind für alles das, was in ihnen selbst kraftvoll belebt sein sollte, abgestumpft und stehen im ganzen Umfang ihrer Umgebungen diesfalls verödet und unbeholfen in unserer Mitte.

Die Art und Weise, wie dieser Vater seinen Hof durch seine Kinder selber auf den größten Abtrag gebracht, indem er sie zu dem Geist und der Kraft einer Lebensweise erhoben, durch die sie hinwieder fähig werden, das nämliche an ihren Kindern zu thun, diese Art und Weise des reinen, kraftvollen, häuslichen Familienlebens ist im allgemeinen mit allen Segenskräften, die sie zur Folge hat, gleichsam aus unserer Mitte verschwunden; und wir dürfen uns nicht verhehlen, daß wir für alles

dieses im Geist und Herzen abgestumpft dastehen; und wie dieses wahr, und hinwieder, wie es unwidersprechlich ist, daß durch die Fehler und Schwächen des Privatlebens auch die guten Kräfte des öffentlichen Lebens gefährdet, untergraben und abgeschwächt werden, so ist eben so wahr und unwidersprechlich, daß die in unserer Mitte tief erschütterten Fundamente des öffentlichen Wohlstandes hinwieder auf die immer steigende Abschwächung, Untergrabung und Erschütterung der Fundamente des Privat-Wohlstandes einwirken, und daß, um gerade heraus zu reden, zum Exempel die Folgen eines verkehrten Benehmens der Präsidenten gegen die Mitglieder der Kollegien, der Chefs gegen ihre Subalternen, der Landvögte gegen ihre Dorfvögte auf die Untergrabung der Fundamente des Privatwohls der einzelnen Glieder des Staates einen nicht zu berechnenden Einfluß hat und daß Millionen Menschen im Lande dadurch in den Mitteln ihren Privatwohlstand und durch denselben auch den öffentlichen Wohlstand ruhig, kraft- und segensvoll zu fördern, gehemmt, stillgestellt und verwirrt werden.

Wenn die Oberbehörden in einem Lande durch die Folgen unserer Zeitverkünstlung und der ihrer Modenschwäche immer beiwohnenden, unpassenden Anmaßungen hierin den guten alten Sinn ihrer Stellen gänzlich verlieren und die größere Anzahl der Präsidenten, Direktoren, Chefs und Oberamtleute dahin gebracht werden, alles Interesse, aller Uebungen und aller Gewandtheit in allem dem zu mangeln, wofür sie in ihren höhern Stellen unumgänglich Takt, Interesse, Uebung und Gewandtheit haben sollten, um durch ihren Einfluß ihre untergeordneten Mitglieder der Kollegien, Tribunalien, Sekretärs und alle Arten von Unterbeamten im Innern ihrer Denkungsart und ihrer Bestrebungen in dem Geist leben und handeln zu machen, der allein geschickt ist, durch den Erfolg ihrer Stellen des Landes Wohl wirklich zu befördern, und für diesen Zweck bildend und erhebend auf das Volk, d. h. auf Jedermann, der durch ihre Stellung und durch ihren Einfluß mit ihnen in Berührung ist, einzuwirken, so sind die verderblichen Folgen dieses Abschwächungs- und Verkünstlungszustandes im Lande in allen Ständen doch gewiß nicht zu berechnen. Möge doch die Wichtigkeit dieser Ansicht, für die uns das oberflächliche Leben unsrer Verkünstlung fast allgemein blind gemacht, bald mit einem größern Interesse beherzigt und die Ueberzeugung allmählich in unserer Mitte allgemein werden, daß das Volksheil und der Volkssegen einzig und allein aus der Volksführung hervorgehen, und daß dieses hohe Resultat nur durch die Weisheit, den Edelmut und die Tugend des hohen Personals, in dessen Hand die wesentlichen Beförderungsmittel des öffentlichen Volkssegens gelegt sind, vorzüglich zu erzielen gesucht werden müssen, und daß es nur durch die Sicherstellung des höhern Staatsgeistes in den Oberbehörden im Lande möglich ist, den Staatsgeist der niedern Stände sowohl mit den wesentlichen Bedürfnissen der Menschennatur, als mit denjenigen des Staates selber in eine wirtliche, segensreiche Uebereinstimmung zu bringen.

Möge man doch bald und allgemein erkennen, daß im Staate, wie in einer Haushaltung, nur ein Geist herrschen soll, und daß der Gemeingeist aller Stände nur durch den Zusammenhang desselben erzielt werden kann. Möge doch die Ueberzeugung bald allgemein werden, wie wichtig die Folgen des Zustandes in jedem Staate sind, wenn durch den Mangel des innern, geistigen und sittlichen Zusammenhangs der Ober- und Unterbehörden in einem Lande, d. h. durch den Mangel an intellektueller und sittlicher Einheit im Staatsgeist und im Staatsdienst die öffentlichen Behörden mit den wesentlichen Bedürfnissen des Volkssegens nicht nur nicht in Uebereinstimmung, sondern sogar sichtbar in offenem Widerspruche mit einander stehen.

224. Leonor, Matthias, Selmar und Nilson.

Vier Geistliche.

Sie waren ehemals Schulfreunde, aber sie hatten sich jetzt dreißig Jahre nicht mehr gesehen; nun führte sie ein Zufall zusammen.

Sie freuten sich eine Weile ihres Zusammentreffens; dann aber sagte Leonor: Wir waren alle vier brave Jungens und wollten das Gute, aber was haben wir nun in der Welt ausgerichtet?

Matthias antwortete: Ich habe mich durch eine einseitige Neigung zu vielerlei Wissen und durch ewiges, meistens oberflächliches und unverdautes Herumtappen in Büchern und Journalen bis auf die täglichen Zeitungen herab gleichsam aus der Welt heraus geträumt und alle Kraft eines wahrhaft belebten, wirklichen Zusammenhangs mit meinen Gemeindegenossen durch dieselben verloren. Auch näherte ich mich schon den grauen Haaren, ehe ich merkte, daß alles mein Wissen und Können mich in meiner Stellung und meinem Beruf zum fünften Rad am Wagen gemacht und daß ich durchaus nicht einmal imstande sei, meinen Leuten in irgend einem Fall einen Rat und eine Wegweisung zu geben, die auf ihre Umstände wirklich paßte.

Und ich hingegen, erwiderte Selmar, habe eben dadurch, daß ich mich der Geschäfte und Angelegenheiten meiner Leute zu sehr annahm und in allen Stücken ihnen mit gutem Rat beistehen wollte, den Namen eines Menschen erhalten, der sich in Sachen, die ihn nichts angehen, mischt. Indessen bin ich dadurch für sie der Mann des Tages geworden, dem sie nachliefen, wenn sie ihn brauchten, den sie aber auch stehen ließen, sobald sie ihn nicht mehr nötig hatten. Es konnte wohl nicht anders kommen. Die guten Räte, die ich ihnen geben wollte, hatten in mir selbst kein solides Fundament und konnten in der Zerstreuung, in der ich lebte, keines in mir finden. Ich merkte aber auch erst in meinen grauen Haaren, wie viel mir fehlte, um meinen Pfarrkindern das wirklich zu sein, was ich ihnen hätte sein sollen und gern gewesen wäre, wenn ich es nur hätte können.

Nilson sagte: Ich sah früh ein, daß für uns Geistliche bei aller Kunst des Einflusses auf das Zeitliche nichts heraus kommt und daß

überhaupt Leiden, Unrecht und böse Gewalt auf der Erde sein werden, so lange die Menschen, wie unser Katechismus sagt, fortfahren, Gott und seinem Gesetze zu widerstreben und ihren Nächsten zu hassen. Ich suchte deswegen die Menschen zur Verachtung des ganzen irdischen Lebens und aller seiner Güter und Segnungen hinzuführen und selber von allem Glauben an die Möglichkeit einer irdischen Ruhe und Zufriedenheit abzulenken, und ich bin auch erst in meinen alten Tagen dahin gekommen, einzusehen, daß meine Bestrebungen das Volk aus der Wahrheit dessen, was es in der Welt wirklich ist und wofür es wirklich da sein und leben soll, herauszureißen und in dem Träumerleben, in dem es weder in sich selbst noch in seinen Umgebungen ein erhebendes und stärkendes Fundament fand, sein Heil zu suchen, ein Mißgriff war, durch den das Volk inbezug auf das, was wirklich göttlich, ewig und erhaben ist, durchaus nichts gewann, hingegen was es in Rücksicht auf sein zeitliches Dasein wirklich bedarf und was ihm Gott dafür wirklich gegeben, alles zu verlieren oder diesfalls in einen ewigen Widerspruch mit sich selber zu fallen gefahre. Ich richtete mit meinen Bestrebungen durchaus nichts aus. Die Gelüste meiner Gemeinde nach allen Genießungen, die sie kennen, und nach allen, selbst den unsinnigsten Rechten, die ihnen diese Gelüste zu verschaffen und sicher zu stellen geeignet scheinen, sind seit dreißig Jahren, da ich ihr Pfarrer bin, immer die nämlichen geblieben; indessen ist es mir jetzt zur innigsten Ueberzeugung klar geworden, und ich darf und soll er mir nicht verhehlen, ich habe mit meiner träumerischen Sonderung dessen, was der Mensch zum Segen, zur Aeufnung und zur Ruhe seines zeitlichen Lebens wahrhaft bedarf, von dem, worauf das Heil seines ewigen Lebens ruht und mit der daraus herfließenden Vernachlässigung zur Genugthuung, Bildung und Ergreifung des Volks zu dem, was es in der ersten Rücksicht bedarf, störend auf die allgemeinen Fundamente des Wohlstandes meiner Gemeinde eingewirkt, indem ich die Unschuld und das leichte Joch des unbefangenen Lebens in Liebe und Glauben in den Köpfen schwacher und gutmütiger Menschen in das Kettengewand von Meinungen über die Pflichten der Liebe und des Glaubens umgewandelt, das sie jetzt wie ein Gespenst, wo sie gehen und stehen, verfolgt und ihnen weder Tag noch Nacht Ruhe läßt, indem es sie so aus sich selber und aus der Wahrheit ihrer Verhältnisse heraus hebt, daß viele derselben aus lauter Eifer für die Erkenntnis und freundlich müßiggängerische Besprechung über diese Pflichten nicht mehr Zeit genug dafür finden, die wesentlichsten derselben auch nur halb so gut auszuüben, als sie es vorher thaten.

Mehrere von ihnen sind dadurch sehr schlechte Hausväter und sehr schlechte Hausmütter geworden, und nicht nur für den Augenblick in ihrem diesfälligen Wohlstande zurückgekommen, sondern eigentlich in sich selber unfähig geworden, zur weitern Beförderung, zur diesfälligen Wiederherstellung ihrer selbst mit den Kräften, mit der Anstrengung und mit dem Interesse zu arbeiten, mit dem sie es vorher

thaten. Es mußte mir sehr zu Herzen gehen, daß die Folgen dieser Verirrung auf die Umstände einiger Personen, die mir vorher sehr anhänglich waren, so verwildernd einwirkten, daß sie hernach ihre Anhänglichkeit an mich selber laut und öffentlich verwünschten und in der sich durch die Folgen meiner diesfälligen Unvorsichtigkeit zugezogenen Armut in Laster und Verbrechen hineinfielen, daß wirklich drei Kinder aus Haushaltungen, die mir lange anhänglich waren, jetzt im Zuchthause stecken.

Das alles ging dem guten Manne so sehr zu Herzen, daß er mit Thränen in den Augen zu seinen Freunden sagte: Ich bin unter euch allen der unglücklichste gewesen.

Seine Freunde antworteten ihm: Du dauerst uns sehr; wir kennen deinen Gang; du hast von dir reden gemacht; Freunde und Feinde geben dir das Zeugnis, du habest es gut gemeint; aber Freunde und Feinde sagen auch überall, du seiest die Unnatur selber. Wir widersprechen auch nicht; aber wir fühlen dabei, daß auch wir den schlichten, einfachen Gang der Natur verfehlt haben, der in seiner Schwachheit und in seiner Kraft dahin lenkt, alles zu vereinigen und nichts getrennt und isoliert stehen und wirken zu lassen, alles mit sich selbst und mit seinen Umgebungen in Uebereinstimmung zu bringen. Indessen ist gewiß, ob wir gleich, wie du, in unserm Thun und in unsern Bestrebungen nicht in Uebereinstimmung mit unsern Umgebungen zu handeln vermochten, so gingest du in deiner Unnatur dennoch unendlich weiter als wir. Wir waren in unserm Einfluß auf das Volk unstreitig ungeschickt, eben wie du; aber wir gingen in unsrer Ungeschicklichkeit nur oberflächlich und äußerlich zu Werke; du aber wolltest tiefer wirken und brauchtest Gewalt, innerlich durch die Belebung der Einbildungskraft einen Schein dessen hervorzubringen, was wirklich nicht da war; du wolltest einen Schein des Göttlichen herrschen machen, wo durchaus die Wahrheit des Göttlichen noch nicht da war und wo sogar in dem Personal und in den Umgebungen deiner Anhänger alles das mangelt, was notwendig da sein und gethan werden mußte, um die Kräfte, Fertigkeiten, Gesinnungen und Ansichten menschlich zu entfalten und menschlich zu beleben, die den wirklich göttlichen Kräften unsrer Natur immer notwendig beiwohnen, wo Natur und Gnade im menschlichen Leben sich im ganzen Umfang ihrer beiderseits göttlich gegebenen Kräfte und Segnungen wirklich vereinigen.

Selmar sagte nach allem diesem: Eure Erfahrungen sind alle wahr; aber ein Hauptgrund, warum wir Geistliche, bei allen unsern Bestrebungen, etwas Gutes zu stiften, nicht dahin gelangten, wohin wir wollten, ist auch dieser: Wir werden in unsern Tagen immer mehr unter das Volk, ohne genugsame Kraft und ohne genugsame Mittel, auf dasselbe zu wirken, wie ein Angel ohne Lockspeise unter die Fische, hingeworfen. Wirt, Weibel, Schulze, Schreiber, Werber, kurz alle Gewalt- und alle Geldmenschen angeln das Volk mit allem, was unser Geschlecht zu reizen imstande ist, und die Welt, wie sie jetzt

ist, kennt gegen dieses Angeln beinahe kein wirksames Recht mehr und vielleicht noch weniger einen wirksamen Willen. Der Geist des Zeitalters ist ohne Gewissenhaftigkeit und ohne Kraft gegen seine sinnliche Selbstsucht[59]).

Das Schicksal dieser verschiedenen Geistlichen ist ein ebenso sprechender, als merkwürdiger Beleg von der Wahrheit, in welchem Grad das Verkünstlungsverderben unsrer Zeit unser Geschlecht in allen Ständen und Verhältnissen von dem Gange der Natur in der Entfaltung unsrer Kräfte abgelenkt, sie dadurch in sich selber entkräftet und jede segensreiche Anwendung derselben im allgemeinen unmöglich gemacht.

Die Individualität dieser vier Männer war, sie konnte nicht mehr, unter einander verschieden, und ihre Lebenszwecke waren, obgleich im Wesen allgemein die nämlichen, wohlthätigen, und sich dem Dienste ihrer Mitmenschen als aufopfernd und hingebend auszeichnenden, dennoch durch die Individualität des Charakters und der Bildung eines jeden äußerst ungleich und beinahe sich allseitig entgegenstehend bestimmt. Sie, diese Männer, waren imgrunde unter sich selbst so ungleich, als nur immer Menschen unter einander ungleich sein können. Der eine lebte in den Büchern, gleichsam außer sich selbst. Der andere verlor durch die Aufmerksamkeiten auf seine Umgebungen sich selbst in sich selbst, er wollte auf die Welt wirken, aber sein Wirken ging nicht aus ihm selbst hervor; darum wirkte er nicht auf die Welt, die Welt wirkte auf ihn. Der dritte wollte eine Gewalt brauchen gegen die Welt, und trennte zu diesem Endzwecke, was Gott von Ewigkeit her in der Menschheit zusammengefügt. Der vierte wollte die Unschicklichkeit aller durch die Unpassenheit der Stellung, in der sie gegen das Volk gelassen wurden, erklären, und alle Schuld des Nichterfolgs ihrer Bestrebungen auf diesen Umstand hinschieben. Aber die Wahrheit von allem diesem ist: Die Welt, die sie umgab und auf die sie Einfluß suchten, lebte, eben wie sie, in der höchsten Unnatur unsers Verkünstlungsverderbens und die wahren Ursachen des allseitigen Mißlingens ihrer Bestrebungen müssen offenbar in dem Zusammentreffen des Verkünstlungsverderbens, das in ihren Umgebungen, und in demjenigen, das in ihnen selbst lag, gesucht und anerkannt werden.

225. Verderbte Rehe und ein Tier-Prädikant.

Einer Göttin geweiht und von blutgefärbten Tieren und Menschen getrennt, lebte vormals eine Schar von Rehen glückliche Tage, Friede malte sich auf jeder Stirne, Ruhe in jedem Auge und Anmut auf jeder Lippe.

Aber ein wilder Berggott entweihte den heiligen Wald. Er verscheuchte die schüchterne Göttin von ihren geliebten Rehen; Löwen, Menschen und Hunde nisteten sich ein.

Jetzt sind die armen Tiere nicht mehr sich selbst gleich. Wer die Vorwelt gesehen hat, der jammert über ihr verderbtes Geschlecht. Ihre Stirnen sind voll Runzeln, ihre Augen trübe und ihre Lippen hängen anmutlos und mißmutig gegen die Erde.

Ein Tier-Prädikant meinte, er könne ihnen helfen und predigte ihnen, sie sollten desto ruhiger sein, je größer die Uebel seien, welche sie litten. Er meinte, sie müßten nur die Augenblicke ihrer Sicherheit und ihres Glückes mit desto mehr zusammengefaßter Kraft festhalten, je seltener sie seien.

Aber ein Reh, das die Vorzeit gesehen hatte, schalt den predigenden Affen und sagte zu ihm: Elender Träumer! Entweihe den heiligen Ast nicht länger mit deinem grundlosen Geschwätze. Die Tugend unsers Geschlechtes ist ein Geschenk der Gottheit, die wir verehrt haben. Solange ihr Altar brannte, war kein Verderben in den Herzen der Rehe. Aber jetzt ist unsere Tugend unwiederbringlich verloren. Ich weiß es noch, wie wenn es gestern gewesen wäre, an einem Abend, (die Sonne ging in Blut gefärbt unter,) hörten wir den ersten jagenden Hund, und in der schrecklichen Nacht, (Donner und Blitz verkündeten unser Unglück,) hörten wir das erste Löwengebrüll. Am Morgen darauf war unsere Göttin verschwunden. Kannst du uns helfen, so vertilge die Hunde, töte die Löwen und die wilden, jagenden Menschen; dann wird die schüchterne Göttin wieder zu ihren geliebten Rehen zurückkehren und uns ihr hohes Geschenk, die Tugend unsers Geschlechtes, wiederbringen. Kannst du das nicht, so überlasse uns dem verderbten, verhärteten Zustande, den uns das tägliche Hetzen und Jagen zu unsrer Natur macht, und schweige lieber, als uns mit deinem Geschwätzwerke von Lastern, die mehr unser Unglück, als unsere Fehler sind, noch das bischen Kopf und Kraft zu rauben, das uns übrig geblieben ist und dessen wir so sehr bedürfen.

Was soll ich zu diesem Bild sagen, als wer nichts taugt, um den Lauf der Uebel und Leiden, durch die das Volk allen Reiz und alle Kraft zu dem, was sein Segen und sein Heil ist, verliert, in seinen Quellen zu hemmen, der thut übel, wenn er als Tröster unter ihm auftritt; die empörte Menschennatur kennt das öde, leere Wesen des Maulbrauchens und will nichts von ihm. Wer den Schaden Israels heilen will, der muß in Israel die Kräfte wieder herstellen, durch die Israel Israel geworden, und durch die es allein wieder Israel werden kann.

226. Hans und Benedikt.

Benedikt. Sei ruhig, lieber Hans!
Hans. Ich kann nicht, ich leide Unrecht.
Benedikt. Die Religion sollte dich trösten.
Hans. Sie sollte mir helfen.

Benedikt. Sie wird dir in deinem Innern helfen.

Hans. Das ist nicht wahr! Wenn sie mir in meinem Aeußern nicht hilft, so ist sie für mein Inneres nicht da.

Benedikt. Du lästerst!

Hans. Ich rede die Wahrheit. „Gott ist nicht da, und der Glaube an Gott ist nicht da, wenn das Unrechtleiden nicht aufhört."

Benedikt. Ich zittere.

Hans. Wenn du keine Kraft hast gegen das Unrecht, so lege deine Kutte ab, diene für feilen Gewinn und trage die Livree der Herrschaft, der du gehörst.

Benedikt. Das hätte sich freilich der Heiland und seine Apostel nicht sagen lassen.

Hans. Auch dein Großvater, der bei uns Pfarrer war, hätte sich das nicht sagen lassen.

Das Wort des Hansen ist freilich ein Wort der Verzweiflung, aber es hängt dennoch mit einer großen, tiefen Wahrheit zusammen. Die Religion ist in ihrem Wesen eine Kraft Gottes zum Heil einem jeden, der da glaubt; und sie sollte auch in ihrem Aeußerlichen kraftvolle Mittel besitzen, der Not und dem Elend der Menschen abzuhelfen, wo diese sich immer befinden. Und es ist unstreitig, da sie das Volk vorzüglich bei seinen Geistlichen sucht, so sollte sie auch vorzüglich bei ihnen zu finden sein, sie sollte ihnen auch vorzüglich gegeben sein und zwar nicht durch äußern Reichtum, sondern durch innere, göttliche, heilige Kraft in ihrer Teilnahme am Leiden ihrer Brüder. Es läßt sich nichts Herzzerschneidenderes denken, als die Erscheinung eines Geistlichen im Kreise armer, unrechtleidender Menschen, mit einem Schwall armseliger, eitler Trostworte Wunden zu heilen, die sich nicht vom bloßen Winde heilen lassen, sondern Oel und Essig für ihren Schmerz ansprechen. Ihr kennt den Eindruck noch, den es auf euch gemacht hat, als ein Geistlicher, den sein Pfarrkind um Gotteswillen bat, er solle bei dem Landvogt, der ihm Unrecht gethan, einen Vorspruch einlegen, geantwortet: Mutet mir das doch nicht zu! Ich bin mit meinem gnädigen Herrn in Verhältnissen, daß ich das nicht thun darf. Moralische Kraftlosigkeit kann in tausend Fällen Menschen zu Gefühlen und Ausdrücken bringen, die dem Wort des Hansen: Gott ist nicht da, und der Glaube an Gott ist nicht da, wenn das Unrechtleiden nicht aufhört — vollkommen gleich sind. Denke doch ein jeder, den das Wort des Hansen empört, zu seiner Entschuldigung, man suche zarte, feine und wohl besorgte Pflanzen in einem Garten umsonst, dessen Gärtner im Winter den Frost scheut und im Sommer die halbe Zeit des Tages unter Schattenbäumen auf der faulen Haut liegt. Der fromme, christlich gläubige Mensch trägt ein sanftes, mildes, liebendes Herz in seiner Brust. Er sieht den Armen und Leidenden als sein Kind an, das er von Gottes wegen auf alle Weise zu erquicken und zu behelfen verpflichtet ist. Wie Vater und Mutter einem kranken

Kinde seine Schmerzen zu mildern suchen, also sucht er dem Armen und Leidenden in seiner Not und in seinem Schmerz wirklich zu dienen. Er trocknet ihm den Schweiß von seiner Stirn. Er ermüdet nicht, jedes Labsal für ihn aufzusuchen, das in seiner Hand ist. Er bricht sich den Schlaf ab, für ihn zu wachen, und scheut die Lasten des Tages nicht in seinem Dienste. Er wirft sich in die Arme des Leidenden und benetzt des Kranken Angesicht mit seiner Thräne. Aber der leidige Tröster, der zum armen Job kam und zu ihm sagte: Du hast dein Unglück mit deinen Sünden verdient und mußt jetzt den Trost, den du bedarfst, in dir selber, in deiner Besserung suchen; es kann dir ihn Niemand geben und Niemand für dich suchen — hat den Geist des wahren, christlichen Trostes nicht in seinem Herzen. Er braucht in der Härte seiner Gefühle Kunst- und Bücherphrasen einer Trostart, die Niemand tröstet. Die Einfalt des christlichen, liebenden, schonenden und helfenden Sinnes braucht solche Phrasen, denen der wirkliche Geist des Evangeliums mangelt, nicht. Sie kennt sie nicht von sich selbst; sie kennt sie nur, wenn sie sie auswendig gelernt hat, und braucht sie in dieser Leerheit und Verödung nur im Nachsprechen dessen, was sie also wörtlich gelernt hat.

227. Der Biber und der Marder.

Es ist ein ekeliges Ding um deinen Zahn, und ich sehe nicht einmal ein, daß du ihn zu deinem Fraße nötig hast, also sagte ein Marder zu einem Biber. Dieser antwortete ihm: Ich kann freilich meine Fische so gut ohne meinen Zahn fangen und fressen, als du deine Eier und Vögel ohne einen solchen auch finden und fressen kannst. Aber mein Zahn ist ein Kunstzahn, und du und deinesgleichen wissen nicht einmal, was das für eine Lust ist, einen Kunstzahn in seinem Kiefer zu haben; ich aber weiß es, und will dir nur sagen: er ist mir fast mehr wert als mein ganzes Freßgebiß und ich kann dich versichern, daß Ausüben meiner Baukunst ist mir viel lieber, als das Fischessen.

Der Biber macht seiner Kunst eine Lobrede, die nicht alle menschlichen Künstler der ihrigen machen können. Die Menschenkunst ist weit mehr abhängig vom Menschenbrot, als die Tierkunst vom Tierfraß. Auch ist nur der Mensch unersättlich im Jagen nach Brot, das Tier aber gar nicht.

228. Ein Stier und ein Biber.

Auch der Stier sagte zum Biber: So ein Leben unter dem Wasser, wie du eins hast, möchte ich um aller Welt willen nicht haben. Der Biber schwieg und antwortete ihm nicht. Aber der Stier fuhr fort und machte jetzt eine Lobrede seines bessern und glücklichern Lebens.

Mein Stall, sagte er, ist beinahe so viel wert als eine Menschenwohnung, und dann muß ich ihn nicht einmal bauen; der Bauer, der mich füttert, baut mir ihn selbst. — Der Biber antwortete ihm: Ich weiß wohl, daß es viele Stierenställe gibt, die besser aussehen und im Winter gar viel wärmer sind, als tausend und tausend armer Leute Wohnstuben, und ich kann auch gar wohl denken, es gefalle dir wohl darin, wenn dein Barren recht voll und dein Gras und dein Heu darin recht gut sind. Ich aber liebe die Wohnung, die ich mir selbst baue und in der ich frei bin, und möchte um alles in der Welt nicht eine Wohnung, die mir ein anderer baute, und mich nicht wie dich darin angebunden finden, wenn er dich anjocht und zum Pflug oder Wagen anspannen will.

Ein wohl besorgtes Stalltier hat freilich eine bequemere Wohnung, als ein Biber unter dem Wasser. Aber der Biber hat auch Recht, daß er lieber frei lebt, als bequem schläft. Wem seine Freiheit und sein Recht nicht mehr ist, als seine Bequemlichkeit, der ist in jedem Falle ein armseliger Tropf. Ich habe in meinem Leben unter allen Gefangenen, die ich sah, ob keinem lachen müssen, als ob einem an Händen und Füßen gefesselten Manne, der mit stolzer Behaglichkeit in seinem dunkeln Loche saß.

229. Eine Koppel Jagdhunde, ein Jäger und ein Junker.

Eine Koppel Jagdhunde beklagte sich einmal beim Meister im Hundsstall, beim Jäger, daß er alle Tage sich voll saufe und sie dann im Rausche bald hungern, bald dursten lasse, und des Strohes halber bei Frost und Nässe es auch so halte, daß sie alle Kraft in den Beinen und allen Geruch in der Nase verlören, und daß er sie dann, wenn sie in diesem Zustande nicht gut jagen, noch untreulich prügle, so daß sie, wenn dieses so fortdaure, abserben und unfehlbar sterben müssen. Der Jäger antwortet ihnen mit der Knute in der Hand: Ihr Hunde, meint ihr, ich soll euch anders, als Hunde behandeln? Nein, nein, fuhr er fort, wenn ihr auch alle verrecktet, ich will um deswillen kein Glas weniger trinken und keinen Augenblick weniger auf der faulen Haut liegen, als es mir gefällt. — Aber endlich erkannte der Junker, dem die Hunde gehörten, ihren schlechten Zustand und kam den Ursachen desselben bald auf die Spur. Er ging selber in den Hundsstall, um mit eigenen Augen zu sehen, was an der Sache sei. Da erzählte ihm dann ein halblahmer Jagdhund fast mit menschlicher Wehmut vor ihm kriechend umständlich, wie sie sich beim Jäger darüber beklagt und was er ihnen geantwortet. Das empörte den Junker im höchsten Grad. Er ließ den Jäger auf der Stelle zu sich kommen, redete ihn hart an und sagte zu ihm: Ich habe geglaubt, meine Hunde einem Menschen anvertraut zu haben, und du bist mehr Hund, als sie alle. Meinst du, die Hunde seien in deinem Dienste? Nein, nein, du bist in ihrem

Dienst und du gehst mit ihnen um, daß es unter den Hunden und nicht blos unter den Menschen ein Gräuel ist; wenn sie dein wären, du dürftest nicht so mit ihnen umgehen; aber es ist kein Haar, das auf ihrer Haut wächst, dein, geschweige denn die Hunde selber. Meinst du, ich bezahle dich, daß du dich täglich voll und toll saufest, auf der faulen Haut liegest und meine Hunde verrecken lassest? Dem ist nicht so, ich bezahle, wie ich einen guten Hundsknecht nötig habe, und ich glaubte, du seiest einer oder könntest wenigstens einer werden; und jetzt gehest du mit meinen Hunden so um. Aendert sich aber das nicht auf der Stelle, so kann ich meinen Hunden gar leicht helfen, wie es dir aber dann dabei gehe, da sieh' denn du zu. — Das war ein guter Tag für die Hunde. Der Jäger soff sich von nun an erst dann voll und legte sich von nun an erst dann auf die faule Haut, wenn seine Hunde besorgt waren, wie recht ist; auch besserte es ihnen an den Beinen, an der Nase und an der Jagdlust von Tag zu Tag; und der Junker sagte nach einigen Wochen dem Jäger, der ihm sonst lieb war, im Spaß: Es dünkt mich, ich komme mit dir doch noch dahin, daß du mir am Ende noch etwas mehr wert werdest, als meine Hunde.

Ach, daß solche Auftritte doch nur in Hundsställen Platz hätten! Aber der tierische Sinn der menschlichen Selbstsucht bringt unser Geschlecht in den verschiedensten Verhältnissen des Lebens, im Bauernstand, im Bürgerstand, im Kaufmannsstand, im Adelstand und selber im Stand der Beamten und der öffentlichen Behörden gar oft dahin, die ihm untergeordnete Schwäche seiner Mitmenschen, eben wie dieser Jäger die Hunde, die nicht sein, sondern seines Herrn waren, zu behandeln. Es ist unwidersprechlich, es gibt in allen diesen Verhältnissen, ich weiß nicht, ob ich sagen darf, Menschen oder ob ich sagen muß, Unmenschen, welche die in ihren Verhältnissen ihnen untergeordneten Menschen, wie dieser Jäger seine Hunde behandeln, wenn ihre Selbstsucht mit der Selbstsucht ihrer Untergebenen in Konflikt kommt. Es ist unwidersprechlich, daß es in allen diesen Verhältnissen Menschen gibt, die sich nicht schämen, das arme, niedere Volk, dessen Heil und Segen durch den Geist und die Sitten unsers Zivilisationsverderbens mit großer Kunst in die Hand harten Reichtums und harter Gewaltsmenschen gegeben ist, ein Hundepack (la canaille) zu nennen, und sie auf das Fundament dieses schönen Rechtstitels also zu behandeln, wie dieser Jäger die ihm anvertrauten Jagdtiere. Und das allerbedauernswürdigste in dieser Lage ist dann noch, daß die Unglücklichsten unter diesem also betitelten Hundepack (la canaille) oft im höchsten, schreienden Unrechtleiden bei weitem nicht so leicht einen Mann aus einer höhern Behörde finden, der die diesfalls auch im höchsten Grad fehlenden Unmenschen mit der Kraft und Entschlossenheit zur Rede stellt, wie dieser Junker seinen Jäger wegen seiner Hunde mit Kraft und Entschlossenheit zur Rede gestellt hat.

230. Die Begriffe der Bienen von der Freiheit und der Gerechtigkeit.

Die guten Bienen, die bei ihrem Honigsuchen in aller Welt herumschwärmen, hörten in allen Ecken die tierischen Begriffe, die sich die Löwen und Bären, die Füchse und Marder, die Ochsen und Esel, die Auerhähne und Spatzen, die Hunde und Katzen von der Freiheit und der Gerechtigkeit machten; aber obwohl sie diese großen Tiere alle für höhere Wesen ansahen als sich selber, so konnten sie, so klein sie sich auch immer gegen sie fühlten, doch nicht begreifen, daß irgend etwas von alle dem, was diese Tiere für sich als Freiheit und Gerechtigkeit ansprachen, wirkliche Freiheit und Gerechtigkeit sei; und je mehr sie dieses Geschwätzwerk über diese zwei großen Menschenwörter hörten, je mehr freuten sie sich, stille, kleine Bienen, und nicht so anmaßliche, große Tiere zu sein. Vorher, ehe sie ihr fades Geschwätz treiben hörten, fühlten sie sich in ihren Körben nur glücklich; sie wußten nicht, daß etwas in der Welt (sei), das unter den Menschen Freiheit und Gerechtigkeit heißt und von dem auch alle Tiere der Welt auf die verschiedenste Weise, jedes nach seiner Gattung, das Maul brauchten. In Polens Wäldern, wo sie, von Menschen gesondert, ihre Wohnungen selbst bauten und ihren Honig mehr mit den Bären als mit den Menschen teilten, wußten sie nicht, daß etwas in der Welt sei, das Freiheit und Gerechtigkeit heißt; aber in den zivilisierten Staaten, wo verkünstelte Menschen ihnen mit ihrer Hand Körbe und Häuser selbst bauten, auch den Honig jährlich mit ihnen teilten und dabei allerlei Arten von Unfug und Gewaltthätigkeit mit großer Mordlust an ihnen ausübten, hörten sie in allen Ecken und Enden diese Wörter, die an den Orten, wo sie von den Menschen gesondert und ihrethalben ihres eigenen Rechts sicher waren, nie vor ihren Ohren erschallten und nie über ihre Lippen hinausgingen. Aber jetzt sprachen sie es auch aus: Unsere Brutzellen sind bequem für unsere Brut und unsre Honigzellen für unsre Arbeit im Sommer und für unsere Nahrung im Winter. Jede einzelne Biene lebt befriedigt in unserm Korbe und ungestört in ihrer Zelle. Keine von den Tausenden und Tausenden, die neben einander aus- und einfliegen, hindert irgend eine andere weder an ihrer Brut noch an ihrer Arbeit. Alles, was wir sein sollen, die Kräfte und Fertigkeiten, die wir zum Honigsuchen, zum Wachsbereiten, zum Zellenbauen notwendig haben, liegen in uns selber zur höchsten Kunstvollkommenheit entwickelt und erhaben. Die Ordnung und die Rechte der Lebensthätigkeit und Lebensgenießung jeder einzelnen Biene sind durch Schranken gesichert, die die Selbstsucht keiner einzelnen Biene zum Nachteil der andern zu überschreiten vermag. Wir sind alle innerhalb dieser Schranken gesegnet und frei, und sie, diese Schranken, sind selber das Wesen der Gerechtigkeit, die wir bedürfen; sie sind unser geliebtes, heiliges Recht. Wir sind durch sie selber glücklich und frei. Unsere Königin ist eine liebende Mutter. Jede einzelne unsrer Zellen ist durch sie gesegnet, und gegen die trägen,

müßigen Hummeln haben wir einen Stachel. Wir stoßen sie aus, und sumsen und lachen, wenn die Faulen vor unsern Zellen verfaulen.

Ein Mensch, der von dem Mißbrauch, den seine Zeitgenossen in Rücksicht auf den ganzen Umfang ihrer bürgerlichen Begriffe so allgemein verkünstelten und in den Lobpreisungen und den Verwünschungen der einseitigen Ansichten derselben, gegenseitig so hartnäckig, wie erbitterte Stiere an einander anstießen, seit langem mißmutig gemacht, jetzt in seinen alten Tagen weder zum Guten noch zum Bösen kein Wort mehr von irgend einer Ansicht des bürgerlichen Rechts und der bürgerlichen Freiheit weiter hören wollte, freute sich, diese guten Tierchen von diesen zwei ehemals dem Vaterlande und der Menschheit so heiligen Begriffen auf eine Weise reden zu hören, wie er schon seit so langem im Kreise seiner Umgebungen keinen solchen Ton mehr vor seinen Ohren erschallen gehört.

Man weiß, der Uebergang von lange gedauertem und tiefgewurzeltem Mißmut zu einem befriedigtern Zustand erzeugt zuzeiten, besonders in edeln, tieffühlenden Seelen einen Aufflug eines hohen erhebenden Entzückens. In einem solchen sprach jetzt der Mann: Heil, Heil mir, daß ich jetzt die Bienen von Freiheit und Recht reden höre, wie ehemals die Menschen davon redeten. Er stand von seinem Stuhl auf, ging wie in einem erneuerten Leben mit aufgerichtetem Haupte im einsamen Zimmer auf und ab, redete laut mit sich selber und sagte: Ja, ja, alle edeln Männer des Vaterlands, alle seine edeln Söhne redeten ehemals von den Fundamenten der Freiheit und des Rechtes im Land, eben wie diese guten Tierchen von ihrem, durch Recht und Ordnung gesegneten, glücklichen und freien Leben in ihren Körben. Sie konnten nicht anders. Unsere Väter haben unsern Landessegen in seinem Umfang mit eben den Mitteln begründet, durch deren Genuß die guten stillen Tierchen Freiheit und Recht in ihren gesegneten Körben zu besitzen fühlen. Das hohe Ziel ihres Kampfes für das Vaterland, das hohe Ziel der kraftvollen Aufopferung ihres Guts und ihres Bluts für dasselbe war kein anderes, als die Sicherstellung ihres Haussegens in seinem ganzen Umfang, die Sicherstellung der wesentlichen Fundamente des sittlichen, geistigen und physischen Wohlstandes ihrer Weiber, ihrer Kinder und ihrer Mitbürger. Sie erkannten in ihm, in ihm allein, im wohlgegründeten und wohlgesicherten Individualsegen der einzelnen Haushaltungen das einzige, wahre und allgemeine Fundament des öffentlichen Wohls. Und wie die Bienen in der, einer jeden von ihnen einzeln gegebenen und instinktartig inwohnenden Kunstvollendung aller Kräfte und Fertigkeiten, die sie nötig haben, sich ihre Bedürfnisse und ihre Lebensgenießungen zu verschaffen, die Fundamente ihres gesegneten Rechts erkennen, so fanden auch unsere Väter in der Ausbildung der Anlagen und Kräfte ihrer Kinder zum allgemeinen Dienst ihrer Lebenspflichten und Lebensbedürfnisse wesentlich die Fundamente

des Lebensglücks derselben und förderten alles, was sie zur Aeufnung der häuslichen Erziehung und der öffentlichen Schulen, und zur Erhebung derselben zum höchsten, ihnen bekannten Grad der Kunstvollendung, alles, was ihnen immer möglich und erreichbar war. Die Volkskultur, d. i. die Bildung der Individuen in allen Ständen zu den ihnen einzeln in ihren Lagen und Verhältnissen notwendigen und dienlichen Kenntnissen und Fertigkeiten, sowie die Sicherstellung eines von keiner Selbstsucht und keiner bösen Anmaßung gehemmten Gebrauchs dieser gebildeten, eigentlichen Hauskräfte und Hausfertigkeiten war in ihren Augen der heilige Mittelpunkt alles Segens, den sie durch die Erhaltung und Beschützung ihrer Freiheit und ihrer Rechte zu erzielen suchten, und das sie mehr oder minder Jahrhunderte durch in ihren kleinen Verbindungsstaaten, wie die guten Bienchen in ihren gesegneten Körben, genossen. Die Natur des Menschengeschlechts, die in ihrem Wesen nicht die Natur unsres Fleisches und Blutes, sondern die Natur unsers Geistes, unsers Herzens und unsrer Menschlichkeit ist, macht auch keine andern Ansprüche an Freiheiten und Rechte, als solche, die aus dem Uebergewicht des Geistes und Herzens über unser Fleisch und Blut herstammen und dieses Uebergewicht durch ihren Genuß immer mehr zu stärken, zu befestigen und zu heiligen geeignet sind.

Diese vorstehende, enthusiastische Lobrede der Bienenansicht über Freiheit und Recht befriedigte einen zweiten Mann, dem sie der erste erzählte, ganz und gar nicht. Er erwiderte ihm: Diese Bienenansicht von Freiheit und Recht ist doch in ihrem Wesen durchaus keine rein menschliche, sondern im Wesen eine tierisch-sinnliche Ansicht; es liegt aber in der Natur aller sinnlich-tierischen Ansichten, daß ihnen die wesentlichen Fundamente der menschlichen Ansichten, die Menschlichkeit selber, mangelt. Das ist von den Ansichten des Esels bis zu den Ansichten des Löwen hinauf gleich wahr; selber der hohe Elephant kann sich nur insoweit den menschlichen Begriffen von Freiheit und Recht nähern, als er das gegenseitige Schädigen, Morden und Auffressen der Tiere unter einander als ein Unrecht erklärt und der Eigenheit seiner tierischen Natur nach als ein Unrecht erklären muß; aber er hat in seiner Natur auch nicht die geringste Ahnung von dem Segenseinfluß, den die menschliche Freiheit und die menschliche Gerechtigkeit durch gegenseitige Näherung, Handbietung und Teilnehmung unserm Geschlechte zu gewähren vermag. Auch er hat durchaus keinen Begriff von dem innern, göttlichen Wesen des eigentlich Menschlichen, das den Ansprüchen an Freiheit und Recht wesentlich zugrunde liegt; und durch seine Ausbildung und Belebung zum progressiven Wachstum der wahren Segnungen unsers Geschlechts und mit ihnen zur wirklichen Veredlung desselben hinführt, deren Stufen dasselbe bis zur Wiedergeburt und Heiligung emporheben.

Die Zellenordnung der Bienen ist freilich eine bewunderungswürdige Kunsteinrichtung zur Sicherstellung der sinnlichen Lebensbedürf-

nisse und Ansprüche eines jeden dieser Tierchen im Gefolge ihres Rechts und Verdiensts an dieselbe; die Brutzellen sind unverletzliche Bollwerke für die Sicherheit ihrer Brut, und die Honigzellen sind unverletzliche Bollwerke des Eingriffes aller Bienen gegen das Eigentum und den Besitz einer jeden derselben, indem sie den Zugang einer jeden in die Zelle der andern unmöglich machen; aber die menschliche Freiheit und das menschliche Recht, so wie die wesentlichen Bedürfnisse des Segens von beiden verwerfen solche Bollwerke in ihrem ganzen Umfange. Sie fordern beiderseits offenen und ungehemmten Zusammenhang der Segenskräfte der einzelnen Menschen und der einzelnen Stände gegen einander. Sie müssen ihn fordern. Das wesentliche und eigentliche Fundament aller wahren menschlichen Freiheit und alles wahren menschlichen Rechts geht von Teilnahme und Liebe aus und wird nur durch Vereinigung der Wahrheit mit der Liebe — eine, unser Geschlecht wahrhaft segnende Kraft. Eben so ist auch das Bewunderungswürdigste, das in der Kunstkraft der Bienen liegt, durchaus nicht mit der Kunstkraft des Menschengeschlechts zu vergleichen. Die tierische Kunstkraft ist in ihrem Wesen, auch wie sie bei den Bienen, bei dem Biber und bei hundert andern Tieren unsere Bewunderung anspricht, nichts anderes als ein in die Organisation des Tieres in der höchsten Vollendung seines Zwecks hineingelegter, der Menschennatur ganz unbegreiflicher und unerklärlicher Sinn, der in Rücksicht auf das Tier dem Sinn seines Auges, seines Ohrs und seiner Nase ganz gleich ist, und wie dieser vom Willen des Tiers ganz unabhängende Sinn von ihm weder gebessert noch verschlechtert werden kann. Die menschliche Kunst hingegen ist eine, unserm Geist und unserm Herzen und unserer Hand ganz untergeordnete Kraft, deren Wartung und Besorgung allgemein und speziell in die Hand eines jeden Individuums gelegt ist. Wir können den Keim unserer Kunstkraft, dessen gereifte Vollendung noch kein sterbliches Auge gesehen, dennoch durch diese Wartung seiner Reifung vielseitig näher bringen, und zwar kollektiv durch die Folgen, die die Gesamtheit der Teilhaber jeder einzelnen Kunst auf den progressiven Vorschritt derselben hat, als auch durch diejenigen Folgen, die der Individual-Einfluß eines jeden einzelnen Künstlers auf diesen Vorschritt der Kunst hat. Der Keim der menschlichen Kunst ist, als aus dem Innersten unsers Wesens, aus dem tiefen Zusammenhang unserer geistigen, sittlichen und physischen Kräfte hervorgehend, eine in uns selbständig liegende Kraft. Und so wie es gewiß ist, daß kein Tier auf Erden auch nur einen Funken dieses menschlichen Kunstkeims in sich selber hat, so ist eben so gewiß, daß jeder Mensch, der dem Tiersinn und der Selbstsucht unserer sinnlichen Natur unterliegt, dadurch auch das eigentliche wensentliche seines Kunstsinns untergräbt, und mitten im Besitz großer einseitiger Kunstfertigkeiten zu einem tierischen Handwerksknecht der Kunst herabsinkend, das Göttliche und Menschliche der Kunst in sich selber abschwächen, verderben und sogar verteufeln kann.

231. Der Ursprung der Kronen.

Im tiefsten Dunkel der Vorwelt umwand ein angebeteter König im Greisenalter seine Stirne mit einer Binde, die schwachenden Sinne fester bei einander zu halten.

Da er starb, umwand sein Sohn seine Schläfe mit der Binde des Vaters, und Jahrhunderte gehorchte das Volk dem Geschlechte williger, in welchem sich die Binde des angebeteten Königs erbte. Aber die Zeit, welche das Angedenken aller Dinge wie einen nichtigen Schatten auslöscht, machte den heiligen Ursprung der Binde verschallen. Die Enkel des Königs erkannten in ihr nichts mehr als das Symbol ihrer Macht. Sie legten das heilige Tuch in ein Totengewölbe, und umwanden ihre Stirnen mit Bändern von Gold gestickt und mit Steinen besetzt.

Darauf verhärteten diese ihre Enkel das Symbol der Macht, und trugen gegossene goldene Ringe um ihre Schläfe. Diese Ringe umwanden dankende Völker einem siegenden Könige mit Lorbeer, und Jahrhunderte trugen die Könige Kronen mit Lorbeer umwunden.

Aber ein geschlagener, mißmutiger König umwandelte die Blätter des Lorbeers in zackige Spitzen, und Jahrhunderte trugen die Könige das Symbol der Macht mit harten, zackigen Spitzen, bis endlich im dunkelsten Alter des Weltteiles die Gewaltthätigkeit und die Eitelkeit der Macht mönchisch verhärtet sich in gothischen Verschnörkelungen zierte.

In diesem Zeitpunkte sind unsre Kronen, wie sie wirklich sind, und unsere Verfassungen, wie sie wirklich sind, ausgeheckt und verschnörkelt worden.

Das Heilige des Kronrechts ruht auf der göttlichen Salbung. Die Religion salbt nicht den Gekrönten, sie krönt den Gesalbten, und der Christ kniet in Demut vor dem Gekrönten, weil er in ihm den Gesalbten des Herrn erkennt.

232. Der Schneider-Traum.

Willst du mich heute nicht aufdingen? Also sagte Jakobli Trüb zum Schneider Mellhorn.

Meister Mellhorn antwortete: Jakobli, was hat dir geträumt?

Mir hat geträumt, erwiderte Jakobli, ich hätte in eine Lotterie gelegt und vieles gewonnen.

Der Meister versetzte: Jakobli! Heute dinge ich dich nicht auf!

Am andern Morgen fragte der Junge wieder das nämliche, und so fünf Tage nach einander. Aber allemal, wenn er seinen Traum erzählte, antwortete ihm der Meister: Ich dinge dich heute nicht auf.

Am sechsten erzählte der Jakobli: Heute träumte mir, ich säße auf meinem Schneiderstuhl und schwitzte den ganzen Tag bei meiner

Arbeit, daß mir die Tropfen von Stirn und Wange auf meine Kleider hinabfielen, und am Abend, da ich meine Nadel endlich abgelegt hatte, fand ich sie ganz golden.

Gut, sagte der Meister, das ist der Schneidertraum, den jeder Junge träumen muß, ehe man ihn aufdingt.

Ja, das war ein guter Meister, der also auf diesen Traum wartete, ehe er seinen Jakobli aufdingte; aber der Jakobli war auch ein für seinen Stand wohl erzogner Knabe, sonst hätte er diesen Traum nicht geträumt. Solche Träume träumten die Kinder aus dem Handwerksstand nur in der Zeit, als das Sprüchwort wahr war: Das Handwerk hat einen goldenen Boden. Und es war nur solange wahr, als der bürgerliche Mittelstand durch das altstädtische der bürgerlichen Regierungsformen ein Ehrenstand war, und als die dem Handwerksstand sich nähernden reichern und angesehenern Bürger den Handwerksmann als einen Mann von gleichem Stand anerkannten, und seine Ehrliebe ihm durch ihre Sitten sicherten, wie sein häusliches Einkommen durch das Eigentümliche der Stadtgesetze und durch die Uebereinstimmung des öffentlichen Lebens der reichern und angesehenern Bürger mit dem ursprünglichen Geist der städtischen Verfassungen im Einklang stand. Solche Träume konnten Kinder im Handwerksstand nur so lange träumen, als der Mittelstand im Lande, der von jeher der Mittelpunkt der Segenskraft eines Volkes ist, im wohlhabenden und dadurch selbständigen und unabhängenden Handwerks- und Berufsstand anerkannt, gesucht und respektiert wurde.

233. Der Patrioten-Traum.

Als Agis den Schneidertraum hörte, sagte er zu Selkopf: Was meinst du? Was war der Patriotentraum der Söhne des Vaterlandes, seitdem wir das Vaterland kennen?

Selkopf antwortete: „Die Söhne des Vaterlandes haben in seiner ersten Epoche von Ueberdrang der gesetzlosen Macht, von der Fürstendiener und des stolzen Adels böser Gewalt, von ihrem großen und bösen Unrecht gegen ein unschuldiges und gutes Volk, vom Lachen des Hochmuts und vom Weinen der Demut geträumt; in der zweiten Epoche von den einfachen Folgen ihrer Thorheit, ihres Unrechts und ihres Irrtums, vom hohen Glauben des Volks an sich selbst und an sein Recht; vom Gemeingeiste der Freiheit; von Tellen- und Winkelrieden-Thaten; vom Vaterlandsrecht; von Vaterlandstreue und vom Heldentod für sein Weib, für sein Kind und sein Land; in der dritten von der Ausartung der Freiheit in Uebermut; vom Erobern von Land und Leuten; vom Mißbrauche des Volkes; vom Menschenhandel mit Königen und Fürsten; in der vierten von einem neuen Hochflug des Geistes; vom Volksrecht über sein eigen Gewissen; von seiner Kraft, sich

selbst aus den Sümpfen des Irrtums zu erheben; von Huttens und Zwingli's Tugend; vom Leben und Sterben für die Wahrheit, und vom hohen Dienen des Staates um Gotteswillen; in der fünften vom Stillestehen dieses Hochflugs; vom Einlenken in den Karren der Routine; von dem seelenlosen Anbeten des Meisterworts; vom Erschlaffen der Volkskraft im Handeln und Denken, im Wissen und Wollen; von Wahrheit erstickenden Formen der Lehre; von Tugend tötenden Formen des Glaubens; von Wort und Treue tötenden Formen des Rechts; von Siegel und Briefe untergrabenden Formen des Herrschens; von Ehre tötenden Formen der Macht und von den Schleichwegen, in denen der böse Geist dieser Dinge im Lande herumspukt; in der sechsten Epoche von den vielseitigen Folgen dieses Stillstehens des Guten; von Vorschritten in allem Bösen; von einem neuen Einflusse des Auslandes auf oben und unten; von einem neuen Lachen des Hochmuts; von einem neuen Weinen der Demut; von Kisten mit Geld; von goldenen Ketten; von Seiden, von Baumwolle, vom Poltern und Kriechen; von großen Perücken; kurz von einer, alle Staatskraft auflösenden Loslassung einer zügellosen Selbstsucht, die die Abschwächung und innere Erniedrigung aller Stände und aller Verhältnisse zurfolge haben mußte; in der siebenten vom Sichtbarwerden aller Folgen dieser Selbstsucht und der lange verborgenen Unpassenheit und Unverhältnismäßigkeit in allem Sein und Thun unsrer selbst mit der Wahrheit unsrer selbst und mit den Fundamenten unsrer Kräfte und unsers Segens; vom bösen Ratgeben der Not und mitunter etwas von dem Kessel, in welchem die Natur eine neue Ordnung der Dinge nun kocht."

Also erzählte Selkopf, was von den ersten Zeiten der Vorwelt bis in unsern Tagen den Söhnen des Vaterlandes geträumt hat.

Und Selkopf! erwiderte hierauf Agis, wenn wir jetzt könnten Träume machen, was meinst du? Was würde den Söhnen des Vaterlandes jetzt träumen?

„Es würde ihnen, versetzte Selkopf wieder von der Tugend der Telle und Zwingli, von den Rechten des Landes und der Wahrheit; von dem Segen der Freiheit, vom Gemeingeiste der Liebe, vom Vaterlandswohl und Vaterlandstreue, vom hohen Vertrauen aufs Volk, von der frohen Liebe der Bürger; vom Dienen des Staats um Gotteswillen und von nichts anderem träumen. Der Patriotentraum der Söhne des Vaterlandes wäre ein Volksfest zur Ehre der hoch über Könige siegenden Ahnen und hoch über Vorurteile siegenden Väter. Es wäre ein Handschlag der Treue und der Freude einem jeden biedern, rechtlichen Manne, der im Lande wohnt, und der Wahlspruch des Patrioten wäre: „Das Väterland wird seine Freiheit nur durch Wiederbelebung der Volkskraft, Volkserleuchtung und Volkstugend erhalten, durch welche es sich bei der Erwerbung und Gründung seines hohen Wohlstandes und Segens ausgezeichnet hat."

Ich hoffe, der Geschichtschreiber des Vaterlandes werde die Beschreibung der Träume unsrer Patrioten in allen seinen Epochen nicht im Widerspruche mit der wirklichen Geschichte jeder dieser Zeiträume finden; und hinwieder, die biedern Schweizer werden mit mir wünschen, daß jeder brave Mann im Land gegenwärtig mit seinen Träumen über das Vaterland nicht mit dem im Widerspruche sei, was ich als den Patriotentraum der Gegenwart dargestellt habe.

234. Der Seelenverkäufer.

Er hatte sie jetzt alle am Bord; aber sie serbten auch alle. Das Unrecht, das sie litten, drohte den edelsten unter ihnen den Tod.

Es ging dem Räuber selber ans Herz. Er setzte sich unter sie hin, redete mit ihnen und sagte: Ihr werdet an dem Orte, wo ich euch hinführe, glücklicher sein, als ihr zuhause waret. Während der Reise will ich euch alles gestatten, was ich immer kann, und wenn sich einer über irgend etwas zu beklagen hat, so rede er, ich will ihm Recht schaffen.

Die Sklaven bogen ihr Haupt; die meisten schwiegen, aber einer sagte: Wir sind durch Unrecht und böse Gewalt in deiner Hand und ich für mich will lieber sterben, als einen Mann, wie du bist, von Recht und Gerechtigkeit reden hören.

Der Seelenverkäufer antwortete: Du bist ein exaltierter Mensch und könntest mich in Zorn bringen; aber ich will deiner schonen und allen, die auf meinem Schiffe sind, zeigen, daß ihr es in der That besser haben sollet, als irgend Jemand, der in eurer Lage ist.

Der Sklave erwiderte: Dem sei wie ihm wolle. Es bleibt gleich wahr, daß zwischen dir und uns kein Recht statt hat und keines statt haben kann, so lange wir auf deinem Schiffe und an deinen Ketten sind.

Seelenverkäufer. Aber warum sollte ich nicht zwischen Leuten, die allerseits in meiner Gewalt und auf meinem Schiffe sind, Recht und Gerechtigkeit ausüben können?

Sklave. Gott schenke dir Unrecht! Und in der Stunde deines tiefsten Leidens wird er unauslöschlich das Wort in deine Seele legen: Es hat kein Recht statt und kein Glaube an das Recht, so lange das Unrechtleiden nicht aufhört.

Seelenverkäufer. Mann! du hast Recht. Ich war ein Gefangener und in der Stunde meines tiefsten Leidens hat Gott sein Wort, wie du es aussprachst, in meine Seele gelegt, aber ich habe es wieder vergessen. Steuermann! kehre zurück! Die Gefangenen sind frei, und du! den ich nicht frei machen kann, weil dein Herz dich in meinen Banden frei läßt, edler Mann! wenn du auf dem Boden deines Landes angekommen sein wirst, so frage dich selbst, ob du mein Freund sein könnest.

Große Gabe der Menschennatur! Scheidungspunkt meines innern, göttlichen Wesens von meiner tierischen Hülle! o du, mein Gewissen, wie erhaben drückst du dich aus, wenn du im Menschen mit deiner göttlichen Kraft durch die Hülle der Selbstsucht seines Fleisches und Blutes durchzudringen und ihn zum lebendigen Gefühl seines innern, heiligen, göttlichen Wesens zu erheben vermagst. Des Seelenverkäufers hart gebundenes Herz wird in dem Augenblicke frei, in dem deine göttliche Kraft in ihm selbst frei wird. Ob uns waltet ein höheres Wesen, ob uns waltet dein göttlicher Schöpfer; o du mein Gewissen, er ist es, der die Hülle unsers Fleisches und Blutes in dem Augenblicke seiner Gnade in uns erschüttert, daß wir vor uns selber erzittern. Heil denen, die in diesen Augenblicken der göttlichen Gnade nicht von sich selber und von der Stimme entfliehen, die göttlich in ihnen sie zum Göttlichen hinruft. Heil! ewiges Heil denen, deren steinernes Herz in den höchsten Augenblicken der göttlichen Gnade, wie das Herz dieses Seelenverkäufers, ein fleischernes Herz wird, daß sie vom reinen, göttlichen Sinn ihrer innern Natur ergriffen, dem Steuermann ihres alten, bösen Lebens zurufen: Kehre zurück! — Heil ihnen! ewiges Heil ihnen! wenn sie Menschen, die sie durch Unrecht und böse Gewalt in tiefes Leiden und Elend gestürzt, plötzlich und ganz, wie der Seelenverkäufer, wieder daraus erlösen und so an ihnen handeln, daß sie nicht anders können, als sich als ihre dankbaren Kinder in ihre Vaterarme hinwerfen.

235. Das liebe Leiden.

Heinz. Es ist schlimm, wenn in einem Lande die Herrscher nichts taugen.

Kunz. Es ist noch schlimmer darin, wenn die Beherrschten nichts taugen.

Heinz. Wenn sie aber beide nichts taugen, was ist dann zu machen?

Kunz. Zu machen ist dann eben nicht viel, wohl aber zu leiden.

Heinz. Aber was soll dieses Leiden? Wozu wird es dienen?

Kunz. Das Leiden dient immer, und es wird auch in diesem Falle dienen; es wird die einen dahin bringen, daß sie wieder besser regieren, und die andern, daß sie sich wieder besser regieren lassen.

Heinz. Wenn's so ist, liebes Leiden! so komm doch, und komm bald! damit du beides, die, so regieren, und die, so regiert werden, noch bei einander, und wo möglich mit Kopf und Herz vereinigt bei einander antreffest.

Kunz. Das gebe Gott! Sonst gibt es Leute, die gehen werden.

Ich habe dieser Rubrik nichts beizufügen, als dieses: Sie ist bald vor vierzig Jahren geschrieben worden, und doch muß ich noch jetzt fragen, ist dieses liebe Leiden wirklich gekommen, und war es in

unserer Mitte geeignet, um mit gutem Erfolg dahin zu wirken, daß die, so jetzt regieren, durch dieses Leiden der Zeit im Innersten ihrer Menschlichkeit tief ergriffen, in der Unschuld ihres Herzens höher erhoben und in der Unbefangenheit ihres Geistes zu richtigern und edlern Begriffen von den Pflichten und Rechten des Regierens gekommen, als es diejenigen waren, die vor diesem Leiden in unsrer Mitte regiert haben? und hinwieder, sind diejenigen, die regiert werden sollen, durch diese Leiden im Innersten ihrer Menschlichkeit eben so tief ergriffen, sind auch sie in der Unschuld ihrer Herzen und durch die Unbefangenheit ihres Geistes zu richtigern Begriffen von den Pflichten des Gehorsams und von den wesentlichen Bedürfnissen der öffentlichen Ordnung gelangt, als sie es vor diesen Leiden waren? Und wenn wir diese zwei Fragen nicht mit Ja beantworten dürfen und im Gegenteil fürchten müssen, die Leiden, die uns unsere bürgerlichen Verirrungen zugezogen, seien nicht groß genug gewesen, um uns diesfalls weiser zu machen, und es fordere noch größere, weit größere Leiden für diese Zwecke, so drängt mich mein Herz, ein Gottlob! auszusprechen, daß ich so alt bin und von den Leiden, die zu unserm Heil noch kommen müssen, nicht noch vieles erleben werde.

236. Es gibt Leute, die gehen werden.

Baron. Ich bin doch gewiß ein guter Herr.

Abbé. Du bist gewiß ein guter Mensch; aber jag' die Schurken fort, welche in deinem Namen Böses thun.

Baron. Du weißt wohl, ich kann das nicht.

Abbé. Nun wenn du es nicht kannst, so laß es gut sein; aber wundere dich dann auch nicht, daß deine Leute es nicht alle merken, daß du gern gut wärest.

Baron. Wenn ich nur meine Herrschaft verkaufen und mit dem Gelde in einen andern Weltteil fortgehen könnte.

Abbé. Du mußt mich dann auch mitnehmen.

Was soll ich zu dem Wort unsers Zeit-Leichtsinns sagen: Es gibt Leute die gehen werden.

Es ist ein heiliges Wort: Bleib' im Land und nähre dich redlich.

Die Anhänglichkeit unserer Vorfahren an väterlichen Herd, an unser väterliches Erb, väterliches Haus und Hab, an väterlichen Stand, väterliches Land und an väterliche Fürsten-Häuser ist eine heilige Anhänglichkeit.

Es ist ein böses Wort ubi bene ibi patria.

Das große Zeichen des innern Verlusts unserer schweizerischen Nationalität ist der Verlust unsers Heimwehs.

Die große Regierungs-Kunst, deren wir bedürfen, geht wahrlich aus dem Wort hervor: Bleibe im Lande und nähre dich redlich.

Dieses heilige Wort kann aber nur durch das Wachstum der Bildungsmittel des Volks in allen Ständen, sich redlich nähren zu können, erzielt werden; im allgemeinen aber hängt die Redlichkeit des Volks in den Mitteln, sich zu nähren, von der Ausbildung seiner Kräfte, dieses mit gesegnetem Erfolg thun zu können, ab, durch die es in dieser wichtigen Angelegenheit seines Lebens sich zur Selbstständigkeit im Besitz dieser Mittel erhebt. Denn je abhängiger der Mensch von den Mitteln, durch die er sich und die Seinen zu ernähren vermag, ist, je mehr gefährdet das innere Heiligtum, auf welchem das sich redlich Nähren in den innern Fundamenten seines Könnens und Wollens ruht.

237. Die Felsmasse.

Sie stand plötzlich und schauerlich ihnen gegenüber. Eine Weile schwieg alles. Doch jetzt begann ein Gerede.

Einer sagte: Wenn sie jetzt auch noch mit Geschmack angelegt wäre!

Ein anderer: Ich kann nicht begreifen, was man Schönes daran sehen kann.

Und noch ein anderer: Ihre Wildnis ist schauerlich; man könnte in ihrem Anschauen zum Narren werden. Lasset uns von hinnen ziehen!

Es ist mir, der Menschenmaler wolle zum Abschied die zu erwartende Kritik seiner Gemälde selber vorlegen, und ich denke wirklich, sie werden viele Leser finden, denen sie geschmacklos in die Augen fallen; andre, die gar nicht viel Schönes darin sehen und allenthalben die Regeln der Aesthetik nicht beobachtet finden werden; und noch andre, die, wie der Mann beim Anblick der Felsmassen, eine schauerliche Wildnis darin finden und mit ihm unwillig aussprechen: Man könnte beim Anblick dieser Figuren zum Narren werden, laßt uns Bücher in die Hand nehmen, die mit unserm Sein und Thun, mit unserm Fühlen, Denken, Handeln und Wandeln besser in Uebereinstimmung stehen! Doch das närrische Buch hat mit allem dem etwas Anziehendes an sich und wir wollen, ehe wir es ganz auf die Seite legen, doch noch den Affen hören, wie er den Tiermaler ins Auge faßt und seine Gemälde kritisiert.

238. Der Tiermaler und ein Affe.

Der Tiermaler wies seine Tierzüge einem Affen. Dieser fand sie in seiner Gaukelseele bedenklich, runzelte die Stirn und sagte: So! so! Wenn das nicht heißt, im Tierreiche alles gleich machen und dadurch Recht und Ordnung, wie sie in der Welt sind, aufheben, so weiß ich nichts mehr.

Der Maler. Aber Affe! Wie kann ich auch der Anerkennung der millionenfachen Ungleichheit unter den Tieren, wie kann ich dem Bedürfnisse einer friedlichen Ordnung im Tierreiche und eines verhält-

nismäßigen, aber ruhigen und ungewaltsamen Einflusses aller Vorzüge und Kräfte mehr das Wort reden, als ich es allenthalben durch die Vorliebe, die ich für den Elephanten zeige, gethan habe?

Affe. Ja, aber wenn die Gewalt im Tierreiche, wie sie wirklich ausgeübt wird, blutdürstig, ungerecht, hinterlistig und niederträchtig wäre, was sollte dann dein Elephant?

Maler. Habe keinen Kummer, Affe! Auch in diesem Falle wird er sich der Anordnung, der Gewaltthätigkeit und allem Spiele der Leidenschaften mit aller seiner Kraft entgegenstellen.

Affe. Dummer Mensch! Du verstehst mich nicht. Ich habe vor nichts in der Welt Kummer, als vor eben diesem.

Maler. Warum doch das?

Affe. Meine Natur vermag es nicht, sich anders, als mitten im Treiben aller Leidenschaften zu beruhigen.

Maler. Dann ist freilich mein Reich nicht von dieser Welt.

239. Der Unterschied des Waldlebens und des gesellschaftlichen Zustands.[60])

Nerin und Philo, zwei Freunde, besuchten sich alle Jahre an dem nämlichen Tag und an dem nämlichen Ort, an dem sie sich zuerst kennen lernten, um das Band ihrer damals geschlossenen Freundschaft zu erneuern.

Am vierten Jahre hatten sie im Schatten der Bäume, mit welchen dieser Platz bewachsen war, folgendes Gespräch:

Nerin. Bei allem, was ich bisher erfahren, ist mir doch noch nicht heiter, worin der Unterschied zwischen dem Waldleben und dem gesellschaftlichen bürgerlichen Zustande eigentlich bestehe; im Gegenteil, ich sehe täglich mehr, daß der Starke in dem einen Zustand eben wie in dem andern den Schwachen augenblicklich als Zange und Angel zu seinem Dienst braucht, sobald er etwas im Wasser oder im Feuer sieht, das er lieber mit einer fremden Hand als mit der seinigen herausnehmen und herausfischen möchte.

Philo. Das ist allgemein so, wenn der Mensch im gesellschaftlichen Zustand nicht zur Erkenntnis einer höheren Wahrheit und eines höhern Rechts gebracht wird, als diejenige ist, die er bei der sinnlich-tierisch befangenen Ansicht dieser Gegenstände schon im Waldleben besitzt.

Nerin. Und was ist denn diese höhere Wahrheit?

Philo. Sie ist nichts anderes, als die Erkenntnis, daß der Segen des gesellschaftlichen Zustandes, sowohl in seinem Einfluß auf das Privatleben seiner einzelnen Glieder, als auf den öffentlichen Zustand des gesellschaftlichen Lebens überhaupt, nicht aus dem Fleisch und Blut unserer sinnlich-tierischen Natur, sondern aus dem Geist und Leben des innern, göttlichen Wesens unserer Menschlichkeit selber hervorgeht.

Nerin. Aber kann die Erkenntnis dieser Wahrheit aus dem Dichten und Trachten des gesellschaftlichen Zustandes als solchen hervorgehen?

Philo. Nein, die reine Ansicht einer solchen höhern Wahrheit und eines solchen höhern Rechts kann nicht aus der Natur des gesellschaftlichen Zustandes als solchen hervorgehen, wohl aber kann der gesellschaftliche Zustand durch die Belebung des innern, göttlichen Wesens der Menschennatur in den Individuen durch Reinigung und Heiligung ihrer selbst in allen Ständen mit den Ansprüchen einer solchen höhern Wahrheit und eines solchen höhern Rechts in Uebereinstimmung gebracht werden. Dieses aber kann nur dadurch und nur insoweit geschehen, als die einzelnen Glieder des gesellschaftlichen Zustandes in allen Ständen sich über die Selbstsucht ihrer sinnlichen Natur und ihrer Ansprüche erheben.

Nerin. Das ist richtig. Das reine Wesen aller wahren Fundamente des Menschensegens, die Menschlichkeit selber, geht durchaus nicht aus Gefühlen, Ansichten, Neigungen, die dem kollektiven Zustand unsers Geschlechts, als solchem, eigen sind, sondern einzig und allein aus Gefühlen, Ansichten und Neigungen hervor, die die individuelle Veredlung unsers Geschlechts und ihr festes Emporstehen über die Neigungen unserer sinnlichen tierischen Natur anspricht und sich eigen macht.

Das ist aber durchaus nicht die Sache des gesellschaftlichen Zustands; der Trieb dazu geht durchaus nicht aus der Natur dieses Zustandes hervor und wird ebenso wenig durch die Formen und Gestaltungen desselben in der Reinheit seines innern Wesens belebt. Wir können uns nicht verhehlen, das Streben, die Gefühle, Gesinnungen und Fertigkeiten, die der Individual-Veredlung unsers Geschlechts eigen sind, psychologisch so rein und tief zu begründen, als es notwendig wäre, wenn sie vom gesellschaftlichen Zustand selber als das oberste Gesetz seiner Vereinigung erkannt werden müßte, liegt durchaus nicht in dem Wesen des gesellschaftlichen Zustandes. Es kann aber auch nicht darin liegen. Es ist im Gegenteil wahr, sowohl die wesentliche Natur des gesellschaftlichen Zustandes, als seine Formen und Gestaltungen wirken im Gefolge des Uebergewichts ihrer kollektiven Ansicht und Behandlung des Menschengeschlechtes den wesentlichen Ansprüchen der Individual-Veredlung desselben mit großen Sinnlichkeitsreizungen entgegen und entfalten, nähren und beleben in der Menge des Volkes, in allen Ständen, beinahe unwiderstehliche Neigungen, Gesinnungen, Ansprüche und Angewöhnungen, die den wesentlichen Bedürfnissen seiner Veredlung, das ist, des progressiven Wachstums der geistigen, sittlichen, häuslichen und bürgerlichen Kräfte, die der Menschlichkeit und allen ihren Segnungen zum Grund liegen und aus ihr hervorgehen, entgegen.

Es ist unwidersprechlich; es mangeln der Massenkultur unsers Geschlechts und der einzig möglichen Massenbehandlung desselben

wesentliche Fundamente, deren festes, gesichertes Dasein die Individual-Kultur desselben wesentlich anspricht und ansprechen muß. — Noch mehr, sie, die Massenkultur unsers Geschlechts ruht als solche wesentlich auf Fundamenten, die den Ansprüchen unsrer Individualkultur unwidersprechlich entgegenstehen. Die Massenkultur, und mit ihr die wesentlichen Formen und Gestaltungen des gesellschaftlichen Zustands gehen unwidersprechlich überwiegend von den Ansprüchen unsers Fleisches und unsers Blutes aus. Die Individual-Kultur und die wesentlichen Bedürfnisse unserer sittlichen und geistigen Veredlung, sowie unseres häuslichen Lebens und Wohlstands gehen überwiegend von den Ansprüchen unsers innern, höhern und göttlichen Wesens aus.

Philo. Wenn man diese Ansicht tiefer in ihrem psychologischen Zusammenhang mit dem Wesen der Menschennatur auffaßt, so erklärt es sich auch, warum der gesellschaftliche Zustand in unserer Mitte so vielseitig nur als eine künstliche Umwandlung der ekelhaften, rohen Außenseite der tierischen Verwilderung im Waldleben in eine, das Ekelhafte, Rohe dieser Außenseite mildernde, aber das Innere ihrer Verwilderung fest erhaltende Kunstform dieser Außenseite erscheint, deren täuschendes Blendwerk sich oft bis zum Schein des Aesthetisch-Artigen erhebt und in Gewändern auftritt, die unserer Zeit Schneider-Kunst nicht blos bei eiteln Damen, sondern selber bei der stolzesten Armee unsers Weltteils Ehre machen könnten. So weit indessen die Kunst dieser Umwandlung der tierischen Rohheit des Waldlebens in gefällige Formen des Zivilisationsverderbens getrieben ist, so ist unstreitig, daß ohne Erkenntnis der höhern Wahrheit, die aus den Tiefen des innern Wesens der Menschlichkeit selber hervorgeht, nicht einmal der einzelne Mensch, will geschweigen die Masse des gesellschaftlichen Zustandes sich über die selbstsüchtigen Gefühle, Ansichten und Neigungen der sinnlichen, tierischen Menschennatur, und die ihr wesentlich beiwohnende Unrechtlichkeit, Lieblosigkeit und den Unedelmut zu den Gesinnungen der wahren Menschlichkeit zu erheben vermag. Der tierische Sinn unsers Geschlechts kennt das Wesentliche der Menschlichkeit und seiner, aus dem innern, göttlichen Wesen hervorgehenden Ansprüche nicht. Er kann sie nicht erkennen. Die Anerkennung ihres reinen, heiligen, selbstsuchtlosen Wesens ist keine Folge der Erfahrungen äußerer Dinge, sie ist keine Folge der Erfahrungen von Welterscheinungen in ihrer äußern Gestalt; sie ist eine Erfahrung meiner selbst in mir selbst und der Kraft meiner selbst über mich selbst und über mein sinnliches, tierisches Wesen. Aber der gesellschaftliche Zustand, der in seinem Wesen nicht aus den innern Individualerfahrungen meiner selbst in mir selbst, sondern aus den Erfahrungen äußerer Dinge und äußerer Verhältnisse und ihres Eindrucks auf mich ausgeht, lenkt in allen Ständen an sich selbst durchaus nicht zur Entfaltung, Nahrung und Belebung der Erfahrungen meiner selbst in mir selbst, sondern vielmehr zur Belebung und Entfaltung von Erfahrungen äußerer Welterscheinungen, die aus der Selbstsucht unserer tierischen Natur hervorgehen.

Nerin staunte. Diese Ansicht schien ihm im ganzen Umfang gleich wichtig und heiter, und Philo fuhr fort: Alle sich auf ihren äußern, sinnlichen Erfahrungskreis einschränkende Menschen kommen deswegen auch allgemein dahin, den Zweck des gesellschaftlichen Zustandes in allen Ständen auf die Ausdehnung, Sicherstellung und Beruhigung sich angewöhnter Sinnlichkeitsgenießungen einzuschränken; sie untergraben aber in sich selbst dadurch die Kraft unserer wirklichen Menschlichkeit.

Aus dieser Ansicht erhellt denn auch ganz klar, warum besonders in Tagen, in denen die sinnliche Selbstsucht aller Stände durch ihre gesteigerte Kunst, wo nicht so gewaltthätig, doch gewiß so gierig und zaumlos ist, als sie beinahe je gewesen, so viele Menschen in den verschiedenen Ständen im gesellschaftlichen Zustand gegenseitig so leidenschaftliche Ansprüche an Menschlichkeit gegen einander machen und sich hinwieder ebenso leidenschaftlich über die Verletzung der Menschlichkeit gegenseitig anklagen. Und hinwieder erhellt aus eben dieser Ansicht, wie leicht in unsern Tagen eine Menge Leute dahin kommen, sich vollkommen überzeugt zu halten, der Mensch könne im gesellschaftlichen Zustand gar nicht durch die Ueberzeugung des Rechts, er müsse unwidersprechlich nur durch Täuschung, Gewalt, Schrecken und Zerstreuung dahin gebracht (werden), zu thun, was das oft nichtige und irrende Blendwerk äußerer Verhältnisse unabhängig von den innern Ansprüchen seiner Natur, selber mit Erdrückung und Verkrüppelung der Kraftanlagen, die die göttliche Vorsehung zur Begründung seiner sittlichen, geistigen und häuslichen Selbständigkeit in ihn gelegt hat, von ihm fordert.

Die beiden Freunde fragten sich noch, ehe sie auseinander gingen, durch was für Mittel dem Vorschritt des Zivilisationsverderbens, das in unsern Tagen durch die zügellose Selbstsucht unsrer Zeit so allgemein verheerend auf alle Stände des gesellschaftlichen Zustands einwirkt, Einhalt gethan werden könne und fanden einstimmig, dieses könne nur durch Mittel geschehen, die geeignet seien, die sittlichen, geistigen und häuslichen Segenskräfte der Menschennatur in den Individuen unsers Geschlechts in der Tiefe unsers innern Wesens zu erneuern, um ihnen dadurch ein Uebergewicht über das gesellschaftliche Verderben, das die Quellen des Menschensegens nach allen Richtungen untergräbt, zu verschaffen. Sie fanden, das einzige Heilmittel unsrer Tage bestehe in der sorgfältigsten Beförderung der Bildungsmittel der einzelnen Segenskräfte, die in allen Ständen des Landes wirklich da sind und vorliegen, und deren erweiterten und geheiligten Spielraum, ich möchte sagen, die Not der Zeit so wesentlich fordert. Sie fanden ihn wesentlich in der Erhöhung der Wohnstubenkräfte des Volks in allen Ständen und sahen die Möglichkeit dieser Erhöhung nur in der Vereinfachung der Entfaltungs- und Bildungsmittel dieser Kräfte, sowie hinwieder in der Vereinfachung ihrer Anwendungsmittel, welches beides aber nur durch eine merkliche Rücktretung unsrer Stände zu der kraftvollern und bedürfnislosern Einfalt unsrer Väter möglich gemacht werden könne, indem dadurch allein die Mehrzahl unsrer abhängigen, dienstbedürftigen

und gnadensuchenden Landeseinwohner gemindert und die Zahl der kraftvollen, unabhängenden Mitbürger in allen Ständen vermehrt und so eine neue Basis einer solidern Selbständigkeit derselben in unserer Mitte gelegt werden könne. Mit einem Wort, sie glaubten, die Uebel unsrer Zeit zu mindern, müsse man jeden Keim des Edeln, Guten und Schönen, wenn es auch nur noch ein halbes Leben zeigen sollte, mit edler Schonung warten und pflegen, und besonders großen Landesübeln mehr bei ihren Quellen Einhalt zu thun suchen, als bei ihrem Ausfluß mit großem Geräusch eine überflüssige und nichtshelfende Mühe zur Schau tragen. Auch dieses meinten sie, man müsse vor der Wahrheit und vor dem Recht, wenn sie etwa in großherzigen Erscheinungen in unsrer Mitte hervortreten würden, zum voraus den Hut abziehn, und auch, wenn sie sich in schwacher, ohnmächtiger Gestalt, ich möchte sagen, im Bettelkleide, zeigen würden, ihnen nicht, wie asiatische Tiermenschen ihren Leibeigenen, ins Gesicht speien.

Ihr letztes, großes Wort war dieses: Die Veredlung des häuslichen Lebens in allen Ständen, und die Errichtung von Landesschulen, die, indem sie das Beten, das Denken und das Arbeiten mit psychologischer Tiefe und in Uebereinstimmung eines in allen Ständen mit den Bedürfnissen des veredelten Hauswesens zu befördern geeignet seien, sei der einzige wahre Anfangspunkt echter und allgemeiner Hilfsmittel gegen die millionenfach ungleichen Erscheinungen des innern Wesens unsers Zeitverderbens, über welches die Welt in allen Ständen allgemein schon seit langem ein so lautes Klaggeschrei erhebt, indessen aber nur wenige dieser Klagenden große Lust und große Gewandtheit zeigen, etwas tiefer in den Kessel hineinzugucken, in dem sich das innere Wesen dieses Verderbens siedend kocht und täglich mehr in unsrer Mitte emporsprudelt.

Nachschrift.

Ich fühlte schon bei der ersten Ausgabe dieser Bogen, und man sagte mir es auch schon damals, wie viel es auf sich habe, als Menschenmaler, und besonders als Menschenmaler seiner Epoche aufzutreten, und man bemerkte besonders noch, daß ich durch mein ganzes Leben die Menschen und die Vorfälle meiner Umgebungen zwar sehr lebendig, aber auch sehr einseitig ins Auge gefaßt habe. Ich widerspreche auch diesem Urteil gar nicht, ich setze sogar noch hinzu: Ich habe die Welt, ich möchte sagen, nur ein paar Schritte vor meiner Hausthür gesehen. Ich kenne sie und ihr millionenfach verschiedenes Sein und Thun nur in der Schweizertracht und in der Schweizerform, und es ist sogar wahr, ich kannte sie vor meinen zwanziger Jahren, in denen sich meine Hauptansichten über das Sein, Thun und Leiden des Menschengeschlechts in mir selbst bildeten, ich möchte fast sagen, fixierten, nur in ihrer Zürichertracht und in ihren Züricherformen, die aber auch noch dazu

von ihrer jetzigen Tracht und Form in einem fast unbegreiflich großen Grad verschieden sind.

Ich habe durch mein ganzes Leben die Welt außer den Grenzen meines Vaterlands kaum betreten. Meine bildliche Darstellung von derselben muß also, sie kann nicht anders, in gewissen Rücksichten ebenso beschränkt sein, als es der Erfahrungskreis, von dem sie ausging, auch ist. Ich muß viele Dinge in der Welt sehr einseitig ins Auge gefaßt haben, aber ich bin auch nichts weniger als ein unbedingter Feind und Verächter einseitiger Ansichten, im Gegenteil, ich glaube, die Welt werde in allen Winkeln und in allen Ecken von einseitig beschränkten Ansichten regiert, und das Glück und der Segen von Millionen Menschen hängt wesentlich von der stillen Reifung und innern Vollendung einseitiger Ansichten ab. Ich bin vollkommen überzeugt, daß eine einseitige, aber von vieler Anschauungswahrheit unterstützte und belebte Darstellung des menschlichen Lebens und seiner Verhältnisse gar oft geeignet ist, ein tiefgreifendes Fundament einer richtigen und soliden Ansicht derselben zu gewähren, den eine vielseitige Darstellung desselben nicht selten in ihren wesentlichen Teilen zu erreichen vermag. Diese Wahrheit ist in diesen Bogen auffallend; ich habe das schon an sich in beschränkter Einseitigkeit ins Auge gefaßte Thun und Lassen unsers Geschlechts mit dem ganzen Umfang seiner Anlagen und Neigungen im tierischen Gewande auftreten zu machen gesucht. Dadurch habe ich die lebendige Ansicht meiner einseitigen Darstellung auf der einen Seite zwar verdoppelt, bin aber auch auf der andern Seite dahin gekommen, das Edle und Erhabene der Menschennatur, um deswillen ich das Schlechte, Tierische unsers Fleisches und Blutes allenthalben vorherrschend auffallen gemacht, mit lebendigerer Kraft durchschimmern machen zu können, als dieses mir möglich gewesen wäre, wenn ich nicht durch diese anscheinende Einseitigkeit meiner Darstellung Mittel gefunden hätte, den wesentlichen Ansichten meines Gegenstands einen belebten und dem sinnlichen Erfahrungskreis meiner Mitmenschen in allen Ständen einen sie lebendig ansprechenden Hintergrund zu geben.

Leser! ich lege dir also diese Bogen als ein Bild meines Geschlechts vor, wie dieses meiner Individualität in einer für die Geschichte der Menschheit höchst bedeutenden Epoche, zwar freilich nur in dem beschränkten Erfahrungskreis, in dem ich lebte, und durch denselben begründet in die Augen fiel, und sich in der Eigenheit meiner Lage und Verhältnisse in meiner Seele gestaltete. Ich denke indessen nicht daran, daß die Welterscheinungen meiner Epoche auf irgend jemand anders ganz und allgemein den gleichen Eindruck, wie auf mich gemacht und glaube auch ebenso wenig, daß meine individuelle Ansicht der Welt und meiner Epoche gar große Vorzüge vor der Art und Weise haben möge, wie die Welt und diese Epoche hundert und hundert anderen meiner Zeitgenossen ins Aug gefallen sein mag; aber ich wünsche von Herzen, daß mehrere meiner, besonders vaterländischen Zeitgenossen ihre diesfälligen Ansichten mit eben der Einfachheit, Offenheit, Gradsinnigkeit

und Unbefangenheit, wie ich es zu thun gesucht, und zwar mit einem den meinigen weit übertreffendern Pinsel darlegen mögen.

Was ich mir allein anmaße, ist, daß ich mich ernsthaft bestrebt habe, jedes Bild meines Gegenstandes so darzustellen, wie es wirklich in meiner Seele lag. Ich weiß indessen auch wohl, daß das leichte Kleid, in dem ich meine Individualansichten mehr zum belebten Anschauen, als zum künstlichen Zergliedern derselben dargelegt, die große Menschenzahl nicht befriedigen wird, die der Wahrheit nur dann huldigen, wenn sie ihr wenigstens dem Anschein nach künstlich zergliedert vor Augen gelegt wird. Aber dazu habe ich weder Lust noch Fähigkeit. Ich bin durchaus nicht gemacht, Leuten, die das Leben der Wahrheit nur durch Zergliederung der Begriffe zu suchen und nur in zergliederten Begriffen zu erkennen gewohnt und geneigt sind, diesfalls zu befriedigen und finde noch viel weniger Lust, Leuten, denen die Scheindeutlichkeit leerer Worte, wenn dieser auch schon sowohl der Hintergrund fester Anschauungen, als die Fülle innerer Tiefe der Erkenntnis mangelt, alles in allem ist, Genüge zu leisten. Ich wäre aber auch, wenn ich schon wollte, unfähig, weder der einen noch der andern dieser mir auch einseitig scheinenden Forderungen einer solchen wirklichen oder blos Scheinzergliederung der Begriffe zu entsprechen.

Ich bin mir selbst nicht durch die Bestimmtheit sorgfältig gewählter und bestimmt ausgesprochener Worte, ich bin mir selber nur durch die Lebendigkeit meiner mehr oder minder gereiften Anschauungen und Erfahrungen, der daraus hervorgegangenen Ueberzeugung von der Wahrheit meiner Anschauungen und Erfahrungen in mir selber klar.

Was ich nicht habe, das kann und will ich auch niemand geben, und ich will in diesen Bogen eigentlich nur im gemeinen Menschensinn, im bon sens unsers Geschlechts Anregungen zu Gedanken und Ahnungen veranlassen, deren Keime in der Menschennatur und in jedem Individuum derselben eben so allgemein vorliegen, als sie durch belebte Darstellungen von Bildern, die mit dem Gang ihrer Lebenserfahrungen übereinstimmen und in ihm sich allgemein von selbst zutag fördern, und frei und selbständig, und folglich als ihnen eigentümliche Gedanken und Ansichten aus ihnen hervortreten.

So wie ich diese Bogen ansehe, sollen also auch die Gedanken, die sie anregen, und die Ansichten, die sie veranlassen, nicht so fast als meine Gedanken und als meine Ansichten, sondern als diejenigen der Individuen, deren Lebenserfahrungen mit der bildlichen Darstellung derselben übereinstimmend sind, angesehen werden.

Also, liebe Blätter! geht in Gottes Namen noch einmal aus meiner Stille in die Welt, in der so viele Winde wehen und so viele Stürme brausen; wandert, so weit ihr könnt, den Weg meines Herzens, wandert auch diesmal so geräuschlos einher, als ihr dieses das erste mal thatet.

Liebe Blätter! Ich wünsche nicht mehr viel von euch zu hören, denn ich weiß, das wird nur in dem Fall geschehen, wenn ihr aus

Mißverstand viel unnütze Worte veranlassen werdet, und was am allerleichtesten geschehen könnte, aber für mich auch das allerempfindlichste wäre, wenn meine, im leichten Gewand, ohne eine Pickelhaube auf dem Kopf, ohne ein Schwert an der Seite und ohne einen Prügelstab in der Hand hingeworfenen Bilder den leidenschaftlichen Produkten irgend eines Parteigeists unserer Tage gleichgestellt und mit denselben, wie wir Schweizer sagen, in einen Kübel geworfen würden.



Erster Nachtrag aus noch nicht veröffentlichen Manuskripten.

Im Nachlasse Pestalozzi's auf der Züricher Stadtbibliothek befindet sich noch eine Sammlung von 7 einzelnen Bogen in Folio, die auf dem Umschlage den Titel „Fabeln" tragen. Es sind in der That Fortsetzungen seiner Fabeln, Figuren zu seinem ABCbuche, eigenhändig von Pestalozzi geschrieben, aber oft schwer zu entziffern, vielfach durchstrichen und mehrfach mit Zetteln überklebt. Sie stammen, wie zwei Stellen darin andeuten, aus der Zeit nach 1799; einige davon hatte bereits Niederer in der Wochenschrift für Menschenbildung (1807) veröffentlicht; diese sind in unsrer Ausgabe genau mit dem Original verglichen und danach korrigiert worden; der Abweichungen waren wenige und unwesentliche. Im ganzen enthalten diese Bogen 26 Fabeln, von denen 5 bereits aus der Wochenschrift in die früheren Werke aufgenommen waren[1]). Die Ueberschriften der Fabeln 241—245 finden sich nicht im Original, sie mögen wohl von Niederer stammen. Die Ueberschrift zu 240 ist in der Wochenschrift erweitert, sie lautet da: „Die Zeugnisgeber über die Wirkungen der Elementarbildung. Keine Fabel." Nr. 245 und 246 hatten in der Wochenschrift keine Ueberschriften, ebenso die Nummern 247, 248, 252—259, 260—264; der Konformität wegen sind sie von mir darüber gesetzt.

Zwei von den Fabeln aus dem Original konnten in diese Sammlung nicht aufgenommen werden, weil sie an vielen Stellen nicht zu entziffern waren. Der Inhalt ist etwa folgender:

1. In einer Stadt herrscht eine Magenkrankheit, an der viele Menschen starben. Der Stadtarzt richtet eine Staatsküche ein, aus der viertelstündlich kleine, leicht bereitete Portionen abgegeben werden. Die Todesfälle nahmen jetzt zwar ab, aber dafür zog ein ewiges Siechtum ein. Als der Präsident der gelehrten Gesellschaft der Stadt dem Arzt darüber Vorwürfe macht, bemerkt dieser: Ich arbeite ganz im Geiste der Stadt. Eure Lesebibliotheken sind für eure Herz- und Geistkranken ebensolche Staatsküchen, wie meine eine Leib-Staatsküche ist; was ihr da bietet, sind kleine, leichte Portionen, die den Herz- und Geistkranken auch keine Kraft geben, so daß sie geistig und sittlich hinsiechen.

2. Auf dem Gute des starrsinnigen Hartmann entsprang eine prächtige Quelle, aber er konnte sie nicht benutzen, denn sie lag an der Grenze und ihre Wasser flossen in das Gut des armen Nachbarn.

[1]) Werke XVIII, S. 166 ff. — In der jetzigen Sammlung die Nummern 240—246.

Man riet ihm, eine Badeanstalt zu errichten, aber er wollte nicht, daß andre Leute das Seine benutzten. „Ich bin durch mein Leben gewohnt, das, was mein ist, auch meinsein zu machen. Wenn Menschen mein sind, so brauche ich sie, daß sie spüren müssen, daß sie mein sind und sie können sich nicht beklagen, ich mache es mit meinen Hunden und mit meinen Pferden, die mir lieb sind, ebenso — aber mit der verfluchten Quelle kann ich es nicht." Er ließ mit großen Kosten einen Mühlstein herbeischaffen, um die Quelle zu bedecken. Aber das Wasser quoll doch hervor in vielen kleinen Aederchen und er sagte dann: Mir scheints, ich muß ihm doch das Wasser lassen, aber es quillt doch nicht mehr so prächtig hervor. Was mich am meisten ärgerte, war die Pracht, mit der es hinüber in seinen Betteldienst ging.

---

240. Der Zeugnisgeber.

Ein Schalk, der einen Baum, der ihm vor den Fenstern stand, haßte, sammelte unter ihm abgefallene und unreife Aepfel und zeigte sie den Nachbarn als Früchte dieses Baums. Aber diese fanden, eingeschrumpfte, vom Wurm angefressene und halbfaule Aepfel bewiesen nichts gegen den Baum, und man müsse die Schlechtheit seiner Früchte mit ausgereiften und frischen Aepfeln beweisen.

241. Die Weisheit des Widerspruchs gegen die Elementarbildung.

Ich muß unters Dach! Mach' doch, daß ich unters Dach komme! Also sagte ein Bauer zum Zimmermann, der ihm ein Haus bauen sollte. Dieser antwortete ihm: Es ist noch keine Rede vom Dach machen; das Fundament mangelt ja noch! Der Bauer erwiderte: Das will ich hintennach machen, wenn ich nur einmal unterm Dach bin. Aber dann kriegst du sicher Risse und Spalten in alle deine Wände, und frühe ein baufälliges Haus. O, sagte der Bauer, die Risse und Spalten will ich verkleistern, das verstehe ich; und ob das Haus in dreißig oder fünfzig Jahren baufällig wäre, das ist mir gleichviel, wenn ich es nur jetzt bald habe. Wenns so ist, sagte der Zimmermann, so hast du ganz Recht, und baute ihm das Haus, wie er es gern haben wollte.

242. Das Unglück des Landes, in welchem die Erziehungsgewalten die Einen taktlos begünstigen, und die Andern taktlos beschränken, und doch glauben, daß sie im Besitz der Vernunft seien, wie sie im Besitz der Gewalt sind.

Ein Junker verachtete die Kühe und liebte die Pferde. Wenn er in den Stall kam und schönes fettes Gras im Kuhbarren sah, sagte er allemal zum Knechte: Es ist schade für (um) das Gras, du mußt allemal das schöne Gras den Pferden geben, das magere ist

gut genug für die Kühe. Der Knecht that, was ihm der Herr befahl; dafür aber wurden seine Pferde schwach, und seine Kühe verloren die Milch. Der Junker kam in den Stall, sah das gedoppelte Unglück und sagte: Es ist doch ein Elend in der Welt, je vernünftiger man handelt, je unglücklicher wird man. Aber es ist eine heilige Sache um die Vernunft; wenn man einen guten Grundsatz hat, so muß man nicht von ihm weichen.

243. Auch in der Erziehung ist es wahr: Wo viel darauf angelegt wird zu scheinen, da ist das Betrogenwerden beinahe unausweichlich.

Ein Mann besaß eine Matte, die, weil sie groß war, und an einigen in die Augen fallenden Stellen viel Gras trug, den Ruf hatte, daß sie von großem Werte sei. Indessen trug sie imganzen und in ihrem großen Teil wenig ab und war von dem Wasser, das sie an einigen Orten abträglich machte, in ihrem großen Teile verdorben. Das wußte der Philister, der sie besaß, und um ihrer los zu werden, führte er einen gutmütigen Reichen in den Morgen= und Abendstunden auf ihr herum, wo die schiefe Richtung der Sonnenstrahlen die Stellen auch den dünnsten Graswuchs dicht scheinen machte. Der reiche Mann ließ sich führen, sah, was der Philister ihm zeigte, genau und glaubte die Matte genau gesehen zu haben. Er hatte sie wirklich an vielen Stellen gesehen und untersucht, sie trug an allen den Stellen viel Gras, und schien an allen, an denen sie viel Gras trug, noch mehr zu tragen, als sie wirklich trug. Doch wollte er noch seinen Augen nicht trauen; er fragte die Nachbarn. Sie sagten, es sei ein seltenes Stück Matte in Gras und Abtrag. Da kaufte er die Matte.

Die Heuernte kam und fiel schlecht aus. Als er auf den großen Weiten die dünnen Maden sah, schlug er die Hände auf dem Kopf zusammen und sagte einmal über das andere: Wie mich auch die Matte betrog! Nein, sagte ihm sein Freund, die Matte hat dich nicht betrogen, das Herumführen und das Zeugnisgeben hat dich betrogen. Es ist wahr, sagte endlich der Mann, ich habe die Matte nicht mit meinen, ich habe sie mit andrer Leute Augen angesehen.

(Das Folgende fehlt in der Wochenschrift; wir geben es aus dem Original wieder.)

Es verdroß ihn; er meinte, er habe doch alles gethan, was ihn außer Gefahr setzen konnte. Ich habe doch, sagte er zu seinem Freunde, dem Verkäufer nicht geglaubt, ich habe mit meinen Augen gesehen, und wie wenn ich diesen nicht traute, noch viele Zeugnisse davon aufgenommen. Was soll man doch mehr thun bei einem Kaufe?

Der Freund antwortete ihm: Du hast zwar viel gethan, aber du hast das Notwendige versäumt, du hast nicht gelernt, den Schein vom Wahren zu unterscheiden und wer das nicht kann, den beschummeln die Philister.

244. Die neuesten Poetischen und Kunstschönen in der Erziehung.

„Wenn man einmal die Bäume in der Blüte gesehen, so ekelt einem ihr Anblick in jeder andern Gestalt.“ So redete ein Mann, den das Blühen seines Baumgartens zum Halbnarren gemacht. Kannst du, sagte er zu seinem Gärtner, meine Bäume so schneiden und besorgen, daß sie auch den Sommer und Herbst über blühen? Bei einigen ist's möglich, sagte der Gärtner, ich schneide ihre Aeste alle zurück und lasse nur wenige übrig, diese treiben dann mit einer für die Baumart übernatürlichen Kraft, und ich breche dann alle Fruchtknospen des Baumes, sobald sie verblühet, augenblicklich ab; darnach treiben sie wieder Knospen und Blüten, und sowie diese verblüht, breche ich sie wieder ab, und das mache ich so lange, als sie nur wieder Blüten treiben. Aber freilich, setzte er hinzu, das schwächt den Baum, daß er früh stirbt, und so lange er lebt und also behandelt wird, trägt er keine Früchte. Das hat nichts zu bedeuten, antwortete der Junker. Es ist ein göttliches Ding um die blühenden Bäume, ich will mir dasselbe in meinem Hause und vor allen Fenstern, soviel als immer möglich verschaffen. (Ausgestrichene Stelle: Ich ziehe es dem Schauspiel vor. Er setzte hinzu: Ich kann doch nur des Abends in das andere Schauspiel, die andere Zeit will ich es bei'Haus so angenehm haben, als möglich.)

Das ist alles gut, erwiderte der Gärtner, aber wenn alle Leute wie Ihro Gnaden dächten, so würde ja alles Obst von der Erde verschwinden und nicht einmal Samen zu künftigen Bäumen reif werden. Ja, Gärtner, sagte der Junker, es gibt noch gemeine Leute, die lieber Aepfel essen als Apfelbluft sehen, und so lange es dergleichen Leute gibt, kann es an Samen für künftige Bäume nicht fehlen. Sie haben ganz Recht, bemerkte der Gärtner, und der Junker setzte hinzu: Man muß sich Samens und der Sorgfalt halber für das dritte und vierte Geschlecht künftiger Bäume an gemeine Leute halten; wer über diese erhaben in meiner Lage ist, den göttlichen Blütenduft über das Aepfelessen hinauf setzen zu dürfen, der hat sich so wenig für die dritte und vierte Generation der Bäume zu bekümmern, als eine Mutter, die alle Tage ins Schauspiel geht, sich für das dritte und vierte Geschlecht ihrer Nachkommenschaft bekümmert. Er fügte hinzu: Es gibt auch diesfalls immer gemeine Leute, die dafür da sind, und das ist ganz recht. Was wollte man sonst mit den Leuten thun, die kein Geld haben, wenn es nicht wäre, daß eine Hand die andere waschen muß, und damit werden ja beide sauber. Das ist gewiß wahr, sagte der Gärtner, wenn nicht beide zu waschen — vergessen werden.

245. Mensch und Hund.

In einem fernen Gestirn erhebt sich ein Feen-Palast, ausgeschmückt mit allem, was Kunst und Pracht herrliches und kostbares darbieten.

Es ist der Wohnsitz einer Fee, die durch ihre himmlische Anmut, durch ihren Verstand, ihre Talente alle Herzen fesselt. Zu diesem Palaste wallfahrtete ein Pilgrim, ein Freund der Sache des Volkes und der Volkserziehung. Möchte doch, so sprach er zu sich selbst, als er die Stufen des Palastes betrat, möchte doch diese treffliche Bewohnerin sich der guten Sache annehmen, möchte der Himmel mir Kraft verleihen, auf daß meine Worte Eingang fänden in diesem edlen Herzen. Möchte ich der Wahrheit und Menschenbildung den Triumph bereiten können, daß auch dieses überirdische Wesen das Werk, das mit mehr als irdischer Liebe in der Schweiz begann, ihrer Aufmerksamkeit würdigte! — Schüchtern und ungern hatte er schon so manches Feenschloß betreten. Hoffnungsvoll und mutig erstieg er diesmal die Stufen des Palastes. Im Beisein zahlreicher dienstbarer Geister sprach er zu ihr mit einem Eifer, mit einer Wärme, die er unter solchen Umgebungen sich selbst nicht zugetraut hätte; einen treuen Untertanen herab auf die Erde zu senden, um die Sache, für die er sprach, sich zuzueignen, damit man sie prüfe und nach jenem Gestirn verpflanzen könne, das war seine Bitte.

Mit herablassender Güte erwiderte die Fee: Fremdling! düstere Gewitterwolken steigen an unserem Horizonte empor — alles, was ich vermag, muß ich jetzt bewahren für die nahen Zeiten der Not. Wärest du in glücklichern Zeiten gekommen, vielleicht hätte ich deine Bitte gewährt, aber so kann ich nur bedauern, daß es nicht in meiner Gewalt stehet

Trauernd entfernte sich der Pilgrim; — der Ruf dieser Fee, ihr himmlisches Antlitz haben mich getäuscht, sprach er zu sich selbst; doch vielleicht sind meine Augen verblendet, und es ist die höchste Weisheit, die aus ihrem Munde sprach.

Er stieg mit diesem Gedanken beschäftigt, die Stufen des Palastes herab. Der dienstbaren Geister erster begleitete ihn, ein zartes Hündchen kommt ihnen freundlich entgegen. Fremdling, sprach sein Begleiter lächelnd zu ihm, betrachte dieses Hündchen, — siehst du nichts außerordentliches an ihm? Gleichgiltig erwiderte der Pilgrim: Ist es doch nur ein Hund, wie viele Hunde sind. Mit nichten, erwiderte jener, es ist der Liebling der Fee; goldene Glöckchen spielen an seinem Halsband; er kam aus weiter Ferne; ein dienstbarer Geist trug ihn auf schnellen Fittichen zu uns und tausend Drachmen kostete die Reise. Götter, dachte der Pilgrim, es ist das dreifache der Summe, die ich so eben für einen edlen Zweck erflehte.

Unerforschliche Weisheit! Doch, es ist ja ein Hund, den schon viele Beherrscher der Vorwelt höher achteten und besser versorgten, als ihre Untertanen.

246. Der Landedelmann und sein Schulmeister.

Landedelmann. Aber unsere Bauernjungen sind dazu wohl zu dumm; werden sie den Rechenunterricht (nach Pestalozzi) begreifen?

Schulmeister. Sie müssen es begreifen, sie können nicht anders.

Pendant zu obigem aus einer Schweizerschule.

Einige Fremde besuchten eine Schule, in der die pestalozzische Methode von dem braven Schulmeister aus eignem Antrieb eingeführt war. Dieser um jenen die Fortschritte der Kinder im Rechnen zu zeigen, legte ihnen zuerst einige Aufgaben vor, dann aber hörte er auf einmal auf, und ließ sie selbst einander Aufgaben geben. Die Fremden darüber verwundert, fragten den Schulmeister, warum er nicht fortfahre? Ja, sagte er, weil die Buben weiter sind als ich.

247. Die Luft und das Fenster.

Ich lasse das Licht durch, wie Gottes Luft, sagte das Fenster.

Die Luft antwortete: Aber wenn dein Meister dunkel haben will, so schließt er nur die Fallladen.

Das Glas ist hart und spröde, es antwortete der Luft: Ich bin doch mehr als du; ich halte Wind und Sturm, die du erschafft, von dem Gebiet ab, das ich schütze.

Die hohe Luft antwortete ihm lächelnd: Aber das Mittel, das du hierzu brauchst, vergiftet den Winkel, den du schützest und du brauchst mich sogar wieder selber, um die Dünste, die unter deinem Schutz zu Gift werden, aus deiner Herrschaft auszuziehen und in meiner Freiheit unschädlich werden zu lassen.

248. Die beiden Finanzräte.

1. Finanzrat. Unser Volk will lieber ausgesogen und vervorteilt (übervorteilt), als kontrolliert sein.

2. Rat. Du hast Recht, aber du weißt nicht, was du damit beweisest.

1. Rat. Warum?

2. Rat. Weil man es eben darum kontrollieren muß.

1. Rat. Ich begreife nicht.

2. Rat. Ich will dir auch keine Gründe dafür sagen, als diesen einzigen, daß die Oberkeit in Ehrlosigkeit und alle Entwürdigung, deren die Menschennatur fähig ist, versinken muß, die diesen Zustand des Volkes sieht und nützet.

249. Die Unschuld und der gefangene Wolf.

Die Unschuld fragte den gefangenen Wolf: Warum hassest du auch Freiheit und Gleichheit? Er sperrte das Maul auf und sagte: Heilige Einfalt, sieh doch in meinen Rachen!

250. Eben diese Unschuld und die Haus- und Stalltiere.

Eben diese Unschuld fragte später die Haus- und Stalltiere, warum sie die Freiheit und Gleichheit nicht brauchen könnten.

Alle gestanden, die Stallfütterung mache sie naschhaft und träge und die Ketten- und Riegelordnung furchtsam und bringe gewisse Handwerks-Ordnungen und -Sitten in ihr Hirn und in ihre Gebeine, die sich mit der Freiheit gar nicht vertrügen.

Doch einige äußerten sich noch speziell. Das Schwein allein nicht; es grunzte nur in seinem Trog, anstatt zu antworten.

Der Hund sagte, er liebe die Freiheit und habe an den Jagdtagen seine gute Portion, aber die Gleichheit sei wider sein Jagdrecht.

Die Katze sagte, sie liebe die Nachtfreiheit und fühle keine Bedürfnisse für die Tagfreiheit in ihrem Herzen. Ferner äußerte sie inbezug auf die Gleichheit, sie halte es diesfalls mit dem Hunde.

Der Ochs sagte: Ich weiß eigentlich weder was das eine, noch was das andere ist.

Das Kalb sagte: Ich gehöre zu der Kuh.

Ein goldschillernder Papagei sagte: Die Früchte am Ganges sind freilich feiner, als mein Pfrundeinkommen im Turm (Gefängnis), aber man macht mir doch meine Tasse mehr als halb voll Zucker, ehe man mir Wasser daran thut; dafür kann ich doch wohl zuzeiten meinen krummen Schnabel aufthun und predigen, was man gern hört.

Aber weit die merkwürdigsten Antworten vom Haus- und Stallvieh an die Unschuld sind die des Schafes und des Hahnes.

Das erste sagte, sie hätten in ihrem Geschlecht einen Tier- (unleserlich; dem Sinne nach: einen Lehrer der Tiere, einen Tiererzieher), der sie von Kindesbeinen auf lehre, daß die Menschen einzig von ihrer Haut und ihrem Fleisch (Vorteil zögen — fehlt —), sei in allen seinen Teilen rechtmäßig: das Scheren sei ein billiger Lohn für das Hüten, das Futtern sei eine Wohlthat, die sie noch obendrein von ihrer hochbeinigen Oberkeit erhielten und das Metzgen sei ein Staatsdienst, dem ihr Geschecht, wie jedes andere, mit vollem Recht unterworfen sei, weil ohne das der Staat nicht bestehen könne.

Der Hahn aber sagte, sein Gehirn, das auf einem hohen Halse stehe, sei höher und reiner, als das Gehirn aller Tiere und er glaube an eine Offenbarung, die die Geduld der Tiere und ihr leidendes Tragen alles Mordes, aller Verstümmlung und aller Einsperrung ihnen als ein Verdienst der Werke anrechne, für das sie alle in einem bessern Tierleben belohnt werden sollten.

Der fromme Hahn war seines Glaubens so sicher, daß er sich einbildete, er sei von den Göttern auch für die Menschen zum Propheten- und Predigtamt des Dienstglaubens bestimmt und es sei seine Schuldigkeit, die Knechte und Mägde alle Morgen vor Sonnenaufgang zu ihrem Dienst aufzuwecken und aus dem Bett zu krähen, damit sie früh anfingen zu dienen.

251. Die Unschuld und die Fische und die Vögel.

Auch die Fische im Wasser und die Vögel unter dem Himmel fragten die Unschuld, warum sie mehr Freiheit hätten, als andere Tiere.

Die Unschuld antwortete: Das ist nur darum, weil der Freiheitsfreund, der Mensch, im Wasser ersäuft und aus der Luft herunterpurzelt.

252. Herr von Derbhaus.

Ein Bürger fragte die Unschuld, warum der Herr von Derbhans die Freiheit, die er sich gegen alle Bürger herausnehme, so mit Unliebden an (von) ihnen trage.

Die Unschuld antwortete: Der Herr von Derbhans hat Gefühl, und die Wahrheit und das Recht, das gegen ihn ist, thut ihm weh, aber er denkt dann freilich nicht, daß die Menschen, die nur Bürger und also unter ihm sind, auch Gefühl haben und daß die Lügen und das Unrecht, die wider die Bürger sind, diesen ebenso weh thun, als ihm Wahrheit und Recht.

253. Eine Erklärung zu dieser Antwort.

Bald darauf fragte ein Mensch, der diese Antwort gehört, einen andern: Weißt du jetzt, woher die großen Fehler der Polizei- und Zensurenordnung entspringen? Und beide waren einig, sie kämen nur daher, daß hier und dort solche Herren von Derbhanse die gesetzgeberische und die Exekutivgewalt über diese sonst guten Mittel der bürgerlichen Ordnung in Händen hätten.

254. Unterschied des Standes und der Tugend.

Einst, da die Sonne ihren Weg noch nicht recht kannte, ward ein warmes Land durch ihre Verirrung plötzlich kalt und alle Tiere verloren von ihrer Größe, ihrer Farbe und ihrer Tugend.

Aber die Edlen unter den Tieren behaupteten dennoch, diese Revolution habe nur das andere Vieh schlechter gemacht, sie aber gar nicht.

255. Der Schaden des Mitregierens.

Da der Elephant den Tieren den Affengelust des Miteinanderregierens mißriet, malten ihm diese die Laster der jetzt regierenden Tiere mit schwarzen Farben und bejammerten zugleich die Gedankenlosigkeit ihrer sonst so tugendhaften und gutmütigen Voreltern.

Aber der Elephant antwortete ihnen: Was werdet ihr gewinnen, wenn die Laster der Bären und Füchse in Tiere fahren werden, deren Untugend vorher nur Gedankenlosigkeit war?

Er hatte Recht. Die Uebel aller Revolutionen bestehen wesentlich darin, daß sie Amts- und Regierungslaster unter Menschen bringen, deren Untugend vorher nur Gedankenlosigkeit war.

256. Katze und Hund.

Auf den Armen der Sylvia verleumdete ihre Schoßkatze ihren Schoßhund. Aber dieser stand kaum wieder auf ihrem Tische, so raunte sie ihm ins Ohr, was die Katze von ihm geredet hatte und sagte: Du weißt doch, lieber Hund, wie natürlich die Verleumdung dem tierischen Herzen ist! Denke nur auch, wie oft sie wider ihr tierisches Herz manchen guten Bissen mit dir teilen muß, den sie sonst allein kriegt.

Der Hund erwiderte: Ich weiß es wohl, daß die Verleumdung dem Katzenherzen natürlich ist, aber wenn ich ein Mensch wäre, so würde ich ein solches Tier nicht auf meinen Schoß nehmen.

Sylvia sagte darauf: Guter Hund, du weißt gar nicht, was ein Mensch ist und was er oft muß, aber glaube mir, wenn man auf einem hohen Posten ist, so kann man nicht anders, als Verleumder neben sich haben.

Ich bin doch keiner? erwiderte der Hund.

Aber eben deshalb bist du mir auch nur halb brauchbar, sagte Sylvia darauf.

Der Hund erstaunte; er wußte bis jetzt wirklich noch nicht, daß Hundetreu in der Menschenschätzung soweit hinter Katzenbrauchbarkeit zurückstehe.

257. Menoni forn (vorher) und Menoni heuer.

Menoni teilte seinen Mundvoll mit jedem gern, der einen Spaß dazu sagte, wenn er ihn hinunterschluckte, kurz, er war ein Mann, wie die liebe Stund — bis er Ratsherr ward. Aber jetzt? Es ist kaum sechs Wochen drei Tage, du kennst ihn nicht. Es freut ihn kein Mundvoll mehr, den er neben einem gemeinen Menschen ins Maul stoßt; es muß ein Ratsfreund sein, wenn er dazu lacht. Er ist wie aus dem Menschen herausgekommen, er kennt jetzt nur Herren und Volk; der Name Herr ist ihm lieblich, wie der Gesang seiner Lisette, aber beim Namen Volk macht er Augen rund und groß, wie eine Nachteule. Ein Geschäft, das er mit Kunz und Benz im Spaß abthat, macht ihn jetzt ernst; so lange der Mann redet, steht er vor ihnen, wie wenn Niemand um den Weg wäre; und wenn er für einen Augenblick ihn anblickt oder ihm ein Wort zuwirft, so liegt wegwerfende Anmaßung auf seiner Stirn, derbe Lieblosigkeit in seinen Augen, verbissener Argwohn auf seinen Lippen.

Ueber das alles hechelte ihn jetzt ein Tisch voll Leute aus (durch), bei denen er, da man noch 99 zählte, so oft und so freundlich wie die liebe Stunde saß. Die meisten sagten: Es ist erstaunlich, wie sich ein Mensch ändern kann, und alle waren einig, wenn er die Ratsstube nicht gesehen, so wäre er nachher wie vorhin.

Es ist mir noch mit allen so gegangen, die davon schmeckten, sagte John offen. Einmal nur mit dem Schreiber Kniff . . . (unleserlich, etwa: spricht er), sagte Hans Grad, und mit dem Weibel Walter

Schlegel, ein anderer, und mit dem Vogt Ziehseil, ein dritter, und mit dem Amtmann Honiglecker —

Was wollet ihr sagen? unterbrach sie Hans Kurzfasser, es wird euch mit allen so gehen, die dahin kommen, am heiligen Recht und seinen Papieren zu meistern, zu pfuschen oder zu handlangern.

Das wird doch nicht Gottes Wille sein! sagte der Leerkopf Hobelspahn.

Du Narr! Es ist nicht anders, sagte die Schmocknase pfiffig.

Aber warum das? fragten viele.

Er antwortete bedächtlich: Auch die zarteste Hand wird beim Schmieden, Drehen, Schlagen, Binden und Pressen hart und je fleißiger du so einen Beruf treibst, desto schneller wird dir die Hand wie sie sein muß, wenn dir die Arbeit nicht wehe thun soll.

Der gutmütige Siebengradglauber sagte: Es ist doch auch nicht, daß alle Amtsarbeit nur im Ausschlagen, Drehen, Binden und Pressen besteht.

Aber die Schmocknase antwortete: Das ist wahr. Aber auch der Schmied schmiedet nicht immer und der Dreher dreht nicht immer, aber das, was du viel thust, macht aus dir, was du bist; das, was du wenig thust, läßt dich dann, wie du bist.

Der Siebengradglauber konnte es doch noch nicht über das Herz bringen, daß es also sei; er sagte noch: Es gibt doch auch Leute im Dienst, die nicht so unfreundlich und grob sind, und wenn es sein muß, so kann ich sie nennen.

Er namsete wirklich den freundlichen Ueberlegschnabel, den lachenden Pfennigsucher, den handdrückenden Stankgehalter — —

Schweig, schweig! sagten jetzt viele. Wenn du keine bessern kennst, so bleib in Gottes Namen mit diesen Freundlichen zuhause, da sind die Groben doch mehr wert.

Der bravste Mann am Tische endete das Gespräch mit den Worten: Ich fange jetzt an zu begreifen, warum gewisse Leute glauben, man könne kein Christ sein und bürgerliche Aemter besitzen, und er setzte hinzu: Ich glaube, es sei in dem Spruche „Es ist leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, denn daß ein Reicher in das Himmelreich komme", ein Druckfehler und anstatt „Reicher" müsse es „Richter" heißen.

258. Der Bären Ansprüche an ein unabhängendes Strafgericht in ihrem Reiche.

Der Löwe war noch krank; dennoch hatte er die wütende Hyäne und einige Kühe und einige Esel aus seiner Regierungshölle vertrieben.

Zahllose Tierarten beglückwünschten ihn jetzt für den großen Tiertag, an dem er dies bewerkstelligt.

Unter ihnen erschien auch der Bär. Allein dieser stellte sich vor Seiner Majestät auf seine Hinterfüße und zeigte dem Könige die ganze

Umfassung seiner Vorderfüße, die breite Kraft seiner Tatzen und seiner eingreifenden Klauen.

Dann sprach er in dieser Stellung zum Löwen: Gott erhalte die Tage und die Alleinherrschaft des Königs in Ewigkeit! Amen. Und unsern Dienst mit Tatzen, Klauen, Zähnen und Armen im voraus! Wir stehen hier, und wir stehen, wie kein Vieh mehr steht, so stehen wir —, aber wir begehren, vor eurem Thron (zu stehen, an der Herrschaft teilzunehmen), denn auch unser Geschlecht ist mit der verworfenen Mitherrschaft der Hyänen, der Esel und Kühe aus seinem rechtmäßigen und dem Dienste des Königs so wesentlichen, alten Besitzstande verdrängt worden. In allen Landen, wo es viel schneit und wenig Tag ist, stand unser frommes, von Honig und Heuschrecken lebendes Geschlecht von Jahrhunderten her im rechtlichen Besitz, nicht blos mit täglichem Brummen, stillem nächtlichen Schleichen und mit Gespenstererscheinungen beim Mondschein alle Waldbewohner in ihrem Tierglauben und in ihrer Tiertugend zu stärken und zu befestigen, sondern auch das ungläubige, widerspenstige und sittenlose Vieh mit unsern Klauen und Zähnen zu packen und vor unsern eigenen, von deiner Herrschaft ganz unabhangenden Gerichten mit unsern Tatzen zu treffen. Diese unsre alten Rechte reklamieren wir in dieser Stunde von deiner Gerechtigkeit.

Der kranke Löwe war im Anfange erstaunt; die stehende Stellung des Bären erregte in ihm ein Herzklopfen, von dem der Arzt ihm gesagt, es werde ihm den Tod bringen. Er bat also den Bären, diese vor seinem Thron so unverständige Stellung zu ändern und sich gefälligst auf seine alle viere herabzulassen.

Aber der Bär antwortete, er stehe aus Ehrfurcht auf seinen zwei hinteren und werde sich in dieser Stellung zu erhalten wissen, bis es Seiner Majestät gefalle, über sein rechtliches Ansuchen abzusprechen.

Diese Antwort verdoppelte das Herzklopfen des schwachen Königs, es träumte ihm von Tod und Begräbnis und er säumte nicht, mit dem zahnlosen Mund und mit zitternder Zunge auszusprechen und zu erkennen:

Das fromme Geschlecht der honigfressenden Bären solle in allen Landen, wo es viel schneit und wenig Tag ist, in seinem alten Recht, den Glauben und die Tugend des waldbewohnenden Vieh's nicht blos mit Brummen, Schleichen und Gespenstererscheinungen zu stärken und zu befestigen, sondern auch das widerspenstige und ungläubige Vieh mit Zähnen und Klauen vor seine eigenen, von der Löwenherrschaft unabhangenden Gerichte zu ziehen und daselbst mit ihren eigenen Tatzen nach Pflicht und Gewissen zu bestrafen, bestens beschützt und beschirmt sein.

259. Das Kleinod.

Ein armer Mann kam durch ein Erbe zu einem verrosteten und unscheinbaren Kleinod. Er trug es zu einem Goldschmied und bat, es

ihm zu reinigen und zu schätzen. Dieser bot ihm etwas weniges dafür und wiederriet ihm das Reinigen. Man sieht dann erst recht, sagte er, daß es von schlechtem Metall und daß die Steine daran nichts wert sind.

Darauf trug es der Mann hin und her zu den reichen Leuten der Stadt. Es schien allen ein sonderbares Stück, aber der eine meinte, es müsse nichts wert sein, weil es in dieses Menschen Hand sei, der andre sagte: Ich kenne den, von dem er es geerbt hat; wenn es etwas rechtes wäre, er hätte dazu Sorge getragen und es nicht so verrosten lassen; einige, die seinen Wert erkannten, dachten, es kennt das Stück hier niemand, es ist auch niemand da, der ihm bei fernem das dafür gebe, was es wert ist; wenn wir nur warten, so sind wir sicher, das Stück fällt uns für einen toten Pfennig in die Hand.

Er trug seinen Schatz so Monate lang umher, aber einmal rieb ein Stein, der in dem Sack (der Tasche) war, in dem er sich mit dem Kleinod umhertrieb, an einer Ecke den Rost ab und das Kleinod glänzte an der Ecke, wie der schönste Kalk an einer Domkirche.

Der Arme schöpfte wieder Mut; er ging wieder zu dem Goldschmied und wollte jetzt durchaus, daß er es reinige, damit es allenthalben werde, wie an dieser schönen Ecke.

Thue das nicht, sagte der Goldschmied, ich muß das besser verstehen. Es ist nicht alles Gold, was glänzt. Wenn du das Stück so lässest, so ist es alt, aber wenn der Rost davon weg ist, so ist es dann nicht einmal mehr alt.

Aber der Arme hatte Glauben an sein Kleinod.

Indem der Goldschmied das sagte, hielt die Frau Goldschmiedin das Kleinod so fest in der Hand, als wenn sie es nicht wieder daraus lassen wollte und gab mit den Augen dem Goldschmied einen Wink.

Der Arme sah den Blick, er stärkte seinen Glauben an das Kleinod mächtig und er sagte zur Frau Goldschmiedin: Gebt mir in Gottes Namen mein Stück wieder.

Sie gab es. Er ging und nahm den Entschluß, es selber zu reinigen. Es gelang herrlich. Rost und Kot hatten selber die Steine daran kleiner gemacht, als sie waren und das Gold war das reinste und feinste; er hatte es jetzt selber probiert und seinen Strich mit dem Strich eines entliehenen Dukaten verglichen. Er zweifelte jetzt nicht mehr an seinem Glück, aber er zeigte das Kleinod auch keinen von allen den Menschen mehr, die ihm gesagt hatten, es sei nicht viel wert.

Er machte sich, wie wenn er gestohlen hätte, am Morgen vor Tag auf den Weg zu Goldschmieden, die nicht seine Nachbarn und nicht seine Mitbürger waren. Diese zahlten ihm den vollen Wert des Goldes und der Steine.

Er kam übermorgen wieder heim und war jetzt reich. Die Nachbarn und Mitbürger wünschten ihm jetzt Glück; viele sagten: Das hätten wir doch nicht geglaubt!

Aber der Goldschmied und ein paar andere, die geglaubt hatten, wenn sie nur warteten, so solle ihnen das Kleinod von selbst in die Hand fallen, kratzten sich hinter den Ohren.

Die Frau Goldschmiedin aber sagte dem Herrn Goldschmied: Hab ich dirs nicht gesagt, wenn man zu viel verlangt, so wird einem zu wenig?

Ja, ja, sagte der Goldschmied, ich besinne mich gar wohl! Es war ein teurer Wink; so einen teuren Wink hast du mir in meinem Leben nicht gegeben.

Es that mir so weh, sagte sie; ich habe es fast nicht wieder aus den Händen lassen können.

260. Künstler und Narren.

Ein Narr sah einen Künstler an einem rohen Stein arbeiten. Schade, schade, sagte er, daß du ihn nicht polierst.

Der Steinkünstler erwiderte: Wir Steinkünstler machen es nicht, wie die Menschenkünstler, die neuen Erzieher. Diese geben den Kindern eine vollendete Politur, ehe sie auch nur daran denken, sie zu bearbeiten.

Ja, ja, sagte der Narr, das ist recht, das ist ganz recht. So, ebenso solltet auch ihr es machen.

261. Mensch—Mann—Bürger.

„Der höhere Mensch wurde damals noch leichter der höhere Bürger; beides, das Haus und die Schule machten das Kind zum Menschen; es war eher Mensch, als Mann, es war eher Mann, als Bürger. Jetzt wird der schlechtere Mann leicht der höhere Bürger; er wird Bürger, ehe er Mann ist; er wird Mann, ehe er Mensch ist. Niemand macht ihn zum Menschen; das Haus hat ihn verlassen und die Schule macht ihn zum Bürger."

Das antwortete ein fühlender, liebender Mensch, dem Rat Halbherz, der ihm klagte (durchstrichen: Die Einnahmen der Stadt gingen zurück, je mehr man für die Bildung der Bürger thue), die Bürger seiner Stadt — sie liegt in Europa — würden mit jedem Jahrzehnt unedler, anmaßender und selbstsüchtiger und wie das schlimmste, bei anderweiten zunehmenden Schäden (?) seien sie in ihren alten Rohheiten und Derbheiten nur um so kraftvoller.

Der Herr von Halbherz stutzte über diese Antwort und sagte, nachdem er einen Augenblick an dem Daumennagel seiner rechten Hand gekaut: Schweiget! Dergleichen Vergleiche machen jetzt böses Blut.

Der fühlende und liebende Mensch lächelte und sagte: Das Schweigen ist recht; ihr müßt nur immer mit Schweigen ein gutes Beispiel geben.

Ich wollte doch gern, daß geholfen würde, sagte Halbherz. Der andere erwiderte: Schweiget! Schweiget! So lange von euch aus bei der Staatserziehung das äußerlich Harte der bürgerlichen Ausbildung der Jugend eingeübt wird, ehe das Menschen- und Gottheilige in ihm entfaltet wurde, kann von Volkscharakter und bürger-

licher Brauchbarkeit, von Menschenbildung und Menschentugend so wenig die Rede sein, als vom guten Zustande der Matten eures Nachbars, der den Waldbach alle Frühlinge ungehindert Kies und Steine herbeiführen und sie damit überdecken läßt und der im Sommer dann klagt, daß dieses Grien das Gedeihen der Matten hindere.

Ja, Ja, sagte endlich der Halbherz; man kann nur mit euch über dergleichen Gegenstände nicht reden; ihr meinet immer man könne und müsse alle Furchen (Rinnsale) gerade machen.

So wundert euch nicht, sagte endlich der andere, daß eure Bürger mit jedem Jahrzehnt unedler, anmaßender und selbstsüchtiger und in ihren alten Rohheiten kraftvoller werden. Ihr handelt Erziehungs halber genau wie euer Nachbar.

262. Von gleichen und von verschiedenen Eiern.

„So wie einer hier etwas thut, genau also thut es auch der andere; so wie eine Dame den Thee serviert, so serviert ihn auch die andere; so wie ein Geistlicher predigt, so predigt auch der andere; so wie ein Ratsherr urteilt, also urteilt auch der andere und so wie eine Stubenmagd die Kleider ausbürstet, also bürstet sie auch die andere aus, kurz, ich mag hier gern wohnen; was einer ist und was einer thut, sieht dem, was der andere ist und thut, so gleich, wie ein Ei dem andern", — das sagte Bürger Munziger zum Bürger Ryfmann.

Dieser antwortete ihm: Wenn etwas gut ist, so mag ich auch gern, daß es alle gleich machen, aber ich sehe doch auch gern, daß die Eier sich als Eier und nicht als Hennen-Eier gleich sehen und wohne lieber an einem Orte, wo auch das beste Thun der Leute von einander verschieden ist, wie Gänseeier und Schwaneneier, Taubeneier und Nachtigalleneier von einander verschieden sind, als in einem Hühnerstalle, wo die Eier sich gar zu gleich sehen.

263. Baumeister und Narr.

Ein Baumeister hatte den Namen, er mache die Fundamente der großen Paläste für die Ewigkeit dauern.

Ein Narr sagte zu ihm: Was braucht es so viel Kunst? Ich setze mein Haus auf einen Felsen.

Der Baumeister antwortete: Und ich mache erst den Felsen (zurecht, bearbeite ihn erst) und dann setze ich mein Haus auch darauf.

264. Die kranke Schafherde.

Eine Schafherde ward räudig; zwei Schafe waren es allein, die nicht räudig. Der Schäfer sonderte sie mit Sorgfalt von der Herde. Als die andern Schafe das sahen, sagten sie unter einander: Diese Tiere müssen nicht blos eine ansteckende, sie müssen eine erschreckliche Krankheit haben, daß der Schäfer sie also von uns sondert. Einige

aber meinten, bei einer so wichtigen Krankheit thäte er doch besser, sie metzgern zu lassen.

Als einst eine Partei . . . (unleserlich) zwei edle Menschen wegen ihrer politischen Meinungen einsperrte, sagte der Gesindelhaufen des Orts beinahe einstimmig: Das müssen doch zwei entsetzliche Menschen sein, daß man sie von uns absondert! Einige aber meinten, man hätte besser gethan, solche Menschen aufzuhängen, als sie nur also von den ehrlichen Leuten abzusondern.

Zweiter Nachtrag aus noch nicht veröffentlichen Manuskripten.

Außerdem befindet sich noch eine Sammlung Fabeln an demselben Orte. Diese sind auf Oktavblätter geschrieben, ebenfalls schwer zu entziffern. Es sind meist die ersten Entwürfe zu bereits in der ersten Ausgabe veröffentlichten „Figuren" und eine in der jetzigen Einleitung enthaltene zweite Vorrede. Nur fünf Stücke waren darunter, die noch nicht veröffentlicht waren und die wir unter Nr. 263 bis 267 bringen. Nr. 263 und 64 hatten keine Ueberschrift.

265. Was das Gedeihen der Pflanzen und der Menschen fördert.

Die Früchte des Feldes gedeihen nicht ohne einen gehörigen Spielraum der Freiheit, sagte ein verständiger Bauer.

Die Schmarotzerpflanzen und alle großen antworteten: Man kann auf der reinen Haide sehen, was der Spielraum der Freiheit den Pflanzen hilft.

Die bessern erwiderten: Muß denn die Pflanze im Haidesand stehen, um frei zu sein?

Aber ein Gärtner, der den Streit hörte, sagte ihnen: Schweiget! Die Wahrheit des guten Bauern geht nicht in eine Schmarotzerseele, sonst würden die großen Pflanzen am besten wissen, daß die kleinen nur dadurch frei werden, wenn ihr treuer Gärtner für sie sorgt, damit die großen Pflanzen mit der Gewalt ihrer Wurzeln sie nicht vernichten und wenn er alles um sie herausrauft, was sie hindert, zu wachsen.

266. Erziehungsweisheit.

Drei Bauern bauten sich Schweineställe. Alle drei wollten gute Schweinemeister sein, aber sie griffens ungleich an.

Der erste baute den Stall in sumpfigen Boden und ging dann alle Morgen und peitschte die Schweine und fluchte mit ihnen, daß sie sich nicht im Sumpfe wälzten.

Der andre baute den Stall auch in den Sumpfboden, aber er fluchte den Schweinen nicht; er ging alle Morgen und bat sie freundlich, daß sie sich doch nur nicht im Sumpfe wälzen sollten und stellte

ihnen vor, wie sie glückliche Schweine werden könnten, wenn sie sich nicht im Kot wälzten, sondern fein ordentlich bei Tage und bei Nacht in der Ecke auf der trockenen Streu lägen.

Der dritte aber peitschte die Schweine nicht und fluchte nicht mit ihnen; er machte ihnen auch keine Vorstellungen über das, was ihr Heil und über das, was nicht ihr Heil sei, aber er baute den Stall trocken.

Er allein metzgete feiste Schweine, die andern metzgeten magere und klagten, daß sie ungefolgliche und ungelehrige Schweine gehabt hätten und daß ihr Ungehorsam und ihre Hartnäckigkeit sie so eingenommen, daß sie so mager und elend gestorben.

Gesetzgeber der Welt! Also entschuldigt auch ihr euch, wenn eure Leute mager und elend leben und sterben!

267. Die Weisheit des Lebens.

Den Einen führte drangvolle Not zur Weisheit des Lebens.

Der Andre bildete sich selbst mitten im Glück zu diesem Vorzug der Menschen.

Wenn du mich fragst: Wessen Weisheit ist zuverlässiger? so sage ich: Des ersten; wenn du mich aber fragst: Wessen Weisheit ist verdienstvoller? so sage ich: Des zweiten.

Und hinwiederum, wenn du mich fragst: Wessen Weisheit ist allgemein? so sage ich; Des ersten. Und wenn du mich fragst: Wessen Weisheit ist selten, so sage ich: Des letzteren.

268. Der Ofen und das Feuer.

Der Ofen sagte zum Feuer: Ich bin für die Menschen der Statthalter der Sonne.

Das Feuer antwortete: Du bist ein toter Deckel, durch den ich etwas Sonnenähnliches, das in meiner Natur liegt, nur durchschicke.

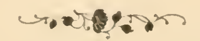
269. Trommel, Pfeife und Trompete.

Trommel: Ich verkündige das Recht und die Ordnung — des Kolbens.

Pfeife: Damit die Menschen das Entsetzen ihres Verderbens ertragen, pfeife ich zwischen hinein die Lieder — des Leichtsinns.

Trompete: Lauter verkündige ich die Ordnung — des Hufschlags und übertreffe im schmetternden Ruf zu den Freuden des Leichtsinns die Pfeife, wie der Hufschlag den Fußtritt.

(Hufschlag soll wohl auf die Ritter abzielen, Fußtritt auf die, die zu Fuße gehen. Man kann es aber auch anders auslegen.)



Erklärung
einiger in diesem Buche vorkommender Provinzialwörter.

Abtrag, Ertrag.
Aerger, Unwillen, Verdruß.
Ankenballen, Butter in Form von ovalen Kugeln gebildet, womit an einigen Orten Geschenke gemacht werden.
Barre, Krippe.
Bätz, ein Instrument von 2, 3, 5 und mehr Zentner schwer, von Eisen oder Metall verfertigt, das man braucht, Pfähle in die Erde oder in das Wasser hineinzuschlagen (Ramme).
Besenfrau, hier, ein Weib, welche mit dem Besen etwas auskehrt.
Emden, das Grummet abmähen.
Gauch, eine Art kleiner stinkender Käfer.
Gefahren, Zeitwort: heißt Gefahr laufen, in Gefahr kommen.
Gemeinmann, so heißen an einigen Orten die Vorgesetzten einer Stadt, Kommune oder Dorfgemeine.
Grien, Kieselsand.
Herbsten, Trauben lesen.
Heuen, Gras abmähen und zu Heu dörren lassen.
Hudeln, alte Lumpen von Leinwand.
Jucharten, ein Maß Landes, ohngefähr soviel als ein Morgen.
Kindsverderberin, nennt man an einigen Orten eine Kindsmörderin.
Kollern, oder auch Koldern, zanken, schimpfen.
Kuder, ist eine Gattung schlechten Hanfes.
Lande, auch Landeren, die zwei Stangen des Vorzugs an einem einspännigen Wagen.
Mahlstein, Mühlstein.
Mehr, Mehrheit der Stimmen. Offenes Mehr, wo die Meinung, für welche man seine Stimme gibt, mit Emporhebung der rechten Hand zutage gelegt wird.
Nagelflüe, ein Bergfelsen, besonders in den höchsten Alpen.
Obwelt, Oberwelt.
Rain, Abhang eines Hügels, auch dessen Rand.

Runz oder Runs, das Bett eines Bächleins oder kleinen Flusses.
Saarbache, Pappelweide.
Schädigen, beschädigen, Schaden zufügen.
Schaubhütlerin heißt eine Person, welche Strohhüte verfertigt.
Schlüßler, Schlüsselbewahrer oder Thorschließer.
Scholle, Erdscholle.
Schwachen, abnehmen, schwach werden.
Schweinung, Abgang, Verminderung.
Serben, (von den Bäumen und Pflanzen sowohl als von dem Menschen gebräuchlich) abdorren, ausdorren, abzehren.
Serbling, ein abzehrendes, schwaches Geschöpf.
Sigrist, der Küster, Meßner.
Sothane, (Kanzleistyl) solche.
Sträußen, sich brüsten.
Tolen, heißt man kleine unter der Erde angelegte Kanäle, welche das Wasser oder auch Unreinigkeiten abführen.
Trottbaum, Kelterbaum.
Vergehen, hier soviel als schmelzen.
Verleider, heimliche Auskundschafter und Angeber oder Ankläger.
Um den Weg sein, das ist gegenwärtig, an einem Ort sein, zugegen sein.
Weibel, Amtsbote, Gerichtsbote.
Weyhen, eine Art Geier, gemeiniglich Hühnerweihen genannt.



Bemerkungen.

Die Vorrede zur ersten Ausgabe (1797) hat im Manuskript folgenden Wortlaut:

Was soll ich zu diesem Bogen sagen? Leser, wenn du dich einst zu den Gedanken und Gefühlen erheben magst, wenn du nicht zu allen hinzu denkst, so wird dir ihre Einfalt unerträglich sein. Wenn sie aber Gedanken und Gefühle rege machen, die denen ähnlich sind, die mich belebten, da ich sie hinwarf, so wirst du eben diese Einfalt lieben.

Ob aber viele Menschen und welche Art von Menschen den Faden dieser Gedanken-Gefühle mit Interesse ergreifen werden, das ist ein Problem, dessen Auflösung ich der Erfahrung überlassen muß, der aber, wie diese Auflösung auch immer ausfallen mag, in jedem Falle lehrreich sein wird.

Die „Vorrede zu der neuen Ausgabe dieser Bogen" befindet sich nur in der C. A. v. 1823.

No 1 und 2 sind in C A. versetzt; in den beiden ersten Ausgaben macht der „Raupenfänger" den Anfang.

1) Der letzte Satz heißt in den frühern Ausgaben: Die Thoren! Kann denn der See fließen und der Fluß still stehen?

2) Die beiden letzten Absätze finden sich nicht in der frühern Ausgabe.

3) In der frühern A. heißt es von hier an weiter: so vergissest du ihren ewigen Glanz und achtest nur ihrer zeitlichen Flecken.

4) Hier schließt die Fabel in der 1. A.

No. 24 und 25 sind in allen 3 A. ganz gleich.

5) In der 1. A. heißt es: Ausbildung seiner Feinheit, „seines Anstandes und seines Stolzes. — Es ward ein edles Geschöpf, indessen das andere das Elend seines Lebens mit der Schlechtheit seines Meisters teilte."

No. 27 fehlt in den 1. A.

No. 28 in allen 3 A. gleich.

Zu No. 30 lautet die Ueb. in den 1. A.: Pontak u. Rheinwein.

6) Der letzte Teil lautet in den 1. A.: bis sich unter den Stieren wieder einer hervorthun wird, wie Buonaparte unter den Franken.

7) Hier schließt die 1. A. mit den Worten: aber ich muß doch einmal und mit etwas anfangen helfen.

8) In den 1. A. heißt es hier weiter: und das tönende Erz zum Schemel seiner Füße gemacht, goß er aus dem Ueberrest seiner Materie noch für seinen Schelmendienst klingende Schellen.

9) Hier schließt die Fabel in den 1. A.

10) Der letzte Absatz ist Zusatz der C. A.

11) Von hier ab ist Zusatz der C. A.

12) In den 1. A. heißt es weiter: Aber der Wärter antwortete: sein Geweih ist ein bloßer Auswuchs seines Hirns und Marks, je größer das Horn, je dünner das Tier. — Damit schließt die Fabel.

13) Hier schließt die Fabel in den 1. A.

14) Der letzte Absatz lautet in den 1. A.: Ein Mensch, der es hörte, antwortete ihm: du hast zu viel Aug' für deine Kraft, und zu wenig Kraft für dein Aug', du taugst deswegen eben so viel, als eine Wage, deren Schalen nicht gleich sind.

15) Hier schließt die Fabel in den 1. A.

16) Von hier ab lautet es in den 1. A.: so lobe ich mir den Mann, „der zu den Armen gesagt hat: Seid klug wie die Schlangen! Dieser Mann hielt Dummheit sicher nicht für Menschenpflicht, und wenn er gesagt hat: Gebet das Heilige nicht den Hunden und werfet die Perlen nicht vor die Schweine, so wollte er gewiß nicht sagen: Behaltet das Volk dumm und laßt es nicht zum Gebrauche seiner fünf Sinne kommen; im Gegenteil, dieser Mann hat sicher alles gethan, dem Armen und Verlassenen den besten Gebrauch seiner Vernunft möglich zu machen, und hingegen nichts und gar nichts, die bürgerliche Stellung der Römer, der Herodes und der Oberstepriester dem Volke als eine Sache in die Augen fallen zu machen, um deren Erhaltung die Jünger seines Reichs sich etwas zu bekümmern hätten und doch —"

17) 18) Der letzte Absatz fehlt in den 1. A.

19) Von hier ab heißt es einfacher in den 1. A.: Sonne, Thau und Regen antworteten ihm zwar nichts, sagten aber unter einander: Was sich doch das Großgras gegen das Kleingras heraus nimmt!

20) Die 1. u. 2. A. haben über der Ueberschrift noch folgenden Satz: Hic niger est. hunc tu Romane caveto!

21) 1. A.: er solle ein beleidigendes Wort aus dem Munde eines Großen aufnehmen, wie wenn es sonst ein gemeiner Mensch gesagt hätte.

22) 1. A.: erhalte uns „die Wahrheit" unsrer Bücher.

23) Die 1. A. schließen hier: aber er wässert auch das Dorf nicht mehr.

24) Hier schließt die Fabel in den 1. A.

25) Die Ueberschrift lautet in den 1. A.: Von Zäunen mit faulem Holze und mit faulen Menschen.

26) Hier schließt die Fabel in den 1. A.

27) Hier schließen die 1. A. mit folgendem Zusatz: und dann meine ich noch mehr, ein jeder Narr sollte diesen Unterschied merken.

28) 29) Hier schließen die 1. A.

30) Statt „Dei" haben die 1. u. 2. A.: „König".

No. 99 ist in allen drei A. gleich; ebenso 102.

31) 1. A.: „und brauchte sein Volk zu unterjochen . . . und die Jesuiten und die Kapuziner".

32) 33) Hier schließt die Fabel in den 1. A.

34) Ueb. lautet in 1. A.: In welchem Falle macht die Selbstsucht sehen und in welchem Falle macht sie blind?

35) Ueb. in 1. A.: Die Unentbehrlichkeit einer Sache beweist gar nicht, daß sie gut ist.

36) In 1. A. lautet die Ueb.: „Was man verabscheuen dürfe," und die Rede des Pfarrers: „Wehe dem Manne, der in der Welt bei irgend einem Unglücke etwas mehr zu verabscheuen wagt, als das Elend selbst und seine allernächste Ursache."

Statt No. 136 haben die 1. u. 2. A. folgendes Stück: 138. Sylvia. — Verkünstelte Menschen wägen sich gar gern auf der Wage der Kunst und fürchten die Schale der Natur. Das antwortete ein Bauer, da man ihn fragte, warum seine Frau Ammännin mehr vor ihrem Portrait stehe, als vor ihrem Spiegel. — Er hatte Recht. Die bezahlte Kunst macht aus dem Zahlenden, was er sein will; die freie Natur zeigt auch der höchsten Gewalt nur, was sie ist.

Die „Bemerkung" u. s. w. zu No. 138 ist Zusatz der C. A.

37) Die 1. A. sagen hier einfacher: Ein Narr, welcher hörte, daß man den Tod des Kindes seiner Mutter zuschreibe, sagte: es ist eine böse Gewohnheit, daß wir alle Uebel, die wir leiden, fremden Ursachen, die nicht in uns

selbst liegen, zuschreiben. Das Kind ist an seinem Verderben selbst schuld: ich sehe es ihm jetzo noch an; man konnte es nicht in die Hände nehmen, ohne es zu töten.

38) Hier schließen die 1. und 2. A.

39) In 1. A. heißt es hier weiter: oder er hat ein unangenehmes Leben.

40) Ueb. in 1. A.: Ein Wollefehler.

41) No. 149 bildet in 1. A. drei Stücke: 151. Die Welt. — Hans. Diese Welt ist doch die beste. — Jakob. Ich will das nicht glauben, so lange dem Schafe auf der Weide, der Kuh am Barren und der Henne an der Hausthür vor dem Recht und der Freiheit des Wolfs, des Fuchses und des Bären bang ist. — H. Der liebe Gott konnte diese Welt nicht besser machen. — J. Du lästerst. — H. Nein, Jakob! Wir müssen das selbst thun. — — 152. Das Dorf. — H. Unser Dorf ist doch eins der besten. J. Ich will das nicht glauben, so lange der Nickel im Hazfelder Schloß behaupten darf, die Kutteln in meinem Leib seien seine. — H. Auch unser Dorf konnte der liebe Gott nicht besser machen. — J. Du lästerst. — H. Nein, Jakob! Wir müssen das selbst thun. — — 153. Das Land. — H. Unser Land ist doch eins der besten. — J. Ich will das nicht glauben, so lange noch so viele Leute darin so schlecht aussehen, wie in dem schlechtesten. — H. Es ist mit dem Lande, wie mit der Welt und mit dem Dorfe. — Der liebe Gott wollte auch unser Land sicher nicht besser machen. — J. Du lästerst forthin — H. Nein, Jakob! Wir müssen das selbst thun. — J. Ich begreife die Sache nicht. — H. Du begreifst doch, — der liebe Gott kann nicht thun, was er nicht kann wollen und er kann sicher nicht wollen, daß wir gut haben, was wir schlecht machen. — Das folgende Stück: „Ein großes Bedenken" fängt in der 1. A. folgendermaßen an: Jakob. Aber dein „wir müssen es selbst thun" hat dennoch immer ein großes Bedenken. — Hans. Worin? u. s. w. zw. J. u. H.; das Uebrige stimmt mit den 1. A., bis auf den letzten Satz, wo die 1. u. 2. A. haben: Hans. Nirgends und allenthalben. — Nirgends, wo du ihn im Menschen (in Individuo), und allenthalben, wo du ihn im Gesetze (in Concreto) suchst. — Die Bezeichnung des Gesetzes als Concretum hat hier mindestens etwas Eigentümliches. —

42) Ueb. in 1. A.: Noch einmal der Geist menschlicher Entschuldigungen; dieselbe Ueb. hat auch

43) No. 155.

44) Ueb. in 1. A.: „Unfühlend ist die Natur". Göthe.

45) Die 1. u. 2. A. haben von hier ab: Aber die Hausverwaltung lachte darüber und sagte: Man kann in einem Hause, das mit Lumpen und Narren gefüllt ist, unmöglich eine Ordnung machen, bei der es vernünftigen und in ihren Rechten stehenden Männern wohl sein könnte. — Die Antwort ist gut, aber nur für den Spital.

46) In der 1. A. ist der Beichtvater eine Schlange; der letzte Absatz lautet hier: Die Schlange hat Recht. Löwen, welche heucheln, drücken mehr, als Löwen, welche fressen.

47) Der letzte Absatz lautet in 1. A.: Als Ulo den Eindruck dieser Gründe auf die armen und trägen Uferbewohner sah, legte er seine Flöte nieder. Aber er hatte Unrecht. Einmal ich möchte deswegen nicht aufhören zu singen.

48) Ueb. in 1 A.: Monopolen-Irrtümer.

49) Ueb. in 1. A.: Regierungs-Irrtümer.

No. 176 ist aus dem Schweizerblatt II. S. 111, woselbst es die Ueberschrift hat: Beitrag zum Fabelhausen. —

No. 188 fehlt in den 1. A.

No. 192 ist in allen 3 A. gleich.

50) Ueb. in 1. A.: Die Gerechtigkeit des alten Hahns.

No. 197 fehlt in den 1. A.

51) Dieser Satz ist dunkel; der Sinn ist wohl: das Staatsverderben findet statt, wenn stolze Gewalthaber sich und ihre Kreaturen in den Besitz

aller Ehrenstellen setzen, während der verdienstvolle Mann ihnen gegenüber (an ihrer Seite) ohne Ehre gelassen, ja verunehrt und dadurch erbittert wird.

52) Die [–] eingeschlossene Stelle fehlt in den 1. A.

53) 54) Hier schließen die Fabeln in der 1. A.

55) Die 1. u. 2. A. haben von hier ab: Daß bei einem Stierenmehr alles zu kurz komme, was nicht Stier sei.

56) Ueb. in 1. A.: Der Staatsgeist.

57) Hier schließt die Fabel in den 1. A.

58) Die [—] eingeschlossene Stelle steht nicht in den 1. A.

59) Die Reden der vier Geistlichen sind in der C. A. etwas erweitert, dagegen fehlt am Schluß folgende Stelle, welche die 1. u. 2. A. haben: Der Geist des Zeitalters ist ohne Gewissenhaftigkeit und ohne Kraft gegen sich selbst; die Wahrheit findet keinen Fuß mehr, weder in der Unschuld des Herzens, noch in der Weisheit des Staats und der rechtlichen Stellung der Bürger. — Die Umstände machen den menschlichen Verstand zu einem spielenden Gaukelwesen, der es nicht wagen darf, die Rechte des Mannes anzusprechen, der Wahrheit und Recht in sich selber hat. Wir dürfen in uns selber und gegen uns selbst nicht mehr denken, was recht und was wahr ist, darum verstummet das Wort des Rechts und der Wahrheit auf unsern Lippen, wenn wir es für Andere aussprechen. Indessen ist unser Zeitalter mit seinem Gaukelwissen sich selbst dennoch vorgelaufen, wie eine Uhr, die um Mitternacht Mittag schlägt. — Ich sehe deswegen auch keine Möglichkeit, das Menschengeschlecht unsres Zeitalters wirklich einen Schritt vorwärts zu bringen, ohne auch die Bildung der höhern Stände und auf ihren Vorschritt in gesetzgeberischer Weisheit zu wirken, und darum habe ich auch meine Pfründe niedergelegt und weihe mich jetzt der Erziehung eines Jünglings, dessen Vater dem Throne nahe steht.

No. 225. 226. 227. 228 fehlen in der 1. u. 2. A.

60) Ueb. der 1. A.: Die Philosophie meines Buches. — Dieses Stück ist in der C. A. sehr erweitert. Ein Aufsatz W. v. Humboldts „Ueber öffentliche Staatserziehung" (Berlinische Monatsschrift 1792; neu abgedruckt in den Abhandlungen über Geschichte und Politik von W. v. Humboldt. Berlin 1869) behandelt dasselbe Thema unter ähnlichen Gesichtspunkten. — Der große Gelehrte und Staatsmann kannte Pestalozzi's frühere Schriften und stellt dessen Ideen sehr hoch, wie er denn auch das preußische Schulwesen nach diesen Ideen reformierte. —



Zwei Aufsätze Pestalozzi's

über Fragen des Handels und der Industrie.

1. Ueber die Folgen des französischen Einfuhrverbotes von 1785.

2. Ueber die gegenwärtige Lage der Gewerbsthätigkeit mit besonderer Rücksicht auf das Gebiet der Hofmeisterei Königsfelden.



Die beiden folgenden Aufsätze sind aus Manuskripten des Pestalozzi-Stübchens in Zürich von Hunziker in den P.-Bl. (Mai 1900 S. 8--24) veröffentlicht worden, aus dessen Bemerkungen wir folgendes wiedergeben. Die Schriften stammen aus den Jahren 1785 u. 1789. Pestalozzi beschäftigte sich in dieser Zeit nebst seinem Sohne Jakob im industriellen Fabrikbetrieb im Anschluß an die Firma Laué u. Co. in Wildegg; die Korrespondenz mit dieser Firma ist als Geschenk der letzteren im Pestalozzi-Stübchen aufbewahrt, ebenso befinden sich daselbst Fakturen der Firma Rotz auf der Platte in Zürich, welchen er als Züricher Bürger seinen Namen geliehen hatte. Daß er Fragen des Handels und der Industrie auch theoretisch behandelte, davon haben wir mehrere Beweise, unter andern auch die beiden folgenden Schriften, die, wie Hunziker dazu bemerkt, einen klaren Einblick in Pestalozzi's volkswirtschaftliche Anschauungen und Handelskenntnisse gewähren, namentlich die zweite bietet neuen Aufschluß über den Zusammenhang der beruflichen Thätigkeit Pestalozzi's mit seinen pädagogischen Bestrebungen, über die Art seiner Fabrikationsthätigkeit auf dem Neuhof, über seine Beziehungen zu Battier in Basel &c. Sie liefern zugleich den Beweis, daß Studien über dergleiche Fragen den Einsiedler auf dem Neuhof in ganz hervorragendem Maße beschäftigt haben und werfen damit ein teilweise neues Licht auf diese Neuhofperiode (1780—98).

Die Ueberschriften stammen von Hunziker, da Pestalozzi solche nicht gegeben hat, ebenso die Parenthesen; ( ) bezeichnet Stellen, die fehlerhaft in die Manuskripte gekommen zu sein scheinen, [ ] enthalten Ergänzungen Hunzikers zum bessern Verständnis des Inhalts.



Ueber die Folgen des französischen Einfuhrverbotes von 1785*).

Das Manuskript, 24 Folioseiten, ist ganz von Pestalozzi's Hand. Es bildet ein abgeschlossenes Ganzes, obschon ein formeller Abschluß fehlt, und scheint ein für dritte bestimmtes Gutachten zu sein; für wen, ob für bernische ökonomische Gesellschaft oder für Private (Tscharner?), darüber sind höchstens Vermutungen möglich.

Die Folgen des kgl. französischen Prohibitionsarrêts erstrecken sich ganz gewiß auf alle Kantone der verbündeten Schweiz und bedrohen diese allgemein mit den wesentlichsten Gefahren, indem der Handlungszweig der Baumwolle in alle Teile des Nahrungs- und Erwerbsstandes allgemein einen so überwiegenden Einfluß gehabt, daß beinahe keine Gegenden mehr bei uns sein werden, die nicht sehr merklich von der Veränderung, welche eine Stockung der Baumwollenhandlung hervorbringen mußte, leiden würden.

*) Vgl. Wartmann, Industrie und Handel des Kantons St. Gallen auf Ende 1866 (St. Gallen 1875), p. 124, 127: „Unterm 10. Juli 1785 erschien ein königlicher Erlaß, der die Einfuhr aller fremden Mousseline, Baumwollen — oder dergleichen Waren gänzlich verbot . . . Der Erlaß dieses Verbots hängt ohne Zweifel zusammen mit der Gründung der neuen französisch-ostindischen Kompagnie, die sich im Jahre 1785 gebildet hatte, nachdem die alte im Jahre 1769 fallit gegangen war. Die Einfuhr der Baumwollfabrikate sollte Privilegium des französisch-ostindischen Handels sein, und in der That belief sich diese Einfuhr ostindischer Baumwollgewebe in Frankreich Jahr für Jahr auf manche Millionen. Ein panischer Schrecken ergriff alles, was für die Baumwollfabrikation beschäftigt war, als das Verbot in unserer Gegend bekannt wurde. Spinnerlöhne, Weberlöhne und die Preise der Fabrikate sanken um die Wette" — Die Zürcher Zeitung 1785 nennt in No. 64 als Gegenstände des Verbots eingehender: Mousseline, Gaze, gemalte Leinwand, Indienne, und bemerkt in No. 65: „Das Verbot ist weiter nichts, als das Gegenrecht gegen die ungeheure Auflage auf die Einfuhr der französischen Weine nach England". (Mitt. v. Dr. P. Hirzel.)

Die Freiheit und eine gelinde väterliche Regierung haben seit Jahrhunderten ebenso wie die Bedürfnisse ihrer Einwohner die Bevölkerung dieser Lande über das Maß, zu welchem der bloße Ertrag unsers Bodens uns fähig zu machen schien, emporgehoben.

Ebenso hat dieses Glück der Freiheit und einer väterlichen Regierung den Geist der Nation aufgeweckt und fähig gemacht, die Vorfälle der Zeit und die Umstände anderer Reiche zu vielseitiger Eröffnung und Betreibung mehrerer Erwerbsquellen sorgfältig zu nutzen, sowie die Notwendigkeit, einer disproportionierten Anzahl Einwohner Brot verschaffen zu müssen, sehr mitwirkte, die so ungleichen Etablissements unserer vaterländischen Industrie zu gründen und zu äufnen.

So haben die Natur unserer Lage, der Drang unserer Bedürfnisse und der Mangel an der Möglichkeit, sie durch den Ertrag unserer Landesprodukte zu befriedigen, den festen Grund zu unserm Handelsverkehr gelegt, welcher (sich) bei der von den schweizerischen Staaten demselben¹) gegönnten Freiheit und bei der Entfernung aller die Zirkulation derselben hindernden Verbote und Beschwerden sich wie von sich selbst allen Teilen dieser Lande also mitgeteilt, daß der so allgemein erhöhte Wohlstand und Bevölkerungsgrad der Schweiz überhaupt verhältnismäßig bis dato noch in keinem Königreich ungeachtet aller dafür verwandten Mühe, Aufwand und Kunst bei weitem zu erreichen noch nicht möglich gewesen.

Aber auf der andern Seite ist jetzo unser Wohlstand ebensosehr an die Aeufnung und Erhaltung dieser Industrie gebunden, als dieselbe uns so vorzüglich vor andern Völkern Europas blühend gemacht.

Und es ist überhaupt in einem jeden Land, in welchem eine beträchtliche Industrie sich einmal festgesetzt, wahr, daß der Zustand der fabrizierenden Gegenden mit den nicht fabrizierenden und der Zustand der fabrizierenden Personen mit den nicht fabrizierenden so genau verbunden wird, daß der Sturz mehrer Landesfabriken mediat oder immediat alle Landeseinwohner treffen und auf den Wohlstand der ganzen Masse der Einwohner einen allgemein gleich verderblichen Einfluß haben muß.

Denn indem die millionenfache Verteilung der in Zirkulation gesetzten Fabrikgelder alle Arten von Erwerbsbranchen im Land notwendig mit dem Handlungs- und Fabrikationsgewinst ins Gleichgewicht bringen müssen (muß), so wird notwendig durch diesen Handlungsgewinst und die in Umlauf gebrachten Handlungsgelder der Wert alles Eigentums im Land, derjenige des Landesbodens, des Erb und Eigen, der Abtrag der Berufe, kurz der ganze Zustand der Menschen im Lande bestimmt.

Und die Abänderung, welche solche Handlungsetablissements in dem Zustand einer Nation machen, sind in dem Grad groß und schnell, als in einem solchen Land der Ertrag seiner etablierten Handlung den Ertrag der Naturprodukte und anderer dem Land ohne Handlung eigenen Nahrungs- und Gewinstquellen übersteigt.

---

¹) Original: derselben.

Desnahen auch die Erhaltung und Sicherstellung der Handlung und Fabrikation einem Land in dem Grad wichtig und notwendig ist, als es, wenn es diese verloren, sonst ohne Ressourcen ist, in dem Grad, als sein Boden zur Erhaltung der Einwohner unzureichend, in dem Grad als seine Bevölkerung durch den Verlust seiner Handlung notwendig abnehmen und der Wert der liegenden Gründe und alles Eigentums in einem Land durch diesen Verlust sich verringern müßte.

Der unbeschreibliche Eindruck, den die Kundmachung des berührten königlichen Edikts auf alle Arten und Klassen der Einwohner unserer Lande gemacht hat, ist ein redender Beweis, in welcher Lag die Schweiz sich in diesen Gesichtspunkten befinde —

auf Menschen, die zu 1000 von Brot ernährt werden, das sie nicht bauen, und von einem Land gespiesen (werden), das nicht ihnen gehört,

auf Menschen, die zu 1000 für die Bedürfnisse des Lebens Geld fanden, das von Handelsgewinst herrührt, von dem sie jetzt plötzlich hören, daß er ihnen entrissen werden könnte,

auf ein Land, dessen Boden nicht fähig, die Hälfte seiner Einwohner zu ernähren, will geschweige ihnen die angewohnten Annehmlichkeiten ihres Lebens zu verschaffen.

Ein solches Volk mußte notwendig durch berührtes Arrêt in die äußerste Bestürzung gesetzt werden.

Und diese Bestürzung erhöht sich in diesem Grad, als die Folgen des Arrêt über den immediat drohenden Verlust uns auch noch die anderweitigen Ressourcen unserer Handlung zu untergraben scheinen.

Und der hie und da gehörte Trost, man werde sich in dem Maß einschränken müssen, als die Ressourcen der Nation mangeln werden, hat ganz natürlich auf die Nation keinen Eindruck gemacht.

Denn auf der einen Seite drohen die Folgen des Arrêts vielen 1000 Menschen gänzliche Nahrungslosigkeit, bei welchen also der Trost der Einschränkung augenscheinlich übel angebracht ist,

auf der andern Seite sind die Schweizer zu einer solchen Einschränkung in dem Grad unfähig geworden, als sie die Vorteile ihrer Industrie nun schon lang genossen; und in Zeiten, wo ganz Europa durch immer weitere Ausdehnung des Handelsverkehrs den Aufwand der Menschen in dem Grad allgemein höher treibt und zugleich die Sum[me] der Mummereien alljährlich einen Zuwachs erhaltet, kann der Schweizer sich selbst unmöglich von dieser alles zusammenbindenden Kette losreißen und ist dabei zu voll von dem Gefühl des Vorschritts in seinem Wohlstand, den er vor den meisten andern Völkern bis auf diese Stunde genießt, als daß er sich jemal mit Willen selbst einschränken und zu seinem Käs und Zwillich zurückkehren sollte.

Solange er noch einen Rest Münze, die ihm zur Notwendigkeit gewordenen Bedürfnisse sich zu verschaffen, hat, wird er es zu thun suchen, und hintennach wird eine durch bloße Not erzwungene Ein-

schränkung eines in der Bevölkerung und in allen Teilen des Wohlstands entkräfteten Volks das (dem) Vaterland nichts mehr nutzen.

Die Wichtigkeit dieser Lage macht es vaterländisch gesinnten Einwohnern dieser Lande zur Pflicht, den erlauchten Regierungen, welchen diese Lande den so lang genossenen Wohlstand so vielseitig zu danken haben, mit Freimütigkeit die Folgen vorzustellen, mit welchen das Vaterland von dem berührten königlichen Prohibitionsedikt betroffen wird — dessen das Herz voll ist, davon redet der Mund — und wir erlauben uns um so viel mehr die Freimütigkeit gegenwärtiger Bemerkungen über diesen Gegenstand, als dieses Arrêt den wahren Vorteilen des Königreichs ¹) ebensowohl als denjenigen unserer Nation entgegen zu stehen scheint.

Wir kehren ohne mehreres zur Sach.

* *
*

Die Schweiz zieht den größten Teil der zu ihrer Industrie erforderlichen rohen War, als Baumwolle, Grapp, Indigo, Gommi, Gallen, Grünspan, Gelbberen und andere zur Fabrikation erforderliche Artikel aus Frankreich, welches solche großenteils aus seinen westindischen Besitzungen oder andern ihm unterworfenen Provinzen gegen seine eigenen Landes- und Fabrikprodukte erhält.

Auch die Baumwolle, so die Schweiz in großer Menge aus Marseille zieht, wird gegen französische Manufakturwaren und westindische Produkte zu Salonik, Smyrna und anderen Häfen eingethan.

Wenn dann diese rohen Waren, von denen Frankreich schon den besten Gewinn bezogen, in der Schweiz verarbeitet sind, so geht immer nur ein Teil davon wieder nach Frankreich — ebensoviel und vielleicht noch mehr davon geht nach andern Ländern — und der Nutzen, den die Schweiz durch die Verarbeitung auch desjenigen Teils dieser Waren, so nach andern Ländern verkehrt wird, zieht, nimmt auch wieder seinen Weg nach Frankreich zur Bezahlung aller Gattung Wollen- und Seidenwaren, Quincaillerien, Modewaren, wie auch Lebensbedürfnisse, so wir von diesem uns angrenzenden Reiche beziehen, als Oel, Zucker, Kaffee, Seife und hauptsächlich (für) Wein und Getreide, so uns aus Lothringen, der Franche Comté und dem Elsaß, welches letzte allein jährlich mehr als eine Million Gl. für Wein aus der Schweiz zieht, zugeführt werden.

Ueber das beschäftigen mehrere an den Grenzen des Königreichs stehende Fabriken, als zu Mühlhausen, Basel und Genf, an welchen Orten der große Teil der in der Schweiz fabrizierten Tücher gedruckt werden, eine große Anzahl königlich französischer Unterthanen.

Aus diesem allem erhellet, was in mehrerm kann dargethan werden, daß die Bilanz der Handlungsvorteile zwischen der Schweiz und dem Königreich zum Vorteil dieses letztern ausfalle.

¹) = Frankreichs.

Es bleibt auch gegenwärtig dem Schweizer nur ein so geringes Interesse von den Geldsummen, die er in der Handlung hat, daß, wenn es auch Frankreich gelingen sollte, alle die unzähligen Schwierigkeiten, so mit Etablierung neuer Spinnereien, Webereien und Indiennefabriken, wozu beiläufig ein Vorschuß vieler Millionen auf drei Jahre erfordert würde, zu überwinden, der daraus zu hoffende Nutzen für Frankreich doch sehr unbeträchtlich sein müßte und gewiß den Schaden nicht aufwiegen würde, der den in Frankreich schon etablierten alten andern Fabrikartikeln dadurch zugefügt werden müßte, deren Bewerbung dem Königreich um soviel wichtiger ist als die rohen Materien derselben in mehreren eigne Landesprodukte sind.

Dieser Schaden für die alten Fabrikartikel würde daher entstehen, weil die neuen Fabriken den ersten notwendig sowohl die allgemeinen Fabrikbedürfnisse verteuern, als auch die Preise der Taglöhne erhöhen würden.

Unter die ersten ist vorzüglich auch das Holz zu zählen, an welchem Frankreich in den meisten Provinzen Mangel hat, — und hiedurch würde die Konkurrenz dieser alten Fabriken mit ähnlichen, so in andern Ländern etabliert sind, in diesem Grad erschwert werden müssen.

Diese älteren Fabriken Frankreichs sind jetzt in der Lage, gegen auswärtige ähnliche zu konkurrieren, weil ihre ersten Materien im Land gezogen, und der Vorteil dieser Artikel in dem Land, um so viel wichtiger, da die Totalsum[me] des Wertes derselben ins Land gezogen wird.

Alles dieses ist bei der Baumwollfabrikation nicht so, und das um soviel auffallender, da die in Frankreich wirklich etablierten Fabriken in diesem Artikel wirklich bis dato ungeachtet des Avantage von 15 bis 20 Prozent eingehende Rechte·), so sie seit vielen Jahren vor den Fremden genossen, sie doch nicht in den Stand stellen können, sich ein Uebergewicht gegen unsre als fremde eingegangene Ware zu verschaffen — woraus die Unmöglichkeit einer mit fremden konkurrierenden Ausfuhr dieses Artikels um so mehr erhellt, als bei Vermehrung ähnlicher Fabriken die Schwierigkeiten dieser Ausfuhr sich noch erhöhen; desnahen auch die Hindernisse, die diese neuen Etablissements den alten Fabriken in den Weg legen können, ein desto auffallenderer und größerer Schaden für das Königreich sind.

So offenbar erscheint Frankreichs Interesse, die Industrie unsers Landes soviel als seine eigene anzusehen, weil die Vorteile derselben aus 1000 Kanälen wie das Wasser aus einem Schwamm immer in dieses Reich ausfließen und der Natur unserer Lage nach immer wie notwendig dahin ausfließen müssen.

Desnahen der Wohlstand der Schweiz dieser Krone um so weniger gleichgiltig sein kann, als ein Nachbar, der beiläufig genommen, immer

·) Eingangszoll (droits = Zölle, Gebühren).

doch auch gegen seine 2000000 Einwohner zählt und aus diesem Reich Tücherstoffe, Quincailleriewaren, Landesprodukte, Modewaren und kurz alle seine Fabrikartikel allgemein frei in seine Lande hineingehen läßt, auf den Zustand der verschiedenen Teile der Erwerbsbranchen dieses Reichs notwendig einen sehr merklichen Einfluß haben muß.

Es kommt in diesem Gesichtspunkt ferner noch in Betrachtung: wir zahlen diese Waren großenteils mit barem Geld an Frankreich und verkaufen ihm hingegen zur Erleichterung seines Seehandels unsre Waren auf 12 Monat Zeit.

Auf diese Art beleben wir noch durch eigentlichen Vorschuß den innern Handel des Königreichs.

Desnahen sind dann aber auch die Hindernisse, die dem Eingang unserer Waren in dieses Reich in den Weg gelegt werden, wenigstens für diese Branchen als für ebensoviel Hindernisse, die dem Lauf der innern Handlung des Königreichs in den Weg gelegt werden, anzusehen.

Die Folgen, die jeweilen aber solche dem Lauf der Handlung in den Weg gelegte Hindernisse haben, sind immer von entschiedenen Gefahren und können immer gar leicht ein Reich unversehens lange genossener wichtiger Landesvorteile berauben.

Es hat auch wirklich einen sehr hohen Grad der Wahrscheinlichkeit, daß dieses gegenwärtig der Fall des Königreichs sein werde.

Denn Frankreich irrt sich, wenn es denkt, wir werden ungeachtet seines Arrêts forthandeln und fortfabrizieren, — unsere Waren nach Italien, Norden u. s. w. fortsenden, folglich forthin von ihm rohe Materien bedürfen, und forthin das Geld, so wir mit der Verarbeitung dieser Ware gewinnen, ihm wie vorhin zuschicken (werden), indessen dieses seine uns für unsere Manufakturwaren bezahlten Summen immer im Reich werde behalten können.

Es kommt sicher nicht so; denn so gewiß wir nur ein Jahr gehindert werden, eine dem in den letzten 10 Jahren verarbeiteten Quantum Tücher sich in etwas nähernde Anzahl derselben zu verfertigen, so müssen wir notwendig eine dem Verhältnis dieser Minderung proportionierte Anzahl Arbeiter außer Verdienst setzen, indem es auch den weisesten und erleuchtetsten Regierungen unseres Vaterlandes ganz unmöglich sein wird, so schnell und so im großen auf der Stelle neue Branchen von Industrie diesem so plötzlich und unversehens gehemmten Artikel zu substituieren.

Und desnahen ist in diesem Fall eine Auswanderung aus unsern Kantons unausweichlich, welche ganz gewiß die Aufmerksamkeit Europas noch weit mehr als die vermutete Auswanderung von [Genf?[1]] reg machen wird.

[1]) Im Original ist „Europa“ geschrieben, gestrichen und darüber mit Bleistift von unbekannter Hand „Genf“ gesetzt.

Und begegnet dieses, so ist ebenso außer allem Zweifel: Deutschlands und Nordens Fürsten, deren Grundsätze in Absicht auf die Etablierung von Fabriken bekannt sind, werden einen ihren längst genährten Wünschen so vorteilhaften Umstand wohl zu Nutzen zu ziehen wissen und sogar durch öffentliche Anzeigen unsern Auswandernden so viele Vorteile anbieten, daß die Anzahl dieser wahrscheinlich dadurch noch viel größer wird, als die unter diesen Umständen bevorstehende Not und der Drang der Umstände es erfordern mochte.

Sicher werden in diesem Fall die im Wald[1]) sich festsetzenden Spinnereien und Webereien sich schnell aus ihrer Kindheit erheben und ebenso sicher werden in diesem Fall in Konstanz und der Enden bald Fabriken entstehen, die ihre erste Ware bald nicht mehr aus Frankreich ziehen und den Gewinn ihrer Verarbeitung gewiß nicht wie wir wieder in Frankreich hineinsenden werden.

Und überall, wer will sich verbergen, daß dieses Ereignis den uns und Frankreich gleich fatalen Zeitpunkt gleichsam mit Haaren hinzuziehen muß, in welchem Deutschland und Norden sich auch in diesem Artikel selbst versorgen und dann durch ähnliche Prohibitionsgesetze den Eingang unserer Waren auch in diese Lande uns unmöglich machen wird, welches den völligen Ruin unserer Industrie nach sich ziehen muß.

Und imgrund sind diese für uns so gefährlichen Folgen dieses Arrêts es ebenso sehr für Frankreich. Denn es ist nicht zu zweifeln: wenn unser Gewerbsamkeitsgeist sich soweit in fremde Länder zerstreuen und festsetzen wird, so wird dieser, wenn ihm Lag und Umstände es möglich und thunlich zeigen, ebensosehr Frankreichs inländische Manufakturen zu etablieren suchen als unsere.

Zu diesem kommt noch, daß die europäischen Kabinette den Einfluß, den der Ruin der schweizerischen Handlung auf die Verminderung der beneideten Kräfte des Königreichs haben müßte, so wohl kennen, daß ganz gewiß diejenigen Mächte, die auf die Größe dieses Reichs eifersüchtig sind, auch nur in diesem Gesichtspunkt das möglichste thun werden, unsre Handlung zu ruinieren, unsere Auswanderung zu reizen und unsere Fabriken in ihren Landen anzulegen.

Das mag genug sein zu zeigen, wie weit Frankreichs Interesse durch die so viel als unausweichlichen Folgen dieses Arrêts in Gefahr gesetzt werden könnte.

Es ist nicht blos, daß dieses Reich dadurch den Vorschuß des schweizerischen Gelds, der seine innere Handlung belebt, verlieren muß, nicht blos, daß es die rohe Materie, die es mit seinen Landesprodukten bezahlt und uns zuführt, bei uns nicht mehr wieder absetzen kann, nicht blos, daß es für seine innere Handlung die Kundsame eines wohlhabenden schwachen Nachbars und richtigen Zahlers in allen seinen Fabrikartikeln und Landesprodukten in dem Maße verlieren wird, als dieser

[1]) Das Wort ist undeutlich; ist unsre Leseart richtig, so wird wohl der (österreichische) Schwarzwald gemeint sein.

Nachbar in seinem Vermögen und seiner Bevölkerung geschwächt werden wird, — nicht blos, daß es den Wohlstand aller seiner an unsre Kantons angrenzenden Provinzen in dem Grad vermindern wird, als es den unsrigen untergräbt, — auch sogar die dem Königreich eigene Industrie wird durch die unausweichlichen Folgen dieses Arrêts den entschiedensten Gefahren ausgesetzt.

Wenn man die überwiegenden Vorteile der nördlichen Reiche zu aller Art von Fabrikation, den Ueberfluß derselben in einheimischer roher Ware, die Wohlfeile ihrer Lebensmittel, die Menge ihres Holzes und viel andres ins Aug faßt, so ist Norden auffallend der Handlung Europens Meister, wenn der Geist der Industrie in diese Gegenden gelenkt wird;

und Frankreich sollte die Folgen der Emigrationen in Absicht auf die allgemeine Verbreitung der Industrie zu wohl kennen, als daß es sich verbergen könnte, daß die Emigration der schweizerischen Fabrikarbeiter, die, wenn dieser Arrêt in seiner Ausdehnung Platz haben muß, unausweichlich ist, nicht die sonderbarsten und unerwartetsten Wirkungen auf alle Teile seiner innern Industrie werde haben können.

Sogar wird dieses Reich es sich nicht verbergen können, daß es selbst von schweizerischen Häusern, die durch dieses Arrêt außer die Lag gesetzt werden, ihre Gelder ferner im Land gebrauchen zu können, — daß sie solche in eben dergleichen Etablissements hineinwerfen werden, die das Königreich berührten Gefahren näher bringen können.

Auf diese Weise wird die Wirkung dieses letzten königlichen Arrêts im großen derjenigen gleich sein, welche das Verbot der Einfuhr unserer Leinwatt auf das Königreich hatte; denn so drückend das Verbot für uns war, so nützte es das (dem) Königreich nichts und bereicherte nur das östreichische Flandern, indem zu eben der Zeit, in welcher durch unerschwingliche Erhöhung der Rechte*) die Einfuhr der unsern in Frankreich unmöglich gemacht worden, die östreichische Leinwatt zu Lille in Flandern unter dem alten sehr niedrigen Import eingelassen und dann da durch das Liller Kaufhaus in alle Teile Frankreichs eingeführt und konsumiert worden, — wodurch der Preis der flanderischen Leinwatt also gestiegen, daß Frankreich die verhinderte Einfuhr der unsrigen durch den gestiegenen Preis der flandrischen hat bezahlen müssen und auf diese Weise den Schaden, den es uns zugefügt, sich selbst verdoppelte.

Im gegenwärtigen Fall wird Frankreich ebenso und weit mehr im großen den Schaden, den es uns zufügt, mit seinem eigenen verbinden — und indem es auf diese Art die neue ostindische Handlung begünstigt, die meistens mit barem Geld muß getrieben werden, den Vorteil, den es uns entreißt, imgrund England als Besitzer von Bengalen zuwenden und überhaupt die ganz Europa außer England unwichtige asiatische Industrie zum Nachteil der europäischen und der unsrigen, deren Nutzen so immediat derjenige des Königreichs ist, begünstigen, ohne von derselben einige Rückvorteile zu genießen.

---

*) droits = Zölle.

Und nach allem gesagten glaubt man endlich auch noch das Verhältnis, welches zwischen dem Vaterland und dieser Krone als engen Bundsgenossen herrschet, berühren zu dürfen.

Es ist ganz unstreitig, daß Handlungsvorteile seit Jahrhunderten der einzige wirkliche Gegengenuß dieser alten Verbindung abseiten der Schweiz war, und daß auch letzthin mehrere Kantons durch die Ueberzeugung, wie sehr wir diese Handlungsvorteile nötig haben, zur Erneuerung eines Bündnisses und zur Genehmigung einiger Artikel (sich) haben bewegen lassen, deren Folgen für die Schweiz doch auch nicht unter allen Umständen und zu allen Zeiten als ganz unschädlich und ungefährlich können garantiert werden und die, wenn sie dieses je sind und werden können, es in dem Grad sind und werden müssen, als Frankreich die innern Kräfte seines Reichs sowohl als die unsern in Gefahr setzt, — und wie sehr dieses durch das gegenwärtige Arrêt dieses Königreichs geschehen, ist dasjenige, was wir bis dahin zu zeigen gesucht haben.

Ich fasse die diesfälligen Gründe noch einmal zusammen.

Dieses Arrêt ermangelt nicht, durch seine Folgen es unmöglich zu machen, den Verkehr des Geldes, das in der Schweiz liegt, und des Kredits, den sie genießt, zum Vorteil Frankreichs durch inländische Industrie valieren zu machen.

Es ermangelt nicht, dadurch eine Veränderung in dem Zustand unserer Einwohner hervorzubringen, deren Folgen für die Schweiz freilich unabsehlich, die[1]) aber durch ihre Natur imgrund alle wieder auf dieses Königreich zurückfallen müssen.

Es ermangelt spezialiter nicht, eine Auswanderung bei uns zu veranlassen und notwendig zu machen, welche allen europäischen Staaten die Vorteile unserer Industrie, unserer Kenntnisse und Erfahrungen anbieten wird, und der vorauszusehende Gebrauch, welchen mehrere Fürsten von diesem Umstand machen werden, wird uns wegen der zur Fabrikation vorteilhaften Lage ihrer Reiche und wegen der ihnen eigens und unabhangend gesicherten Auswegen derselben (uns) ewig die Hoffnung eines konkurrierenden Mitgenusses der Industrie entreißen und so auch die Möglichkeit der Wiedererneuerung der Quellen unseres Wohlstandes uns abschneiden.

Dieses Edikt ermangelt ferner nicht, die Schweizer selber anzulocken, ihr noch besitzendes Vermögen vielfach in Etablissements zu werfen, deren Entstehung, so sehr sie zum Nachteil des Vaterlandes und der Krone gereichen möchte, sie unter diesen Umständen nicht mehr imstand sein werden zu hindern.

Es ermangelt nicht, durch Abschwächung von unserer Geld- und Volksmasse uns auch als Verbündete Frankreichs unbedeutend und kraftlos zu machen.

---

[1]) Im Original steht „da".

Es ermangelt endlich nicht, in der Folge der Zeit die einheimische Industrie Frankreich(s) ebensowohl außer das Reich zu locken, als ihr den Verschleiß ihrer Manufakturwaren in allen Ländern zu erschweren.

Bei sotaner Bewandtnis der Sachen scheint es wirklich unbegreiflich, wie oft berührtes Arrêt gegen unsere Nation und ihre Industrie aus Frankreich hat emanieren können, und überhaupt wie Frankreich die Industrie der Schweiz als dem Königreich nachteilig ansehen und dahin kommen können, es für dasselbe vorteilhaft anzusehen, ihr Hindernisse in den Weg zu legen.

Und doch ist es geschehen — und das Königreich hat schon seit langem dieses System befolgt und uns nach und nach aller Handlungsvorteile, die wir in demselben hatten, beraubt, sodaß auch nicht einmal unsere Käse mehr mit ihrem alten Schweizerrecht eingehen können und uns gänzlich kein einziger Handlungsartikel mehr auf den Fuß sich gegenseitig begünstigender Nationen eingelassen wird, indessen wir Frankreichs Produkte und Industrie ohne [Unterschied]*) ganz frei und unbelegt in alle Teile unsers Landes einlassen und mit schweizerischer Bundestreu sich allenthalben ohne den geringsten Staatsvorteil daraus zu ziehen (sich) verschleißen lassen.

In dieser Lage der Sachen, in dieser auffallenden Billigkeit des Wunsches gegenseitiger Vorteile vonseite des Königreichs und in der so auffallenden Uebereinstimmung der wahren Vorteile desselben mit den Vorteilen unserer Nation und mit der Aufhebung oder wenigstens Abänderung oft berührten Dekrets läßt es sich inzwischen mit einiger Zuverlässigkeit hoffen, die Erlauchten Glieder der hohen königlichen Regierung werden die**) Vorstellungen, welche die landesväterlichen Gouvernements dieser Lande ihnen über diesen Gegenstand zu machen geruhen möchten, ihrer Aufmerksamkeit um so viel mehr würdigen, da selbst die von S. Maj. in diesem Arrêt geäußerten Grundsätze in Absicht auf die Freiheit der Handlung und seine Neigung, dieselbe, wo sie auf reziprozierlichen Genuß kann etabliert werden, seinem Reich nicht zu entziehen, die schweizerische Nation zum voraus sicher zu stellen scheinen, daß Allerhöchst dieselbe, wenn sie die Gegenstände dieses Dekrets einer nochmaligen Untersuchung unterwerfen werden, von den schädlichen Folgen derselben sowohl auf das Königreich, als auf die mit demselben so genau verbündete Schweiz zur vollkommensten Ueberzeugung werde gebracht werden.

*) Das Wort ist undeutlich geschrieben. Wäre das vorangehende „ohne“ gestrichen, so läge am nächsten die Lesart „ungehind[ert]“.

**) Original: den.

Ueber die gegenwärtige Lage der Gewerbsthätigkeit, mit besonderer Rücksicht auf das Gebiet der Hofmeisterei Königsfelden. 1789.

Das Manuskript zu diesem Aufsatze, 17 Folioseiten, datiert vom 11. März 1789, ist von fremder Hand geschrieben und unterzeichnet, aber von Pestalozzi eigenhändig korrigiert. Hunziker vermutet aus den Schriftzügen und aus der höchst unvollkommenen Orthographie („Thon" des Großreichtums, „ausgedähnte", „Uhrsache", „molopolische") in der Schrift diejenige von Pestalozzi's Sohn Jakob (1770—1801), der in einem Institut in Mühlhausen und im Handlungshause Battier 1783—86) gewesen war. Die Abschnitte ad A, ad B ꝛc. lassen die Schrift als eine Antwort auf ein Fragenschema erscheinen, das der damalige Hofmeister von Königsfelden, sei's aus eigenem Antriebe, sei's aus demjenigen der bernischen ökonomischen Gesellschaft, Pestalozzi übermittelt zu haben scheint. (Hz.)

Ad A. Wir verdanken unsere Industrie zufälligen prekären Umständen, die unsere Väter mit dem Heißhunger armer Leute an sich gerissen und mit der Treue und dem Fleiß unermüdeter, eingeschränkter, anspruchsloser und fast bedürfnisleerer Arbeitsmänner also benutzten, daß sie sich durch dieselbe zu einer Höhe emporschwangen, an die sie selber nicht dachten.

Große Reiche zollten den Burgern unserer Städte, und das Land erreichte einen Wohlstand, der die Aufmerksamkeit von Europa auf sich zog. Die Baumwollfabrikation allein brachte in mehrere Gegenden Millionen in Umlauf und die Nation schien in ihrem Wohlstand nicht blos vorzuschreiten, sie schien demselben wirklich vorzufliegen.

Im schönsten Flug erschüttern uns Katastrophen, die heiter in der Natur der Sache liegen und leicht vorausgesehen werden konnten.

Sie hatten mehrere Quellen.

1. Die Söhne der reichgewordenen Bürger verloren den eingeschränkten, anspruchslosen, unermüdeten Geschäftston ihrer Väter; der Ton des Großreichtums war[d] der Ton des mittlern Vermögens und selber des Unvermögens, indessen daß der Großreichtum selber nicht

hinreichte, die verlornen innern Kräfte gemäßigter und eingeschränkter Berufs- und Standessitten zu ersetzen.

Im Glück guter Jahre war der Schaden des Verlusts dieser Grundstützen ·) des Handelsstands nicht merklich, aber da mißliche Zeiten erschienen, sah man die Folgen des ganz aus dem Geleise der wahren Ordnung ausgetretenen Handelsschwindels Schrecken über das Land verbreiten. Der Fuß der Handlung, der auf Treu und Glauben und weiser Mäßigung ruhende Kredit sank durch die vielen Beispiele der Untreu und Verwegenheit, welche der Hochflug dieses Standes notwendig machte.

2. Eine zweite Ursach dieser Katastrophen besteht darin: Die Welt sah den Schweizerwinkel sich übergolden und nahm ihre Maßregeln danach, den Herren in dem Grad ihre Goldgruben schnell zu entreißen, als sie selbige unvorsichtig spiegelten, — und es war den Fürsten nicht zu verdenken, daß sie trachteten, die Millionen, die aus ihren Ländern nach der Schweiz wie nach Rom wallfahrteten, bei Haus zu behalten. Der Kaiser, Frankreich, Spanien, Italien und Norden machten Schlag auf Schlag neue Prohibitionsgesetze, und sowie dadurch unsere Käufer abnahmen, errichteten wir — neue Fabriken und überschwemmten in allen Ecken, wo heimlich oder öffentlich etwas hineingeführt werden konnte, das Land mit Waren, die in dem Grad in Unwert sanken, als sie ohne Maß eingeführt wurden.

3. Ein dritter Grund dieser Katastrophen liegt darin, daß die Indienne ihrer Natur nach blos als ein Mode-Artikel muß angesehen werden, der zwar durch seine Wohlfeile, durch den Glanz der Farben und des apprêts die niedrige Volksklass', die das Große dieser Tücher kaufte, eine Weile blenden, aber sich nicht durch Dauerhaftigkeit und innere Güte für die Länge empfehlen konnte.

4. Zu allen diesen in der Natur der Sache liegenden Gründen kam noch das Edikt von anno 1785.

Ad B. Durch berührte Umstände erklärt sich die jährliche Abnahme der Geschäfte dieses Artikels natürlich und der Grad der Abnahme desselben soll seit einem Jahr einen Drittel des Ganzen betragen. ··)

Ad C. Als roh geht dieser Artikel teils nach den Indiennefabriken des Kantons, teils nach allen eidgenössischen Städten, die dergleichen Fabriken haben; außert der Schweiz geht als roh so viel als nichts; als Indienne verarbeitet, geht er noch immer, meistens ins Königreich; falsche Zeichen, mit großen Bestechungen verbunden, machen diesen Weg noch immer einigen Häusern möglich; aber die Krone hat die Mittel in der Hand, diesen Waren-Eingang noch viel enger zu versperren.

·) Grundsätze?
··) Original: betreffen.

Außerdem geht einiges nach den Niederlanden, nach Italien und nach Norden, aber allenthalben mindert sich der Debit, und große nach allen diesen Gegenden neulich gemachte Reisen sind so viel als fruchtlos gewesen, da man allenthalben alles mit Waren überschwemmt fand.

Ad D. Der gegenwärtige Preis der verschiedenen Arten Tücher ist wie folgt:

ord. $^{7}/_{4}$ gering gezeichnet gelten . . . . . bz.	70	bis	72
No. 4 mit Bern	64	„	67
„ 5 „ „	70	„	72
„ 6 „ „	75	„	80
$^{6}/_{4}$ breit halbfeine und feine	80	„	110
$^{7}/_{4}$ „ „ „ „	90	„	140

Ad E. Der Preis des Spinnerlohns ist um einen Drittel gefallen und würde noch tiefer fallen, wann die Ausfuhr der Gespunst nach fremden Fabriken den Preis nicht erhielt[e]; es geht durch Zürich Garn in solchen Preisen ins Ausland, daß es ganz unmöglich wäre, dasselbe in diesen Preisen im Land zu verarbeiten.

Ad F. Es scheint ganz wider die Natur der Dinge zu streiten, daß sich der Artikel bei uns jemals wieder dauerhaft zu derjenigen Größe erhebe, die wir jetzt verlieren; auch nur ein[en] weit verminderten Genuß desselben zu erzielen, haben wir gegen fast zahllose Schwierigkeiten zu kämpfen, z. B. in Rücksicht auf das Ausland

1. gegen das seit dem englisch-französischen Commerzien-Traktat *) überschwemmende Ostindien;

2. gegen die neuen französischen, deutschen, italienischen und nordischen Etablissements, die bei allen Vorteilen ihrer Lage noch von unsern eigenen Arbeitern, die seit dem Edikt bei uns außert Arbeit gesetzt [wurden], und ebenso von Kaufleuten unsers Lands, die seit dieser Epoche ihre Gelder nicht mehr so wohl in unsern Etablissements plazieren können, unterstützt und begünstigt werden; viele dieser Etablissements liegen so vorteilhaft, daß z. Ex. der Spinnerlohn nicht die Hälfte dessen beträgt, was wir dafür bezahlen.

Und dann in Rücksicht auf uns selbst 1. gegen den unsere Katastrophen im allgemeinen befördernden Hochflug unseres Handelsstandes;

2. gegen den Geist vieler dem Flor der Handlung entgegenstehenden Gesetze und Gebräuche mehrerer schweizerischer Städte und Lande.

Vorzüglich erfordert die Erhaltung dieses Artikels, daß man alles mögliche anwende, Frankreich zu bewegen, das Edikt von anno 1785 aufzuheben oder wenigstens zu mildern. Der wahre Zeitpunkt

*) Den englisch-französischen Handelsvertrag vom 26. September 1786

zu diesem Endzweck wäre 1787 gewesen, aber er ist nicht benutzt worden; man hat dem Minister den Artikel en blanc in den Händen gelassen. Auch 1785 schien die allgemeine Erschütterung, die das Edikt veranlaßte, uns zu Vorstellungen gegen dasselbe aufzurufen; aber die Bemühungen wären wahrscheinlich damals bei der Neuheit der großen Erwartungen von der Ostindischen Kompanie fruchtlos gewesen; hingegen jetzt, da das Ministerium von einigen diesfälligen Irrtümern gewiß zurückgekommen und sogar selbst von seinen Unterthanen dringend und von allen Orten um die Aufhebung des Edikts angesucht wird, sollte man hoffen, mehr als damals zu seinem Ziel zu gelangen. Die Sache ist so wichtig, daß, wenn man nicht dahin gelangen wird, allerdings zu befürchten steht, daß nicht nur die schwächern Fabriken in sehr kurzem gänzlich außer Arbeit gesetzt, sondern selber die größern Häuser, die gegenwärtig schon blos in Hoffnung besserer Zeiten und mit Aufopferung arbeiten, ihre Fonds auch aus denselben herausziehen würden, wodurch die Einwohner des Kantons den Genuß von Millionen verlieren, die Landeseinkünfte und alle Besitzungen und alle Produkte sich allgemein und drückend in ihrem Wert vermindern müßten.

Die Folgen der Sache sind fast unabsehlich, und wenn zu helfen ist, so ist keine Zeit zu verlieren; denn wenn der Handelsstand in der Lage, in der er ist, noch Millionen verliert, der Fonds der Betriebsamkeit sich allenthalben vermindert, das Geld immer durch mehrere Kanäle ins Ausland geht, — und Mutlosigkeit und Mißkredit die Handlung allgemein niederdrücken wird, dann ist die Epoche vorüber, in welcher noch hätte geholfen werden können. Wie nahe dieser Zeitpunkt sein möchte, und was für Mittel anzuwenden seien, um mit der Wahrscheinlichkeit für einigen Erfolg Schritte zu diesem Endzweck zu thun, weiß ich nicht; aber ich kenne einen Mann, der beides dieses gewiß weiß und imstande ist, hierin mit tiefer Kenntnis des Gegenstandes und mit völliger Uebersicht des Ganzen Licht zu geben. Ich kenne seine Liebe zum Vaterland und seine Bereitwilligkeit zu dienen, sowie die Größe seiner Fähigkeiten und die Ausdehnung und Wichtigkeit seiner Verhältnisse mit dem Ausland. Aber bei allem diesem wird der Mann mißkannt; die Stimmen des Handelsstandes werden sich vereinigen, daß man ihn — nicht fragt; ich thue meine Pflicht und nenne ihn: es ist Herr Felix Battier, Sohn, in Basel.

(2.) Aber wenn auch diese Endzwecke alle mit dem glücklichsten Erfolg erreicht*) würden, so müßte dennoch dem Hochflug des Handlungsstands in seinen Sitten Einhalt**) gethan und derselbe von dem Schwindel seiner Anmaßungen und seines Schimmers in die Schranken einer auch im Wohlstand gemäßigten Berufsstimmung zurückgebracht werden, damit er wieder allgemein redlich werden und ehrlich bleiben könne.

*) Original: errichtet.
**) Original: Inhalt.

Die größern Häuser sollten ohne anders den mittlern und kleinern, die das Verhältnis ihrer Kräfte in ihren Geschäften und in ihrem Aufwand überschreiten, allen Kredit versagen.

3. Endlich sollten die Gesetzgebungen der handelnden Kantone in Rücksicht auf diesen Gegenstand nach durchgedachten Grundsätzen geprüft werden. Auch die entferntesten Neigungen zu monopolischen Grundsätzen müßte[n] verbannt, die Freiheit und die Sicherheit der Fremden müßte dem Staat heilig sein, der Privat-Eigennutz der Einheimischen, insofern er dem Ganzen der Handlung schädlich, müßte mit Festigkeit zurückgehalten und der Grundsatz von Staats wegen als wahr anerkannt werden: sobald der Einheimische das Land so gut bedient als der Fremde, so hat der erste durch die Natur seiner Lage den Vorzug; bedient er ihn nicht so gut, so ist es in solchen ins Große gehenden Fabrik-Artikeln ein wahres Landesbedürfnis, daß der Fremde mit der größten Freiheit und Sicherheit mit ihm konkurrieren könne; und ebenso notwendig ist dann auch, daß er nicht durch den Geist der Chikane und durch den Mangel der Gesetze, welche den verfänglichen Handlungsarten von Leuten, die äußern Kredit besitzen, nicht genugsam und einfach Einhalt*) thun, von einem Land verscheucht werde, in dem er Gefahr läuft, durch die Fehler und Lücken der Gesetzgebung mehr zu verlieren, als er durch den Verkehr mit den Einwohnern gewinnen kann.

Ad G. Es erhellt aus dem Gesagten, daß alle Indiennefabriken der Schweiz nicht anders als schlecht gehen können. Diejenige(n), die unter der Ragion (Regie?) von Laué & Komp. bei Wildegg [stehet], erhaltet sich unter den hiesigen am stärksten; die andern arbeiten fast alle um den Lohn; diese hingegen auf eigene Rechnung und nach einem soutenierten kaufmännischen System, aber auch sie scheint den gegenwärtigen Umständen nur durch Aufopferungen zu parieren; dennoch hat sie im letzten Jahr das Verhältnis ihrer Geschäfte gegen 1787 nicht vermindert, wohl aber 1787 gegen 1786 um einen Drittel; da ihre Fonds und ihre Handlungsverbindungen ihnen auch die entferntesten Auswege öffnen, so sind sie dadurch imstand mehr zu leisten als andere.

Diese Fabrik verbreitet auch auf das Amt Königsfelden ein[en] wahrhaft wohlthätigen Einfluß, indem sie auf meinem Gut eine Malerstube erhaltet und durch diesen kleinen Nebenzweig ihres Verkehrs etliche Jahre nacheinander bei fl. 4000 in die Dorfschaften Birr, Lupfig, Brunegg geworfen, welche Summe sich unter günstigen Umständen verdoppeln würde, sowie sie sich jetzt vermindert.

Ad H. Sowohl die Verfertigung der Baumwollentücher als die Indiennefabriken der benachbarten Kantons sind in einer der hiesigen ähnlichen Lage.

*) Original: Inhalt.

Ad I. Der Flor der Handlung hatte besonders auf das äußere Amt Euer Hoch Edelgebornen einen sehr wohlthätigen Einfluß. Diese Gegend war zu arm, um die Vorschüsse zu bestreiten, welche das Zurückstehen ihrer Kultur mitten in der vortrefflichsten Position zu leichten und ins Große gehenden Landsverbesserungen erforderte. Der Flor der Handlung gab ihnen diese Vorschüsse, und sie wurden durch die weise Mitwirkung der hohen Regierung, die das ganz unerhörte Mißverhältnis des Graswuchses gegen das Ackerfeld in hiesiger Gegend anerkannte und im Gefolg dessen die Anlegung künstlicher Wiesen uns fast uneingeschränkt bewilligte, vortrefflich benutzt und haben eine sehr auffallende Revolution in dem Zustand dieser äußern Gemeinden hervorgebracht. Der Viehstand, die Bevölkerung und der Vermögenszustand der Einwohner hat allgemein gewonnen und das Steigen aller Arten von Grundstücken übersteigt fast allen Glauben.

Bis jetzt hat die Minderung der Handlung auch noch keinen nachteiligen Einfluß auf dieses Amt gehabt; noch jetzt sind die Grundstücke immer im Steigen; und der Spinnerlohn, der unser größtes Verdienst ist, war zu hoch; er überstieg das Verhältnis des möglichen Feldverdienstes; jetzt steht er mit demselben im Ebenmaß, und die Klagen einiger Bettelhaushaltungen des Amts ruhen auf ihrer Lumpenordnung. Sollte aber die Stockung der Baumwollenfabrikation noch weiter schreiten, so würde freilich in der Folge auch diese Gegend darunter leiden, indem sich das Uebel über alle Klassen von Menschen in allen Ständen und Berufen erstrecken müßte; aber dennoch wäre unsere Gegend noch eine von denjenigen, welcher auch in diesem Fall am leichtesten zu helfen wäre, da noch mehrere tausend Jucharten auf dem Birrfeld auf eine sehr leichte Art in ihrem Wert drei- und viermal auf das doppelte gebracht werden können und dieses wirklich durch die Natur schon angebahnter Verbesserungen.

Ad K. Für jetzt nichts von Wichtigkeit als der berührte, von der Fabrik von Wildegg abhangende Verdienst der Maler-Kinder und das gemeine Spinnen, aber in Rücksicht auf die Möglichkeit und Notwendigkeit, auch hierin dem Land überhaupt und dieser Gegend insbesonders auf den Fall einer größern Stockung dieses Erwerbszweiges Vorsehung zu thun, halte ich es für meine Pflicht, den Wunsch zu äußern, daß in den verschiedenen Gegenden des Landes die edelsten des Landbaues und jeder Art von kleiner oder großer Gewerbsamkeit kundige[n] Männer sich in kleinen Cerclen vereinigten, um in ihren Distrikten alle Branchen der Kultur und der Industrie mit dem Endzweck zu untersuchen, wie weit es möglich sein könnte, die Zahl von aller Gattung Menschen, die in ihren verschiedenen Erwerbszweigen gebildete Arbeiter gebrauchen könnten, sowie auch die Anzahl derjenigen, die zu den verschiedenen Arten von Arbeiten, die man fordern würde, gebildet sein sollten, zu vermehren und alle Arten Raffinements zu erforschen, durch welche einerseits die verschiedenen Arten dieser kleinern

und größern Erwerbsbranches vervollkommnet, besser gegründet, wohlfeiler gemacht, anderseits die Ausbildung der zu diesem Vorschritt dieser Industrie notwendigen Arbeiter auf die einfachste Art erzielet werden könnte.

Die Vereinigung der Kenntnisse und Lagen der größern Güterbesitzer mit den Kenntnissen und der Thätigkeit der Gewerbsamkeit ist das non plus ultra dieser Gesichtspunkte, indem die Vereinigung dieser gegenseitigen Kenntnisse und Lagen zur Vervollkommnung beiderseitiger Berufe auf eine so entscheidende als ausgedehnte Art wirken müßte. Die Sicherheit dieses Grundsatzes ruht auf der Wahrheit, daß der Güterbesitzer hundert arbeitende Menschen mit Produkten erhalten kann, die in Geld geschlagen nicht das Aequivalent dessen machen, was der bürgerliche Gewerber fünfzig seiner Arbeiter für ihren Verdienst bezahlen muß; in diesem Gesichtspunkt ruht die innere Möglichkeit eines unglaublichen Vorschritts für die Industrie überhaupt, sowie insbesondere die Möglichkeit der einfachsten Etablierung von Anstalten, welche die Volksbildung zur Industrie durch Privatleute sogar in den gegenwärtigen Zeiten möglich machen würde, indem die Zeit der Not, die einzige Epoche [ist], in welcher das Volk geschmeidig genug ist, etwas rechtes aus sich machen zu lassen.

Das sind die Gesichtspunkte und Endzwecke meines geäußerten Wunsches der Vereinigung mehrerer des Feldbaus und der Gewerbsamkeit kundigen Männer, sowie es auch die Gesichtspunkte und die Ursachen der Bemühungen sind, die ich seit kurzem wieder erneuert, den Grad der Wohlfeile des Unterhalts gemeiner Arbeitsmenschen auf Bauernhöfen auf das genaueste zu erforschen und dadurch die vorzügliche Leichtigkeit, auch größerer Volkserziehungs-Anstalten zur Industrie durch Privatleute, die hierüber sich au fait setzen würden, in gehöriges Licht zu setzen.

Und ich nehme bei diesem Anlaß die Freiheit, meinen jetzo noch ganz kleinen Versuch zu diesen Endzwecken der Aufmerksamkeit und Wohlgewogenheit des Wohl Edelgebornen, meines insonders hochgeehrtesten Herrn Hofmeisters von Willading[1]) gehorsamst und ehrerbietigst zu empfehlen.

Den 11. März 1789. Pestalozzi.



[1]) Rudolf Ludwig von Willading, seit 1787 Hofmeister von Königsfelden, unter dem auch das Amt Eigen (das „Aeußere Amt“, mit Birr und dem Birrfeld) stand (vgl. Leu, Helvet. Lexikon Bd. XI, mit Suppl. v. Holzhalb, Bd. III S. 379).

